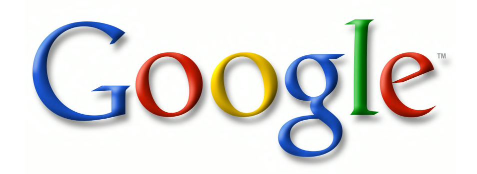
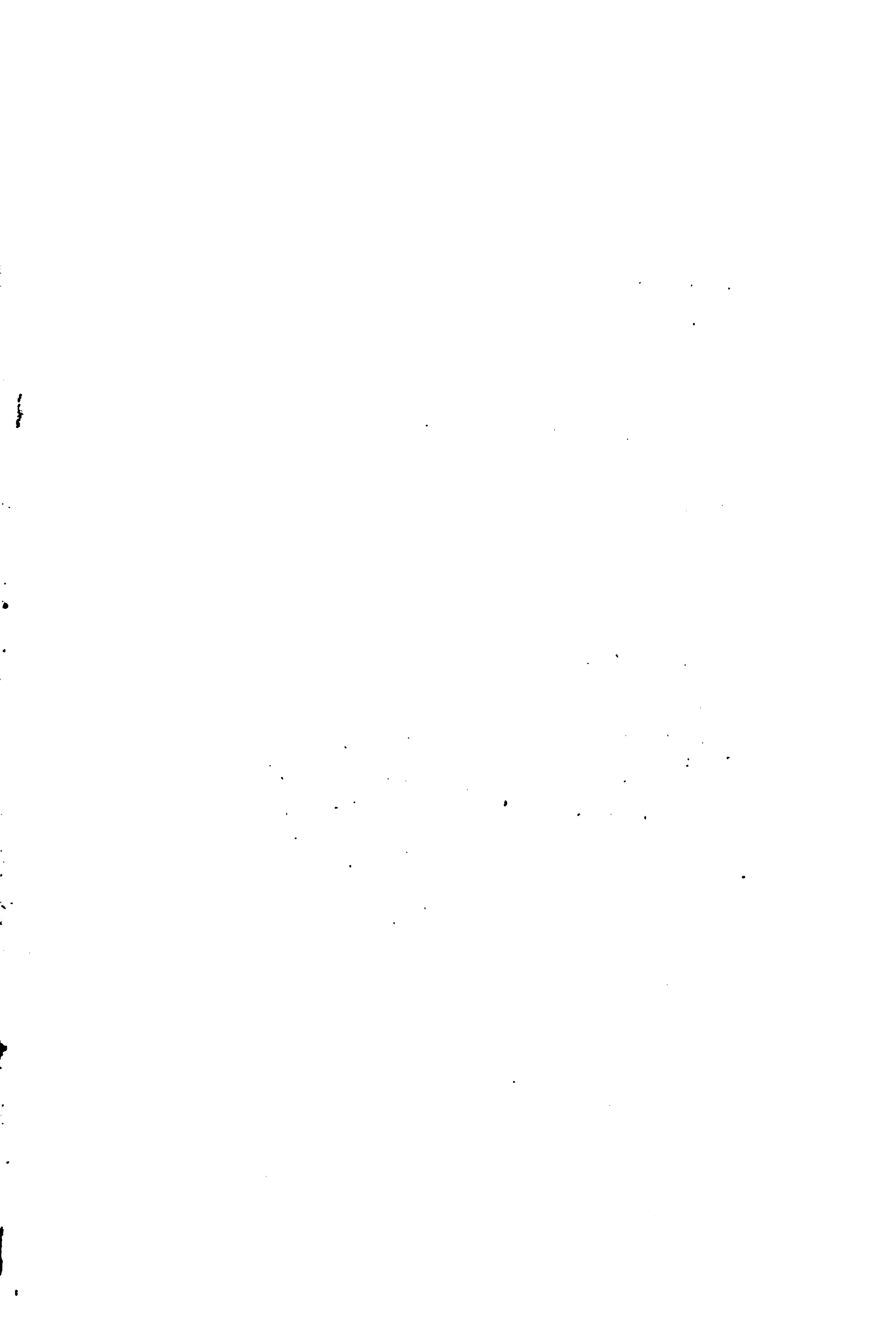
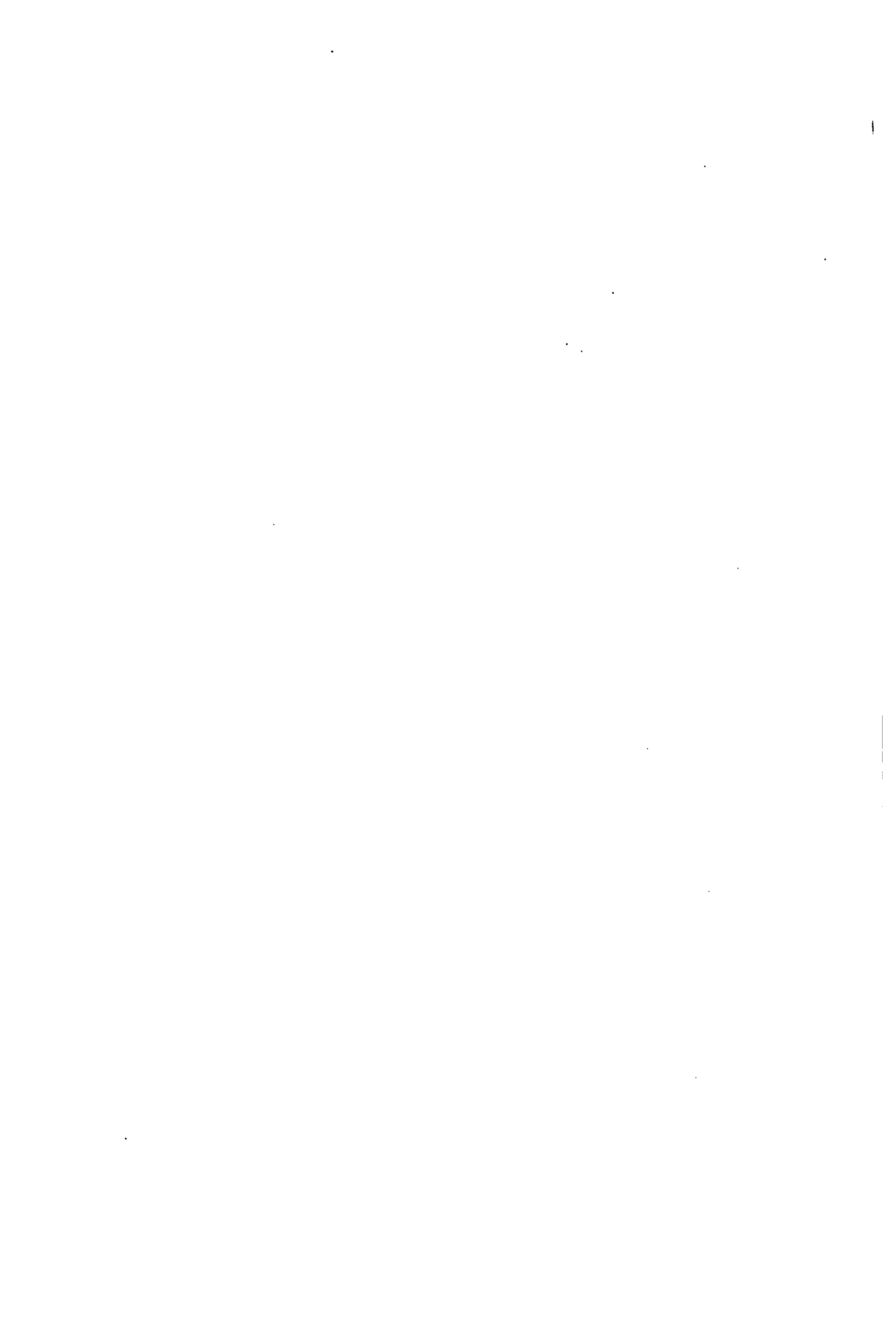








Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen.

Von

Dr. Artur Brabant.

Erster Band.

Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des Heiligen Römischen Reichs Generalissimus.

1757.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1904.

Joseph Friedrich,

Herzog zu Sachsen-Hildburghausen,

des Heiligen Römischen Reichs teutscher Nation Generalissimus.

1757.

Von

Dr. Artur Brabant.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1904.

Einführung.



Einleitung.

1. Kaiser, Reich und Reichsheer.

Am 4. Oktober 1745 wurde in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, Großherzog von Toscana feierlichst zum Kaiser des heiligen römischen Reichs teutscher Nation gekrönt.

Als er beim Krönungszuge seine Gemahlin erblickte, zeigte er ihr, belustigt über die ihm viel zu weiten Krönungsgewänder, seine in den mächtigen Handschuhen steckenden Hände, und Maria Theresia lachte hell auf.

Welch tiefer trauriger Sinn liegt in dieser Anekdote! „Nichts konnte", sagt der Ritter von Lang in seinen Memoiren, „ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtsspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung", und Scherr spricht im selben Sinne von „gespensterhaften Krönungsmaskeraden, von denen man nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen sollte. Die pomphaften Formen waren geblieben, die Macht verfallen. Wie schneidender Hohn klangen der Titel „Allzeit Mehrer des Reichs!" Hatte doch gerade Franz Stephan seiner Väter Land, altes deutsches Reichsgebiet, für italienischen Besitz verhandelt. Ohne Ansehen im Auslande, ohne Stärke und fast ohne Einfluß war die Krone, die er nun trug, im Reiche. In seiner Wahlkapitulation hatte er fast auf alle Betätigung seiner kaiserlichen Macht verzichten müssen, so daß er, wie Maria Theresia sagte, „als Kaiser gar nichts zu tun hatte." Ja, er befand sich sogar in einem schweren inneren Zwiespalte als Kaiser und als Gemahl der Herrscherin Österreichs, dessen Interessen wie die vieler andrer Reichsstaaten meist ganz andre Wege gingen, als die des Reiches waren.

Franz Stephan von Lothringen war am 8. Dezember 1708 geboren. 1723 bereits kam er an den Wiener Hof, wo er als zukünftiger Gemahl

Maria Theresias die höchsten Auszeichnungen genoß. 1735 trat er das Herzogtum Lothringen, das ihm sechs Jahre vorher beim Tode seines Vaters Leopold zugefallen war, um dessen Verwaltung er sich aber wenig gekümmert hatte, gegen die Anwartschaft auf das Großherzogtum Toscana, das er zwei Jahre darauf auch wirklich erhielt, an Stanislaus Leszczynski und damit mittelbar an Frankreich ab. Am 12. Februar 1736 hatte er sich mit Maria Theresia, mit der er bis 1739 in Toscana residierte, vermählt.

Er war ein frischer, gesunder und schöner Jüngling; seine großen dunkelblauen Augen, der kleine Mund und die nicht zu scharf hervortretende Adlernase gaben seinem Gesichte etwas Gewinnendes. Beeinträchtigt wurde der gute Eindruck durch eine sehr nachlässige und nicht sehr würdevolle Haltung und die mit den Jahren zunehmende Korpulenz. Er war ein liebenswürdiger, gütiger und leutseliger Herr, liebte heitere Unterhaltung, zu der er selbst gern durch Erzählen kleiner amüsanter Geschichtchen und harmloser, nie verletzender, Neckereien beitrug, und gewann sich so rasch aller Herzen. Er hatte große Reisen gemacht und zeigte vielseitige Interessen, besonders für Naturwissenschaften und Münzen, allein seine Neigungen hielten nicht lange an. Er war sehr bequem und nicht gewöhnt an ernste und ausdauernde Arbeit. So sprach er zwar sehr gern französisch, aber er „berücksichtigte dabei nicht einmal die einfachsten Grundregeln der Grammatik und Orthographie und schrieb „ein ganz eigentümliches Französisch". Es fehlte ihm jegliche Größe, unentschlossen, wie er war, und wohl auch zu gutmütig dazu, konnte er dem Willen der oft sehr hitzigen Kaiserin wenig Widerstand leisten. War er auch ein Feind aller Etikette und Bigotterie, so hielt er es doch für seine Pflicht, sich keinem Zeremoniel zu entziehen, obwohl er bei seiner schlechten Haltung nicht sehr würdevoll erschien; mit um so größerer Freude kehrte er aber nachher zu seinen kleinen Zerstreuungen, wie drechseln und gärtnern, zurück. Er war im bürgerlichen Sinne ein guter Haushalter und widmete der Verwaltung seines großen Vermögens viel Zeit, trotzdem spielte er im engen Kreise, besonders mit den beiden Guascos, die immer viel als Bankhalter gewannen, sehr gern bei hohen Einsätzen Pharao und Würfel. Bisweilen unternahm er, um sich Bewegung zu verschaffen und seiner zunehmenden Korpulenz Einhalt zu tun, zur Verzweiflung seiner Begleiter große ermüdende Jagden und Ritte. Im Winter besuchte er gern die Theater und wohnte den Vorstellungen von Anfang bis Ende bei. Er langweilte sich überhaupt viel an den Winterabenden, da die Kaiserin sich immer, ohne großes Souper abzuhalten, zeitig zurückzog. Dann nahm er auch häufig an Redouten teil, und es entspannen sich bisweilen kleine Liebeleien. Vor allem war die Kaiserin auf die schöne und graziöse Fürstin Auersperg, die Tochter des Feldmarschalls Neipperg, eifersüchtig.

Im ganzen war der Kaiser einem guten reichen und liebenswürdigen Privatmann, der sich keine großen Sorgen macht, ähnlicher als einem Herrscher.

Der oberste Rat des Kaisers und der Kaiserin-Königin war „die Konferenz“. Zu ihr traten der Oberhofmeister Graf Uhlefeld, der Staatskanzler Graf Kaunitz, der Feldmarschall Graf Batthyányi, der Oberkammerherr Graf Khevenhüller und der Reichsvizekanzler Graf Colloredo zusammen. Sie führten sämtlich den Titel Konferenzminister. Kamen Reichsangelegenheiten zur Sprache, so hatte auch der „Reichskonferenzminister“, der Reichshofratspräsident Graf Harrach zu erscheinen. Tonangebend und entscheidend waren in allen auswärtigen Fragen allein Kaunitz und Colloredo, um Angelegenheiten der inneren Politik kümmerte man sich nur im allgemeinen insofern, als man die Vorträge der Abteilungsvorstände anhörte und ihre Anträge genehmigte.

Der Reichsvizekanzler wurde vom Kurfürsten von Mainz, dem Kurerzkanzler, ernannt und bezog als solcher 20 000 Gulden Gehalt, im Gegensatz zum ersten Minister Österreichs, der 78 000 Gulden erhielt. Graf Colloredo, ein vollendeter Kavalier im Sinne des XVIII. Jahrhunderts, vernachlässigte bei allen seinen Passionen seine Geschäfte durchaus nicht, wobei ihm seine schnelle Fassungsgabe und sein Geschick zu Hilfe kam, so daß er wenig Zeit brauchte, die Angelegenheiten, die ihm seine beiden Departementssekretäre Mohr und Gundel vortragen mußten, zu erledigen.

Der Reichskonferenzminister wurde vom Kaiser ernannt und besoldet und stand an der Spitze des Reichshofrats, der zugleich die ausschließliche Reichsregierungsbehörde war. Der Reichshofrat entschied in Lehenssachen und Kriminalfällen Reichsunmittelbarer als Gerichtsbehörde, eingeschränkt durch die Appellationsprivilegien der Stände. Er setzte sich zusammen aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und 18 Räten, von denen ein Teil aus dem Reiche sein und sechs der evangelischen Konfession angehören mußten. Diese sechs evangelischen Räte konnten bestimmungsgemäß von den katholischen nicht überstimmt werden, wenn sie geschlossen stimmten. Die Räte wurden bei gleichen Rechten, aber ungleicher Besoldung in eine Grafen- und Herrenbank und in eine gelehrte Bank geschieden. Präsident war zur Zeit des Krieges Graf Ferdinand von Harrach, ein kenntnisloser untätiger Höfling, ohne Einfluß und Bedeutung, sonst aber „der ehrlichste Mann der Welt“.

Fürst äußert sich sehr absprechend über das Kollegium. Es sollte ein Heiligtum der Themis sein, meint er, „aber ganz Deutschland wisse, wie wenig man sich bei diesem Gerichtshofe auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen dürfe, wenn man nicht durch Begünstigungen unterstützt würde.

Hinneigung des Kaisers wäre höchstes Gesetz gewesen, im übrigen herrschten nicht viel weniger Leidenschaften, Interessen und Protektionswirtschaft als völlige Geschäftsunkenntnis. Die Einwirkung der paar gescheiten und geschickten Leute auf der Gelehrtenbank wäre nutzlos gewesen gegenüber den Nullen auf der andren Seite, jungen unerfahrenen und ungebildeten Leuten, die eine leichte und feine Karriere machen wollten, denn der Reichshofrat war — merkwürdigerweise — die Pflanzschule für Gesandte an auswärtigen Höfen. „Solche Leute wühlen nicht in Akten, sie sind zufrieden, wenn sie es so weit bringen, ihrer Ansicht eine geistreiche Wendung zu geben. . . . Wie seid ihr zu beklagen, Fürsten und Staaten des Reiches; das sind die Leute, die über euere Rechte, und wenn ihr euch nicht widersetzt, über euer Eigentum entscheiden! Man wird mir entgegnen, daß jede Sache in der Regel Referenten von beiden Bänken hat; und ohne Zweifel sehen die Gelehrten recht gut, auf welcher Seite das Recht ist; aber wollte Gott, daß sie auch andre Verhinderungen der Rechtspflege überwänden, ich meine Leidenschaft und Interesse. Größtenteils aber sind im Rate der zweiten Bank feile Seelen."

Die Gehaltsverhältnisse waren zudem schlecht, 400 Gulden, Abgabenfreiheit und einige recht mäßige Sporteln. Aber trotzdem die meisten Mitglieder der zweiten Bank vermögenslos waren, gaben sie über 10 000 Gulden jährlich aus! Die Mitglieder der ersten Bank bekamen nur 2600 Gulden, waren aber nach Fürsts Urteil „über alle Versuchungen erhaben", die Minderbegüterten schränkten sich ein. Der Prozeßgang war so schleppend, daß Fürst den praktischen Rat gibt, man solle die Richter so sehr belästigen, daß sie die Sache, nur um Ruhe zu bekommen, beschleunigten. So streng die Verordnungen, Einschärfungen, Erkenntnisse und Zwischenurteile auch klangen, sie kamen gewöhnlich nicht zum Vollzug.

Alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren und alle Zivilsachen der Reichsmittelbaren unterstanden dem Reichskammergericht, das, 1495 gegründet, seit 1693 in Wetzlar seinen Sitz hatte, und das weniger seiner Urteile wegen als durch sein berüchtigtes Verschleppungssystem weltbekannt ist.

In allen wichtigen Angelegenheiten bedurfte der Kaiser der Mitwirkung und Zustimmung der seit 1663 in Regensburg ständig tagenden Reichsversammlung, deren Befugnisse im Artikel 8, § 2 des westfälischen Friedens festgelegt waren. Er ließ sich dabei durch einen Prinzipalkommissar aus fürstlichem Stande repräsentativ, geschäftlich durch einen rechtskundigen Konkommissar vertreten. Kurmainz als Kurerzkanzleramt führte das Direktorium durch einen Direktorialgesandten, bei dem die reichsständigen Gesandten ihre Beglaubigung wie beim Prinzipalkommissar abzugeben hatten; Gesandte auswärtiger Mächte legitimierten sich nur beim Direktorialgesandten.

Die Reichsversammlung gleicht mehr unserm Bundesrate als unserm Reichstage.

Es bestanden drei Kollegien, über die zusammen Kurmainz ein allgemeines Direktorium führte. Das vornehmste Kollegium war das, seit 1708 neun Stimmen zählende Kurfürstenkolleg. Hierin führte Mainz ein Sonderdirektorium; bei Abstimmungen sammelte es die Stimmen, während es seine eigene an Sachsen abgab.

Das Fürstenkollegium, in dem abwechselnd Salzburg und Österreich den Vorsitz führten, zerfiel in eine weltliche und eine geistliche Bank, die zusammen 100 Stimmen abzugeben hatten, 65 weltliche und 35 geistliche. Die Reichsgrafen hatten dabei keine Virilstimme, sondern gaben ihre Stimmen in vier Bänken, der wetterauischen, schwäbischen, fränkischen und westfälischen ab, ebenso gruppierten sich die Reichsprälaten in eine schwäbische und eine rheinische Bank.

Das dritte Kollegium, das der Reichsstädte, zerfiel ebenfalls in zwei Bänke, eine rheinische mit 14 und eine schwäbische mit 37 Städten. Regensburg als Reichsversammlungsstadt führte den Vorsitz.

Alle Einläufe bekam das Direktorium. Von ihm aus kamen die Vorlagen zur Diktatur, das heißt, der kurmainzische Kanzlist diktierte sie den Kanzlisten der beiden obersten Kollegien. Kurfürstenkolleg und Fürstenkolleg entschieden nun getrennt durch Stimmenmehrheit, dann suchte man durch Relation sich untereinander zu einem Conclusum duorum zu einigen, das darauf den Städten durch das Direktorium vorgelegt wurde, um mit ihnen ein Conclusum trium zu erreichen. War das durch Relation nicht möglich, so scheiterte die Vorlage, stimmten die Städte bei, so wurde das erzielte Reichsgutachten dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt, durch die es als Conclusum imperii oder Reichsschluß Gesetzeskraft erhielt. Der Kaiser hatte ein unbedingtes Veto, er konnte ablehnen oder bestätigen, aber nicht ändern.

In Angelegenheiten der Konfessionen trat seit dem westfälischen Frieden die gesonderte Beschlußfassung, die Itio in partes, ein, wobei ein Corpus catholicorum unter kurmainzischem und ein Corpus evangelicorum unter kursächsischem Vorsitz Beschluß zu fassen hatte. Die beiden Vota mußten dann auf dem Wege der Relation zu einem Gutachten vereinigt werden.

Die Reichsversammlung schien soweit einen sehr klaren und geregelten Geschäftsgang zu haben. Allein eine Unmenge von Reservatrechten und Ausnahmen von der Regel drängten den Formalismus vor die Sache, wie Friedrich der Große einmal treffend sagte: der Reichstag wäre eine Zusammenkunft von Publizisten, die sich mehr an die Formen als an die Sache hielten. Zudem behandelte man die unwichtigsten Sachen mit größter Wichtig-

keit, schwerwiegende hingegen zog man mit allen Mitteln hinaus und hintertrieb Beschlüsse mit einem Raffinement, mit dem sich die Obstruktionsversuche in unsern Parlamenten gar nicht vergleichen lassen. Ein beliebtes Mittel dazu war das Vorschützen von „Mangel an Instruktion", ja Fürsten, denen es häufig darauf ankam, vor ihrer Stimmabgabe zu sehen, „wie es die andern machten", instruierten direkt ihre Gesandten, bei der Abstimmung in irgend einem Punkte „Mangel an Instruktion" zu finden und dann unter dem Scheine der Meinungseinholung zu berichten, wie der oder jener votiert hätte. So konnte man wichtige Sachen jahrelang vom Beschlusse zurückhalten. Und daraus ist es auch erklärlich, daß Österreich 1756 in vielem dem Reichsgutachten vorgriff.

Geschwächt wurde der Einfluß der Reichsversammlung durch die Kreisversammlungen, in denen die Beschlüsse vielfach nach eigenem Interesse abgeändert wurden, wie wir es bei der Ausrüstung und Einteilung des Reichsheeres sehen werden.

Im großen und ganzen herrschte in Regensburg jener geschäftige Müßiggang, der niemals Zeit hat, selbst wenn es sich um die wichtigsten Angelegenheiten handelt.

Seit dem westfälischen Frieden war alle Gewalt auf die Reichsfürsten übergegangen. Sieben davon trugen noch die Kronen nicht zum Reiche gehöriger Länder, wodurch der Schwerpunkt ihrer Macht und ihrer Interessen, die vielfach Sonderwege gehen mußten, aus dem Reiche herausverlegt wurde und was ihnen das Recht gab, ohne jedes Einverständnis mit dem Kaiser kraft ihrer ausländischen Souveränität zu handeln. Im Reiche selbst setzten die Fürsten und Stände den kaiserlichen Befehlen allen nur möglichen Widerstand entgegen. Es herrschte jene zentrifugale Tendenz, die Deutschlands größte Gefahr war und ist. Man suchte sich vom Reiche frei zu machen, um fast gänzlich vom Auslande abhängig zu werden.

So vertraten die Kaiser des XVIII. Jahrhunderts nur noch eine Macht, die in Wirklichkeit nicht mehr vorhanden war, deren äußeren Reste sich nur noch in Formeln und veralteten, überflüssig gewordenen Einrichtungen zeigten; und Anarchie war nach den Worten eines Staatslehrers jener Zeit die wahre Verfassung des Reiches.

Der westfälische Friede hatte die Einzelstaaten des Reiches in der Tat selbständig gemacht; sie waren nicht mehr von Kaisers Gnaden, sondern der Kaiser war von Kurfürsten Gnaden. Das Recht Bündnisse zu schließen, untereinander sowohl wie mit nicht zum Reiche gehörigen Staaten, sofern diese Bündnisse nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet waren, das Recht Krieg zu führen und die Souveränitäten außerhalb des Reiches förderten den Gedanken an die Errichtung eigener stehender Truppen. Wie in allen

Dingen ging Brandenburg voran. Die märkischen Landtage von 1652 und 1653 bewilligten zuerst die Mittel zur Schaffung eines stehenden Heeres. Was der Große Kurfürst begonnen hatte, vollendete Friedrich Wilhelm I., der seinem Sohne ein wohlgeübtes und organisiertes Heer hinterließ, das einzig und allein den Zweck hatte, dem Staatswohle zu dienen.

Das Vorbild Preußens fand überall Nachahmung. Freilich kostete die Werbung, Ausrüstung und Erhaltung der Truppen sehr viel Geld, dazu verschlangen die nach französischem Muster sich ausbildenden üppigen und über die Mittel hinaus verschwenderischen Hofhaltungen ungeheuere Summen. Die Geldverlegenheit stieg rapid an den kleineren Höfen. Die Anschauung nun, daß die Territorialheere Eigentum der Fürsten wären, führte zu dem Gedanken, sich ihrer zum Zwecke des Gelderwerbs zu bedienen, sie zu vermieten. Auf das Wohl des Reiches dabei Rücksicht zu nehmen, daran dachte man nicht, fühlte man sich doch als europäische Macht vielmehr wie als Reichsstand. Zwei Mächte vorzüglich waren es, die zur Führung ihrer Kriege hauptsächlich gemietete deutsche Truppen verwandten, England und Frankreich, wenn auch mit zuerst „Subsidientruppen" Kursachsen aus seinem 1682 gegründeten Heere 1685 an die Republik Venedig zum Kriege in — Morea vermietete. Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts hatte England und Frankreich fast das ganze Deutsche Reich, mit Ausnahme Brandenburg-Preußens, das seine Soldaten zur Durchführung seiner zielbewußten klaren Politik selbst brauchte, in Pacht. Was vom Versailler Hofe für ungeheuere Summen nach den Einzelstaaten flossen, kann man in dem berüchtigten „Livre Rouge", das 1793 auf Befehl des Nationalkonvents gedruckt wurde, nachlesen.

Frankreichs Rivale oder, geschäftlicher ausgedrückt, Konkurrent war England. Bei Beginn des Krieges beider Mächte war im Reiche an der Soldatenbörse Hausse. Eine Unmenge von Agenten arbeitete an den Höfen mit allen Mitteln, denn es war vorauszusehen, daß sich der zunächst in den Kolonien ausgebrochene Krieg auch auf Europa übertragen würde. Am 18. Juni 1755 gelang es England, Hessen-Kassel zur Stellung von 12 000 Mann zu bestimmen, am 6. September führten die Verhandlungen mit Ansbach und dem Fürstbischof von Würzburg, die England in Hannover mit deren Vertreter, Feldmarschall des fränkischen Kreises Grafen St. Andrée pflog, zum Ziele. Ansbach versprach zwei Bataillone und 300 Husaren, Würzburg drei Bataillone zu je 800 Mann zu stellen. Ferner wurde Sachsen-Gotha, Schaumburg-Lippe und schließlich das bisher im französischen Solde stehende Braunschweig-Wolfenbüttel gewonnen, so daß England im ganzen über 20 000 deutsche Soldaten verfügen konnte. Außerdem mußten sich alle Staaten, die Subsidientruppen lieferten, verpflichten, keinen Angriff

auf Hannover zu unterstützen. Den eifrigen Bemühungen Kaunitzens aber gelang es schon im Sommer 1756, Würzburg und Ansbach auf die österreichisch-französische Seite zu bringen. Der Markgraf von Ansbach bekam 60 000 fl. und die Zusage der Unterstützung in der bevorstehenden bayreuthischen Erbfolgefrage, seine Minister Frh. von Gemmingen 2000 fl. und von Seckendorf 4000 fl.; dafür stellte Ansbach 300 Husaren und verpflichtete sich, auf Reichs- und Kreisversammlungen die kaiserliche Sache zu vertreten.

Wie ein solcher Subsidienvertrag aussah, erkennt man aus einem vorbildlichen, zwischen Frankreich und Württemberg geschlossenen. Württemberg verpflichtet sich darin, sofort 6000 Mann marschbereit zu machen, die in fünf Regimenter zu je zwei Bataillonen eingeteilt werden. Für einen Generalstab, bestehend aus einem Generalleutnant, einem Generaladjutanten, einem Sekretär und einem Kommissar zahlt Frankreich monatlich 555 fl., ferner für die Kosten der Aufstellung von je 1000 Mann, also für Werbung, Montierung, Equipierung und Bewaffnung, 48 328 fl., für Sold und Verpflegung im Frieden jährlich 64 473, im Kriege 78 507 fl. in monatlichen Raten. Im Kriege kommt für Beschaffung der Feldequipage außerordentlich die Summe von 5751 fl. dazu. Für das Ergänzungsgeschäft werden im Frieden 1200, im Kriege 2000 fl. für 1000 Mann besonders gezahlt. Zur Neubeschaffung von Uniformen für 1000 Mann werden im Frieden aller drei, im Kriege aller zwei Jahre 2000 fl. gezahlt. Frankreich behält sich das Recht vor, jederzeit einen Kommissar zur Musterung zu schicken und für jeden dabei fehlenden Mann im Frieden 3 fl., im Kriege 3 fl. 30 kr. abzuziehen. Die Verluste im Kriege trägt Württemberg; und zwar ersetzt es bis zu 200 Mann innerhalb zweier Monate, bis zu 300 Mann innerhalb dreier Monate und so steigend bis zu 600 Mann. Dann zahlt Frankreich die Kosten der Neuwerbung und Aufstellung, wenn Württemberg innerhalb eines halben Jahres das Kontingent vollzählig macht. Die Verpflegung im Felde liefert gegen württembergische Bezahlung Frankreich selbst. Nach einem Feldzuge muß Württemberg alles wieder in stand bringen ohne jeglichen Anspruch auf irgendwelche Vergütung. Nach Beendigung der Subsidienzeit erhält es einen Monatsbezug als Gratifikation.

Es war also ein vollkommenes Geschäft. Die Kopfpreise wechselten nach dem Bedarf, wie die Preise einer Ware. 1752 war ein Württemberger um etwa 25 Prozent billiger als ein Bayer, Karl Eugen bekam 16 000 fl. für das Regiment weniger als Max III. Josef. Bei Beginn des Krieges stieg der Preis für einen Württemberger auf jährlich 69 fl. 23 kr., nun war er 4 fl. 1 kr. teurer als ein Bayer. Wie sehr der Soldat als Ware galt, geht aus einer Beschwerde Braunschweigs an England hervor. Es heißt da, die in Amerika invalid gewordenen Soldaten würden in die Heimat entlassen

und fielen dort den Gemeinden zur Last. Man möge bei der Verwendung in den Kriegsoperationen mehr auf die Interessen des Landesherrn Rücksicht nehmen!

König Friedrich der Große mißbilligte den Soldatenhandel sehr und gab seiner Mißbilligung häufig scharfen Ausdruck, z. B. dadurch, daß er für die durch sein Land ziehenden Subsidiensoldaten den Viehzoll erheben ließ.

Im Falle eines Reichskrieges waren die durch ihre Subsidienverträge gebundenen Fürsten vielfach außer stande, ihren Reichspflichten nachzukommen. Wie sehr das Reichsheer darunter litt, wird aus dem folgenden hervorgehen.

Im Jahre 1681 beriet man auf dem Reichstage zu Regensburg sieben lange Monate darüber, wie man dem zerfahrenen Reichsheerwesen, dessen kläglicher Zustand Reformen zu zwingender dringender Notwendigkeit machte, auf Grund der bestehenden Verhältnisse aufhelfen könnte. Als am 30. August die neue Matrikel erschien, gab sie nur ein getreues Abbild der verwirrten Reichsorganisation, — helfen konnte sie nicht mehr.

Die Grundlage der neuen Heeresverfassung war die gefährlichste, die es für ein Heer geben kann: die Dezentralisation der Gewalt. Sie war geboren von dem berechtigten Selbstbewußtsein der emporstrebenden großen Mächte im Reiche, deren Ziel völlige Unabhängigkeit von Kaiser und Reich war, und von dem maßlosen Souveränitätsdünkel der kleinen Stände, „die in jeder allgemeingültigen Verordnung einen unberechtigten Eingriff in ihre Rechte erblickten“. Selbstbewußtsein, Mißtrauen gegen das Reichsoberhaupt und die Mitstände, Neid, Eifersucht und leider auch ausländisches Gold ließen hier das verhängnisvolle Wort „Dezentralisation der Gewalt“ Gesetz werden.

Mit ausgeklügelter Spitzfindigkeit läßt die neue Matrikel dem Suchenden überall Türen offen, überall bietet sie Gelegenheit zu Umgehungen, sie ist ein Widerspruch gegen sich selbst, sie will ein Heer organisieren und gibt die Mittel zur Desorganisation.

Wie der letzten, 160 Jahre früher erschienenen Matrikel, liegt der neuen die Einteilung des Reiches in 10 Kreise zu Grunde. Allein, was 1521 richtig gewesen war, war nun längst falsch geworden, denn die alte Kreisordnung stimmte schon längst nicht mehr mit der Ausdehnung der Einzelstaaten überein, so daß manche Stände ihre Truppen zu verschiedenen Kreisen zu stellen hatten; das kleine Nassau z. B. verteilte seine wenigen Leute an drei Kreise.

Zu diesem Grundfehler kam, daß nur die Größe der Kontingente bestimmt wurde, nicht aber ihre Ausbildung. Freilich, man konnte nicht einmal damit durchdringen, denn die Kreise, die die eigentliche Macht in den Händen hatten, widersetzten sich dem Reichsschlusse und bezeichneten die durch die Matrikel vorgeschriebene Größe als „Idealfuß“, dem sie „von Kreises wegen“, einen bedeutend kleineren „Usualfuß“ entgegensetzten, den ihrerseits die Stände

wieder nicht anerkannten, sondern die Kontingente in der ihnen beliebenden Größe oder gar nicht stellten.

Die Matrikel bestimmte für das Reichsheer eine einfache Stärke (Simplum) von 40 000 Mann zu 7/10 Fußvolk und zu 3/10 Reiterei. Ein folgender Reichsschluß vom 17. November 1702 setzte das Duplum, 80 000 Mann, für den Frieden als „miles perpetuus", das Triplum, 120 000 Mann, für den Krieg fest. Weder im Kriege noch im Frieden ward diese Stärke jemals erreicht.

Dem Namen nach war der Kaiser Generalissimus, aber er durfte nur Befehle erlassen, die sich auf Kriegsoperationen unmittelbar, nicht aber auf Organisation bezogen. Er stand vielmehr repräsentativ an der Spitze einer aus den Einzelheeren der Kreise bestehenden militärischen Republik. Die Kreisheere wurden oder sollten wenigstens vom Kreisoberst befehligt werden. Diese Stellung blieb aber vielfach unbesetzt, weil es dem „Senat und Volk" von Nördlingen, Bopfingen oder sonst einigen kleinen Reichsständen nicht behagte, einen über sich zu haben; man ließ sich in seine souveränen Angelegenheiten nicht gern hineinreden. Mußte man sich aber aus diesem oder jenem Grunde doch zur Ernennung eines Kreisobersten entschließen, so verpflichtete man ihn durch feierliche Eidschwüre, seine Macht nicht zu mißbrauchen, d. h. nicht in den gewohnten Schlendrian hineinzureden, und der Gewählte war meist mit dem Titel vollkommen zufrieden.

Auf Veranlassung des Kaisers und der Reichsversammlung erließ der Kreistag die Befehle zum Stellen der Kontingente, hatte für die leichte Feldartillerie und deren Bedienung zu sorgen und suchte das zum Kriegführen nötige Geld in eine Kreisoperationskasse zusammen zu bringen. In seinen Entschlüssen war er selbständig, allein, selbständig war auch der Kontingentsherr, dem Ausrüstung und Bewaffnung, Verpflegung und Sorge für Unterkommen und Besoldung seines Kontingents auch während des Krieges überlassen blieb.

Jeder Kontingentsherr rüstete seine Truppen nach eigenem Geschmack aus, das glaubte er schon seiner Reichsunmittelbarkeit schuldig zu sein. Die Grundfarbe der Uniformen sollte in den Regimentern einheitlich sein, aber wenn man bedenkt, daß manches Kontingent nur aus einem, selbstverständlich durch besonders sichtbare Kennzeichen von den andern unterschiedenen Manne bestand, wird man sich das farbenfrohe Bild eines Reichsregiments vorstellen können, z. B. des aus 42 Kontingenten zusammengesetzten Infanterieregiments „Baden-Baden" oder die von 66 Ständen gestellten 569 Mann „Zollernkürassiere". Man versteht den Oberst, der beim Anblick seines Regiments ausrief: „Zur vollen Karikatur fehlt uns nichts mehr als ein Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger!" Die Monturen waren meist aus dem

miserabelsten Tuche hergestellt, das zwar nicht lange hielt, aber hübsch billig war. Zelte und Mäntel fehlten vielfach ganz. Die Gewehrausrüstung gab fast einen Überblick über die Entwicklung des Feuergewehrs, denn darum, daß 12 Kugeln ein Pfund wiegen und daß die Kaliber gleichmäßig sein sollten, kümmerte sich niemand.

Am 14. April 1734 hatte ein Reichsschluß bestimmt, daß jeder Kreis 1 36 Pfünder, 4 24 Pfünder, 3 12 Pfünder und 3 Mörser an Artilleriematerial haben müsse. Allein das blieb Beschluß. Der oberrheinische Kreis allein war stolz darauf, 10 Stück 3 Pfünder mit dem nötigen Fahrzeug zu besitzen, die friedlich in einem Schuppen der guten Stadt Frankfurt standen und von einem Frankfurter Ingenieurleutnant gegen 30 Gulden jährlicher Gage und den Titel „Kreiszeughauptmann" beaufsichtigt wurden.

Reiterei war im Frieden noch weniger vorhanden als Infanterie. Man machte sich überhaupt gern frei von ihrer Gestellung, was angängig war, da ein Reiter gleich drei Infanteristen gerechnet wurde. Kam ein Krieg, so war die Reiterei ganz kläglich; die wenigsten Reiter hatten schon einmal auf einem Pferde gesessen, und die Rosse waren ebensowenig kriegstauglich wie die Reisigen.

Offizier im Reichsheere zu werden war nicht schwer. Der Kreistag ernannte die Stabsoffiziere, die übrigen der Kreisoberst oder die Stände. Meist wurden die Stellen nach Protektion vergeben oder „verkauft", im Frieden freilich leichter als bei einem drohenden Kriege. Beförderung war oft ganz ausgeschlossen, da ein Übertritt in ein andres Kontingent nicht leicht war und das eigene vielfach nicht befördern konnte, da es ja satzungsmäßig „den" Fähnrich und „den" Hauptmann zu stellen hatte. So stellte z. B. zu einer Kompagnie des Regiments „Roth" Memmingen den Hauptmann, Kurbayern für Mindelheim den ersten, die Grafen von Fugger den zweiten Leutnant, der Prälat von Ursberg den Fähnrich, bei einer andern Kompagnie desselben Regiments sorgte die Äbtissin von Rottenmünster für den Fähnrich.

Wie es bei Besetzung wichtiger Offizierstellen zuging, lehrt der 12 Monate dauernde Streit, den der Landgraf Ludwig VIII von Hessen-Darmstadt gegen seinen Kreis durchfechten mußte. Der bisherige Kreisgeneralquartiermeister Oberst von Gebsattel dankte im Herbste 1753 ab, weil er Oberstallmeister des Fürstbischofs von Fulda geworden war. Er hatte schon einen Nachfolger bereit, „einen andern Oberstallmeister, der zwar nicht Offizier war, aber mit wichtigen Empfehlungen unter Darbringung von Gut und Blut" dem Kreise seine Dienste anbot. Nur dem energischen, ausdauernden Widerstande des Landgrafen, der Kreisoberst war, war es zu danken, daß nicht der Zivilist, sondern der tüchtige Oberstleutnant Hoffmann die einflußreiche Stellung bekam.

Reichssatzungsgemäß sollten die Kreise im Frieden auch gemustert werden, und zwar durch den Kreisoberst oder in seiner Stellvertretung durch den Kreisgeneralquartiermeister. Es kam aber nicht sehr häufig dazu, die Stände widersetzten sich in dem Gefühle, daß sie ja gar nichts zu mustern hätten, drang aber doch einmal ein Kreisoberst durch und erzwang sich die Musterung, so halfen sich die Stände mit ihren wenigen Leuten gegenseitig aus, so daß der Inspizierende eigentlich immer dieselben Leute, nur an verschiedenen Orten besichtigte.

Versuchte ein Kreisoberst, der es wie Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt mit seinem Amte ernst nahm, Verbesserungen einzuführen, so stieß er auf ausdauernden Widerstand. Er hatte es mit vieler Mühe durchgesetzt, daß nach dem Muster seines Darmstädtischen Regiments die Kontingenter gerüstet und geübt wurden, ja der Kreistag beauftragte die Kreisgeneralität, diesen Beschluß auf dem Kommandowege durchzuführen, allein Fürst Wittgenstein erklärte rundweg, das wäre im Kriege ganz schön, aber im Frieden mache er das wie er wolle; und der Hauptmann von Pappenheim vom Waldeckschen Kontingent schickte ihm vorgelegte Musterstücke mit dem Bemerken zurück, er habe vom Regimente keine derartigen Befehle anzunehmen, und auf einen zweiten Befehl antwortete er, so lange die Truppen im Lande wären, ginge das dem Kreise alles ganz und gar nichts an.

An ein Üben war so gar nicht zu denken. Bei den kleinen Ständen, die zwar durch Geldzahlungen sich von der Mannschaftsstellung freimachen konnten, es aber aus Souveränitätsgründen vielfach nicht taten, war es ja eine völlige Unmöglichkeit. Wie sollte der Prälat von Isny seinen $1^1/_3$, wie die Äbtissin von Guckenzell ihren $3^1/_3$ Infanteristen und vor allem ihren $^1/_3$ Kavalleristen im Felddienst ausbilden? Den größeren Ständen wurde häufig die Übungsmöglichkeit dadurch genommen oder beschränkt, daß sie ihr Kontingent nicht einmal zu einem, sondern zu verschiedenen Regimentern stellen mußten. Im fränkischen Kreise mußte so jeder Stand zu allen fünf Kreisregimentern Mannschaften liefern. Dafür ferner, daß Stände, die mehrere Kompagnien zu stellen hatten, diese nicht in einem Bataillon beisammen behielten, sorgte die ganz sonderbare Bestimmung, daß innerhalb der Regimenter die Kompagnien nicht fest, sondern nach dem jeweiligen Dienstalter ihrer Führer rangierten.

Die Bildung taktischer Körper war im Frieden unmöglich, im Kriege sehr schwer. Der Korpsgeist fehlte völlig in den Regimentern.

Kam nun ein Krieg, so nahm die Zerfahrenheit die allergrößte Ausdehnung an. Was hatte man zunächst für ein Menschenmaterial! Im Frieden hatten die Stände selten einen Mann zur Kontingentsstellung übrig, im Kriege suchte man durch Werbung das nötigste zusammenzubringen. Da aber der

Stand eines Reichssoldaten alles andre war als einträglich — der Mann hatte täglich vier Kreuzer zu seiner Verfügung, falls sein Kontingentsherr überhaupt Geld schickte, — als angesehen und angenehm, so lief fast nur Gesindel zu, um sobald es anging, wieder wegzulaufen und sich abermals anderswo anwerben zu lassen. Bekam man für billiges Geld niemanden oder zu wenig Leute, so „verurteilte" man Verbrecher zum Dienste, wie im Anfange des XVIII. Jahrhunderts man in Memmingen einen Schlossergesellen, der gestohlen hatte, zu abgemessen zwei Feldzügen in der Reichsarmee verdonnerte.

Die ganz miserablen Lazarettverhältnisse, die Aussicht auf schlechte Pflege im Falle einer Verwundung oder Erkrankung waren auch nicht geeignet, Leute anzulocken, ihren Mut zu heben und die Disziplin zu stärken.

Am allerschlimmsten aber stand es mit dem Kassenwesen, in dem eine trostlose Verwirrung herrschte. Die Kosten für den Oberbefehl und die höheren Stäbe und die allgemeinen Ausgaben wurden aus einer Reichsoperationskasse, zu der jeder Stand gemäß der dem Kaiser bewilligten Kriegssteuer, Römermonate genannt, beizutragen hatte, bestritten. Kreisoperationskassen trugen die Kosten der Kreisgeneralität, der Kreisartillerie usw., Regimentskassen bezahlten die eigenen Stäbe; und die Mannschaft erhielt im Kriege wie im Frieden ihren Sold unmittelbar vom Kontingentsherrn. Welch ein Durcheinander, welch eine Fülle von Kompetenzstreitereien, welch eine Menge unnützen Trains und überflüssiger Beamter, welch eine Reihe von Unterschlagungen und Falschverrechnungen! Wie sah es aber erst mit der Verpflegung aus? Auch für sie sorgte der Kontingentsherr allein. Er vergab sie gegen eine feste, nach Mannschafts- und Pferdestand und Anzahl der Tage berechnete Summe an Zwischenhändler, die mit dem größten Geschick es verstanden, in dem Wirrwarr ein vortreffliches Geschäft zu machen. Gelang es nämlich diesen „Admodiateuren", die Truppe unter irgend einem Vorwande einige Tage hungern zu lassen, so flossen die so ersparten Gelder ohne jede Gegenleistung in ihre Taschen. Sie waren denn auch unerschöpflich im Erfinden immer neuer Gründe für das Ausbleiben der Verpflegungskolonnen. Bald waren ihnen Marschänderungen nicht zeitig genug angezeigt worden, bald hatten sie die auf Wochen hinaus geforderten Marschpläne, für die sie sich meist nicht nur wegen der Magazinsanlagen interessierten, nicht bekommen, bald hatte ihnen der Kommandeur nicht genug Transportpferde gestellt.

Mit einem ganz besonderen Kunstgriff war die Dezentralisation der Gewalt auch in die höchsten Kommandostellen hineingebracht worden. Aus Gründen der Parität nämlich mußten alle Generalstellen mit einem protestantischen und einem katholischen Offizier besetzt sein, zur Beruhigung der Stände und der frumben Soldaten. Abgesehen von den doppelten Kosten,

die die Durchführung des paritätischen Grundsatzes verursachte, kommt dabei in Betracht, daß zwei völlig gleichgestellte Generäle selten einer Ansicht sind. Eine weitere Schwierigkeit brachten die fast endlosen Anciennitätsstreitigkeiten, denn viele Generäle waren gleichzeitig österreichische, Reichs-, Kreis- und Kontingentsgeneräle, selbstverständlich mit ganz verschiedenen Patenten.

Daß das Heerwesen des Reiches ohne inneren und äußeren Halt war, sahen die Stände recht wohl ein. Es tauchten auch hie und da in den Kreisen Verbesserungspläne auf, die Widersetzlichkeit und die Interesselosigkeit der Mehrzahl der Stände brachte sie aber zum Scheitern, und nur selten drang ein kleiner Reformgedanke durch, so daß Moser in seinem Buche von den „Reichstagsgeschäften“ schreiben konnte:

„Die bei einem Reichskriege und einer Reichsarmee sich äußernden Gebrechen sind so groß, auch viel und mancherlei, daß man, so lange das teutsche Reich in seiner jetzigen Verfassung bleibet, demselben auf ewig verbieten sollte, einen Reichskrieg zu führen.“

---

2. Die letzten Ereignisse im Reiche.

A. Der mecklenburgisch-preußische Werbungsstreit.

Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin hatte 1755 in seinem Lande die preußischen Werbungen, wozu Friedrich der Große ein althergebrachtes Recht zu haben glaubte, verboten und sich „gegen den König und die nach Mecklenburg beurlaubten, auch andre dahinkommenden Leute von seiner Armee sehr unfreundlich betragen,“ weshalb preußische Husaren Befehl bekommen hatten, „um ihn auf bessere und freundschaftlichere Gedanken zu bringen,“ eine Anzahl mecklenburgischer Beamter und Pächter aufzuheben und nach Parchim in Arrest zu bringen. Sie sollten erst freigelassen werden, wenn sich der Herzog mit dem Könige „wegen eines billigeren und freundschaftlicheren Comportements ratione futuri verstanden haben würde.“ Auf eifrigstes Betreiben des Grafen Bassewitz und des Barons Dittmar erhob der Herzog darüber Beschwerde beim Kaiser.

Mit fast freudigem Eifer, der nur durch den Karneval etwas gehemmt wurde, ergriff man in Wien die Gelegenheit gegen den König, der wie man wußte, nicht nachgeben würde, von Kaisers und Reichswegen vorzugehen. Das war ein neues Agitationsmittel! Man träumte schon von einer Exekution gegen das gewalttätige Kurbrandenburg. Am 2. April bereits war das

kaiserliche Abmahnungsschreiben fertig, nur konnte man es weder dem preußischen Gesandten in Wien ausliefern, denn der nahm vom Reichshofrate nichts an, noch getraute es sich der kaiserliche Gesandte in Berlin zu überreichen. Schließlich sandte man es an den Herzog selber, der es — mit der Post nach Potsdam schickte.

In Regensburg trafen bald darauf eine mecklenburgische Beschwerdeschrift und ein kaiserliches Kommissionsdekret ein. Der ganze Apparat kaiserlicher Macht sollte in Bewegung gesetzt werden.

Das Eingreifen des Kaisers war ganz und gar nicht nach dem Sinne des Königs. Mit ihm wollte er in dieser, seiner Ansicht nach rein preußischen Angelegenheit nichts zu tun haben. Hatte er schon am 31. Januar durch sein Ministerium nach Schwerin schreiben lassen „er könne es wohl geschehen lassen, daß sich der Herzog wegen der Differenz an den Kaiser und das Reich adressiere, er glaube aber, daß es besser wäre, wenn er sich entschließen wolle, solche auf konvenable Art mit ihm abzutun," so beauftragte er nunmehr seinen Gesandten Erich Christoph von Plotho in Regensburg, der ihm unter dem 15. April vom Vorgehen des Kaisers Mitteilung machte, unterm 24. April: „Sie müssen dieses Procédé sehr relevieren und durch einen in Rechtssachen recht geschickten Mann sehr énergiquement darauf gleich antworten lassen, auf des Kaisers Brief aber gar nicht antworten." Und auf die Mahnungen des Ministeriums, es habe den Anschein, als könne der Kaiser, gestützt auf einen durch die katholische Mehrheit zu erlangenden Reichsschluß den königlichen Werbungen einen empfindlichen Tort antun und die Stände zu scharfen Patenten gegen die Werbungen animieren, gibt er die Antwort: „Ich pfeif auf die Österreicher und übe einen Druck auf den Herzog von Mecklenburg aus, damit er . . . zur Raison kommt. Der Wiener Hof hat sich nur zu dem Zwecke mit diesen Ehrenmännern ausgesöhnt, um die preußische Armee an ihren Aushebungen in dem Lande zu verhindern. Das ist's, was hinter den Karten steckt, und das darf ich nicht leiden der Folgen wegen." Während man nun in Regensburg emsig daran arbeitete, ein Urteil gegen den König zu erwirken, starb Christian Ludwig am 30. Mai. Schon in seinen letzten Tagen hatte sich durch vermittelndes Zureden Hannovers eine entgegenkommendere Stimmung in Schwerin geltend gemacht. Am 31. Mai berichtete das Ministerium, der mecklenburgische Gesandte in Regensburg, von Teuffel, habe mit Plotho einen drei Punkte enthaltenden Ausgleichsvorschlag vereinbart, der dem Könige annehmbar erschien. Als nun noch am 26. Juni ein Spezialgesandter, Herr von Forstner, dem Könige in Potsdam den Thronwechsel offiziell anzeigte, schien sich alles leicht regeln zu lassen, zumal der neue Herzog Friedrich zunächst zur Versöhnung neigte. Allein den politischen Himmel umzogen schon die schweren

Wolken des drohenden Kriegsgewitters, und in Wien suchte man mit allen Mitteln den Ausgleich zu hintertreiben, um für sich Vorteile aus dem Streitfalle für kommende Zeiten zu ziehen. In Schwerin arbeitete Baron von Dittmar eifrig im österreichischen Sinne.

Mitte Juni verließ Baron von Teuffel Regensburg, um in Wien den Regierungswechsel zu notifizieren. Bei dieser Gelegenheit legte er auch den mit Plotho vereinbarten Entwurf vor, der aber erst nach längerem Zögern gutgeheißen wurde, wohl in der Erwartung, daß am Schlusse Preußen doch nicht nachgeben würde, und daß so die erhoffte Exekution, die das mit österreichischen Truppen auf 100 000 Mann verstärkte kursächsische Heer auszuführen haben würde, doch noch stattfinden könnte.

In Berlin schien inzwischen alles nach Wunsch zu gehen. Forstner bekam am 28. Juni eine Depesche, daß man in Schwerin geneigt sei auf Grund der preußischen Vorschläge, zu denen einige Zusätze kommen sollten, zu verhandeln, und als daraufhin der Gesandte am 30. zur Audienz befohlen wurde, war der König sehr gnädig und teilte ihm mit, daß die Arrestanten sofort befreit würden, was auch zum Teil geschah. Indes, als Forstner anfangs Juli die Fassung des Vergleichs unterbreitete, fand sich doch der Name des Kaisers darin. Das Ministerium berichtete dem König darüber am 8. Juli mit dem Zusatze: Unsrer Ansicht nach muß die Mitwirkung des Kaisers und des Reichstags völlig dabei abgelehnt werden, als Anlaß zu vielen Übelständen und weil daran alles scheitern kann, und Friedrich schloß sich dieser Ansicht mit der kurzen Bemerkung: Absolument! Sine qua non! an.

In Schwerin hatte währenddem die Wiener Partei die Oberhand bekommen. Ende Juli wurde plötzlich Herr von Forstner mit der sehr durchsichtigen Begründung, „sein Posten als Schloßhauptmann gestatte eine längere Abwesenheit nicht,“ abberufen. Nun schlug das Ministerium vor, die Verhandlungen in Regensburg, wo inzwischen Hannover durch Herrn von Albedyll zu gunsten Preußens intervenierte, zwischen Plotho und Teuffel fortzusetzen, zugleich aber auch einen Spezialgesandten nach Schwerin zu schicken, um den Herzog zum Regierungsantritt zu beglückwünschen und dabei die Erledigung des Abkommens zu betreiben, ein Plan, der gar nicht nach dem Sinne des Königs war. „Das ginge zu weit, sagte er, so einfältig wäre er nicht, das würde den Dittmar zu sehr aufblasen; er wolle wohl avances machen, aber sie dürften nicht zu weit gehen.“ Den neuen Vorschlag, Albedyll mit einer vom Könige unterzeichneten Vollmacht und gegebenenfalls unter Anbietung von Englands Garantie nach Schwerin zu schicken, fand Friedrich annehmbarer, „aber daß der Name des Kaisers nicht darin steht,“ bemerkte er dazu. Er blieb unerschütterlich auf seinem Standpunkte. Der Kaiser und

das Reich sollten in eine preußische Angelegenheit nichts hineinzureden haben. Als am 24. Juli die Vollmacht Albedylls zur Unterschrift unterbreitet wurde, unterzeichnete der König nicht, weil darin die ausdrückliche Bemerkung fehlte, „daß Kaiser und Reich nicht mit der Sache melieret werden müssen.“ Die Entschuldigung der Minister beim Vorlegen einer neuen Vollmacht, sie hätten die grundsätzliche Ablehnung der kaiserlichen und Reichsgarantie deshalb nicht erwähnt, weil leicht davon schlechter Gebrauch gemacht werden könnte, versetzte den König in hellen Zorn. „Das sind Cojonneries, diese Mecklenburger Geschichten; Sie, furchtsamer wie ein Huhn, lassen mich eine . . . . Rolle dem Herzoge gegenüber spielen. Ich kann keine Vollmachten ohne Instruktionen geben und ohne die Bedingungen des Herzogs zu sehen.“ Die Mission Albedylls unterblieb.

Am selben 24. Juli, an dem das Ministerium dem Könige die Albedyllsche Vollmacht unterbreitete, schrieb dieser an Mitchell, den englischen Gesandten, die denkwürdigen Worte „Il ne me reste que prevenire quam preveniri.“ Der Krieg stand unmittelbar bevor. Daß man in Wien unter solchen Umständen alles tat, eine Beilegung der Streitigkeiten zu verhindern, um im Reiche daraus Kapital zu schlagen, kann nicht Wunder nehmen. So kam denn auch Baron von Teuffel, vollkommen von österreichischem Geiste erfüllt aus Wien zurück und wollte neue scharfe Anklagen gegen Preußen bei der Reichsversammlung anbringen, wodurch alle Unterhandlungen zum Scheitern gebracht würden. Der gewandte, schlaue Plotho wußte aber Zeit zu gewinnen. Er unterzeichnete am Vorabend der Reichsverhandlung einen Ausgleichsvorschlag mit Baron von Teuffel. In Artikel VII wurde dabei von Preußen versprochen, sich, wenn es der Herzog für angebracht halte, dem Nachsuchen der kaiserlichen Bestätigung ebensowenig zu widersetzen, wie einer etwa angezogenen Reichsgarantie. „Absolument pas“ schrieb der König kurz auf den Rand des Schriftstückes, und auf die Vorstellungen des Ministeriums, in dieser kritischen politischen Lage das Übereinkommen zu vollziehen, antwortete er kurz: „Sie können es unterschreiben, aber ich werde es nicht ratifizieren.“

In dieser Schwierigkeit fand Plotho Rat. Er vereinbarte am 23. August mit Teuffel einen geheimen Zusatzartikel zu dem Artikel VII. „Da sein König aus wichtigen, dem Herzoge aber unschädlichen Bedenken den Vergleich vom 1. August wegen des Artikels VII nicht ratifizieren könne, der Herzog aber aus Rücksicht auf Kaiser und Reich den Punkt gerade im Vergleiche lassen müsse, so verzichtet der Herzog dergestalt auf die Anwendung des Artikels, daß er verspricht, zurzeit und solange der König den Vergleich in seinem ganzen Inhalt halte, weder kaiserliche noch Reichsgarantie nachsuchen zu wollen, sondern sich auf das Wort des Königs zu verlassen.“

Den Vergleich vom 1. August hatte der Herzog sofort unterzeichnet. Auf den Zusatzartikel glaubte er aber nicht eingehen zu dürfen. Als Baron Teuffel dies Plotho am 6. September mitteilte, entgegnete ihm dieser kurz, man befinde sich im Kriege mit dem Wiener Hofe und könne sich nicht auf Garantieleistungen einlassen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, die der Schweriner Hof in Regensburg und Wien machte, um die Frage zum Abschlusse zu bringen, ließ man sie in der Schwebe. Frankreich schloß am 17. April 1757 einen Vertrag mit Mecklenburg-Schwerin, und von diesem Augenblicke an behandelte König Friedrich den Herzog als erklärten Feind.

B. Die Zuspitzung der konfessionellen Frage und die hessenkasselsche Konversionsangelegenheit.

Kaiser Franz war zwar ein toleranter Herr und kein Freund konfessioneller Hetzereien, aber dem streng katholischen Einflusse der Umgebung Maria Theresias konnte er sich doch nicht entziehen. „Es war außer Zweifel," sagt Cogniazzo, „daß Maria Theresia alle Welt katholisch gemacht hätte, wenn sie es gekonnt hätte, lediglich um den Himmel allen Menschen zu gewinnen, der nach den ihr allezeit heiligen Grundsätzen der römischen Kirche nur den Bekennern der allein seligmachenden Religion ausschließlich offen stände." Der große Einfluß der Geistlichkeit auch auf unkirchliche Angelegenheiten erregte den Argwohn der Protestanten jedenfalls immer mehr, wozu die vielen Konversionen wesentlich beitrugen. Man glaubte, ein erneuter Versuch von Gegenreformation sei geplant; man sah die schrecklichen Zeiten erbitterten Glaubenskampfes wiederkommen, aus dem die beutelustigen Nachbarn Vorteil ziehen würden, und hilfesuchend wandten sich die Augen der Lutherischen auf Friedrich den Großen, der die Macht haben würde, mit Waffengewalt, wenn es die Umstände erfordern würden, für die protestantische Sache einzutreten, ja man beschäftigte sich mit dem Gedanken, die Beratungen des Corpus Evangelicorum von Regensburg anderswohin zu verlegen, jedenfalls es unter die Obhut des Preußenkönigs zu stellen. Friedrich hatte ja auch immer rechtzeitig kräftigen Einspruch erhoben.

Besonderes Aufsehen erregten einige Fälle, wie die Erbauung eines Kapuzinerklosters in Dierdorf, wozu der protestantische Landesherr Graf Wied-Runckel seine Erlaubnis gegeben hatte, wie das Verlangen des Wiener Hofes auf Abberufung mehrerer reichsfürstlicher Gesandter, die sich 1755 durch Unterstützung der evangelischen Sache mißliebig gemacht hatten, wie 1756 die Forderung von Beamten der evangelischen Schweiz, daß die protestantischen Großmächte gegen Bedrückungen der Protestanten in Österreich einschreiten sollten.

Anderseits befürchtete man in katholischen Ländern, wie in Bayern, eine neue protestantische Union und schloß sich deshalb enger an Österreich an.

Die konfessionelle Frage hatte sich überall im Reiche zugespitzt, das war unverkennbar.

Mit größter Spannung verfolgte man deshalb die Entwicklung einer Angelegenheit, die wir eingehender behandeln müssen, die hessen-kasselsche Konversionsangelegenheit.

Der am 14. August 1720 geborene Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel war seit 1740 mit Maria, einer Tochter König Georgs II. von England vermählt; aus dieser Ehe stammten drei Söhne. Prinz Friedrich, ein ausschweifender und prunkliebender, im übrigen aber nicht mit besonderen Geistesgaben ausgerüsteter Mensch, geriet bald unter den Einfluß des Kurfürsten Clemens August von Köln, „an dessen Hofe Galanterien und Devotion sich die Hand reichten", und der ihn zum Übertritt in die katholische Kirche veranlaßte. 1749 wurde der Prinz heimlich katholisch.

Erst im Jahre 1754 erfuhr sein Vater, der hochbetagte Landgraf Wilhelm VIII., von der Konversion. Er ergriff sofort die energischsten Maßnahmen zur Sicherung der Landeskirche. Der Prinz mußte am 1. Oktober eine vorläufige Erklärung unterzeichnen, in der weitere Schritte gegen ihn vorbehalten waren; am 28. Oktober mußte er eine Assekurationsakte beschwören, worin er sich verpflichtete, nichts gegen die reformierte Landeskirche zu unternehmen und seine Kinder im alten Glauben zu Göttingen erziehen zu lassen. Die Akte bestimmte überdies in einem Artikel IV, daß der Erbprinz die Grafschaft Hanau-Münzenberg seinem ältesten Sohne Wilhelm abtreten sollte, und daß die Truppen auf die dortige Regierung mit vereidet werden würden. Preußen, England, Schweden, Dänemark und die Generalstaaten übernahmen die Garantie der Akte, die, ein überaus geschicktes Dokument, am 11. Januar 1755 von den hessischen Landständen unter erneuter feierlicher Verpflichtung des Prinzen als eine sanctio pragmatica und als unabänderliches Fundamental-Landesgesetz angenommen wurde. Außerdem wurden der Erbprinz und seine Gemahlin von Tisch und Bett geschieden.

So war zwar die Konversion zu einer rein persönlichen Angelegenheit eingeschränkt worden. Allein beim Übertritte hatte der Erbprinz auch gelobt, die katholische Konfession nach Kräften predigen, fortpflanzen und ausbreiten zu lassen. Außerdem versprach man sich im katholischen Lager zu viele politische Vorteile, als daß man sich stillschweigend hätte fügen können. Es erschienen zunächst eine Menge von Streitschriften, die die Akte „um Gottes, des Kaisers und des Reiches willen" für ungültig erklärten, dann forderte Papst Benedikt XIV. in einem Breve vom 20. Februar 1755 die reichsunmittelbaren Prälaten zu kräftigem Widerstande gegen die Feinde der

römischen Kirche auf, vor allem sollten sie, falls, wie unnötigerweise befürchtet wurde, die Akte der Reichsversammlung vorgelegt würde, ein anerkennendes Konklusum verhindern. Bald ging man noch weiter. Der Landgraf war alt und leidend, es war drum von großem Werte für den Fall eines Regierungswechsels den Nachfolger in der Hand zu haben. Und so bemühten sich, als der Prinz im Februar nach Hamburg gereist war, der dortige kaiserliche Gesandte Graf von Raab und der kaiserliche Hofrat Baron von Kurtzrock im Verein mit dem päpstlichen Nuntius in Köln, ja mit dem Papst selbst, darum, ihn „im Interesse seines Seelenheiles" zu veranlassen, sich nach Wien zu begeben, wohin ihn außerdem ein Kommando und lockeres Leben lockten. Der Landgraf erfuhr rechtzeitig davon und berief seinen Sohn zurück. Allein, als sich der Prinz im August nach Völkershausen (bei Vacha) begab, geriet er wieder völlig unter den Einfluß der katholischen Partei, die hauptsächlich durch den in Frankfurt die kaiserlichen Geschäfte führenden Grafen Pergen, den alsbald wieder in seiner Nähe auftauchenden Baron von Kurtzrock, und seine nächste Umgebung, die Familie von der Tann und die Landgräfin von Hessen-Rotenburg auf ihn zu wirken suchte. Auch jetzt kam der Landgraf Wilhelm bald hinter die Intrigen, er befahl im November seinem Sohne, nach Hersfeld überzusiedeln.

Durch die Mißerfolge ließ sich aber die Wiener Partei nicht abschrecken. Es gelang ihr bald, einen geheimen Briefwechsel mit dem Prinzen wieder einzurichten. Versprechungen, die seiner Eitelkeit und seiner Neigung zum schönen Geschlechte entgegenkamen, und Andeutungen, ein neuer hessischer Ständetag könnte ihn noch mehr einschränken, veranlaßten den schwachen Prinzen, sich Ende 1755 durch Vermittlung der schon genannten Landgräfin von Hessen-Rotenburg, „weil er in den besten Jahren nicht müßig sein und auswärtige Dienste nehmen wollte", um Einstellung in die österreichische Armee als Generalfeldzeugmeister in Wien zu bewerben. Bald darauf beschloß er, am 25. Januar 1756 mit Hilfe zweier österreichischer Offiziere über Würzburg, Bayern und Salzburg nach Wien zu flüchten. Allein wie rührig die katholische Partei war, so wachsam waren ihre Gegner. Der Landgraf erfuhr zum dritten Male rechtzeitig, was geplant würde und berief in größter Entrüstung seinen Sohn zu sich, der denn auch sofort unter den Ausdrücken der tiefsten Reue und Zerknirschung versprach, allen väterlichen Befehlen zu gehorchen und nicht ohne Erlaubnis das Land zu verlassen.

Der Landgraf bereitete nun erst eine Beschwerdeschrift an den Kaiser vor, in der er nachdrückliche Bestrafung der Intriganten forderte. Vor ihrer Absendung ließ er sie an den protestantischen Höfen, um sich deren Einverständnis zu sichern, zirkulieren.

Aufmerksam hatte König Friedrich die Entwicklung der kasselschen Frage

verfolgt. Schon am 13. März hatte er, in der richtigen Erkenntnis, daß die nächsten Schritte Wien durch den als außerordentlicher kaiserlicher Gesandter an den deutschen Höfen herumreisenden und gegen Preußen agitierenden Baron von Pretlack tun lassen würde, seinen in Frankfurt a. M. sich aufhaltenden Kriegsrat von Freitag angewiesen, genau auf Pretlack zu achten. So war er sowohl über dessen Aufgabe als über seinen Aufenthalt immer genau unterrichtet.

Der Landgraf war inzwischen auf einen Gedanken gekommen, dessen Gelingen den Prinzen völlig den österreichisch-katholischen Einflüssen entziehen mußte. In Übereinstimmung mit einem von seinem Sohne in der Zerknirschung geäußerten Wunsche wandte er sich an den König mit der Bitte, den Prinzen in seiner Armee zu verwenden. König Friedrich war damit einverstanden, er beschloß dem — militärisch ganz unfähigen — Prinzen eine Stellung zu übertragen, deren Titel seiner Eitelkeit genügen würde, in der er aber nichts schaden könnte. Am 5. April traf ein Einladungsschreiben für den Prinzen aus Potsdam in Kassel ein.

Am sichersten glaubte der König den Prinzen durch geschickteres Eingehen auf seinen Charakter zu gewinnen, wie ihm denn auch schon früher bei aller Überzeugung, daß die hessen-kasselsche Landeskirche sichergestellt werden müsse, ein gelinderes Verfahren gegen den Prinzen mehr zugesagt hätte. Er erließ an seine Minister und an die Generäle, die mit dem Prinzen zu tun haben würden, genaue Befehle darüber, welcherlei Gespräche sie mit ihm führen, vor allem aber, daß sie sanft und unaufdringlich ihn auf das Verhältnis zu seinen späteren Untertanen hinweisen sollten. Dabei mahnt er zur größten Vorsicht und Aufmerksamkeit, da Österreich und Frankreich dabei im Spiele waren, wenn auch beide Höfe, wie Rouillé den Baron Knyphausen später durchblicken ließ, nicht ganz einig in der Frage waren.

Am 13. April traf der Prinz, der am 8. von Hersfeld abgereist war, in Berlin, am 15. in Potsdam ein. Zwei Tage darauf empfing ihn der König, um ihm vernünftig und patriotisch ins Gewissen zu reden. Bei der Unterredung bat Prinz Friedrich den König unter fortwährenden Tränen, ihn aus seiner desolaten Situation zu ziehen. Er wäre aus persönlicher Überzeugung katholisch geworden, weder Frau noch Kinder, noch Untertanen wollte er in Religionssachen stören, nie würde er Verfolgungen in seinem Lande dulden. Tief schmerzlich habe ihn des Vaters Ungnade und der Artikel 4 der Assekurationsakte getroffen. Der König behandelte ihn väterlich und ermahnte ihn, damit er des Vaters Vertrauen sowohl wie das seiner Untertanen und Nachbaren wieder erringe, gegen seinen Vater respectueux und gehorsam zu sein, im übrigen aber alle Moderation zu bezeigen, und wenn er später einmal zur Regierung komme, seines Vaters Maßnahmen

bestehen zu lassen, seine Religion nur in der Schloßkapelle auszuüben und seinen Untertanen nie durch Prozessionen u. s. w. Ärgernis zu bereiten, keine Verfolgungen zu gestatten, und wenn ihn in Religionsangelegenheiten seine Untertanen um einen Schritt bäten, zwei zu bewilligen, so daß aus seinem Verhalten jedermann erkennen könne, daß die Konversion nur eine rein persönliche Angelegenheit gewesen wäre. Und, fügte der weltweise König hinzu, wenn er einmal älter würde, sollte er keine Jugendsünden damit zu büßen suchen, daß er eine Anzahl Ketzer zur Konversion brächte. Der Prinz kehrte darauf nach Berlin zurück, wo ihm das Leben so angenehm wie möglich gemacht wurde, damit er sich nicht langweile; für den Fall, daß er „Inklination mit dem weiblichen Geschlecht zu konversieren zeige", sollte ihn der darin jedenfalls sehr erfahrene Graf Schaffgotsch in die rechte Gesellschaft führen. An den Landgrafen aber schrieb der König, er hätte den Prinzen „in besseren und moderéeren Sentiments gefunden, als er gedacht hätte", und er bat ihn, dem reuigen Sohne ein gnädiges Schreiben zu senden, denn „ein großer mépris wird nichts helfen, besser ist ein mit Douceur temperirtes Bezeigen."

Während dem war man in Wien nicht untätig gewesen. Zunächst suchte man den Landgrafen milder zu stimmen. Zu diesem Zwecke war am 25. März General von Pretlack in Kassel erschienen. Er überbrachte ein Schreiben des Kaisers, worin sich dieser zum Vermittler zwischen Vater und Sohn anbot. Da der Landgraf damals auf Antwort aus Berlin wartete, mußte sich Pretlack lange gedulden. Am 5. April traf König Friedrichs bereits erwähnte Einladung ein und am 7. antwortete der Landgraf dem österreichischen Gesandten, er müsse die Einmischung des Kaisers in seine privaten Hausangelegenheiten zurückweisen, ebenso wie vor einigen Wochen die Vermittlung Kursachsens, das den General von Fontenay gesandt hatte, abgewiesen worden war. Pretlack versuchte nun ein andres Mittel. Er erklärte dem geheimen Rate, der des Landgrafen Antwort brachte, er wäre beauftragt, dem Prinzen ein im vorigen Jahre erbetenes Generalfeldzeugmeister-Patent, rückdatiert auf 1747, und den Orden des goldenen Vließes zu überbringen, was alles ihm die Kaiserin bewilligt habe, nicht daran zweifelnd, daß der Landgraf dazu erfreut seine Zustimmung geben würde. Er persönlich wäre bereit, den Prinzen im Namen des Kaisers zu kindlichem Gehorsam und Respekt gegen seinen Herrn Vater zu ermahnen und bäte deshalb um die Erlaubnis, am 11. nach Hersfeld reisen zu dürfen. Der Landgraf ließ ihm darauf erwidern, er wäre erstaunt über das alles; von der Bitte seines Sohnes um ein österreichisches Generalspatent wäre ihm nichts bekannt, wegen des schriftlichen Verkehrs mit dem Wiener Hofe wollte er sich selbst weitere Aufklärung verschaffen, im übrigen erteilte er die Erlaubnis zur Reise

nach Hersfeld gern, es würde sich nur fragen, ob der Erbprinz noch dort wäre, da er am 8. April nach Berlin hätte abreisen wollen.

Pretlacks Adjutant, Graf von Rall, ritt sofort, am Morgen des 8. April nach Hersfeld ab, der General folgte am nächsten Tage —, sie fanden das Schloß verlassen. Nach einiger Zeit, am 24. April, machte Pretlack noch einen Versuch, den Landgrafen von der hohen Ehre, die seinem Hause durch die Ernennung des Erbprinzen zum österreichischen Generalfeldzeugmeister widerfahren wäre, zu überzeugen, allein er fand kein Verständnis dafür. Nun sandte er Rall insgeheim nach Berlin, um den Prinzen umzustimmen.

In Berlin war man aber vorbereitet. Es war ein Schreiben Plothos eingelaufen, das von der Bildung einer Liga „zur Coulversirung der Assekuration" zu berichten wußte. Baron von Fechenbach, ein würzburgischer Diplomat, wäre im Auftrage Würzburgs, Bambergs und Kurbayerns deshalb nach Wien gereist. Auch von Maltzahn traf am 19. April eine Nachricht von Anschlägen des Wiener und Versailler Hofes ein. Die Kaiserin-Königin war in der Tat entrüstet über das scharfe Vorgehen des Landgrafen, und ihr chronisch gewordener Ärger auf England wurde noch schlimmer als sie erfuhr, daß der englische Gesandte im Haag den Generalstaaten erklärt hatte, Frankreich arbeite mit Österreich zusammen am Umsturze der hessischen Konfessionspakte, so daß der kursächsische Minister Graf Flemming sich alle Mühe geben mußte, sie zu beruhigen; er suchte sie für eine Beschwichtigung der erregten Konfessionen zu gewinnen.

Der König blieb ruhig. Er riet dem Landgrafen, zunächst eine Erklärung vom Erbprinzen zu verlangen, daß er nicht in österreichische Dienste treten wollte. Mitchell teilte er mit, daß er den Eintritt des Prinzen in die preußische Armee für das beste Mittel halte, ihn den katholischen Einflüssen zu entziehen, nur wolle er darüber erst König Georgs Meinung hören. Zum Abwarten bestimmte ihn aber auch die Ungewißheit, ob der Prinz nicht noch in Beziehungen zu dem a. o. österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Puebla, stehe. Als Rall in Berlin ankam, fuhr sofort Podewils auf Befehl des Königs beim Prinzen vor, warnte ihn in höflichen Worten vor allen übereilten Schritten und vor dem Nachgeben gegenüber Puebla und Rall und bat um eine entscheidende Antwort. Ob nun Rall, der ebenfalls sofort zum Prinzen eilte, vor oder nach Podewils gekommen ist, ist nicht zu bestimmen, jedenfalls wurde er, als er Gelegenheit suchte, einen Brief Pretlacks zu überreichen, ohne vorgelassen zu werden damit abgewiesen, daß vom Prinzen darin „nur eine Intrige des Wiener Hofes, der ihn um alles nur in seinen Dienst haben wollte", gesehen würde, so daß Rall am 1. Mai unverrichteter Dinge abreisen mußte.

Nachdem Englands Zustimmung eingetroffen war, erließ der König am

22. Mai Befehl, dem Prinzen zu eröffnen, daß er ihn als Generalleutnant mit einem Patent von 1747 in seine Dienste genommen habe, ihn zum Chef des Salmuthschen Infanterie-Regiments mache und ihm die Survivance auf das Gouvernement Wesel übertragen wollte. Zwei Tage später erhielt der Prinz den Titel Vizegouverneur, das bisherige Garnisonregiment „Salmuth" wurde — allerdings erst am 15. Juni — Feldregiment und bekam statt der Invalidenuniform neue Ausrüstung.

Am 30. Mai zeigte Borcke die Bereitwilligkeit des Prinzen an, am folgenden Tage wurden die Reversalien unterzeichnet an Friedrich übersandt. Bis August sollte der Prinz in Berlin bleiben, dann erst nach Wesel abgehen, um sein Amt als Vizegouverneur, das freilich nur ad honores sein sollte, anzutreten.

Bald nach dem Eintritte des Prinzen in die preußische Armee verließ, wie vorausgesehen wurde, Pretlack Kassel (am 13. Juni). Auf die Beschwerde des Landgrafen wegen der von österreichischer Seite aus geplanten Flucht des Prinzen kam nur eine nichtssagende kaiserliche Antwort, so daß der Landgraf die schriftlichen Beweisstücke für die Intrigen veröffentlichen wollte. Ebenso wollte er auf Anraten Englands und Dänemarks den Kaiser um die Bestätigung der Assekuration ersuchen. Das unterblieb aber, wohl infolge des bald ausbrechenden Krieges.

Bei Beginn des Krieges kam der König in Verlegenheit, was er mit dem Prinzen machen sollte. Er hielt gar nichts von seinen Fähigkeiten; „Sie kennen ihn selbst," schrieb er später an Podewils, „seinen Schwachkopf, seine Unerfahrenheit im Kriege, seinen fortwährenden Wankelmut, seine Unruhe, . . . er würde sich einem Echec aussetzen und immer neue Fragen stellen." Zunächst blieb der Prinz in Wesel; da es aber allerlei Schwierigkeiten gab, Rangstreitigkeiten entstanden, Wesel auch etwas zu exponiert schien, nahm ihn der König im März 1758 zu sich ins Hauptquartier. Ein Jahr später gab er ihm, „um ihn los zu werden", das Vizegouvernement von Magdeburg, das der Prinz, mit dem Range eines Generals der Infanterie, bis zu seinem Regierungsantritte inne hatte. Als Landgraf blieb er der preußischen Sache treu, nur suchte er, wenn auch vergeblich, den Artikel IV der Assekurationsakte rückgängig zu machen.

In der hessen-kasselschen Angelegenheit sind mit den konfessionellen eng politische Fragen verbunden, und deshalb gaben sich beide Parteien so viele Mühe, den Sieg zu erringen. Es war nicht mehr möglich, konfessionelle Fragen ohne politische Erwägungen zu entscheiden, anderseits bot die Verschiedenheit der Konfessionen den politischen Plänen brauchbare, auf die Masse wirkende Agitationsmittel; denn was das Volk von Politik nicht verstand, verstand es oder glaubte es in Konfessionssachen zu verstehen.

Bei einer vertraulichen Besprechung am Kaiserhofe im Mai wurde auch

die Ansicht ausgesprochen, daß ein Religionskrieg schwer zu vermeiden wäre. „Bewahre mich Gott! Das wäre der allerschrecklichste aller Kriege!“ rief da die Kaiserin aus. Klinggräfen glaubte ihr in Rücksicht auf ihre Bigotterie nicht recht. Er bemerkt in seinem Bericht dazu: „Sie würde sich, wenn man so etwas ins Werk setzen könnte, für eine Heilige halten.“ Auch Friedrich glaubte nicht recht an die Aufrichtigkeit ihrer Äußerung, er meint aber, „es würde dabei mehr böser Wille als Erfolg sein.“ Es mag sein, daß König Friedrich mit dem „bösen Willen“ Maria Theresias recht hatte, daß aber dabei kein Erfolg zu erhoffen war, wußte die Kaiserin selbst.

Es mußten wohl im Disziplinarpatent der Reichsarmee Strafparagraphen dafür sorgen, daß sich die Soldaten nicht ihrer Bekenntnisse wegen prügelten oder schimpften, aber der Bekenntnisse wegen zog man nicht zu Felde, sondern man schrieb, der philosophischen Zeit entsprechend, eine überreiche Fülle von Streitschriften, die die Frage von allen Seiten beleuchten. Als Agitationsmittel freilich wurde neben anderm auch das Glaubensbekenntnis von beiden Parteien schon vor dem Kriege reichlich benutzt. So berichtet z. B. der preußische Gesandte von Hellen aus dem Haag, der englische Gesandte Yorke habe ihm gesagt, es wäre gut, einiges über die Feindseligkeit des Wiener Hofes gegen den Protestantismus aufklärend zu sagen, „man könne damit die Leute im Haag aus ihrer Lethargie aufwecken,“ worauf Friedrich anführen läßt: 1. die kasselsche Frage, 2. die Verfolgung der Protestanten in den österreichischen Erbländern, 3. die brigues und cabales bei den katholischen Reichsständen und sonsten, auch zu Regensburg, 4. was wegen des Grafen Wied vorgefallen. Daß gerade für Holland die konfessionelle Frage ein Antreibemittel sei, wird vom Könige Hellen immer wiederholt, und Hellen schreibt einmal ganz deutlich, er rechne ganz bestimmt darauf, dem Großpensionaire Pieter Steyn den Floh ins Ohr zu setzen wegen der Absichten Wiens gegen die Protestanten, gleichzeitig aber auch wegen des Tauschprojektes der Niederlande und wegen andrer Punkte.

Ein konfessioneller Krieg war der siebenjährige Krieg sicherlich nicht, wenn auch die Bekenntnisfrage nicht ohne Einwirkung auf die Staatengruppierung, zumal im Reiche, war. Das Wort aus Maltzahns Berichte, vom 18. Juni aus Dresden, man denke nur daran, den konfessionellen Angelegenheiten im Reiche ein andres Aussehen zu geben, wird oft als Beweis für die konfessionelle Seite des Krieges angeführt, es heißt aber im selben Satze weiter „und Schlesien wieder zu erobern“. Für „und“ könnte ganz gut „um“ stehen. Die Wiedereroberung Schlesiens, das politische Moment, war das Ziel des Krieges, das andre sollte agitatorisch wirken. Maltzahn fährt in seinem Berichte fort: „Zur Erleichterung begünstigt man die katholischen Fürsten und Mächte, um eine starke Partei zu bekommen.“

---

3. Das Entstehen des Krieges.

Der Aachener Frieden hatte nach einem Ausspruche Friedrichs des Großen den Brand in Europa gelöscht, „aber er hatte auch brennbare Stoffe genug angehäuft, um bei dem ersten Anlasse das Feuer wieder emporlodern zu lassen". Als nun der französisch-englische Kolonialkrieg ausbrach, schien dieser Anlaß gegeben. Eine große Verschiebung der Bündnisverhältnisse stand bevor.

Maria Theresia, die schon seit 1746 mit Sicherheit auf Rußlands Hilfe rechnen zu dürfen glaubte, sah nun ihren Plan, Frankreich von Preußen zu trennen und den alten Erbfeind ihres Hauses auf ihre Seite zu ziehen, reifen. Frankreich forderte Preußens Mitwirkung bei einem Angriffe auf das mit England durch Personalunion vereinigte Hannover, seiner verwundbarsten Stelle. Die Ablehnung Friedrichs verstimmte arg in Versailles. Der König von Preußen sah sich gezwungen, sich England, das am 30. September 1755 zum Schutze seiner deutschen Länder einen Vertrag mit Rußland schloß, zu nähern, um seine Ostgrenze frei zu halten, und England sah diese Annäherung um so lieber, als es eben in Wien einen Mißerfolg gehabt hatte. Hier hatte sich nämlich der englische Gesandte Keith bemüht, den Grafen Colloredo für einen Reichsschluß gegen das Eindringen fremder Truppen ins Reich zu gewinnen. Allein der Reichsvizekanzler hatte nur eine sehr unbestimmte Antwort zu geben gewußt, ebenso hatte er die Versuche des hannoverschen Gesandten von Steinberg unberücksichtigt gelassen. Dem Wiener Hofe konnte ja an einem derartigen Reichsschlusse gar nichts liegen, denn erstens hatte er selbst die Absicht, fremde Truppen im Reiche gegen Preußen zu verwenden, wenn auch die in der Wahlkapitulation des Kaisers verlangte Einwilligung der Stände nicht zu erzielen wäre, und zweitens verletzte man das umworbene Frankreich, wenn man England etwas bewilligte.

Die beiden protestantischen Großmächte im Reiche, Preußen und Hannover-England näherten sich somit einander aus ganz andren als konfessionellen Gründen. Am 16. Januar 1756 schlossen sie in Westminster auf Grund eines preußischen Entwurfes vom 4. Januar ein Übereinkommen, das Friedrich, um niemand zu reizen, ausdrücklich als „Convention de Neutralité du Saint Empire" und nicht als Traité bezeichnet wissen wollte. In drei Artikeln dieses Übereinkommens garantieren sich beide Mächte ihren Besitz, und verpflichten sich gegen jede fremde Macht, die das Reichsgebiet verletzt, die Waffen zu ergreifen. Von dieser zweiten Bestimmung wurde in

einem geheimen Artikel der Burgundische Reichskreis, die österreichischen Niederlande, ausgenommen.

Am 13. Februar wurden die Originalratifikationen in London ausgewechselt, am 21. traf die englische spät nachts in Potsdam ein.

König Friedrich glaubte nun den Frieden gesichert zu haben, so, daß er selbst notwendig gewordene Erneuerungsbauten an der Festung in Schlesien, die in einem österreichischen Kriege sehr exponiert war, trotz aller Mahnungen des Kommandanten auf das Rechnungsjahr 1757/58 hinausschob, — übrigens auch ein Beweis dafür, daß er keinen Krieg wollte.

Zuerst erfuhr amtlich wohl der französische Gesandte in Berlin von dem Vertrage. Auf Befehl des Königs teilte Podewils bereits am 24. Januar dem Herzog von Nivernois in einer Unterredung mit, daß Preußen, halb so stark als seine Feinde, klugerweise keinen Krieg riskieren könnte, es wäre aber gezwungen, wenn die Russen ins Reich drängen, zum Schwerte zu greifen, was es zur Erhaltung seiner Staaten gern vermeiden würde. Der Russen wegen habe es den Vertrag mit England geschlossen. Frankreich könne übrigens von einem im Kriege stehenden Deutschland nichts gewinnen, da seine eigenen Bundesgenossen, — gemeint sind die Subsidienfürsten, — die es anders nützlicher verwenden könnte, dabei zu Grunde gerichtet würden. Man sieht daraus, daß der König jeden Bruch mit Frankreich vermeiden wollte, denn daß England das Übereinkommen nur wegen Frankreich geschlossen hatte, liegt auf der Hand.

In Versailles war man indessen durchaus nicht geneigt, die Angelegenheit so harmlos zu nehmen, wie der König dachte, der Podewils gegenüber äußerte, „es würde einige Emotion geben, so sich aber auch bald wieder legen würde." Schon am 30. Januar berichtete Knyphausen aus Paris, wo man schon Wind bekommen hatte, Frankreich wäre sehr beunruhigt, und der Staatssekretär des Auswärtigen, Rouillé, habe sogar Drohungen laut werden lassen, trotzdem er über Einzelheiten der Konvention noch gar keine Nachrichten hatte. Aber der König blieb bei seinem Optimismus. „Wenn die erste Fougue passieret sein wird, wird er (Rouillé) schon auf moderatere Gedanken kommen". Gerade die Konvention half Frankreich von Friedrich hinweg zu dem werbenden Österreich führen, wie der sächsische Minister Graf Brühl voraussah, der — eine echt Brühlsche Lüge — die Konvention als Subsidienvertrag, bei dem England 100 000 Pfund Sterling versprochen habe, hinstellte.

Äußerlich freilich schien man sich in Versailles bald zu beruhigen, so daß am 24. Mai, 24 Tage nach Abschluß des französisch-österreichischen Bündnisses Knyphausen sich so über die Lage täuschen konnte, daß er berichtete: „Die Neutralität des Reiches, die der hiesige Hof keineswegs zu brechen

wünscht, wenigstens bis jetzt nicht, verursacht, daß er völlig die Reichsangelegenheiten außer acht läßt und nicht mehr seine Partei darin zu verstärken sucht."

Am 31. Januar erging an Klinggräfen nach Wien die Anzeige von dem Neutralitätsübereinkommen, mit der Weisung, darüber zunächst zu schweigen, wenn aber die Rede darauf kommen sollte, so sollte er erklären, der einzige Zweck dabei wäre die Bewahrung des Friedens im deutschen Reiche während des englisch-französischen Krieges; Friedrichs sonstige Beziehungen zu Frankreich würden davon ganz und gar nicht berührt. Nach einer zweiten und ausführlicheren Weisung soll Klinggräfen erklären: Es wäre immer eine der Hauptsorgen des Königs, für Frieden und Erhaltung des Reiches, für sein Vaterland und die Bewahrung seiner Verfassung kräftig einzutreten, und soviel es ihm möglich wäre, alle Stürme, die es treffen könnte, abzulenken. Daran habe er gerade in der kritischen Lage, in der sich jetzt alles befände, denken müssen. Der König von England habe die gleichen Ansichten, und das hätte zu dem Übereinkommen geführt.

Im gleichen Sinne wurden die preußischen Vertreter in Köln, Hamburg, Frankfurt, Mühlhausen, Nürnberg, Gotha und Ulm benachrichtigt, ebenso die Agenten bei befreundeten Regierungen, bei denen Preußen nicht durch Gesandte vertreten war, wie Braunschweig, Hessen-Kassel, Württemberg, Bayreuth und Ansbach. Der Minister am Reichstage, Erich Christoph von Plotho erhielt ausführlichere Instruktionen.

Auch der Öffentlichkeit wurde das Ereignis nicht vorenthalten. Sehr rasch kam, was der „Fixigkeit" der damaligen Journalisten alle Ehre macht, die Nachricht in der Tagespresse, zuerst in einem „Londoner Brief" am 27. Januar in den in Leyden erscheinenden „Nouvelles extraordinaires de divers endroits". Der König gab deshalb Befehl, einen erklärenden Aufsatz in die Berliner Presse zu lanzieren; es sollte darin betont werden, daß mit dem Übereinkommen bezweckt würde, „den Frieden und Ruhestand in Teutschland zu konservieren und zugleich allen Ein- und Durchmarsch fremder Truppen in Conformité derer Reichsgesetze zurückzuhalten. Die noch mit England vorgewalteten Mißhelligkeiten wegen der schlesischen Schulden u. s. w. wären auf das amiabelste verglichen."

Der Wiener Hof stellte sich zunächst tiefgekränkt; die Kaiserin sagte zum Gesandten von Keith, „die Nachricht von diesem Vertrage hat mich so getroffen, als hätte mich der Schlag gerührt," — sie hatte ihren alten „pragmatischen" Verbündeten verloren. Der Kaiser ärgerte sich, daß man ihn, das Reichsoberhaupt, wieder einmal in einer Reichsangelegenheit völlig übergangen hatte. Die offizielle Mitteilung erfolgte ziemlich spät. Erst am 7. April legte der englische Gesandte das Übereinkommen in extenso mit dem ursprünglich

geheimen Artikel vor, König Friedrich ließ nach anfänglicher Weigerung auf Veranlassung und Vorstellungen seines Ministeriums am 11. Mai offiziell die Punktationen überreichen.

Am 13. Mai lud die Kaiserin-Königin Keith zur Audienz. Nach einigen verbindlichen Eingangsworten sprach sie ihr Befremden wegen des „geheimen" Artikels aus. Sie käme dabei in offenbare Gefahr, sprach sie, und sie würde so gut sie nur könnte, dagegen Vorkehrungen treffen. Keith hatte eine deutlichere Antwort erwartet, was er gegen Klinggräfen offen aussprach, aber aus den Worten der Kaiserin hätte er viel heraushören können. Sie hatte schon „Vorkehrungen" getroffen. Dem bewunderungswürdigen Geschicke des Grafen Kaunitz war das Meisterstück gelungen, den bittergehaßten Hausfeind der Habsburger zu gewinnen. Am 1. Mai schlossen Österreich und Frankreich in Versailles ein Defensivbündnis, das aber nach Broglies Äußerung „nach Pulver roch", dieser ersten Annäherung sollte nach genau einem Jahre ein Offensivbündnis folgen.

Freilich, so recht begeistern konnte man sich in Frankreich für den neuen Bundesgenossen nicht. Man sah, wie Knyphausen im Juli berichtete, mit höchstem Mißtrauen auf Österreich, das das Bündnis nur als ein Mittel, unumschränkte Macht im Reiche zu Gunsten der künftigen Wahlkapitulation zu gewinnen, geschlossen hatte. Einer weitschauenden Politik Frankreichs konnte in der Tat an einem unumschränkt in Deutschland herrschenden Kaiser und einem allein Ausschlag gebenden Österreich gar nichts liegen. Eine große Partei erklärte sich offen gegen den Anschluß an Habsburg, und während des Krieges war gerade in kritischen Lagen Frankreich ein unsicherer Bundesgenosse.

Wie politische Konstellationen die beiden protestantischen Vormächte im Reiche zusammen führten, so einten sie also auch das katholische Habsburg mit dem allerchristlichen Könige. Daß man aber im kommenden Kriege auf beiden Seiten auch am Feuer der Bekenntnisse Waffen schmieden würde, zeigte sich schon jetzt: Colloredo ließ in der Reichskanzlei alle katholischen Beschwerden gegen die Protestanten seit dem Jahre 1747 sammeln. Es ging auch das Gerücht, die katholischen Fürsten hätten sich aufs neue beschwerdeführend an den Kaiser gewandt. Schon anfangs Juni konnte Klinggräfen die Absicht des Wiener Hofes, unter dem konfessionellen Vorwande die Garantie des westfälischen Friedens anzurufen, erkennen, und als der englische Gesandte Lord Stormont im Frühjahre durch Mainz und Trier reiste, fand er bereits, daß beide Kurfürsten konfessionellen Argwohn gegen das preußisch-englische Übereinkommen geschöpft hatten.

Am 14. Mai hatte der König eine Unterredung mit Mitchell, dem englischen Gesandten. Er äußerte darin, er könne mit seinem Kopfe dafür

bürgen, daß 1756 alles ruhig bleiben würde, freilich zweifele er an der Sicherheit im Jahre 1757. Bei dieser Gelegenheit kam er auch auf die Verhältnisse im Reiche zu sprechen. Vor allem käme es ihm darauf an, den Kurfürsten von Köln für die Westminsterkonvention zu gewinnen, denn der würde vielleicht nicht so sicher zu England stehen, wie der Kurfürst von der Pfalz, dessen Zustimmung er fälschlicherweise für ganz sicher hielt. Er kannte den Kurfürsten Clemens August, einen prunkliebenden freigebigen Herrn, der leicht umzustimmen war. Wenn man ihm einen katholischen Edelmann, — vielleicht fände sich ein passender unter dem schottischen oder irischen Adel — ohne amtliche Eigenschaften zuschicken würde, einen Mann, der nur kühn, unverschämt und ein Spaßmacher zu sein brauchte und das nötige Geld dabei nicht sparte, würde man ihn wohl leicht gewinnen können. Wenn er auch kaum direkt gegen Frankreich verwendbar wäre, so genüge es schon, wenn er den französischen Truppen den Durchmarsch verweigere und „ein groß Geschrei" erhebe. Nach Briefen des Kölnischen Großkanzlers von Raesfeld war auch dem Kurfürsten das Übereinkommen nicht unangenehm, da er bei einem französischen Angriffskrieg auf Hannover durch Durchmärsche in Mitleidenschaft gezogen zu werden fürchtete, und da er augenblicklich an und für sich nicht gut auf Frankreich zu sprechen war. Allein er beglich bald seine Differenzen mit dem Versailler Hofe, und damit sanken die Aussichten der Verbündeten.

In Mannheim, wo man weniger von einem Kriege zu besorgen hatte, nahm man die Nachricht von Westminster entgegen den Erwartungen Friedrichs sehr kühl auf.

Auf eine weitere Anfrage Englands, welche Fürsten man wohl zu Subsidientruppen-Gestellung, womit man ein möglichst starkes Heer zur Deckung Hannovers aufbringen wollte, heranziehen könnte, glaubte Friedrich neben Kurköln den Herzog von Braunschweig, dessen französischer Vertrag im Dezember ablaufen würde und Hessen-Kassel, die beide wohl je 4—5000 Mann stellen würden, nennen zu können. Bayern wäre zu weit und zu sehr in österreichischer Machtsphäre, und nach Ablauf des bestehenden bayrisch-englischen Vertrages würden wohl die Franzosen den Kurfürsten gewinnen. Mit Sachsen, dessen erster Minister Brühl mit Leib und Seele österreichisch gesinnt wäre, sollte England der großen Gefahr wegen nicht erst anfangen zu verhandeln. Gotha und Eisenach würden wohl aber einige Tausend Mann liefern können. Würde sich England Rußlands versichern, so würde Ruhe im Reiche bleiben. Gelänge das nicht, dann müsse man sich unverzüglich so stark als möglich machen, um kräftigsten Widerstand leisten zu können. Wertvoll wäre es, wenn die Türken zu einem Angriff auf Österreich gewonnen werden könnten. In einer kurzen eigenhändigen Nach-

schrift des Schreibens sagt der König abermals „Das allerbeste Teil ist der Frieden. Es handelt sich nicht um Äpfel, sondern um unsere Existenz.“ Im ganzen würden zur Deckung Hannovers nach der Ansicht Friedrichs etwa 40—50 000 Mann zusammengebracht werden können.

Noch am 19. Juni sprach der König die Hoffnung und Zuversicht aus, daß das Jahr ruhig zu Ende gehen würde, da in Frankreich die Friedenspartei noch zu stark wäre. Da reißt ihn eine Meldung Schlabrendorfs, datiert Breslau, 15. Juni, aus seinem Optimismus. Mobilmachungsbefehle flogen hinaus in alle preußischen Garnisonen, sogar nach Österreich. In Karlsbad nämlich hielten sich einige preußische Offiziere zur Kur auf, an ihrer Spitze der alte Feldmarschall Keith, an den ein eigenhändiges Schreiben des Königs erging: „Die Offiziere sollen bald ihre Kur beenden, die Karlsbader Luft wird ungesund für die Preußen.“ Der Krieg schien nun unvermeidlich. „Ich habe alles getan, was ich zur Vermeidung des Krieges tun konnte; es war erfolglos. Ich wasche meine Hände. Ich bin vollkommen überzeugt, daß niemand mir den Vorwurf, schuld daran zu sein, machen kann,“ konnte der König mit vollem Rechte sagen.

Am 28. Juni erging in Potsdam an England ein „Memoire raisonné sur la situation présente de l’Allemagne“. Die Hauptpunkte dieses wichtigen Schriftstückes, in dem nicht mehr von „convention“, sondern von „traité de neutralité“ gesprochen wird, sind: Österreich hat ein dreifaches Ziel: seine unumschränkte Herrschaft im Reiche zu begründen, den Protestantismus zu vernichten und Schlesien zurückzuerobern. Bei allen diesen Absichten ist der König von Preußen Österreichs größtes Hindernis. Es glaubt, wenn es, vom Schicksal begünstigt, ihn nur zu Boden wirft, daß dann alles übrige von selbst gelingen werde. — Die Richtigkeit der Absichten gegen die Protestanten wird durch die hessische Konversionsangelegenheit und durch die Behandlung protestantischer Ungarn und Steiermärker erwiesen. — Maria Theresia wird kaltblütig die Franzosen in Hannover einziehen sehen, ein Restchen Zurückhaltung hindert sie allein, an der Vernichtung ihres Wohltäters mitzuhelfen, eines Fürsten, der sie gerettet hat, als sie ohne Hilfsquellen war, und der für sie Geld, Truppen und seinen eigenen Vorteil geopfert hat. — Rußland, käuflich und zerrüttet, wird sich Österreich anschließen. Das europäische Gleichgewicht ist verloren, ebenso das im Reiche. — Der König von England könne sich leicht eine Partei im Reiche bilden und die ehrgeizigen Pläne des Wiener Hofes durchkreuzen, wenn er in allen seinen Subsidienverträgen festsetzt, daß sich diese Fürsten mit ihm in allen Reichs- und Reichstagssachen ins Übereinkommen setzen. — Das Reich ist in großer Gefahr. Preußen sieht den Ausbruch eines Krieges vor Augen, aber es verliert vor all den schwierigen Umständen nicht den Mut. Drei

Dinge können das Gleichgewicht in Europa wieder herstellen: enger Zusammenschluß Preußens und Englands, Sorge für neue Bündnisse und Durchkreuzung der feindlichen Pläne, Kühnheit, den größten Gefahren zu trotzen.

Dieser entschlossene Ton klingt auch aus einer weiteren Note. Der preußische Gesandte Mitchell in London bat den König um Zurückhaltung in konfessionellen Angelegenheiten auf dem Reichstage, da es England so machen wolle, um dem Wiener Hofe weniger Gelegenheit zum Hetzen gegen das englisch-preußische Bündnis zu geben. „Wir dürfen nicht weich werden und uns nicht verändern. Der österreichische Minister, voll Stolz und Dünkel, würde das für Furcht, die protestantischen Fürsten für Schwäche halten. Wenn wir, wie das feststeht, dazu da sind, die Rechte und Freiheiten der Protestanten zu stützen, warum dann von uns zustehenden Rechten abstehen? Soll das dem Wiener Hofe etwa Vorwände nehmen? Ich bürge dafür, wenn er welche sucht, findet er sicher welche; unsere mutige Festigkeit aber kann ihm imponieren. Ich für meine Person gehöre nie zu denen, die furchtsame Ratschläge geben. Wenn man das Recht auf seiner Seite hat, muß man erhobenen Hauptes vorgehen. Gerade in kritischen Augenblicken ist unser Beistand den Protestanten dienlich; wenn sie nichts zu befürchten haben, ist unsere Hilfe ihnen wertlos."

Noch einmal, anfangs Juli, glaubte der König, daß Ruhe bleiben würde, wenige Tage später war diese letzte Friedensaussicht verschwunden. Friedrich hatte klare Beweise dafür erhalten, daß ein Offensivbündnis zwischen Österreich und Rußland bestand, demzufolge beide Mächte gemeinsam im Frühjahr des nächsten Jahres angreifen wollten. Nun wußte der König, daß ihm nur noch ein Mittel bliebe: Zuvorzukommen, denn „er war nicht vom Humeur, sich von seinen Feinden écrasiren, noch wenn deren übele Dispositiones zu stark würden, sich praeveniren zu lassen."

Schon am 10. Juli hatte Klinggräfen aus Wien berichtet, daß das Ziel der österreichischen Politik wäre, den König zum Angreifer zu machen, um so den Beistand der Verbündeten satzungsgemäß anrufen zu können. Daß diese Absicht wirklich bestand, ist unzweifelhaft, schon das Verhalten Wiens beim Anrufen der Reichshilfe beweist das. Allein jetzt, im Sommer 1756, wollte man noch nicht angegriffen sein, der erwünschte Angriff kam zu zeitig.

Am Morgen des 7. August traf bei Klinggräfen ein Kurier des Königs ein mit dem Befehl, unter Darlegung der Kenntnis des Königs vom russisch-österreichischen Plane eine kategorische Erklärung zu fordern, daß Preußen weder in diesem noch im nächsten Jahre angegriffen werden würde. Klinggräfen begab sich sofort zu Kaunitz, um eine Audienz zu erbitten, ließ sich aber durch die geschickten Einwände des Ministers, der eine schriftliche Eingabe verlangte und schriftliche Beantwortung versprach, hinhalten. Er glaubte es nicht auf

sich nehmen zu können, ohne Autorisation schriftliches zu überreichen und bat daher in Potsdam um genaue Vorschriften, fügte aber dabei hinzu, die Kaiserin verreise am 8., wäre aber vom 12. bis 20. wieder in Wien, um dann abermals auf drei Wochen die Residenz zu verlassen. Über diesen Zeitverlust war der König außer sich. Eichel mußte cito antworten: „Er hätte die größte Dummheit der Welt gemacht, sein Mémoire nicht zu überreichen, er solle es sofort tun, und der König wäre sehr übel auf ihn zu sprechen," und Friedrich fügte eigenhändig hinzu: „Sie haben mir meine Sache verdorben, Sie lassen sich hinhalten, am 21. dieses Monats muß ich Ihre Antwort haben." Von Tag zu Tag stieg der Zorn über den „enormen Bock" des Gesandten, der „meritierte, daß er zur Strafe Packknecht würde", denn „solche dummen Streiche sind imparbonnabel und die Ungewißheit auf der Länge unerträglich".

Inzwischen ward eifrig gerüstet. Am 21. August erging Befehl an Maltzahn, der krank in Dresden, wo man eine „terrible Angst" hatte, war, sich zunächst unwissend zu stellen, wenn man ihm aber die Abreise nahe legte, sollte er das wichtigste in Sicherheit bringen und zur Armee kommen. Aber „trotzdem die Maschine schon stark in Bewegung gesetzt war", hatte man in Potsdam doch noch ein Fünkchen Hoffnung auf Frieden, „wenn nämlich die Kaiserin positiv und ohne Chevilles erkläre, daß Friedrich weder jetzt noch im folgenden Jahre angegriffen würde," ja es waren Befehle an alle Generale zum sofortigen Haltmachen bereit.

Am 20. August hatte unterdessen Klinggräfen das Ultimatum eingereicht, am nächsten Nachmittage brachte Kaunitz ihm die Antwort, die am Abend des 25. in Potsdam eintraf. Trotzdem der König im höchsten Grade über die „unverschämte, hochmütige und verächtliche Antwort" entrüstet war, erhielt Klinggräfen, da darin die Hauptfrage, ob Friedrich angegriffen werden sollte, gar nicht beantwortet war, noch einmal Befehl, zu erklären: „Aus der Antwort gehe die ganze üble Absicht, die Wien gegen den König hege, hervor. Es bliebe ihm für die Folge nichts weiter übrig, als die für seine Sicherheit notwendigen Mittel zu ergreifen, indessen, wenn ihm die Kaiserin noch jetzt die positive Versicherung gäbe, daß sie ihn weder jetzt noch im folgenden Jahre angreifen wollte, so würde er seine Truppen sofort zurückziehen und alles in den alten Stand setzen." Klinggräfen sollte auf einer klaren und deutlichen Antwort bestehen und sie sofort durch Kurier schicken. Wäre sie aber so ungenügend wie die bisherigen, so solle er an Kaunitz schreiben, daß er seine Gegenwart nunmehr für überflüssig halte, und daß er bedauere, sich infolge der Lage von den Majestäten nicht persönlich verabschieden zu können, solle dann das Gesandtschaftsarchiv in Sicherheit bringen und sofort abreisen. Der beim Kaiser beglaubigte Resident am Reichshofrate, Legationsrat

von Diest aber solle, — und damit ist die Stellung, die Friedrich zum Reiche einnehmen wollte, gekennzeichnet, — bis auf weiteres auf seinem Posten bleiben. Eigenhändig fügte der König diesem Befehle die Worte bei: „Da ich für Gegenwart und Zukunft keine Sicherheit habe, bleibt mir zur Sprengung der Komplotte meiner Feinde nur ein Weg, die Waffenentscheidung, übrig, und ich rechne darauf, in kurzem denen, die sich jetzt verblenden lassen, den Kopf zurecht zu setzen. Aber ich bin trotzdem noch zurückhaltend und mäßig genug, um Vorschläge zu einem Akkomodement, sobald man mir welche macht, anzuhören, denn ich habe weder ehrgeizige Pläne noch begehrliche Wünsche; die Beweggründe meines Schrittes sind keine andern als gerechte Maßnahmen für meine Sicherheit und Unabhängigkeit."

Aber es gab kein andres Mittel mehr, als „den gordischen Knoten mit dem Schwert zu durchhauen". Aus vollem Herzen konnte der König sagen: „Ich bin unschuldig an dem Kriege, ich habe alles Menschenmögliche getan, um ihn zu vermeiden, aber wie groß die Friedensliebe auch sei, nie soll man ihr Sicherheit und Ehre opfern," und in dem Gedanken „Meine Feinde zwingen mich zum Kriege, ich will den Tag segnen, der ihn beendet," ergriff er das Schwert.

Am Morgen des 28. August, zwischen vier und fünf Uhr, verabschiedete sich der König von Mitchel, stieg dann zu Pferde und brach an der Spitze seiner von frohem Mute erfüllten Regimenter gegen Kursachsen auf, „um dem dicken Nachbar eine kleine Visite zu machen".

Des Königs Plan war es, mit dem Hauptheere zunächst sich Kursachsens, des Landes und der Armee, zu versichern, um für weitere Operationen rückenfrei zu sein. Daß der Kurfürst zunächst neutral zu bleiben versuchen würde, schien ihm zwar sicher zu sein, ebenso sicher aber auch, daß er, „wenn der Reiter im Sattel wankte", versuchen würde, ihm den Todesstoß zu geben. Aus Gründen der Politik und der militärischen Sicherheit mußte Preußen das Kurfürstentum völlig in seine Hand bekommen, die Erfahrungen der Jahre 1744 und 1745 zwangen es dazu, es war eine „affaire de nécessité de contrainte et d'obligation". Der Kurfürst ließ durch den Kommandanten seiner Schweizergarde, Generalleutnant Meagher, der vom König in Pretsch am 1. September empfangen wurde, erklären, daß, trotz der Überraschungen durch einige Erklärungen Maltzahns, der Durchmarsch bewilligt würde, allein die Hinweise auf seine freundschaftliche Haltung seit dem letzten Friedensschlusse erfuhren eine sehr kurze Abfertigung. Als nun am 3. September von kursächsischer Seite in heftigerem Tone die Zurückziehung der Truppen verlangt wurde, erfolgte eine sehr scharfe Antwort aus Lommatzsch am 5. September. Am selben Tage erklärte der König Herrn von Maltzahn rundheraus seine Absicht, die sächsische Armee zu entwaffnen.

Schon Mitte Juli hatte der Kurfürst auf Rutowskis Rat begonnen, seine Regimenter aus ihren Garnisonen langsam in ein Lager zwischen Pirna und dem Königsteine zusammenzuziehen. Am 3. September begab er sich selbst zur Armee ins Hauptquartier Struppen, von wo aus er am folgenden Tage, durch Rutowskis Denkschrift vom 19. August darauf hingewiesen, daß sich König Friedrich nicht mit der Entwaffnung der Truppen, sondern nur mit ihrer Einverleibung in seine Armee begnügen würde, aufbrechen wollte, um sie durch Böhmen und Mähren nach Polen zu retten. Die rasch vordringenden preußischen Husaren vereitelten dies. Dem Kurfürsten wurden im Augenblick des Aufbruchs feindliche Patrouillen längs der Elbe gemeldet, der Aufbruch unterblieb, obwohl er militärisch nicht hätte gehindert werden können, und die Armee war ihrem Schicksal verfallen.

Am 9. September wurde Dresden besetzt. Der König hatte sich, um seinen Einmarsch in Sachsen und die scharfen Mittel, mit denen er gegen den Kurfürsten vorging, vor aller Welt rechtfertigen zu können, zu einem außergewöhnlichen Schritte entschließen müssen. Er wußte, daß im Archive die Schriftstücke lagen, die den vollen Beweis für die feindselige Gesinnung des Dresdener Hofes gegen ihn erbrachten und die seine eigenen Maßnahmen rechtfertigten. Das Archiv war zunächst ganz unberührt geblieben. Nachdem wegen der Nähe des Schlafzimmers der Kurfürstin die Archivbeamten und Schildwachen entfernt worden waren, hatte man die Türe versiegelt. Am 10. September nun ließ der König durch General von Wylich, Major von Wangenheim und Sekretär Pleßmann die auf die Bündnisse gegen Preußen bezüglichen Akten und Schriften beschlagnahmen. Die Kurfürstin kam dazu und stellte sich mit der Erklärung, nur der Gewalt weichen zu wollen, in die Nische vor die Türe. Erst dem Zureden ihres Oberhofmeisters, der auf Wylichs Veranlassung einschritt, gelang es, die entrüstete Kurfürstin zu bewegen, die Tür freizugeben und in ihr Zimmer sich zurückzuziehen. Ein ganzer Koffer voll geheimer Aktenstücke wurde nach Berlin gebracht. Der König befahl sie deutsch und französisch, mit Ausnahme des Partagetrakts vom 18. Mai 1745 drucken zu lassen und die Drucke an die Gesandten Frankreichs, Englands, Polens, Hollands und des Reiches zu verteilen. Dem französischen Gesandten Marquis von Valory sollten die Originale vorgelegt werden. Später, am 20. September, wurde Podewils beauftragt, „das was Sachsen dabei angehe, auf gute Art, en forme eines Briefes und der gleichen pièce volante zu veröffentlichen“, das auf England, den nunmehrigen Bundesgenossen bezügliche aber zu unterdrücken.

Am 11. September traf aus Wien die Antwort auf Klinggräfens letzte Anfrage ein. Klinggräfen hatte lange warten müssen, ehe er auf das am 2. überreichte Ultimatum Bescheid erhielt. Nach mehrfacher Anfrage erhielt er

ihn am 7. erst. Er lautete kurz, daß man den Krieg aufnehme. Zwei Tage nach dem Eintreffen dieses letzten Wortes überschritt die preußische Vorhut unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Peterswaldau die böhmische Grenze, am selben Tage brach der österreichische Feldmarschall Browne aus dem Sammellager von Kolin auf und trat den Vormarsch nach Norden an. Am 14. September ward der österreichische Gesandte von Puebla aus Berlin abgerufen — der Krieg war eröffnet.

Die Absichten, die Friedrich bei Kursachsen vorausgesetzt hatte, bestätigten sich: Klinggräfen meldete aus Wien, man habe geplant, die Armeen Friedrichs ruhig durchmarschieren zu lassen, dann aber, mit einem österreichischen Hilfskorps nötigenfalls verstärkt, „ohne sich über die zu seiner Précaution genommene Sicherheit zu embarrassiren", in die Mark einzufallen. Auch das Auffinden einer durch Pfähle bezeichneten Heeresstraße von Sachsen nach Böhmen bestärkte den König in seiner Überzeugung.

Die ihm angebotenen Besatzungsrechte von Torgau und Wittenberg schlug der König aus, da es „sich nicht um Gefälligkeiten, sondern um Sicherheit und Erhaltung seines Staates handele". Schließlich spricht er das entscheidende Wort: „In der gegenwärtigen Lage müsse des Kurfürsten Schicksal an das seine gefesselt sein. Nähme der Krieg ein glückliches Ende, so solle der Kurfürst keinen Grund haben, sich zu beschweren, würde aber der Ausgang unglücklich sein, so müsse Sachsen das Loos Preußens theilen."

Es würde für den Zweck dieses Buches zu weit führen, die Einzelheiten des Dramas, das sich nun in der herrlichsten Gegend des Kurfürstentums abspielte, zu beschreiben. Am 14. Oktober nachmittags, eine Stunde vor der Rückkehr des Siegers von Lobositz, begannen die Verhandlungen um die Übergabe der eingeschlossenen hungernden Armee. Am 15. war das Drama zu Ende. Das ganze sächsische Heer, von dem in den schlimmen Tagen nur 100 Mann desertiert waren, wurde dem Könige ausgeliefert. Alle Milderungsbedingungen lehnte der König in eigenen kurzen Randbemerkungen scharf ab.

Kurfürst August und die Prinzen, Rutowski und Brühl reisten nach Polen ab, nur Kurprinz Friedrich wurde der Aufenthalt in Dresden gestattet. Die Armee ward in preußische Pflicht genommen.

Am 14. November nahm der König das Hauptquartier in Dresden.

---

4. Regensburg.

Mit dem wachsenden Sommer war in der Stadt der Reichsversammlung die Erregung, die sich des ganzen Reiches bemächtigte, aufs höchste gestiegen. Die hessen-kasselsche Konversionsangelegenheit und der mecklenburgisch-preußische Werbungsstreit hatten den geschäftigen Müßiggang der Herren Gesandten unterbrochen. Dazu drang von ferne das wachsende Rollen des nahenden Kriegsgewitters. Man hörte von Rüstungen; Kuriere kamen und verschwanden; eine Menge außerordentlicher Gesandter fremder Höfe erschienen und gingen, man erfuhr nicht recht, warum. Die abenteuerlichsten Gerüchte durchschwirrten die Luft, bald wußte man nicht mehr, was wahr, was falsch war. Was sollte das Bündnis zu Westminster bedeuten? Wie kam Österreich zu dem unnatürlichen Vertrage mit seinem alten Feinde Frankreich? Warum schlugen sich die protestantischen Mächte auf die preußische Seite, weshalb sammelte Österreich die katholischen um sich? Stand ein neuer Kampf um Recht und Glaubensfreiheit bevor?

Unter banger Spannung verging der Juni. Der kurbrandenburgisch-preußische Gesandte, Erich Christoph von Plotho bat seinen König um Befehle, wie er sich bei etwa vorkommenden Demarchen des Kaisers zu verhalten habe und teilte gleichzeitig mit, daß der kurhannoversche Gesandte, Herr von Gemmingen, Befehl habe, mit ihm konform zu gehen.

Den Kampf am grünen Tische eröffnete der König von England als Kurfürst von Hannover. Unter dem 16. Juli erließ er ein Promemoria an die Reichsversammlung. In festen Worten protestiert er darin gegen die Vorwürfe, sein Bündnis mit Preußen behandle Religionsfragen und habe Veränderungen im Reiche zum Ziele. Es sei nur geschlossen worden, weil infolge des französisch-englischen Krieges Frankreich schon 1755 an der Mosel und am Rheine alle Anstalten getroffen habe, Hannover als englischen Besitz anzugreifen und somit das Reich zu beunruhigen, der Winter habe allein die gefährlichen Pläne vereitelt. Da die nach Wien gerichteten Bitten um Hilfe ungehört verhallt wären, so habe sich England gezwungen gesehen, mit König Friedrich ein Freundschaftsbündnis zu schließen, „als geschwindes und wirksames Mittel, um die kurbraunschweigischen und zugleich anderen Reichslande gegen Frankreich in Sicherheit zu setzen." Dem Kaiser könne das nur lieb sein, heißt es in scharfer Weise weiter, denn dadurch sei das seiner Fürsorge anvertraute Reich einer großen Gefahr entgangen! Mit einem Ausfall gegen das französisch-österreichische Bündnis schließt das Schriftstück „Die Kaiserin-Königin wäre in enge Verbindung mit einer solchen auswärtigen

Krone getreten, welche schon seit 200 Jahren dem Reiche die ansehnlichsten Provinzen entrissen und das Erzhaus selbst vielfach befehdet und überzogen, auch nach ihrer Convenienz Unruhe und Mißtrauen in dem teutschen Vaterland angerichtet, welche auch den Appetit sich auf dessen Kosten zu vergrößern schwerlich verloren haben oder verlieren wird."

Fast gleichzeitig wurde in Regensburg ein Zirkularreskript an die K. K. Minister und Gesandten bekannt. Der Kaiserliche Hof verwahrt sich darin gegen die Unterstellung, das französisch-österreichische Bündnis enthalte geheime Artikel wegen der römischen Königswahl, der hessischen Assecurationsakte und der protestantischen Konfession; es wird versichert, daß alle das Reich angehenden Angelegenheiten nur mit den zuständigen Staaten des Reiches verhandelt werden würden und daß der Protestantismus gemäß des westfälischen Friedens vollkommen gesichert wäre.

Indessen man war, wie aus dem Reskript hervorgeht, doch in großer Sorge in Wien, daß die protestantischen Stände sich verbänden, und den Gesandten wurde ans Herz gelegt, „den Bemühungen der Gegner, unsern unschuldigen Defensiv-Maßnehmungen von allen Orten und Enden Verdacht und Mißtrauen zuzuziehen", energisch entgegenzutreten; man hoffte, daß die zu England in Subsidienverhältnissen stehenden Fürsten, wie Kurpfalz, Kurköln, Württemberg und Würzburg die Ende August ablaufenden Verträge nicht erneuern würden.

Plotho berichtete über das Zirkularreskript an das Ministerium, das am 17. August dem Könige vorschlug, der Gesandte sollte durch ein offenes Schreiben dem Reichstage „das maliziöse Gift fühlen lassen". Der König antwortete schon am folgenden Tage: „Man solle genau darauf acht geben, was der Wiener Hof alles veröffentliche, und gegebenen Falles sofort mit Solidité und énergiquement darauf antworten, ohne erst seinen Befehl abzuwarten. Es läge ihm sehr viel daran, daß das Publikum aufgeklärt würde über all die Vorgänge, die die jetzige Lage geschaffen hätten. „Dies alles soll das Ministerium sehr releviren und dabei die Data der beiderseitigen Mouvements wohl attendiren und dem Publico alles solches remarquiren machen, da sich dann die malicieusen Tournures derer Wienerischen Rescripten selbst am Tag legen werden, wenn sonstens nur das Ministerium darauf attention hat und sich die Mühe geben will, solches recht zu épluchiren und alsdenn das Publikum zu désabusiren, damit der Wienerische Hof auf die grobeste Art nicht Mich injuriren und anschwärzen und gleichsam mit Fingern auf mich weisen dörfe, ohne tüchtig rebrousirt zu werden." Dementsprechend erging am 21. August ein Ministerialerlaß an Plotho, gleichzeitig auch an die andren Gesandten und Residenten.

In Erich Christoph von Plotho, dem „kleinen Mann mit den Feuer-

augen", wie ihn Goethe nennt, hatte der König den trefflichsten Vertreter, der, eine Bismarcknatur, voller Mut und Schneidigkeit, jederzeit den rechten Ton fand, wenn man seinen König und Herren „injuriren" wollte.

Vom 6. August bis zum 24. Oktober sollte die Reichsversammlung in die „Ernteferien" gehen. „Wir werden wenig Ferien haben," schreibt der Verfasser der Berichte nach München, „überhaupt sehen unsere Sachen im Reiche dermahlen sehr verwirrt aus, und wo nicht Gott die Hertzen der Großen besonders zum Frieden lenket, so haben wir ein harten Sturz auszustehen. Wahrscheinlicherweise aber kann es nicht eher gut werden, biß es nicht erst recht schlimm geworden ist. Gleichwohl mag bei allem die Religion wenig Antheil davon haben, und mit Recht ein bloßes Schreckbild genannt werden. Solange wir wenigstens von politischen Ursachen wissen, wollen wir keiner Religion, es seye welche sie wolle, hierinnen etwas zu nahe legen."

Eine drückende Schwüle herrschte in den Regensburger Gesandtschaften. Ängstlich wartete man auf Neuigkeiten und auf Befehle. Die unsinnigsten Gerüchte, wie das von Friedrichs heimlicher Anwesenheit in Dresden, fanden Glauben.

Plotho las verschiedenen Gesandten ein königliches Reskript vor. Preußen wolle den Frieden, Österreich zwänge es zu Rüstungen. Der Westminsterer Vertrag enthalte nichts auf Religion bezügliches, aber man könne es keinem Menschen verdenken, wenn er argwöhnisch würde gegen Wien infolge der Konversion des Erbprinzen von Hessen-Kassel und der Umtriebe des Grafen von Pergen und des Barons von Kurtzrock. Ob sich im Versailler Vertrag geheime Artikel darüber befänden oder nicht, das wollte man dahin gestellt sein lassen. Wenige Tage später folgte ein neues Schriftstück, das schon ganz wie ein Manifest aussieht, und dessen Sprache Plotho noch „gemildert" haben sollte. In kurzen, festen Worten erklärt darin der König, es könne ihm kein Mensch verdenken, „wenn er endlich gegen die gefährlichsten Veranstaltungen des Wiener Hofes alle von Gott zur Konservation seiner Lande und getreuen Untertanen ihm verliehene Macht anwende und alle ersinnlichen serieusen mesures ergriffe, um nicht in seinen eigenen Landen praeveniret und cérasiret zu werden. Es stehe in der Kaiserin-Königin Willkühr und freyen Händen, ob sie Krieg oder Friede erwählen würde." Plotho berief nach der Überreichung dieses Reskripts die evangelischen Stände zu besonderer Mitteilung zusammen, um sie aufzufordern, auf ihrer Hut zu sein; man habe Entdeckungen gemacht, die die Protestanten in größte Besorgnis versetzen müßten, und über die alle Welt staunen würde.

Wenige Tage später drang nach Regensburg das Gerücht von des Königs plötzlichem Einmarsche in Kursachsen. Unter dem Datum des letzten Augusttages zeigte der König von Preußen die Eröffnung seines Krieges

gegen Österreich der Reichsversammlung an. Das Schriftstück, das den Minister von Finckenstein zum Verfasser hat, ist betitelt: „Declaration derjenigen Gründe, welche S. Königliche Majestät in Preußen bewogen, mit der Armee in Sr. Königlichen Majestät in Pohlen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Erblande einzurücken.“ In markigen Worten führt er aus: „Wir haben kein anderes Mittel gesehen, um unsere Gloire zu retten, und die Unseren Landen vorstehende Gefahr abzuwenden, als einem so unversöhnlichem Feinde vorzukommen und ihn in seinen eigenen Landen heimzusuchen. Um aber desto leichter in Böhmen einbrechen zu können und unsere Lande gegen einen feindlichen Überfall in Sicherheit zu setzen, haben wir uns zugleich, obwohlen ungerne, genötiget gesehen, mit unserer Armee nach Sachsen zu marschiren. Wir hätten gewunschen dessen überhoben seyn zu können, und daß Wir nicht nöthig gehabt hätten des Königs von Pohlen Majestät diesen Verdruß zu machen; allein die genaue Verbindung zwischen denen Höfen zu Wien und Dreßden, und die Erinnerung desjenigen, so Uns mit dem letzteren in denen Jahren 1744 und 1745 begegnet, haben Uns in die Notwendigkeit gesetzet, diese Vorsicht zu gebrauchen, wobey Wir aber des Königs von Pohlen Majestät declariren lassen, daß Wir gar keine feindlichen Absichten gegen Dero Staaten hätten, und mit Verlangen dem glücklichen Zeit-Punkt entgegen sehen, da Wir Deroselben Dero Lande, ohne Gefahr derer Unsrigen, restituiren könnten.“ Und wenn die Kaiserin-Königin erklären würde, daß sie weder in dem jetzigen noch künftigen Jahre angreifen wollte, so sollten bereitwilligst die Truppen zurückgezogen und alles in den vorigen Stand gesetzt werden.

Kurz vor seinem Ausmarsche hatte der König an die Minister von Podewils und von Finckenstein eine genaue Instruktion erlassen. Die für das Reich in Frage kommenden Punkte lauten: „In die Zeitungen soll nichts als was sich zu unserer Politik schickt, sonsten aber keine Prahlereien, als davon Ihr wisset, daß Ich solche ohnedem nicht leiden kann.“ (Punkt II.)

„Bei dem Reichstage sowohl als denen Reichsständen müsset Ihr in allen Gelegenheiten mit vieler Attention und Adresse die enorme Ambition und vasten Vues des wienerischen Hofes vorstellen und dabei zu Gemüthe führen, wie es um die Freyheit der teutschen Fürsten und Stände gethan sein werde, wann den Österreichern die Absicht glücken sollte, Uns und Hannover aus dem Wege geräumt zu haben, da sodann niemand sein würde, der sich deme gefährlichen Projekt des Wiener Hofes gegen die Rechte und Freiheiten der teutschen Fürsten würde opponiren können.“ (Punkt VI.)

„Was Dänemark und das Corpus Evangelicorum anbetrifft, so ist das beste Argument, so Ihr anbringen könnet, von der Religion und der großen derselben imminirenden Gefahr zu nehmen.“ (Punkt VII.)

Aus dem Quartiere zu Sayda hatte der König am 30. August einen Kurier an das Ministerium abgefertigt mit dem Befehle, Plotho sofort genau zu instruiren, „damit er solidement darauf zu antworten im Stande ist, weil nicht zu zweifeln ist, daß der Dresdensche Hof das erste Geschrei daselbst (in Regensburg) machen werde. Es muß aber solcher citissime geschehen.“ Plotho ward sofort instruiert, zunächst durch ein kurzes Reskript, unmittelbar darauf durch das oben erwähnte Manifest.

Hatten auch bereits am 7. September die meisten Gesandten die offizielle Nachricht von der Invasion in Sachsen in Händen, so herrschte doch noch eine gewisse Ferienstille in den Komitien. Der Direktorialgesandte befand sich noch in Aschaffenburg, selbst der kaiserliche Prinzipalkommissar war noch abwesend. Daß sie freilich nunmehr ihren Urlaub abkürzen würden, wurde allgemein erwartet. Die wenigen in Regensburg anwesenden Gesandten suchte der rastlose Plotho zu gewinnen. Bald gab er den evangelischen Herren ein Diner, bald erschien er in den Wohnungen einzelner, um zu verhandeln oder wenigstens ihre Ansicht zu erfahren. Allerlei Gerüchte sorgten für Unterhaltungsstoff. So hieß es Mitte September plötzlich, Kursachsen habe sich für die Verbündeten von Westminster erklärt. Lange hielt sich die falsche Nachricht, 12 000 Sachsen wären in ein Lager bei Hornburg im Halberstädtischen marschiert.

Während so in Regensburg noch die Stille vor dem Sturme herrschte, arbeiteten beide Parteien im Reiche eifrig an der Gewinnung der Stände. In Wien hatte man schon im Frühsommer fest darauf gerechnet, das Reich für sich zu gewinnen, zunächst hoffte man, daß diejenigen Fürsten, die Subsidienverträge mit England hatten, die Ende August ablaufenden Bündnisse nicht erneuern würden. In Bayern entfaltete so Baron Widmann eine reiche Tätigkeit im habsburgischen Sinne, in Stuttgart und Karlsruhe suchte General von Pretlack Stimmung zu erregen, nachdem er in Kassel keinen, in Darmstadt einen kleinen Erfolg gehabt hatte.

Auf der andren Seite war vor allem England-Hannover rührig. Es sandte den Geheimrat von Wallmoden an verschiedene kleinere Höfe, „um den gefährlichen Plänen des Wiener Hofes, alle Reichskreise gegen Friedrich und den König von England aufzuwiegeln, zuvorzukommen.“ Jetzt bei Beginn des Krieges reiste Herr von Gemmingen nach München, „um diesen Hof aus seiner Schlafsucht zu erwecken und an die englischen Subsidien zu erinnern“; dem Gesandten gelang es auch wirklich, sowohl vom Grafen Preysing wie auch vom Kurfürsten unter der Hand das Versprechen der Neutralität zu erreichen, dann wandte er sich nach Franken.

Daß sich König Friedrich mit aller Kraft gegen die Hereinziehung des Reiches in den Krieg stemmen würde, darüber war man in Wien nicht im

Zweifel gewesen, das Verbleiben des Herrn von Diest, des preußischen Residenten am Reichshofrat dokumentierte diese Absicht auf das Deutlichste. Von der Wichtigkeit der Beteiligung des Reiches war man überzeugt, der stillschweigende Widerstand Preußens erregte die Gemüter noch mehr, und so handelte man übereilt. Schon am 13. September beriet man im Reichshofrate über den ersten Schritt gegen Preußen-Brandenburg. Am Tage darauf erschien ein kaiserliches Hofdekret an die Reichsversammlung, das bereits am 20., nachdem tags zuvor der kurmainzische Gesandte zurückgekehrt war, zur Diktatur gebracht wurde. Die Art und Weise, mit der der Kaiser in dem Dekrete vorging, konnte Preußen nicht überraschen. So ungefähr hatte man es sich gedacht. Dazu hatte noch Rouillé in Paris Knyphausen gegenüber ziemlich deutliche Bemerkungen „in der Hitze des Gesprächs“ fallen lassen, und Plotho hatte auch schon über eine Konferenz des Konkommissars mit dem sächsischen Gesandten von Ponickau berichten können, in der der modus procedendi verhandelt worden war.

„Der König in Preußen,“ heißt es in dem Dekrete, habe Sachsen genommen und gesagt, er wolle Böhmen erobern, also ein weiteres Reichsland mit Krieg überziehen. Das sei offene Empörung und gemeinsame Reichsfeindliche Überziehung, „durch welche die Kaiserliche Allerhöchste Auctorität und die Hoheit des Reiches beleidiget, und anbey der Verfassung des Reiches der gänzliche Umsturz, allen und jeden Ständen aber ihrer Ordnung nach, eine gleichgeartete Vergewaltigung, und nach Niederwerfung derer für ihre und andere Reichs-Mit-Ständen Sicherheit noch in einer Verfassung stehenden Ständen, deren übrige gemeinsame und alsdann nicht mehr zu erwehren seyende Unterdrückung, nicht allein bedrohet, sondern wirklich allschon mit der That selbstens angedrungen werde.“ Zudem sei das eine Empörung gegen des Kaisers Majestät und das Reich, und nicht allein eine allgemeine Störung der Reichsruhe, sondern ein zum wirklichen Anfang und Vollzug allschon gebrachtes Unternehmen des gänzlichen Umsturzes des Reiches „und damit aller Besitzungen, Freiheiten und Rechte aller Stände!“

Der Reichshofrat solle von Amts- und Gerichtswegen dasjenige ohneinstellig verfügen, was die Reichsgesetze wider derley Friedbrüchige und gemeingefährliche Empörungen, Unternehmungen und Vergewaltigungen deren Ständen unter sich nach Maßgebung des Landfriedens und dessen Executionsordnung vorschreibeten, und ferner dem Kaiser anraten, was Seine Kaiserliche Majestät bey dieser dem gantzen Reich bevorstehenden Gefahr Dero Kaiserliche Amt- und denen Reichsgesetzen gemäß ferner verfügen und in Gesetzmäßiger Anordnung weiter angehen und veranlassen könnten, um dem ausgebrochenen Unwesen nachdrücklich zu steuern und damit nicht allein dem vergewaltigten Teil Genugthuung, sondern auch und zwar hauptsächlich

dem gesamten Reich fürjetzo und künftig die erforderliche Sicherheit zu verschaffen.

Dann wird auf den Inhalt der beigelegten Monitoria, Excitatoria, Dehortatoria und Inhibitoria näher eingegangen, am Schlusse werden die Fürsten und Stände unter nochmaligem Hinweis auf das „gefährdete edle Kleinod der Reichs-Ständischen und nach deren Wesenheit von andern ihrer Mit-Stände ohnabhängigen Freyheit“ zu sofortiger Hilfe, die Reichsversammlung aber zu einem des fordersamsten einzubringenden Gutachten aufgefordert.

Unter demselben 13. September erging auch an König Friedrich das kaiserliche Dehortatorium, eine reichsväterliche Warnung und Aufforderung. Darin wird ausgeführt: Der König habe nicht nur Sachsen vergewaltigt und den Kurfürsten zum Verlassen Dresdens gezwungen, sondern er bedrohe auch ein andres Reichsland, Kurböhmen. Das „sei dem Land-Frieden und der Reichs-Verfassung allerdings und offenbar zuwider, beleidige die Kaiserliche Auctorität und Hoheit des Reiches und drohe der Verfassung den Umsturz und den gemeinsamen Untergang,“ mit einem Wort, es sei eine „feindliche An- und Überziehung des Reiches und eine gänzliche Empörung wider Uns und das Reich.“ Deshalb müsse der Kaiser Kaiserlichen auch Obrist-Richterlichen Amts und Gewalts wegen eingreifen und „hiermit alles Ernstes gebiethen und anbefehlen, daß Sie (Majestät in Preußen als Churfürst) von allen Empörungen, friedbrüchigen Vergewaltigungen und feindlichen An- und Überziehungen deren Chur-Sächsischen und andern Reichs-Landen ohne Anstand abstehen, Ihre Kriegs-Mannschaft alsbalden ab- und zurückführen, auch die denen Ständen des Reichs und deren gemeinsamer Sicherheit gefährlichen Rüstungen trennen, und entlassen, alles abgenommene zurück geben, und allen verursachten Schaden und Kösten ohnweigerlich erstatten, sofort, wie all solches beschehen, sonder mindesten Anstand alsogleich gehorsamst anzeigen habe.

Im Übrigen aber werden Wir wegen dem von Eurer Majestät als Churfürsten zu Brandenburg Liebden gegen Uns und das ganze Reich in der unternommenen gemein-gefährlichen Empörung begangenen schweren Verbrechen gegen Dieselbe nach denen Reichs-Gesetzen, sowohl zur Bestrafung des Verbrechens als auch das weitere zur künftigen Sicherheit des ganzen Reiches ohne Aufschub verfügen. Ansonsten verbleiben Wir Deroselben mit Freund- Vetter- und Brüderlichem Willen Lieb und allem Guten beständig wohl beygethan.“

Das Avokatorium schildert zunächst umständlich die Lage, dann wird „allen und jeden Generalen, Obristen, auch allen hohen und niederen Befehlshabern und sonsten insgemein allen Kriegsleuten des König zu Roß

und Fuß samt und sonders von Römisch Kaiserlicher Macht bey Pön des Friedensbruches ernstlich geboten, daß sie alsobald nach Vernehmung dieses Unsers kaiserlichen Gebotes wider des Königs von Pohlen teutsche Reichslanden oder auch wider andere Reichs-Mit-Stände nichts feindliches tentiren oder vornehmen, sondern von ihren und anderer benachbarten Ständen-Landen und Territoriis ab- und zurückziehen und sich deren gänzlichen entäußern, auch Derselben Unterthanen und Leute an deren Leib, Haab und Güthern mit Raub, Abnahm und allen anderen Thätlichkeiten, wie die Namen haben mögen, nicht beschweret noch überlästig sind noch auch sich durch eines anderen Geboth, wer der auch seye, zu einem anderen verleiten lassen; allmaaßen Wir von kaiserlicher Macht und obristen Gewalts wegen euch deren ihm, König von Preußen, Churfürsten zu Brandenburg, vorhin geleisteten Eyden und Pflichten hiermit entladen, und euch anweisen, euch auch gebiethen und auflegen, daß ihr seine, des Churfürsten zu Brandenburg, zur Empörung führende Fahnen Dienste und Bestallung verlassen, und dessen Gebothen nicht mehr gehorchen, noch auch dessen strafmäßigen zu des gemeinen Vaterlands gänzlicher Zerrüttung und Umstürzung gereichenden Beginnens auf einige Weise theilhaftig machen sollet, als lieb es euch, und deren jedem seyn mag, die dißfalls in denen Reichs-Gesetzen auf Leib, Ehr und Gut verordnete Strafen zu vermeiden. An deme beschiehet Unser ernstlicher Wille und Meynung."

Schließlich erging am selben Tage an den Kurfürsten Johann Friedrich Karl, Erzbischof zu Mainz, „als des Heiligen Römischen Reiches durch Germanien Erzkanzler und durch ihn in simili mutatis mutandis" an die übrigen kreisausschreibenden Fürsten der Befehl, „sich ohne Anstand und ohn aufhaltlich in die beste und stärkste Verfassung zu setzen", die Avokatoria zu publizieren und affichieren und allen Vorschub, vor allem das Gestatten preußischer Werbungen im Reiche zu verbieten.

So war überraschend schnell auf einmal die ganze verrostete Maschine in Bewegung gesetzt worden. Freilich mit ganz andrem Erfolge, als man in Wien wohl erwartet hatte. Abberufungsdekrete durften nach Praxis und Analogie — ein Reichsgesetz darüber bestand nicht — erst auf Grund der erfolgten Reichsachtverhängung erfolgen. Die Wahlkapitulation war dadurch, daß man übereifrig den Urteilsspruch nicht erst abgewartet hatte, gebrochen; eine entschiedene Verletzung der Rechte der Fürsten und Stände lag vor und erregte nicht nur Unmut, sondern noch vielmehr Furcht, daß es schließlich einem jeden so gehen könne wie dem mächtigsten Reichsstande. Das Gefühl der willkürlichen Beschränkung der persönlichen Freiheit ferner, machte viele

Stände stutzig, hatte doch jeder Freigeborene das Recht, überall Kriegsdienste zu nehmen, außer bei Mächten, die dem Kaiser und Reiche feindlich gesinnt wären, und das war ja König Friedrich nicht. So hatte das Dekret statt einer fortreißenden eine lähmende Wirkung auf die Tätigkeit der Stände, deren Oppositionsgeist lebhaft angeregt war.

Zunächst erhob, wie zu erwarten gewesen, Plotho mündlich, und zwar im schärfsten Tone Einspruch und behielt sich weitere Schritte vor. Zwei Tage nach dem Diktat verteilte er ein Manifest seines Königs, „Ursachen, welche S. Kgl. Majestät in Preußen bewegen, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen und deren Ausführung vorzukommen", eine Vorbereitung, aber noch keine Erwiderung. Am selben Tage wurden auch durch kaiserlichen Befehl die Gesandtschaften aus den Ferien berufen und die Stände aufgefordert, ihre Vertreter mit hinreichenden Instruktionen zu versehen. Ponickau fuhr bei allen Gesandten, die schon ortsanwesend waren, herum und verhandelte täglich. Auffallenderweise schwiegen sämtliche evangelischen Vertreter.

Am 23. September zeigte der kursächsische Gesandte, wie ihm der kurmainzische Minister von Lyncker geraten hatte, offiziell die preußische Invasion mit einer umfangreichen Aufzählung der Tatsachen an. Zwei Tage darauf folgten bereits neue Beschwerdeanzeigen, und am 27. beriefen amtliche Schreiben des Direktorialgesandten die Vertreter der Fürsten und Stände für den 11. Oktober zu einer Reichsversammlung.

In Regensburg waren aller Gemüter voller Spannung. Frau Fama übte ihre ganze Macht. Bald erzählte sie von einer furchtbaren Schlacht, in der preußische Husaren fünf Kavallerieregimenter niedergemetzelt hätten, bald flüsterte sie, den König von Preußen habe der Schlag getroffen, und nun habe der alte Marschall Keith das Oberkommando. Wie 1870 hieß es, bedeutende Führer wären gefangen, so der Prinz von Braunschweig-Bevern, oder tot, wie Fürst Löwenstein; die Kaiserin von Rußland wurde tot gesagt, der Herzog von Württemberg sollte evangelisch geworden sein. Die schon damals sensationslüsterne Presse überbot sich in Erfindungen von Tartarennachrichten. Die Bürger der guten und getreuen Reichsstadt, die sich schon deshalb, weil in ihren Mauern des Heiligen Römischen Reiches Versammlung tagte und weil ihnen manche halbwahre Nachricht durch die Diener der Gesandten hinterbracht wurde, für gewiegte Politiker hielten, ließen Hammer, Schere und Ahle ruhen und saßen in den Wirtshäusern oder in den Baderläden oder standen auf der Straße, besonders vor dem Postgebäude zusammen und kannegießerten. Die erregte Stimmung wurde dadurch nicht ruhiger, so daß sich endlich der Magistrat zum Einschreiten entschloß. Am 1. Oktober wurde in senatu beschlossen und darauf durch Anschlag veröffentlicht: „Ein

Wohl=Edler, Hoch= und Wohlweiser Herr Cammerer und Rath dieser des Heiligen Römischen Reiches Freyen Stadt Regensburg tragen zwar zu Dero gesammten lieben Bürgerschaft und übrigen Innwohnern das gäntzliche Zutrauen, es werden selbige denen so wiederholten Obrigkeitlichen Verordnungen, über Hoher Potentaten Handlungen keinerley Urtheil zu fällen, um so mehr von selbsten nachzukommen sich eifrigst bestreben; Als ohnehin dergleichen Unternehmungen jederzeit eine höchst straffbare Verletzung der Hohen Häuptern schuldigsten Ehrerbiethung ist. Damit aber jedoch niemand einigerley Unwissenheit vorschützen möge; So finden bey gegenwärtigen in dem Heiligen Römischen Reich sich hervorthuenden Ereignussen vorbesagt ein Wohl=Edler=Herr Cammerer und Rath vor höchst nothwendig, bemerckt Dero Burgerschafft und Innwohnere mehrmahlen alles Obrigkeitlichen Ernstes anzuerinnern, sich alles Urtheilens über die dermalige Beschaffenheit Derer Staats=Sachen in Heiligen Römischen Reich, so wie des Herumtragens neuer meistens ohnehin auf Ungrund beruhenden Zeitungen gäntzlich zu enthalten, und vor allem daraus anwachsenden Nachtheil und Schaden Stadt=väterlich zu warnen. Wie dann auch Wohldieselbe jedermänniglich anmit unverhalten lassen, daß in so ferne einer oder mehr Ihrer Burger und Innwohner diese Wohlgemeynte Verordnung außer Augen zu setzen sich gelüsten lassen würden, Diesselbe solchen Übertretern keinerley Schutz, Hülffe noch Anhandgebung angedeihen, sondern vielmehr selbige dem ihnen selbst zugezogenen Schicksal überlassen auch befindenden Dingen nach, mit Geldes, Leibes= und anderer Bestraffung ohnausbleiblich ansehen werden."

Geholfen hat das Wohlweise Dekret freilich nicht viel, denn um Mitte Oktober teilt der kaiserliche Konkommissarius Graf von Seydewitz dem Magistrat mit: „Es sei sehr gut, daß den Bürgern und Eingesessenen betreffs der Angelegenheiten im Reiche Silentium imponiret sei, trotzdem unterstünden sich einige öffentlich in denen Conventiculis über die dermalige Kriegsangelegenheit auf die unvernünftigste Weise zu kritisiren und in Majestät und Respekt beleidigenden Ausdrücken selbst gegen das Reichsoberhaupt sich vernehmen zu lassen. Der Magistrat müßte bedacht sein solche Mittel vorzukehren, die hinlänglich wären, dem zaumlosen Beginnen derley unruhiger und bößgearteter Leute gehörig Einhalt zu thun, da ansonsten, wenn darunter keine Abstellung geschehe, man kaiserlicher Seits genöthiget seyn würde, selbstens auf die Auslieferung solcher Personen zu dringen und an Leib und Leben so mit ihnen zu verfahren, wie es ihr Vorhaben verdienet hätte."

Der Magistrat antwortete zwar, er glaube, daß das Dekretum vom 1. Oktober genügen würde, nötigerweise indessen würden auch noch schärfere Maßregeln veranstaltet werden. Allein das Kannegießern über den bereits

„schlesisch-böhmisch“ getauften Krieg dauerte an und wurde durch die Diener der Gesandten weiter gesteigert. Schon jetzt beginnt die während des ganzen Krieges dauernde, ununterbrochene Reihe von nächtlichen „Einzelgefechten“ der Parteien; den Rufen: „Es lebe Maria Theresia, es lebe der Kaiser Franciskus“ antwortete meist ein kräftiges, von Prügeln unterstütztes „Vivat Fridericus Rex“. Der Magistrat drohte mit schweren Strafen, aber man erwischte selten einen der Übeltäter. Was halfen da alle Erlasse? Als im Mai 1757 wieder einmal anläßlich der Nachricht von Prag ein großer Nachtskandal in Szene gesetzt worden war, wurden vom Magistrate auf Senatsbeschluß „dem Entdecker der Verbrecher“ 50 Taler Belohnung zugesichert. Der Erlaß wurde unter Trommelschlag bekannt gegeben und dann affichiert. In ihm wird am Schlusse „übrigens hiesige Burgerschafft und Untergebene nochmahls wohlmeynend und treulich erinnert und gewarnt, sich allen ohnzeitlichen und ohnedem über ihren Begriff steigenden Urtheilens und Reden von großer Herren Handlungen und Staats-Sachen zu enthalten, auch statt der in der großen Welt vorgehenden Neuigkeiten sich vielmehr einig und allein um die Geschäffte ihres in das kleine eingeschränckten Beruffs und Arbeit zu bekümmern, und dabey zu bestehen, zugleich alles nächtlichen Schwärmens und Lermens sich zu enthalten, oder andern dabey Gesellschafft zu leisten, mithin sich einer denen Rädelsführern gleichen Bestraffung schuldig und unterwürffig zu machen, ansonsten aber sich dießfalls hierunter bey ohnausbleyblichen geschärfftester Geld- und Leibes-Straffe, nach dem erst unter dem 1. Octobri verflossenen Jahres ergangenen Obrigkeitlichen Decret gemessenst zu richten, und demselben in allen Stücken genauest nachzukommen.“

Schon beim Ausbruche des Krieges erkannten weitblickende Männer, daß es sich bei dem in Kursachsen entbrannten Kampfe für das Reich um mehr als um die Erledigung zeremonieller und aktueller Fragen und die Entscheidung, ob es für oder wider Preußen eintreten würde, handeln würde, daß der Sieger auch die Vorherrschaft im Reiche haben würde. Aus der Fülle der Kampfschriften, Promemorien und feierlichen Erlasse klingt immer am lautesten die Drohung, der Gegner suche sich die Herrschaft im Reiche zu erobern, um dann die reichsständischen alten Freiheiten zu vernichten. Von einer gemeinsamen deutschen Gefahr aber sprechen nur die preußischen Schriften.

Als das kaiserliche Dekret vom 14. September im preußischen Hauptquartier bekannt wurde, beauftragte der König das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten damit, sofort das Betragen des Reichshofrates „auf das stärkeste, jedoch mit erforderlicher solidité zu releviren, dessen Unfug und Impertinence gehörig zu baniren und des Königs Jura durch nachdrücklichste Protestationes und andere dergleichen gewöhnliche mehr aufrecht

zu erhalten, als welches alles und was nur dahin diensam sein kann, bestens zu besorgen, zugleich auch aller Orten herum deshalb zu schreiben, und die so offenbare Impertinence und Partialité mit allen Farben vorzustellen". Zufolgedessen verfaßten Podewils und Finckenstein ein Promemoria, das Plotho am 4. Oktober an die Reichsgesandten mit der Bitte um schleunige Weiterbesorgung verteilen ließ. „Nicht ohne besondere Gemütsrührung und mit Verwunderung," — so führt das Promemoria aus, — „hätte der König von den harten gegen ihn ausgesprochenen Worten Kenntnis genommen. Er wäre zum Kriege gezwungen worden; das neidische Kursachsen hätte ihn dabei in eine Falle locken wollen, weshalb ihn die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen hätte, es unschädlich zu machen. Was andern heilig wäre, ließe der Reichshofrat außer Acht, in seiner Animosität gegen die sich ihm nicht blindlings Fügenden hätte er sich der verkleinerlichsten und unglimpflichsten Ausdrücke gegen den König bedient, ja sich sogar unterfangen, Seiner Majestät gesamte Unterthanen zu avociren. Als König aber besitze Friedrich ein Königreich und verschiedene nicht zum Reiche gehörige Provinzen, die Behandlung dieser Lande als Reichslande beweise die herrschsüchtigen und gefährlichen Absichten des Wiener Hofes, dessen ganzes Verhalten gegen Reichsgesetzte und Wahlkapitulation verstieße ‚worinnen mit dürren Worten versehen, daß ohne gesamter Kurfürsten, Fürsten und Stände Vorwissen und Bewilligung dergleichen hartes Verfahren nicht statt haben sollte'. Nachsicht in diesem Falle bedrohe die schwer errungenen Ständischen Freiheiten. Der Reichshofrat selbst suche das Reich zu empören, indem er die Mitstände gegen den König aufhetze. Der König vertraue aber ruhig auf seiner Unterthanen Treue, er würde sich als König von keinem in der Welt Gesetze vorschreiben lassen. Als Kurfürst würde er nimmermehr seine Obliegenheiten und Pflichten außer Augen lassen, aber er verlange, daß man nicht wie bisher in fast allen seinen Angelegenheiten auf die widerrechtlichste Art und mit der größten Partheilichkeit verfahre. Er habe in den gegenwärtigen Umständen mit dem Kaiser als Oberhaupt des Reiches ebensowenig als mit dem gesammten Reiche das allergeringste zu demeliren. Da einige der vornehmsten Glieder des Reiches sich gegen ihn verbündet hätten, so würde es ihm von keinem vernünftigen und seine Wohlfahrt liebenden Menschen verdacht werden können, wenn er zu seiner Rettung und Sicherheit die ihm von Gott verliehenen Kräfte dagegen anwende. Maria Theresia hätte ja ohne Bedenken Kaiser Karl VII. bekriegt. Der König hätte es nur mit der Kaiserin zu tun, und was dieser im letzten Kriege gegen Reichsstände recht gewesen wäre, müßte jetzt um so viel mehr bei den gegenwärtigen Zeitläuften und in der herrschenden Situation billig sein und bleiben, wo anders der Reichshofrat nicht alle Gerechtigkeit ver-

bannet wissen wollte. Die Mitstände werden leicht entdecken können, daß man in Wien den König unterdrücken wollte, damit das teutsche Reich, wenn es in ihm den einzigen mächtigen evangelischen Reichsstand und die größte Stütze der Reichsständischen Freyheit verloren hätte, desto leichter, wie es im dreißigjährigen Kriege beabsichtigt gewesen, unter das Joch gebracht und die mit Aufopferung von Gut und Blut erworbenen Rechte in Religiosis und Profanis gänzlich unter die Füße getreten werden könnten. Deshalb hoffte der König, daß alle patriotisch gesinnten Mitstände auf seiner Seite stehen würden, wofür er sie seines kräftigsten Beistandes gegen alle Übergriffe des Reichshofrates versicherte."

Das Mémoire schließt mit den kräftigen Worten: „Se. Königl. Majestät haben Sich übrigens nicht entbrechen können, wider die unerhörte in Ansehung Ihrer geäußerten in oft angeführtem Kaiserlichen Hofdekret enthaltenen Zudringlichkeiten hiermit auf das ernst- und nachdrücklichste protestiren zu lassen. Sie wollen zu gleicher Zeit die Ihnen zustehenden Rechte und Freyheiten hiedurch auf das beste und feyerlichste verwahren, und Sich wegen der gegen höchst Dieselbe als ein gekröntes Haupt auch als einen der vornehmsten Kurfürsten des Reiches geschehenen harten Beleidigung alle diejenige gebührende Satisfaktion vorbehalten, so Sie mit allem Fug nach dem allgemeinen Völkerrecht und denen Reichsfundamentalgesetzen begehren können."

Am 30. September nachmittags hatte der österreichische Direktorialgesandte bereits halboffiziell ein acht Bogen starkes Zirkularreskript seiner Regierung vom 20. September, freilich nur in 20 Exemplaren verteilt; in diesem wird in sonderbarer Verdrehung der Verhältnisse behauptet, Preußen wäre durch das Versailler Bündnis um die Hoffnung gebracht worden, die Kaiserin-Königin in die amerikanischen Wirren und den deshalb in Europa ausgebrochenen Krieg verwickeln zu können, wodurch es Österreich einen längst vorbereiteten tödlichen Streich in den Niederlanden hätte geben können. Dann aber brachte Johann von Ponickau, der kursächsische Gesandte, ein offizielles Promemoria an die Stände ein. Vier Tage später als Plothos Erklärung erschienen, bringt es nichts Neues; alle seine Behauptungen sind ihm durch das preußische vorweggenommen und bereits widerlegt worden.

Die beiden Mémoires erregten im Reiche gewaltiges Aufsehen und wurden viel umstritten. Der Herzog von Braunschweig spricht sich in einem Briefe an den König offen darüber aus. Ponickau, so meint er, habe behauptet, Preußen besitze keinen Beweis für die Sachsen untergeschobenen schlechten Absichten. Da man nun feindlicherseits alles tue, das Reich zu beunruhigen und die, so gegen das Verbreiten der Insinuationen sind, übel behandele, so bäte er den König, Beweismaterial zu veröffentlichen, um die Gutgesinnten vor Schwanken zu bewahren. Friedrich antwortete darauf, er

zu erhalten, als welches alles und r
zu besorgen, zugleich auch aller Or
so offenbare Impertinence und P
Zufolgedessen verfaßten Podewils
Plotho am 4. Oktober an die Rei
Weiterbesorgung verteilen ließ. „
mit Verwunderung," — so führt d
von den harten gegen ihn ausges
wäre zum Kriege gezwungen wo
dabei in eine Falle locken wollen,
gezwungen hätte, es unschädlich
der Reichshofrat außer Acht, in
blindlings Fügenden hätte er s
Ausdrücke gegen den König bedi
gesamte Unterthanen zu avoci
Königreich und verschiedene ni
handlung dieser Lande als R
fährlichen Absichten des Wiene
gesetzte und Wahlkapitulation
sehen, daß ohne gesamter K
Bewilligung dergleichen harte
in diesem Falle bedrohe die
Reichshofrat selbst suche da
gegen den König aufhetze.
thanen Treue, er würde
Gesetze vorschreiben la
Obliegenheiten und Pflicht
nicht wie bisher in fast a
Art und mit der größten
wärtigen Umständen
ebensowenig als mit
zu demeliren. Da
ihn verbündet hät
seine Wohlfahrt
seiner Rettung
anwend
Der
Kri
bei
sein

er arbeite im Interesse
die österreichischen Truppen
Hof wie den Wiener, der
ste Antwort sein." Die

abging, bekräftigte das
als souveräne Macht für ein
Reichsjurisdiktion, kritisiert
rund heraus, man „blase
Lärm und wolle nur alles
tigt war eine Rechtfertigung
s, denn der König habe Be-
gierung, da „Brühl geschickter
en". Man hätte in Kursachsen
t und eine Militärstraße nach
Weg zu erleichtern.
menden Verhandlungen sich vor-
der erste Schlag gefallen. In der
Plotho ein Kurier mit der Nachricht
Der Gesandte ließ die Botschaft durch
Morgen allen anwesenden Gesandten,
endlich mitteilen, am 10. verteilte er
Verlauf der Schlacht. Allein gleich-
der Sprache bei Neubauer in Regens-
dt, der den Sieg für das Haus Habs-
verlangte sofort vom Magistrate die Ein-
nd verkauft wurde, und die Feststellung
Bogen starken Protokoll. Der Magistrat
r an einem Tage der Ratskonsulent bei
Allein Plotho gab nicht nach. Und so
„Mittelweg". Die Einziehung des Druck-
ärte dabei, er habe den Brief vom erzherzoglich
Buchenberg erhalten, der auf Anfrage auch für
war und den Weiterverkauf verlangte. Hatte
sich Plotho gegenüber bereitwillig gezeigt,
ebenfalls gefällig sein. Die eingezogenen
gistrat an Buchenberg ausgeliefert, der sie zu
teile Plothos dem Buchdrucker Neubauer zu-
inen kurzer Zeit verkauft. Auf Plothos Ver-
ren, ließ der Magistrat durch eine Deputation

bedauernde Ablehnung aussprechen. Zudem billigte bald ein kaiserliches Reskript Buchenbergs Verfahren, ein darauf folgender Erlaß erklärte den preußischen Gesandten wegen seiner in Schrift und Tat begangenen Respektsverletzung „für seines zur Zeit noch tragenden Charakters unwürdig", er hatte in einem Rundschreiben an die Gesandten am 27. Oktober den Brief „eine impertinente Broschüre und infame Pièce" genannt. Plotho aber kümmerte sich nicht weiter darum, für ihn gab es jetzt wichtigeres zu tun.

Für den 11. Oktober, morgens 8 Uhr, war eine Reichstagssitzung über das Hofdekret vom 14. September und das am 25. September diktierte kursächsische Memorial angesagt. Plotho, der sich keine Gelegenheit, die Angelegenheiten zu verzögern, entgehen ließ, erhob dagegen bei den Gesandtschaften Einspruch, „da noch Ferien wären, der Kaiser aber und das Kurmainzische Direktorium nicht das Recht hätten, sie willkürlich abzukürzen", ja er fuhr selbst deswegen bei Herrn von Lyncker vor. Vergeblich. Die Sitzung fand statt, sie war aber so schwach besucht — bis auf Kursachsen, Schwedisch-Vorpommern und Mecklenburg fehlten sämtliche evangelischen Stände, — daß in der Sitzung „das geringste nicht vorkam".

So mußte man sich denn in Regensburg etwas gedulden. Man wandte sein Augenmerk der nicht kaiserlich gesinnten Presse zu und griff zur besseren Leitung der öffentlichen Meinung, soweit sie in der Presse überhaupt in Frage kommt, zu dem bewährten Mittel der Zensur; „weil sich die meisten Zeitungsschreiber bishero ein ordentliches Geschäft daraus gemacht, von denen gegenwärtigen Kriegsangelegenheiten auf eine freye und unverschämte Art alles in die Welt hinein zu schreiben, was ihnen in die Feder gekommen, so ist von seiten des Kaiserlichen Hofes allen denen, die mit Kaiserlichen Privilegiis über ihre Zeitung versehen sind, ein scharfes Verbot herunter zugegangen, denen Reichspostämtern aber übertragen worden, alle fremden Zeitungen, die durch ihre Hände gehen, auf das genaueste durchzusehen, und sobald sie etwas anstößiges darinnen finden, solche ganz und gar zurückzuhalten." An den Reichspostmeister erließ Colloredo ein „expresses Ansuchen", alle Zeitungen mit preußisch gefärbten Nachrichten nicht mehr zu befördern; ein dementsprechender Befehl wurde sofort postamtlich bekannt gegeben. Diese Unterdrückung der öffentlichen Meinung, an sich schon ein Zeichen von Schwäche, half freilich nicht sehr viel. Die „fritzisch Gesinnten" wußten sich auf allerlei Nebenwegen Nachrichten zu verschaffen. Und Erich Christoph von Plotho wußte immer Rat. Zunächst richtete er in seinem Quartier eine Verkaufsstelle preußischer Nachrichten ein und begann mit der Veröffentlichung einer genauen Beschreibung der Schlacht von Lobositz. Als später den Regensburger Druckern verboten wurde, für ihn Druckarbeiten zu liefern richtete er sich ohne Zögern eine eigene Druckerei in seinem Hause ein

sei von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, er arbeite im Interesse der Fürsten und Stände des Reiches, „im übrigen, die österreichischen Truppen gut schlagen, das, scheint's mir, wird für einen Hof wie den Wiener, der sich mit guten Gründen nicht begnügt, die wirksamste Antwort sein.“ Die Veröffentlichung der Beweise stand außerdem bevor.

Eine Zirkularnote, die in Berlin am 2. Oktober abging, bekräftigte das erste Promemoria. Preußen erklärt sich darin als souveräne Macht für ein reichsunabhängiges Königreich, exempt von der Reichsjurisdiktion, kritisiert scharf das reichshofrätliche Verfahren, und sagt rund heraus, man „blase mit den Avocatoriis und dergleichen falschen Lärm und wolle nur alles gegen Preußen in Harnisch bringen“. Beigefügt war eine Rechtfertigung des gegen Kursachsen eingeschlagenen Verfahrens, denn der König habe Beweise für die feindliche Gesinnung dieser Regierung, da „Brühl geschickter wäre, Anschläge zu schmieden als zu verbergen“. Man hätte in Kursachsen doch wohl sicherlich nicht Magazine angelegt und eine Militärstraße nach Böhmen vorbereitet, um den Preußen den Weg zu erleichtern.

Während so in Regensburg die kommenden Verhandlungen sich vorbereiteten, war auf dem Kriegsschauplatze der erste Schlag gefallen. In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober traf bei Plotho ein Kurier mit der Nachricht des ersten Sieges von Lobositz ein. Der Gesandte ließ die Botschaft durch seinen Legationssekretär am nächsten Morgen allen anwesenden Gesandten, mit Ausnahme der österreichischen, mündlich mitteilen, am 10. verteilte er ein Berliner Reskript vom 5. über den Verlauf der Schlacht. Allein gleichzeitig erschien, in deutscher und französischer Sprache bei Neubauer in Regensburg gedruckt, ein österreichischer Bericht, der den Sieg für das Haus Habsburg in Anspruch nahm. Plotho verlangte sofort vom Magistrate die Einziehung des Druckstückes, das öffentlich verkauft wurde, und die Feststellung seines Verfassers in einem vier Bogen starken Protokoll. Der Magistrat suchte zu verhandeln, sechsmal fuhr an einem Tage der Ratskonsulent bei dem preußischen Gesandten vor. Allein Plotho gab nicht nach. Und so entschloß man sich denn zu einem „Mittelweg“. Die Einziehung des Druckstückes erfolgte; Neubauer erklärte dabei, er habe den Brief vom erzherzoglich österreichischen Gesandten von Buchenberg erhalten, der auf Anfrage auch für alle Folgen einzustehen bereit war und den Weiterverkauf verlangte. Hatte man nun durch die Beschlagnahme sich Plotho gegenüber bereitwillig gezeigt, so wollte man den Österreichern ebenfalls gefällig sein. Die eingezogenen Druckstücke wurden vom Magistrat an Buchenberg ausgeliefert, der sie zu neuem Verkaufe trotz aller Proteste Plothos dem Buchdrucker Neubauer zurückgab. 1800 Stück waren binnen kurzer Zeit verkauft. Auf Plothos Verlangen, den Neubauer zu prozessieren, ließ der Magistrat durch eine Deputation

bedauernde Ablehnung aussprechen. Zudem billigte bald ein kaiserliches Reskript Buchenbergs Verfahren, ein darauf folgender Erlaß erklärte den preußischen Gesandten wegen seiner in Schrift und Tat begangenen Respektsverletzung „für seines zur Zeit noch tragenden Charakters unwürdig“, er hatte in einem Rundschreiben an die Gesandten am 27. Oktober den Brief „eine impertinente Broschüre und infame Pièce“ genannt. Plotho aber kümmerte sich nicht weiter darum, für ihn gab es jetzt wichtigeres zu tun.

Für den 11. Oktober, morgens 8 Uhr, war eine Reichstagssitzung über das Hofdekret vom 14. September und das am 25. September diktierte kursächsische Memorial angesagt. Plotho, der sich keine Gelegenheit, die Angelegenheiten zu verzögern, entgehen ließ, erhob dagegen bei den Gesandtschaften Einspruch, „da noch Ferien wären, der Kaiser aber und das Kurmainzische Direktorium nicht das Recht hätten, sie willkürlich abzukürzen“, ja er fuhr selbst deswegen bei Herrn von Lyncker vor. Vergeblich. Die Sitzung fand statt, sie war aber so schwach besucht — bis auf Kursachsen, Schwedisch-Vorpommern und Mecklenburg fehlten sämtliche evangelischen Stände, — daß in der Sitzung „das geringste nicht vorkam“.

So mußte man sich denn in Regensburg etwas gedulden. Man wandte sein Augenmerk der nicht kaiserlich gesinnten Presse zu und griff zur besseren Leitung der öffentlichen Meinung, soweit sie in der Presse überhaupt in Frage kommt, zu dem bewährten Mittel der Zensur; „weil sich die meisten Zeitungsschreiber bishero ein ordentliches Geschäft daraus gemacht, von denen gegenwärtigen Kriegsangelegenheiten auf eine freye und unverschämte Art alles in die Welt hinein zu schreiben, was ihnen in die Feder gekommen, so ist von seiten des Kaiserlichen Hofes allen denen, die mit Kaiserlichen Privilegiis über ihre Zeitung versehen sind, ein scharfes Verbot herunter zugegangen, denen Reichspostämtern aber übertragen worden, alle fremden Zeitungen, die durch ihre Hände gehen, auf das genaueste durchzusehen, und sobald sie etwas anstößiges darinnen finden, solche ganz und gar zurückzuhalten.“ An den Reichspostmeister erließ Colloredo ein „expresses Ansuchen“, alle Zeitungen mit preußisch gefärbten Nachrichten nicht mehr zu befördern; ein dementsprechender Befehl wurde sofort postamtlich bekannt gegeben. Diese Unterdrückung der öffentlichen Meinung, an sich schon ein Zeichen von Schwäche, half freilich nicht sehr viel. Die „fritzisch Gesinnten“ wußten sich auf allerlei Nebenwegen Nachrichten zu verschaffen. Und Erich Christoph von Plotho wußte immer Rat. Zunächst richtete er in seinem Quartier eine Verkaufsstelle preußischer Nachrichten ein und begann mit der Veröffentlichung einer genauen Beschreibung der Schlacht von Lobositz. Als später den Regensburger Druckern verboten wurde, für ihn Druckarbeiten zu liefern, richtete er sich ohne Zögern eine eigene Druckerei in seinem Hause ein.

Dem ungeduldigen Wiener Hofe dauerte das Verfahren der Reichsversammlung zu lange; man mußte durch einen neuen Erlaß nachhelfen. Am 9. Oktober versammelte sich daher der Reichshofrat und beschloß: Trotz der Mahnungen vom 13. und 14. September fahre der Kurfürst von Brandenburg in seinen landfriedenbrüchigen Vergewaltigungen gegen Kursachsen fort und bedrohe sogar Böhmen „zuwider der guldenen Bull, des so hoch verpönten Land-Friedens, und aller zu dessen kräftigeren Bestättigung, vielfältig zeithero ergangenen heilsamsten Reichs-Satzungen". Durch diesen „beharrlichen Ungehorsam" stelle sich „nunmehro seine gänzliche und vorsetzliche, auch beharrliche Empörung und Stöhrung der allgemeinen Reichsruhe noch vollkommentlicher dar." Deshalb „solle nun der kaiserliche Hoffiscal aufgefordert werden, seines Amtes zu walten", er sollte nämlich dem friedensbrüchigen Kurfürsten nochmals gemessenst gebieten von aller Empörung ohne allen längeren Anstand abzustehen. Des weiteren sollen alle an das Reich bereits ergangenen Befehle erneut und auf alle „Urheber, Drucker, Ausstreuer und Förderer" falscher, aufreizender Nachrichten in Zeitungen und Büchern gefahndet werden.

Daraufhin und dementsprechend erging am 10. Oktober ein kaiserliches Hofdekret, in dem als qualifizierter Landfriedensbruch hingestellt wird: Demolirung der Wittenberger Werke, Einnahme von Dresden, Besetzung des dortigen Schlosses, obwohl die Kurfürstin noch dort war, Aufhebung des sächsischen Geheimratskollegiums, Administration des Kurstaates durch preußische Kommissäre, Beschlagnahme der Kabinettskanzlei, Unterbrechung des schriftlichen Verkehrs zwischen Kurfürsten und Kurfürstin, Einschließung des Kurfürsten und seines Heeres bei Pirna, Bedrückung der sächsischen Untertanen durch Requisitionen und Aufzehrung der Getreidevorräte und Überziehung Böhmens.

Unter demselben Datum zeigte Maria Theresia die feindliche Überziehung ihrer Kur- und Erbländer der Reichsversammlung an und forderte auf Grund des Westfälischen Friedens Frankreich und Schweden, auf Grund der Reichsgesetze mit Bezugnahme auf die Garantie der pragmatischen Sanktion und des Dresdener Friedens die Reichsfürsten und Stände zur Hilfe auf.

Noch bevor das kaiserliche Dekret in Regensburg zum Diktat kam, hatte sich das Geschick des kursächsischen Heeres erfüllt. Am 16. hatte es halbverhungert die Waffen strecken müssen, am 18. hatte König Friedrich seinem „dicken Vetter", „nachdem unsre Sachen nunmehro in Richtigkeit gebracht sind", glückliche Reise nach Polen gewünscht.

Der 18. Oktober war auch für Regensburg ein bewegter Tag. Der französische Gesandte, Abbé Lemaire kehrte zurück, die altweltfürstlichen Ge-

sandten, unter ihnen Plotho, veranstalteten ein großes Picknick in dem zwei Stunden entfernten Zeiteldom, berieten dabei aber wichtige Angelegenheiten auf dem neutralen Boden, sodaß sie nach ihrer Rückkehr gegen Abend alle eifrig beschäftigt waren. Außerdem erwartete sie eine Überraschung, in ihrer Abwesenheit hatte Baron von Lyncker die neuen kaiserlichen Dekrete und Verordnungen diktieren lassen.

Die kaiserlichen Mandate fordern die Kreise auf zu rüsten.

Trotzdem nun die Waffenentscheidung bevorzustehen schien, wuchs die Fülle der Edikte und Druckschriften ins ungemessene. Man war ja so schreibfroh und kampflustig auf beiden Seiten, und jede Partei wollte das letzte Wort haben. Die Titel der Druckstücke werden immer unbeholfener und langatmiger. So erschien in diesen Oktobertagen eine österreichische „Beantwortung" des preußischen Kriegsmanifestes „Ursachen, welche Se. Majestät den König von Preußen bewogen haben, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen". Auf diese „Beantwortung" erfolgt von Plotho aus eine „kurze Abfertigung der Beantwortung u. s. w.", in der bereits der Ton sehr scharf wird, — es wird von „österreichischer Unanständigkeit", „elendem Gewebe von allergröbsten Unwahrheiten und schändlichen Erdichtungen" gesprochen, am Schlusse heißt es sehr deutlich „Der König würde sich zu erniedrigen glauben, wenn er im selben Tone antworte, er brauche auch solche niederträchtigen Mittel zu seiner Rechtfertigung gar nicht. Ferner verteilte Plotho ein französisch abgefaßtes Mémoire als Antwort auf ein vom sächsischen Gesandten im Haag am 29. September den Generalstaaten überreichtes Promemoria. Es erschienen „Patriotische Gedanken über das wider den König in Preußen am 20. September zur Diktatur gebrachte kaiserliche Hofdekret."

Auch ein französisches Zirkularreskript erschien am 20. Oktober. Es hatte aber nicht gleich den in Versailles erwarteten Erfolg. Wußte man doch, daß vor noch nicht zulanger Zeit der Marquis von Valori in Berlin erklärt hatte: Es würde den Franzosen an Pulver gegen die Preußen fehlen. Vor allem aber war man im Reiche in schwerer Sorge wegen eines Einmarsches französischer „Hilfstruppen". Man hatte das Entsetzliche solcher Hilfe schon zu oft erfahren. Der alte Haß war noch nicht vergessen, zumal die Staaten am Rhein wollten sich nicht recht an den Gedanken inniger Freundschaft gewöhnen. Es befremdete auch die nicht fritzisch gesinnten Fürsten, daß Frankreich verlangte, mit ihm, dem alten Feinde deutschen Wesens, gegen Friedrich gemeinsam zu Felde zu ziehen und mit den Nachkommen der Soldaten Mélacs kameradschaftlich gegen den größten deutschen Fürsten zu fechten.

Diese, einer französischen Einmischung in Reichsangelegenheiten abholde

Stimmung zu verschärfen, war Plotho unausgesetzt tätig. „Das teutsche Reich wegen Einrückung fremder Truppen in Bewegung zu bringen, bin sogleich beflissen gewesen, sobald davon etwas verlauten wollen, und die evangelischen altweltlichen Häuser sind hierüber bereits wirklich in vertrauliche Communication getreten", berichtete er am 25. Oktober. „Mit Recht und Billigkeit könnte der König sowohl wegen Schlesiens als denen durch den westfälischen Frieden versicherten Provinzien des Kaisers und Reichs, auch andrer Puissancen Garantie reklamieren." Der König war damit einverstanden.

Am Montage, den 25. Oktober, erschien Plotho zum erstenmale seit dem Beginne des Krieges in der Reichsratsversammlung, wo das Reichshofrats- und kaiserliche Dekret, d. dict. 20. September, und das sächsische Gesandtschaftspromemoria d. dict. 23. September auf der Tagesordnung stand. Die Sitzung verlief sehr ruhig. Die Parteien hatten sich noch nicht gruppiert. Nur wenige bekannten bereits Farbe: Kurmainz und Würzburg für den Kaiser und Maria-Theresia, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schaumburg-Lippe für Friedrich. Der König von England wollte bis zum Übergang der Franzosen über den Rhein eine abwartende Haltung einnehmen.

Da trat am 28. Oktober ein Ereignis ein, das die Stimmung sehr für Preußen umschlagen ließ. Plotho verteilte das „Mémoire raisonné", das auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Gegründete Anzeige von dem Betragen derer Höfe zu Wien und Dresden gegen Se. Königliche Majestät in Preußen" an jeden, der es haben wollte, verkauft wurde. Ein Versuch der kaiserlichen Bücherkommission, das Buch zu unterdrücken, hatte energischen Protest Plothos zur Folge, dem es auch gelang, ein Reichshofratskonklusum vom 19. November auf Freigabe zu erzwingen. Fortan sollten alle Druckschriften, die Friedrichs Namen trugen, freigegeben werden, die anonymen aber beschlagnahmt werden.

In der „Gegründeten Anzeige" veröffentlicht der König die ihm vom Sekretär des k. k. Ministers von Puebla, Weingarten und einem sächsischen Hofrate gemachten Mitteilungen nach den Archivalien; die Richtigkeit seiner Behauptungen belegte er mit dem Abdrucke von 29 Originalurkunden aus dem Dresdener Archive; die auf Konfessions- und Verfassungsumsturz bezüglichen wurden zunächst noch zurückgehalten.

Die Wirkung der „Anzeige" war bedeutend, sogar in Kursachsen. Ein fast gleichzeitig erscheinendes österreichisches „kurzes Verzeichnis einiger aus denen vielfältigen von Seiten des kgl. preußischen Hofes wider die Berliner und Dresdener Traktaten ausgeübten Friedensbrüchigen Unternehmungen" fand gegenüber der neuen preußischen Schrift gar keine Beachtung. Man

würde nun die Maske in Österreich bald abtun müssen, meinte man allgemein.

Auch das Hofdekret vom 10. Oktober sollte nicht lange ohne Antwort bleiben. Am 8. November ließ Plotho ein mit seiner Unterschrift versehenes Komitialpromemoria verteilen, in dem das Reichshofrätliche Verfahren mit der alten Vehmweise verglichen und als parteiisch hingestellt wird. Das Erzhaus Österreich wolle das Reich nur in Wirren stürzen, um dabei im Trüben fischen zu können. Deshalb wird die Hoffnung ausgesprochen, daß alle Mitstände den Unwert und die Illegalität der „Reichshofrätlichen, an sich nichtigen und arroganten, aus denen Schranken der Reichsgesetze schreitenden und gegen die Ehre des deutschen Fürstenstandes angehenden, injurieusen Ausdrücke und Bedrohungen um so viel mehr einsehen und darüber ihre Indignation öffentlich zu erkennen geben würden, als dadurch nicht allein denen iuribus comitialibus der Stände zugleich vorgegriffen und deren Rechte Bündnisse zu schließen per indirectum anmaßlich infringiert, folglich abermals verraten würde, wie sehnlich man dahin trachte, die Stände unter allerlei Praetext um ihre wichtigste, durch den westfälischen Frieden gegründete Hoheit, Freyheit und Recht zu bringen“. Der König wolle aus besonderem Menagement mit ein und andren Entdeckungen annoch an sich halten, welche auf den Umsturz andrer, besonders einiger protestantischer Reichsstände gezielet gewesen, sobald man nur an ihm das Mütchen gekühlet und ihn einiger seiner vom Reiche mit garantirten Provinzien beraubt haben würde. Deshalb erwarte der König den Beistand der Stände, er wolle ja nur seinen Besitzstand, der bedroht sei, wahren, aber kein Reichsland erobern.

Vier Tage später übergab Plotho denn auch ein königliches Schreiben dem Reichsdirektorium zum Diktate, in dem Preußen auf Grund des Dresdener Friedens in Anbetracht der Reichsgarantie den Beistand und die Hilfe des Reiches gegen Österreich für sich offiziell in Anspruch nimmt. Das Schreiben war sehr scharf gehalten, weswegen der Direktorialgesandte erst in Mainz anfragen zu müssen erklärte, denn es würden nur kaiserliche Hofdekrete oder Kommissionsdekrete ohne Rückfrage zum Diktate gebracht. Nach 11 Tagen konnte Baron von Lyncker auch richtig dem preußischen Gesandten mitteilen, das Schreiben könne nur dann zum Diktate gebracht werden, wenn die harten Ausdrücke gemildert würden. Plotho entgegnete heftig, er sähe es, so wie es wäre, für diktiert an, im übrigen würde er sich zu helfen wissen. Sofort erließ er ein Rundschreiben an die Gesandten, in dem er feierlichst Protest einlegt gegen die „mehr als magisterische Anmaßung und offene Parteilichkeit des Mainzer Direktoriums“ und öffentlich und förmlich die Reichshilfe in Anspruch nimmt, nicht ohne hinzu-

Stimmung zu verschärfen, war Plotho unausgesetzt tätig. „Das teutsche Reich wegen Einrückung fremder Truppen in Bewegung zu bringen, bin sogleich beflissen gewesen, sobald davon etwas verlauten wollen, und die evangelischen altweltlichen Häuser sind hierüber bereits wirklich in vertrauliche Communication getreten“, berichtete er am 25. Oktober. „Mit Recht und Billigkeit könnte der König sowohl wegen Schlesiens als denen durch den westfälischen Frieden versicherten Provinzien des Kaisers und Reichs, auch andrer Puissancen Garantie reklamieren.“ Der König war damit einverstanden.

Am Montage, den 25. Oktober, erschien Plotho zum erstenmale seit dem Beginne des Krieges in der Reichsratsversammlung, wo das Reichshofrats- und kaiserliche Dekret, d. dict. 20. September, und das sächsische Gesandtschaftspromemoria d. dict. 23. September auf der Tagesordnung stand. Die Sitzung verlief sehr ruhig. Die Parteien hatten sich noch nicht gruppiert. Nur wenige bekannten bereits Farbe: Kurmainz und Würzburg für den Kaiser und Maria-Theresia, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schaumburg-Lippe für Friedrich. Der König von England wollte bis zum Übergang der Franzosen über den Rhein eine abwartende Haltung einnehmen.

Da trat am 28. Oktober ein Ereignis ein, das die Stimmung sehr für Preußen umschlagen ließ. Plotho verteilte das „Mémoire raisonné“, das auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Gegründete Anzeige von dem Betragen derer Höfe zu Wien und Dresden gegen Se. Königliche Majestät in Preußen“ an jeden, der es haben wollte, verkauft wurde. Ein Versuch der kaiserlichen Bücherkommission, das Buch zu unterdrücken, hatte energischen Protest Plothos zur Folge, dem es auch gelang, ein Reichshofratskonklusum vom 19. November auf Freigabe zu erzwingen. Fortan sollten alle Druckschriften, die Friedrichs Namen trugen, freigegeben werden, die anonymen aber beschlagnahmt werden.

In der „Gegründeten Anzeige“ veröffentlicht der König die ihm vom Sekretär des k. k. Ministers von Puebla, Weingarten und einem sächsischen Hofrate gemachten Mitteilungen nach den Archivalien; die Richtigkeit seiner Behauptungen belegte er mit dem Abdrucke von 29 Originalurkunden aus dem Dresdener Archive; die auf Konfessions- und Verfassungsumsturz bezüglichen wurden zunächst noch zurückgehalten.

Die Wirkung der „Anzeige“ war bedeutend, sogar in Kursachsen. Ein fast gleichzeitig erscheinendes österreichisches „kurzes Verzeichnis einiger aus denen vielfältigen von Seiten des kgl. preußischen Hofes wider die Berliner und Dresdener Traktaten ausgeübten Friedensbrüchigen Unternehmungen“ fand gegenüber der neuen preußischen Schrift gar keine Beachtung. Man

würde nun die Maske in Österreich bald abtun müssen, meinte man allgemein.

Auch das Hofdekret vom 10. Oktober sollte nicht lange ohne Antwort bleiben. Am 8. November ließ Plotho ein mit seiner Unterschrift versehenes Komitialpromemoria verteilen, in dem das Reichshofrätliche Verfahren mit der alten Vehmweise verglichen und als parteiisch hingestellt wird. Das Erzhaus Österreich wolle das Reich nur in Wirren stürzen, um dabei im Trüben fischen zu können. Deshalb wird die Hoffnung ausgesprochen, daß alle Mitstände den Unwert und die Illegalität der „Reichshofrätlichen, an sich nichtigen und arroganten, aus denen Schranken der Reichsgesetze schreitenden und gegen die Ehre des deutschen Fürstenstandes angehenden, injurieusen Ausdrücke und Bedrohungen um so viel mehr einsehen und darüber ihre Indignation öffentlich zu erkennen geben würden, als dadurch nicht allein denen iuribus comitialibus der Stände zugleich vorgegriffen und deren Rechte Bündnisse zu schließen per indirectum anmaßlich infringiert, folglich abermals verraten würde, wie sehnlich man dahin trachte, die Stände unter allerlei Praetext um ihre wichtigste, durch den westfälischen Frieden gegründete Hoheit, Freyheit und Recht zu bringen“. Der König wolle aus besonderem Menagement mit ein und andren Entdeckungen annoch an sich halten, welche auf den Umsturz andrer, besonders einiger protestantischer Reichsstände gezielet gewesen, sobald man nur an ihm das Mütchen gekühlet und ihn einiger seiner vom Reiche mit garantirten Provinzien beraubt haben würde. Deshalb erwarte der König den Beistand der Stände, er wolle ja nur seinen Besitzstand, der bedroht sei, wahren, aber kein Reichsland erobern.

Vier Tage später übergab Plotho denn auch ein königliches Schreiben dem Reichsdirektorium zum Diktate, in dem Preußen auf Grund des Dresdener Friedens in Anbetracht der Reichsgarantie den Beistand und die Hilfe des Reiches gegen Österreich für sich offiziell in Anspruch nimmt. Das Schreiben war sehr scharf gehalten, weswegen der Direktorialgesandte erst in Mainz anfragen zu müssen erklärte, denn es würden nur kaiserliche Hofdekrete oder Kommissionsdekrete ohne Rückfrage zum Diktate gebracht. Nach 11 Tagen konnte Baron von Lyncker auch richtig dem preußischen Gesandten mitteilen, das Schreiben könne nur dann zum Diktate gebracht werden, wenn die harten Ausdrücke gemildert würden. Plotho entgegnete heftig, er sähe es, so wie es wäre, für diktiert an, im übrigen würde er sich zu helfen wissen. Sofort erließ er ein Rundschreiben an die Gesandten, in dem er feierlichst Protest einlegt gegen die „mehr als magisterische Anmaßung und offene Parteilichkeit des Mainzer Direktoriums“ und öffentlich und förmlich die Reichshilfe in Anspruch nimmt, nicht ohne hinzu-

zufügen: „die leidige Erfahrung hat oft genug gewiesen, was es dem Reiche für Vorteile gebracht, wann das Haus Österreich sich an die Spitze zu stellen, oder vielmehr zu drängeln und die Stände in seine Hauskriege einzuflechten gesuchet, und was es nun erfahren hätte, wenn sich Preußen nicht nach Entdeckung der Pläne gerüstet hätte.“ Dem Protestschreiben fügte Plotho das königliche Schreiben bei. Man wußte nun doch nicht recht, was man machen sollte. Der Kurerzkanzler-Stellvertreter berief die am Kriege nicht beteiligten kurfürstlichen Gesandten im Beisein Hannovers zusammen. Man glaubte schließlich darin einen Ausweg gefunden zu haben, daß Plotho einige Worte streichen, oder das ganze Schreiben zur Verbesserung zurücksenden sollte, was aber der Gesandte rundweg ablehnte. Hannover schütze Mangel an Instruktion hierbei vor; und Herr von Gemmingen meinte, er könnte nichts tun, zumal das Schreiben von Friedrich eigenhändig unterzeichnet sei, jeder Teil das Recht habe, gehört zu werden und schließlich der bedenklich sein sollende Inhalt „nichts in der Hauptsache alterire.“ Plotho kündigte Beschwerde an.

Während dieser Zeit war auch ein neues kursächsisches Promemoria erschienen, in dem eine Menge Beschuldigungen gegen Preußen erhoben wurden, die größtenteils der Wahrheit gar nicht entsprachen. Die Lage des Landes war durchaus im Anfange des Krieges nicht so schlecht, wie sie dargestellt wurde, sie war sogar in manchem besser geworden; so wurden statt der bisherigen Steuer von 6 000 000 Taler nur eine Kontribution von 5 000 000 erhoben. Die Soldaten bezahlten alles bar, Plündern und „Geldschneiden“ war ihnen auf das strengste verboten. Wenn auch später das Land härter bedrückt wurde, lag doch zunächst kein Grund zum Klagen vor.

Von andren in dieser Zeit erschienenen Schriften sei nur noch erwähnt ein „Glaubensbekenntnis König Friedrichs“, gegen das Plotho scharf protestierte, und eine „Abhandlung von dem Unterschiede der Off- und Defensivkriege“ belegt mit kriegsgeschichtlichen Beispielen, die Plotho herausgab. Ferner hatte Buchenberg am 27. Oktober ein schon erwähntes „kurtzes Verzeichniß einiger aus denen vielfältigen von Seiten des Kgl. Preußischen Hofes wider die Berliner und Dresdener Traktaten ausgeübten Friedensbrüchigen Unternehmungen“ verteilt, daß voller verleumderischer Anklagen ist. Friedrich antwortete seinem darüber Bericht erstattendem Gesandten ruhig: „Es ist recht gut, daß sie mit allen Calumnien auf einmal herausgehen, es muß aber nur so gleich in dem Ton, so sie stimmen, beantwortet werden“.

In Wien hatte man keine Ursache, sich über den Fortgang und eine gedeihliche Entwicklung der kaiserlichen Pläne am Reichstage zu freuen. Die Proposition der Hofdekrete stieß auf allerlei Schwierigkeiten, das Verlangen nach Affichierung der Avocatoria fand überall großen Widerspruch.

„Bisher haben die Bemühungen der kaiserlichen Minister, betreffs der Proposition bey der Reichsversammlung nur soweit über die verschiedenen wichtigen Rücksichten und Bedenklichkeiten einiger Reichsständischen Höfe siegen können, daß von besagten Höfen dem Könige von Preußen gerathen werde, des Königs von Polen Erblande nebst Kosten ohne Anstand zu restituieren, außerdem aber zu gewärtigen, daß bei einer nächstens darüber geschehenden Deliberation beim Reiche hierauf mit angetragen werde“. Nur Kurmainz (das jetzt für den Kaiser „gewonnen“ war) meinte, es sei keine Ausrede, daß Friedrich als König von Preußen und nicht als Kurfürst von Brandenburg kämpfe, und erinnert an die Excitatoria und Avocatoria, die beim schwedischen Einfall in Kurbrandenburg auf sein Anrufen geschehen seien.

„Die Mehrzahl der Stände ist entweder gänzlich nicht gegen Friedrich, oder von einer Unentschlossenheit oder von Besorgnissen eingenommen, daß in dem Falle einer Proposition des Königs Majestät per indirectum mehr Vorteil als Schaden davon zu gewarten haben würde. Mit einem Worte, der Terminus einer Reichsberatschlagung über die sächsische Invasion scheinet noch weit entfernt zu sein, und es werden sich, unsres Bedenkens, noch viele Dinge anders zeigen müssen, bis man hierzu zu schreiten vor dienlich erachten wird, zumahlen noch nichts positives gemeldet werden kann, wessen hierbey die drei unirten Churfürsten des Reiches gesinnet sind. Bei denen Crays-Conventen, Reichsstädten und Ritter-Collegien verursachen die kayserlichen Excitatoria und Avocatoria nicht weniger Bedenklichkeit und Widerspruch.“

---

5. Das Reich und die kaiserlichen Mandate.

War schon von langem her das deutsche Volk zu einem großen Teile dem Könige von Preußen mehr zugetan gewesen als dem Kaiser, dessen Ansehen nur ein ganz geringes war, so hatte sich der kaiserliche Hof durch den engen Anschluß der österreichischen Politik an Frankreich noch mehr Herzen entfremdet, denn man glaubte allgemein, und nicht mit Unrecht, daß hinter einem solchen Bündnisse allerlei Ränke und Pläne gegen die Freiheiten der Stände und gegen den Protestantismus verborgen wären. Sympathien hatten sich die letzten Habsburger in den deutschen Herzen nie recht zu erwerben gewußt, am allerwenigsten Kaiser Franz I., dessen Länderhandel noch nicht vergessen war. Ihm gegenüber besaß König Friedrich alle jene

Eigenschaften, die den Deutschen von jeher begeistern konnten, Feldherrngröße, persönliche Tapferkeit, schlichte Leutseligkeit. Die allenthalben lebende Sehnsucht nach einem großen deutschen Manne fand in ihm Befriedigung. Nicht nur Protestanten, die in ihm einen treuen Schutzherrn gegen allerlei Anfechtungen sahen, auch Katholiken standen auf seiner Seite. Wer in jenen Tagen noch deutsch fühlte, freute sich des frischen Windes, der seit seinem Regierungsantritt im vermorschten Reiche herrschte, wer weiter zu blicken imstande war, fühlte neues Regen und neues Leben wie Vorfrühlingsahnen.

Nachdem die Einzelheiten des Westminstervertrages bekannt geworden waren, suchte Österreich im Reiche Stimmung gegen Preußen zu machen. Die in den Kreisen beglaubigten Gesandten waren fleißig an der Arbeit, dazu waren Scharen von österreichischen, später auch französischen Geschäftsträgern im Reiche tätig, die Stände „durch allerlei sehr widrige Insinuationes gegen Preußen und Hannover aufzubringen", Herr von Fechenbach, Graf Pergen, der Ritter von Folard und andre. Auch zeigte sich der Kaiser zu allerlei Zugeständnissen an die Stände, zumal an die evangelischen, bereit, wenn das Corpus evangelicorum von seinem Einspruch in der Dierdorfer Klosterangelegenheit zurücktrete und die englisch-preußische Neutralitätskonvention von Reichswegen aufgehoben würde. Mainz war „bereits sehr hitzig", die drei Wittelsbacher Kurfürsten warteten noch ab. Der König, der damals noch mit Zuversicht an die Erhaltung des Friedens glaubte, gab Plotho die einfache Direktive: „Wenn die Österreicher dorten fanfaronisiren, so solle er wieder Fanfaronades machen und wie jene großsprechen, damit das Public nicht glaube noch die Impression bekomme, als ließe man sich intimidiren."

Nach den kaiserlichen Verordnungen vom 14. September wurden die Fürsten und Stände, die bisher noch ganz gleichgültig oder unschlüssig geblieben waren, doch stutzig. Ohne Genehmigung der Kurfürsten und vor verkündeter Reichsacht war der Kaiser nach bestehender Rechtsgewohnheit und nach seiner Wahlkapitulation zu einem Vorgehen, wie es in dem Befehle, Avokatoria anzuschlagen und gegen den „Friedensbrecher" offen Partei zu ergreifen, lag, gar nicht berechtigt. Es war ein skrupelloses Hinweggehen über die ständischen Rechte. Und da man an sich schon in Besorgnis wegen deren Schmälerung war, so konnte eine starke Opposition nicht ausbleiben. Ja sogar am Reichshofrate selbst wurden bedenkliche Stimmen gegen das übereilige Vorgehen des Reichsvizekanzlers, der der spiritus rector in allem war, laut. Der Reichshofrat von Knorr erklärte öffentlich die bisher erlassenen Kaiserlichen Hofdekrete und die Verfügung von Avokatorien, Exzitatorien und Inhibitorien für reichsgesetzwidrig, ja geradezu für Kindereien. Was man mit kleineren Ständen allenfalls hätte wagen können, das könne

man dem Könige von Preußen, der zwar auch ein Kurfürst, zugleich aber ein mächtiger König und souveräner Herzog von Schlesien wäre, nicht bieten.

Im Reiche hielt man sich zunächst an das bewährte Mittel des passiven Widerstandes. Man tat, als hätte man nichts gehört.

An erster Stelle beanstandete der Kurerzkanzler, der Kurfürst von Mainz, so „hitzig“ er auch noch vor wenigen Monaten gewesen war, jetzt die Rechtsgültigkeit der Erlasse, und aus seinem Beispiele gewannen viele andre den Mut, die Befehle zu ignorieren. So der Fürstbischof von Würzburg, Adam Friedrich Graf von Seinsheim, sonst ein treuer Anhänger der Kaiserin, der erst nach offiziellem Beschluß des Reichskrieges „affichieren“ ließ, trotzdem er im Oktober ein Subsidienbündnis mit Maria Theresia schloß. Der Kurerzkanzler ließ sich ebenfalls erst nach wochenlangen Verhandlungen und nach Abschluß eines Subsidienvertrages herbei, sich in den Riß zu stellen und die Avokatoria zu publizieren.

Der erste Streich ging also daneben. Nun versuchte man es mit dem Verhandeln, wobei das Anbieten von Subsidienverträgen eine große Rolle spielte, mit Güte, wenn es sich um mächtige Fürsten und Stände handelte, mit Gewalt bei den kleineren Opponenten. Die Krönungsstadt Frankfurt, in der die kaiserliche Bücherkommission saß und alle möglichen preußischen Druckschriften, wie das Mémoire raisonné beschlagnahmte, weigerte sich auf das bestimmteste, bis sie am 12. November zum Anschlagen der Avokatorien gezwungen wurde. Allein das Volk riß die Anschläge sofort wieder herunter, und eine Erneuerung fand zunächst nicht statt. Ja die preußischen Werber unter Le Noble setzten ruhig im stillen Einverständnis mit dem Magistrate ihre Werbungen noch eine Zeitlang fort. Das Reichshofgericht sandte dröhnende Warnungen, Plotho wieder geharnischte Proteste und Beschwerden, sobald den Wiener Drohungen nur einigermaßen, wie durch das „Ausschaffen“ Le Nobles Folge geleistet wurde. Was sollte man tun?

In derselben Verlegenheit waren auch die andren Reichsstädte, voran Regensburg selbst, wo man anfangs auch nichts tat. Als der Magistrat aber, eingeschüchtert, an das Anschlagen dachte, erklärte ihm Plotho rundweg, der ganze Handel und alle Transporte würden von Preußen gesperrt werden, die Regensburger könnten dann ja sehen, wo sie ihre Heringe und Stockfische herbekämen. Schließlich fand man einen Ausweg. Am 6. Dezember wurde „affichiert“, und zwar an den drei Haupttoren, aber die Plakate hingen so hoch, daß sie niemand lesen konnte. Das Original hing am Rathause auf einer Tafel, die allabendlich fürsorglich hineingenommen wurde.

Nürnberg untersagte zwar weitere Werbungen offiziell, veröffentlichte aber unter allerlei Vorwänden die Avokatoria u. s. w. nicht eher, als bis es durch die schärfsten Drohungen dazu gezwungen wurde. Ähnlich verhielten

sich Ulm und die vielen Reichsstädte und kleineren Stände an Donau und Main, ähnlich verhielt sich auch Bayreuth. Der Markgraf antwortete seinem auf Plothos Veranlassung durch Staffette anfragenden Gesandten, die kaiserlichen Impressa wären gleichzeitig mit denen für die kursächsischen Städte bestimmten „in simplen Enveloppes“ auch in einige bayreuthische gelangt, er habe sie aber sofort abfordern und in die Kanzleien verbringen lassen.

Kurbayern verhielt sich zunächst, von allen Seiten bestürmt, ganz zweideutig und unklar. Die Stellung des Kurfürsten war die denkbar schwierigste. Als Sohn Karl Alberts mochte er nicht die Partei Maria Theresias ergreifen, auf der andern Seite kannte er die Gefahren, die die Nähe eines feindlichen Österreichs bringt. Er ließ schließlich durchblicken, daß er ein Dehortatorium gegen Friedrich für nicht unangebracht hielte, — dem Schwiegersohn des Kurfürsten von Sachsen konnte das niemand verdenken, für Maria Theresia indessen würde er nicht stimmen. Später, anfangs November, konnte Plotho sogar berichten, daß Bayern zur Neutralität neige; er solle den Kurfürsten in dieser Stimmung erhalten, schrieb ihm darauf der König, und geltend machen, was Bayern als Nachbar Österreichs zu gewärtigen habe, wenn jenes einmal durch Unterdrückung der mächtigsten Stände seine „vasten und ambitieusen Absichten“ erreichen würde.

Selbst in dem gehorsamsten aller Kreise, dem kurrheinischen, in dem man Ende Oktober über das einzuschlagende Verfahren und Verhalten beriet, war die Stimmung nicht einheitlich. Das Kölnische Kapitel hatte sich schon im Juli auf Betreiben des Barons von Asseburg den Absichten des Kurfürsten entgegengestellt, als er seine Truppen Frankreich zur Verfügung stellen wollte, und ihn zur Neutralität ermahnt.

Der fränkische Kreis verhielt sich selbst „geschärften“ Mandaten des Reichshofrates gegenüber widerspenstig. Als der kaiserliche Gesandte, der rührige Baron Widmann, dem Kreise ein Promemoria übergab, fanden die Kreisgesandten ein „geringschätziges Bezeigen“ darin und sandten ein Beschwerdeschreiben nach Wien des Inhalts, daß „die Vorschriften des Reichshofrates zu weit giengen, und daß man nicht zulassen könne, daß derselbe in die innere Verfassung des Crayses, wo es auf Beratschlagung und eigene Entschließungen ankomme, die Hände einschlage“, ja sogar der Drohung Widmanns gegenüber, es würden 10—12 000 Mann Österreicher Winterquartiere in Franken beziehen, blieb man fest. Die Reichsstädte beharrten darauf, das Verfahren der mächtigeren Stände abwarten zu dürfen „um eigener Sicherheit willen“, die Reichsritterschaft war der Ansicht, daß es ihr „nicht möglich seye, in ihren eigenen Eingeweiden zu wühlen, indem fast keine adelige Familie sey, wo wenigstens nicht etliche in Königl. Preußischen Kriegsdiensten sich befänden“.

Als in diesen Tagen eine österreichische Schrift erschien, die in hochtrabendem Tone erklärte, nach den Reichsgesetzen dürften die Stände nicht willkürlich die Neutralität ergreifen, verletzte der Ton und man meinte, „wie anders lautend und süße ist dagegen die Sprache des Königs in Preußen.“

Während so der erste Schlag des Wiener Hofes, ungeschickt geführt und übereilt, selbst die Freunde der habsburgischen Sache bedenklich stimmte, hatte auf der andern Seite Preußen sich Anhänger im Reiche errungen.

Offen und ohne Einschränkung war England von Anfang an auf Friedrichs Seite getreten. Nun kam es darauf an, auch Englands Stammland Hannover und die Nachbarn zu gewinnen, was nicht so leicht war, als man anfangs wohl geglaubt hatte. Der hannoversche Geheimratspräsident Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen, der Vorsitzende des Kollegiums der acht Geheimräte, das König Georg II. in Hannover vertrat, fühlte allerlei Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten heraus; die alte Abneigung gegen Preußen war nicht so rasch zu überwinden. Zunächst machte sich allgemein eine große Enttäuschung geltend. Der Vertrag von Westminster hatte nicht, wie man erwartete, dem Kurfürstentum Sicherheit und Frieden gebracht, sondern es direkt an Preußens Schicksal gefesselt. Die Versuche des Geheimen Rates, von kaiserlicher Seite nunmehr die Neutralität des Landes gewährleistet zu sehen, scheiterten; in Wien hatte man alle Ursache Frankreich gefällig zu sein, und der Versailler Hof sah mit Recht in Hannover die verwundbarste und die am leichtesten zu erreichende schwache Stelle seines Feindes England. Auch eine Note König Georgs II., die dem Kaiser durch den Vertreter Hannovers in Wien, den Baron Friedrich von Steinberg, am 17. Oktober vorgetragen wurde, fand kein rechtes Gehör. Der Kaiser konnte auf die Darstellungen des Königs von England, „der Vertrag von Westminster sei lediglich zu Ruhe, Frieden und Sicherheit des Reiches geschlossen, wie ja schon aus dem Herüberziehen starker Truppenmassen nach England hervorginge; Frankreich aber, der alte Reichsfeind, wolle die englischen Staaten in Deutschland angreifen, und deshalb würde dagegen die Hilfe des Kaisers als Reichsoberhaupt gefordert“, nur die vage Antwort geben, von dem Anzuge einer französischen Armee sei ihm „überall nichts bekannt“, auch sehe er nicht den geringsten Anschein dazu (!), er wolle aber alles gern tun, was zu des Königs Vergnügen und Zufriedenheit gereichen könnte. Ja, als Steinberg dringlicher wurde, ließ sich der Kaiser zu dem noch unbestimmteren Bescheid herbei: „Man würde zu Sr. Majestät satisfaction gern concurriren und die Sache weiter in Überlegung nehmen.“

Nach mancherlei Verhandlungen, hauptsächlich wegen einer aufzustellenden Deckungsarmee in Hannover und deren Zusammensetzung, teilte Münchhausen

am 9. Dezember dem preußischen Kabinette mit, daß 1. die Einschiffung der nach England gebrachten hannoverschen und hessischen Truppen nach Ostfriesland bevorstünde, daß man 2. mit Gotha wegen Gestellung eines Bataillons einig, wegen eines zweiten noch in Verhandlung sei, daß 3. der Gesandte Hannovers am Reichstage Befehl habe, für eine Reichsvermittlung zu stimmen und das Eindringen fremder Truppen ins Reich, soweit er kann zu verhindern, und daß 4. Baron von Wedell nach Dänemark entsandt sei, um diesen Hof für die Interessen Friedrichs zu gewinnen.

Braunschweig-Wolfenbüttel hatte sich von Anfang an bereit gezeigt, auf Seite Englands und Preußens zu treten und mit dem König von England als solchen einen Subsidienvertrag zu schließen. Als aber Georg II., um die Angelegenheit nicht erst vor das Parlament bringen zu müssen, darauf bestand, als Kurfürst von Hannover den Vertrag zu vollziehen, wandte sich der Herzog an Friedrich. Nicht der Ehrenpunkt störe ihn, sondern der tatsächliche Unterschied. Denn England habe zur Verteidigung des Kurfürstentums noch keine Allianz geschlossen, und wenn sich England nicht Hannovers annehme, was sollte dann aus Braunschweig werden. Der König vertröstete ihn zunächst damit, daß das Parlament, wenn das Kurfürstentum angegriffen würde, sicher zur Hilfe bereit sein würde und versprach ihm seine Fürsprache. Da Frankreich aber seit zwei Terminen die Subsidien des in diesem Jahre ablaufenden Vertrages noch nicht bezahlt hätte, — übrigens ein Zeichen für den neuen Kurs der Politik von Versailles —, so wäre das eine Gelegenheit, offiziell den Vertrag als gebrochen anzusehen und nunmehr einen neuen mit Georg II. zu schließen, was der Herzog auch versprach. Schließlich reiste auf Friedrichs Veranlassung Mitchell selbst nach Braunschweig, und der Herzog ward völlig gewonnen. Er instruierte alsbald seinen Gesandten, Christian Friedrich Freiherr von Kniestedt, in Regensburg sich dem Beschlusse eines Dehortatoriums, durch das dem Kaiser die Wege gebahnt würden, zu widersetzen.

Mitte November schlug das Kabinett dem Könige vor, an verschiedene deutsche Höfe, an denen er nicht durch Gesandte vertreten wäre, wie nach München, Mannheim und andre, einen Spezialgesandten zu senden, um die Stimmungen und Absichten dieser Fürsten besser kennen zu lernen, die Wohlgesinnten zu kräftigen, die andern auf den rechten Weg zu bringen, vor allem aber sie von der etwa vorhandenen Absicht, dem Wiener Hofe Truppen zu stellen, abzubringen. Friedrich meinte, es wäre das zwar nicht unbedingt notwendig, aber das Ministerium könnte ja ein passendes Subjektum heraussuchen, das dann in dem Sinne handeln sollte, in dem er selbst auf die Meldung der Markgräfin von Bayreuth hin, daß man nämlich dem fränkischen Kreise die erwünschte Neutralität nicht gestatten wollte, sondern

Kreistruppen verlangte, dem Kabinett geschrieben hätte, nämlich „alle nur ersinnlichen und efficablen Mittel anzuwenden, um das impertinente Verfahren des österreichischen Ministerii zu releviren, dergestalt, daß, da dieses jetzo, nachdem noch nichts decidiret wäre, sondern das Spiel noch ungewiß sei, sich schon wider Gesetz, Reichsverfassung, Recht und Billigkeit arrogire und bloßgäbe, despotiquement zu handeln, alle redlich gesinnten deutsche Fürsten daraus urteilen könnten, was werden würde, wenn die mächtigen Reichsstände, die allein noch einen Damm gegen den unerträglichen Despotismus bildeten, beseitigt wären."

Auf die Haltung der kleineren Stände werde ich gelegentlich der Mobilisierung des Reichsheeres im Zusammenhang zurückzukommen Gelegenheit nehmen.

6. Vermittlungsvorschläge.

Die große Unlust zu einem Kriege gegen Preußen, die im Reiche herrschte, von dem ein Teil interesselos der Entwicklung der Dinge zuschaute, ein andrer für seine Selbständigkeit im Falle eines österreichischen Erfolges fürchtete, ließ ebenso sehr wie die Rücksichtnahme auf den Kaiser den Gedanken einer Vermittlung verschiedentlich aufkommen. Ja, Friedrich selbst hatte nach der Schlacht von Lobositz die Anregung dazu gegeben, und zwar sollte Holland „zum Heile und Wohle für ganz Europa" einen guten Frieden durch Vermittlung herbeiführen; eine Anregung, die wohl hauptsächlich wegen Spannungen zwischen England und Holland erfolglos blieb.

Am 18. Oktober schrieb der gothaische Geheimrat Baron Keller dem preußischen Kabinett, sein Herzog habe es für angezeigt gehalten, einigen andern Fürsten folgenden Plan vorzuschlagen: Von Reichswegen wären zwei katholische und zwei protestantische Staaten zu beauftragen, Gesandte an beide kriegführenden Teile zu senden, um von seiten des ganzen Reiches als Garanten des Dresdener Friedens die Wiederherstellung der Ruhe anzubahnen. Der Gedanke war recht gut gemeint, aber wie Friedrich voraussagte, war diese Last für die Schultern Gothas zu schwer. Er meinte vielmehr, alle Stände des Reiches müßten ihm dafür dankbar sein, daß er sich, wie ein Bollwerk der heftigen Hoffart des Hauses Österreich entgegenstelle, um so mehr, als sonst die evangelische Konfession, die Freiheiten der Fürsten und die Gerechtsamen und Privilegien der deutschen Stände in große Gefahr kämen, vernichtet und dem Ehrgeize jenes Hauses geopfert zu werden.

Wie kam aber gerade Gotha dazu, Vermittlungsvorschläge zu machen? Der Herzog, seinen ganzen Neigungen nach für Friedrich gesinnt, war in eine Zwangslage gekommen. Da der Kurfürst von Sachsen als kreisausschreibender Fürst des obersächsischen Kreises an der Erfüllung seines Amtes durch den Krieg selbst gehindert war, hatte der Kaiser durch ein Reskript im September dem Herzoge von Gotha befohlen, als Stellvertreter des Ausschreibeamtes zu walten. Zum obersächsischen Kreise gehörten nun sowohl die in Dépôt genommenen kursächsischen als die Stammlande König Friedrichs. Der Herzog hätte nicht nur gegen seine und fast des ganzen Kreises Neigungen handeln und sich der Gefahr einer gewissen Lächerlichkeit aussetzen müssen, es wäre auch gefährlich gewesen, mit dem mächtigen im Felde stehenden Brandenburg anzubinden. Zudem waren die Beziehungen der einzelnen Kreisstände zu einander gänzlich gelockert, seit 1683 hatte kein Kreistag mehr stattgefunden. Der Herzog lehnte am 2. Oktober das ehrenvolle Amt ab und suchte Rettung und Sicherheit in dem Vermittlungsvorschlag. Allein, seine Schultern waren dazu zu schwach, der Kaiser befahl ihm in einem scharfen Reskript „allen Ernstes, mit Beyseitesetzung aller hierbey unstatthaften Einwendungen und Zweifel die Reichs-Obrist-Richterliche, ihm aus bewegenden Ursachen unter dem 13. September jüngsthin angegebene Special-Commission samt dem ferneren Auftrage, de dato 9. huius so gewiß zu vollziehen, und darinnen sich einige Verzögerung nicht zu schulden kommen zu lassen, als sonsten er seines kaiserlichen Amtes Reichs-Satzungsgemäß zu gebrauchen nicht umgehen könnte." Damit war dieser Vermittlungsversuch gescheitert.

Ein andrer Vorschlag ging von den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Bayern aus, die sich an König Georg II. von England wandten mit dem Gesuche, er möge König Friedrich bewegen, den Kurfürsten von Sachsen wieder in den friedlichen Besitz seiner Staaten einzusetzen. Georg beauftragte die Hannoversche Regierung, sich mit Preußen wegen der Antwort auf das Ansuchen zu verständigen, da er annahm, daß der König darin „eine Türe offen behalten wollte." Am 9. Dezember teilte denn auch Münchhausen dem preußischen Kabinette mit, daß der Hannoversche Gesandte in Regensburg Befehl habe, für eine Reichsvermittlung zu stimmen und das Eindringen fremder Truppen in das Reich zu verhindern. „Sie sollen nur auf die Mediation appuyieren", meinte der König dazu, der Plan, darauf anzutragen wäre aus gewissen Ursachen recht gut. Bei den Verhandlungen wegen der Form des Antrages sollte das Ministerium vor allem „den Punkt Sachsen delikat machen, um währendem Kriege Mir keine Préjudice zuzuziehen?"

Anfangs hatte Hannover die Absicht, eine Generalpazifikation ohne quaestio an zu beantragen, später entschloß es sich eine Reichsmediation,

mit der Weimar, Gotha, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Baden-Durlach, Anhalt und Nassau einverstanden waren, zum Vorschlag zu bringen. Dänemark — für Holstein-Glückstadt — spielte dabei die Rolle des ganz vorsichtigen Mannes, es erklärte sich für keine „violenten Maßregeln", sondern etwa für ein „in glimpflichen Terminis abzulassendes Schreyben"; einige katholische Mächte wollten, „da es ihnen bedenklich schien, sich mit den österreichischen Anträgen simpliciter zu conformiren, ein dehortatorium cum annexa comminatione" beantragt wissen.

Allein, so gern auch die Stände einer Reichsvermittlung, die meisten wohl am liebsten einer Reichsneutralität, zugestimmt hätten, so wünschenswert es für des Reiches Wohl gewesen wäre, dem Kriege fern zu bleiben, im Interesse des Wiener Hofes lag das nicht. Herzog Karl von Braunschweig erkannte das zeitig. Er schrieb schon am 6. Dezember an den König: „Ich sehe sehr klar, wie unnütz und gewichtslos das sein wird". Am 12. Dezember wurde denn auch den Gesandtschaften in Regensburg mündlich eröffnet, daß der Kaiser in einer Reichsneutralitätserklärung eine Verweigerung der Pflichten erblicke, gegen die er mit den schärfsten Maßregeln einschreiten würde, und daß er den Gedanken einer Reichsvermittlung verwerfe. Eingeweihte freilich wußten das in Regensburg schon länger, während an der Bereitwilligkeit Friedrichs auf einen Vermittlungsvorschlag einzugehen, eigentlich niemand zweifelte.

Die Enttäuschung vor allen der kleineren Stände war groß, als das Scheitern der Pazifikations- und Mediationsprojekte bekannt wurde. Ihre Hoffnungen hingen nun noch an dem Gelingen eines andern Planes, der bei einigen protestantischen Gesandten aufgetaucht war und, der auf Erzielung eines votum commune Evangelicum, gegebenen Falles auf eine itio in partes nach Artikel V., § 9 des Westfälischen Friedens hinausging. Möglich wäre die itio in partes schon gewesen, da sie, sobald die Mehrheit der evangelischen Stände beschlossen hatte, von dem ius eundi in partes Gebrauch zu machen, gleichviel ob konfessionelle Rücksichten dazu veranlaßten oder nicht, stattfinden konnte. Es hätte dann nicht die einfache Mehrheit der Reichsversammlung zu entscheiden gehabt, sondern das Corpus Evangelicorum und das Corpus Catholicorum hätten für sich beschließen und dann beide Ergebnisse zu einem Beschlusse vereinigen müssen, — mit andren Worten, es wäre jedenfalls überhaupt kein Beschluß zustande gekommen. Indessen auch dieser Plan wurde zu nichte. Die Entscheidung der beiden nordischen Kronen, Dänemark und Schweden hätte dabei sehr viel zu bedeuten gehabt, das Directorium Corporis, Kursachsen, war selbst das Streitobjekt, und Herr von Ponickau unterließ nicht, immer und immer wieder zu erklären, daß sein Kurfürst sich jede Mediation

verbitte und nur „durch die societätsmäßige Hilfe des Reiches nach Vorschrift derer Reichsgesetze restituirt werden wollte", daran daß er einer itio in partes zustimmen würde, war gar nicht zu denken. Zudem stand Mecklenburg direkt auf feindlicher Seite; Schweden und Dänemark schien nicht gewonnen werden zu können, Ansbach, Zweibrücken, Darmstadt, Holstein-Gottorp und Schwarzburg waren auch nicht dafür, es waren „eminenter Maiora andrer Meynung", und anfangs Januar war der Gedanke so gut wie aufgegeben, wenn auch Plotho noch am 12., wohl nur um zu demonstrieren, davon spricht. Am 17. hat selbst Bayreuth den Plan fallen gelassen.

Ein Versuch katholischer Stände, besonders der drei uniierten Kurfürsten von Köln, Bayern und der Pfalz ein einseitiges Dehortatorium gegen Friedrich zu beantragen, wovon der Kasselsche Geheimrat von Eyben zu berichten wußte, verlief im Sande.

Im letzten Monate des Jahres 1756 war in Regensburg die Lage noch recht wenig geklärt. Nur soviel war als sicher bekannt, daß Württemberg, Zweibrücken, Darmstadt und Mecklenburg-Schwerin im Sinne Wiens gegen Friedrich stimmen würden. Aus Dänemark wurde man nicht recht klug. Man glaubte, der dänische Gesandte von Moltke, der „beuglicher Gemütsart sei", wolle es mit niemandem verderben; außerdem hatte soeben der dänische Gesandte in Berlin, von Ahlefeld, erklärt, sein König würde strikteste Neutralität bewahren, worauf ihm das Ministerium antwortete, Friedrich habe Dänemark nicht in den Krieg verwickeln wollen, sondern sich nur mit ihm über die dem Reiche durch das Eindringen fremder Truppen drohende Gefahr und die Unsicherheit, die dem Protestantismus erwachsen wäre, verständigen wollen. König Friedrich war der Ansicht, daß Dänemark weder für noch gegen Österreich eintreten würde. In Kopenhagen stellte man sich, als glaubte man an keine eigentliche Gefahr, selbst dann noch, als die Franzosen 1757 schon nach Kleve zogen.

Über die fränkischen Staaten war ebenfalls nichts Sicheres bekannt. Ansbach und Bayreuth standen in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu König Friedrich, was indessen entschiedenen Ausdruck nur bei Bayreuth fand, wenn auch der Markgraf, der fränkischer Kreisgeneralfeldmarschall und Obrist über drei Regimenter zu Roß und zu Fuß war, weit entfernt war, so weit zu gehen, daß er mit dem Könige, wie geflüstert wurde, eine Konvention wegen Besetzung seiner Lande mit preußischen Truppen, geschlossen hätte. Als am 28. November der Komitialgesandte nach Bayreuth berichtete, Ponickau habe ihn ersucht, „um favorable Instruktion" zu bitten, erhielt er die Antwort, man würde alles tun „zur Dämpfung des Kriegsfeuers". Gleichzeitig bekam der Gesandte noch ein andres Schreiben, das nicht wie

das erste zum Vorzeigen bestimmt war, mit der Weisung, für Mediation zu stimmen. In unbestimmter Weise, mit verbindlichen Redensarten ward auch die Antwort nach Warschau erlassen, als sich Kursachsen, wie an alle Stände, direkt auch nach Bayreuth wandte. Der Gesandte wurde fortgesetzt ermahnt, bei wichtigen Abstimmungen immer Instruktionsmangel vorzuschützen und dann unter genauer Auseinandersetzung der Äußerungen der andren Stände Befehle einzuholen. Als der Markgraf an sein Amt eines kreisausschreibenden Fürsten von Wien aus erinnert wurde, suchte er sich des unbequemen Geschäftes, wie Gotha, zu entledigen, was ihm eine scharfe Mahnung des Reichshofrates einbrachte. Am Ende des Jahres erhielt der Gesandte in Regensburg schließlich den bestimmten Befehl, zu beantragen, „Friedrich sollte Sachsen räumen und die Kaiserin-Königin sollte ebenfalls nachgeben", was gar nichts besagte. Die Mahnungen des französischen Spezialgesandten Hubert de Folard, der Mitte Dezember zur Auffrischung der zweifelhaften und Einschüchterung der „Reichsfeindlichen" Stände eine Rundreise durch den fränkischen Kreis machte, waren im Bayreuther Lande also fruchtlos geblieben.

Anders verhielt sich Ansbach, das an sich mehr zu Österreich neigte. Es wollte vor allem freie Hand behalten für den Fall, daß es sich einst selbst gegen Preußen beschweren müßte; wenn einmal Bayreuth von preußischen Truppen besetzt wäre, so glaubte der Markgraf von Ansbach schwerlich nach dem Aussterben der Bayreuther Linie die Nachfolge erreichen zu können. Andrerseits hatte er Furcht vor Preußen. Deshalb versuchte er jetzt mit einer Schaukelpolitik durchzulavieren. Auf einen Wink von Wien hatte er seinen Gesandten von Knebel von Regensburg abberufen und wollte sein Mandat dem gut österreichisch gesinnten Baron von Seefried übertragen, unterließ das aber plötzlich und beauftragte den Kasselschen Gesandten von Wülcknitz mit der Wahrung seiner Geschäfte. In Nürnberg ließ er sich durch Herrn von Appolt vertreten, der dem Baron von Widmann viel Schwierigkeiten auf dem Kreistage bereitete.

Unermüdlich suchte Plotho in Regensburg die Partei seines Königs zu verstärken. Er war ein Minister nach dem Herzen des Königs. „Gleichwie Seine Königliche Majestät Dero Orts mit dem Degen arbeiten und Sich weder Tages noch Nachtes, wenn es nötig wäre, schoneten, also auch Ew. Excellenz und das Departement mit der Feder Seine Königliche Majestät secondiren und vor jetzo nichts menagiren und in beständiger Attention auf alle dem Aussehen nach auch kleine Umstände bleiben und dagegen arbeiten lassen müssen". Also hatte der König am 2. November eigenhändig an seine Minister nach Berlin geschrieben. Ein Mann dieser unermüdlichen, rastlosen Pflichterfüllung war Erich Christoph von Plotho. Er ließ nichts aus dem

Auge, er war überall, er fand stets die rechte Antwort, er war geschickt wie kein zweiter und er stand in Regensburg am rechten Platze.

Der Federkrieg wurde auch im Dezember mit wachsender Erbitterung und in einem Tone, der eher an die Zeit des Grobianismus als an die Periode zierlicher Rokokograndezza denken läßt, weitergefochten. Waren schon Ende Oktober Worte wie „anmaßliche Criaillerien", „unbillige Anzapfungen", „unerfindliche und sehr exaggerirte Impretationes, die aus einer unreinen und suspekten Quelle kommen" und dergleichen gefallen, die kommende Zeit sollte noch heftigere bringen.

Am 2. Dezember erschienen in Regensburg, als Antwort auf die kaiserlichen, preußische Avokatorien. Bei dieser Gelegenheit wird abermals der preußische Standpunkt betont: „Ob wir nun zwar blos mit der Kaiserin-Königin im Kriege begriffen sind, mit des Kaisers Majestät aber nicht das geringste zu demeliren haben; ferner auch so wenig in denen Reichs- als natürlichen Gesetzen verboten ist, eine von einem Reichsstande augenscheinlich angedrohte feindliche Gefahr durch deren Zuvorkommnung abzuwenden, zumal wenn das Oberhaupt des Reiches mit dem Gegentheile in solcher Verbindung stehet, daß von demselben weder Gerechtigkeit noch Assistenz zu gewarten, und endlich Wir auch außer Unsern Reichslanden ein souveränes Königreich und andere souveräne und independente Länder besitzen, folglich unsere Militär- und Civil-Bedienten lediglich von Uns, als einem souveränen Könige und Landesherren dependiren, und außer Uns niemand in der Welt ist, dessen Befehlen sie zu gehorchen schuldig wären, so hat es der Wienerische Hof dahin zu bringen gewußt, daß der Kaiserliche Reichshofrat sich auf eine so ungereimte als unerlaubte Art unterstanden, an Unsere Vasallen, Unterthanen und Bediente anmaßliche Mandata und Avocatoria ergehen zu lassen, um sie gegen Uns aufzuwiegeln. Dieses an sich so unkräftige als Gesetzwidrige Verfahren halten Wir zwar um so weniger der geringsten Achtung würdig, als Wir von dem getreuesten Attachement und Devotion Unserer Unterthanen ohnedem genugsam versichert sind, daß sie sich durch dergleichen unbefugte vermeyntliche Befehle und Avocatoria nicht irre noch von dem Uns schuldigen Gehorsam, Pflichten und Treue abwendig machen lassen werden." Doch werden alle Untertanen aus österreichischem Zivil-, Militär- und Hofdienst abberufen.

Am 6. Dezember erließ Ponickau eine Beschwerdeschrift darüber, daß 63 Bataillone, 102 Schwadronen preußischer Truppen in Kursachsen Winterquartier bezogen hätten, und das Reichsdirektorium protestierte feierlich gegen die Plothosche Schrift vom 23. November. Plotho seinerseits verkaufte, und zwar diesmal nur an politische Freunde, mehrere Druckschriften, die für König Friedrich und gegen den Kaiser sich aussprachen. Am 10. Dezember

trat er mit einem neuen Promemoria hervor, die „Ermächtigung des Reichshofratscollegiums und dessen, dem zu erwartenden Reichsschlusse vorgegriffene Conclusa“ betreffend. Man habe Mandate erlassen, ohne den Grund des Krieges zu untersuchen, ab executione habe man angefangen und den König in Preußen zum Reichsfeind erklärt, bevor der Kurfürsten, Fürsten und Stände Gutachten darüber verlangt worden sei; die Minister bei den Reichskreisen haben auf eine den Gerechtsamen nachteilige Weise gedroht und die Sicherheit und Freiheit der Reichsversammlung durch Verordnungen, die an den Regensburger Magistrat gingen, verletzt. Als Karl VII. wegen des österreichischen Einfalles in seine bayerischen Lande Reichshilfe verlangte, hätte man in Wien die Anschuldigung wegen Landfriedensbruches damit abgelehnt, daß man behauptete, bayrischerseits wäre der Landfrieden durch Hereinziehung französischer Truppen gebrochen worden. König Friedrich könne des Landfriedensbruches nicht beschuldigt werden, da er, in Ermangelung eines unparteiischen Richters, mit seiner von Gott verliehenen Macht sich selbst beschützte und zu verteidigen suchte. Die Reichshofratskonklusa liefen der Wahlkapitulation zuwider und wären dadurch bereits kassiert. Avokatoria würden nur angeschlagen, wenn ein Stand mit dem ganzen Reiche im Kampfe wäre. Mit Werbungen könne es ein jeder halten wie er wolle. Die anmaßlich untersagte Neutralitätserwählung laufe gegen das den Ständen zukommende ius belli, pacis ac foederis, besonders bedeute das Nichtaufstellen der quaestio an Despotismus, vor allen den kleineren Ständen gegenüber. Was die causa banni anbelange, so wäre man schon seit Karls V. Zeiten eifrigst darauf bedacht, die Macht des Kaisers in dieser Hinsicht möglichst einzuschränken wegen der darin liegenden großen Gefahr für die ständische Freiheit. Gegen des Kaisers Gerechtigkeitsliebe und Großmut wolle man zwar nichts einwenden, allein dem Reichshofrate und den Ministern wäre nach dem illegalen Verfahren gegen Preußen nicht mehr zu trauen.

Am Tage darauf verbreitete der kurböhmische Gesandte von Seilern „Anmerkungen über die von Anbeginn des gegenwärtigen Krieges bis anhero zum öffentlichen Drucke gediehenen Kgl. Preußischen Kriegsmanifeste, Circularien und Mémoires“. Darin wird die Gefahr für den Protestantismus als nicht vorhanden hingestellt und heftig gegen Preußen ausgefallen, zum Schlusse wird für Böhmen der Schutz des Reiches auf Grund eines Reichsschlusses von 1708 beansprucht. Plotho sandte das Druckstück sofort an den König, der eine Beantwortung „auf eine grobe und stachlichte Art“ befahl.

Am 20. Dezember fand eine große Ratsversammlung statt, bei der außer dem kranken kurpfälzischen Gesandten Baron von Menschengen, dem Baden-Durlachschen, dem Mecklenburgschen und dem Gesandten der Grafen

alle anwesend waren. Kursachsen und Kurböhmen beantragten, die kaiserlichen Dekrete ob periculum in mora zu proponieren, und stellten die Anfrage, ob man Weihnachtsferien halten solle oder nicht. Plotho war selbstverständlich für die Ferien. Es begann eine heftige Redeschlacht, zumal Kurbraunschweig „hautement und sehr ironisch" erklärte, man könne ja gar nicht zu einer Proposition der kaiserlichen Dekrete schreiten, so lange nicht altera pars, der König in Preußen, gehört wäre. Daran wäre das Direktorium selbst schuld, denn dadurch, daß es das Schreiben des Königs nicht zum Diktate brachte, habe es die Instruktionseinholung verhindert. Nun wäre Plothos neues Memoire ja eben erst zur privaten Verteilung und noch nicht zum Diktat gekommen, darüber müsse man Instruktionen einholen und das koste Zeit. Nachdem man sich gegenseitig Schlechtigkeit, Ungesittetheit, Unanständigkeit, Anmaßlichkeit und dergleichen genügend vorgeworfen hatte, beantragte Ponickau Abstimmung. Nur wenige Stimmen unterstützten den Antrag; Plotho hatte gesiegt. Die Weihnachtsferien sollten am 10. Januar zu Ende sein, an diesem Tage würden die kaiserlichen Anträge zur Tagesordnung stehen. Jetzt gleich aber, bevor man auseinandergehe, sollte die neueste Erklärung, die Plotho abzugeben hätte, diktiert werden, damit während der Ferienzeit jeder Instruktion einholen könnte.

Das neue Plothosche Promemoria, das bisher nur einige Gesandte privatim zugestellt erhalten hatten, überraschte die Herren Gesandten völlig: Der König verlangt auf Grund der Reichsgarantie des westfälischen und Dresdener Friedens, da er wider seinen Willen zu den Waffen habe greifen müssen, — die Hilfe des Reiches gegen Österreich!

Mit dieser Überraschung reisten die Gesandten ab.

So ging das Jahr 1756, das Vorspiel des sechsjährigen Reichskrieges, zu Ende.

Der Kampf der beiden mächtigsten Staaten des Reiches im Reiche und um das Reich war vorbereitet. Mit der Beschuldigung, König Friedrich habe den Landfrieden gebrochen, suchte der Wiener Hof das Reich auf seine Seite zu ziehen, Friedrich wehrte sich durch die Darstellung der seinen Landen drohenden Gefahren, die ihn gezwungen hatten, das Prävenire zu spielen, und hielt den Ständen des Reiches die eigenen Gefahren vor, in die ihre Freiheiten und Gerechtsamen durch österreichische Pläne gebracht würden. Er war wohl der Angreifer tatsächlich geworden, aber hatte ihn nicht dazu die Kenntnis der österreichischen Angriffspläne getrieben? In dem Ultimatum spricht er in kurzen bestimmten Worten es aus: Der Wiener Hof, der den Krieg wollte, treibe ihn zum Anfangen, um daraus einen Vorwand zu bekommen, die Hilfe seiner Defensivverbündeten in Anspruch zu nehmen. In der schwungvollen Péroraison heißt es:

„Wer zuerst den Plan schmiedet, seinen Nachbar anzugreifen, der bricht die Versprechungen, die er beim Frieden eingegangen ist. Er spinnt Pläne, er verbündet sich heimlich, darin besteht der wahrhafte Angriff. Wenn der andere davon Kenntnis erhält und sich trotzdem der Willkür seines Gegners überläßt, ist er ein Feigling. Wer aber seinem Gegner zuvorkommt, begeht wohl die ersten Feindseligkeiten, der Angreifer aber ist er nicht. Da nun der Wiener Hof Verträge, die alle Mächte Europas gewährleistet haben, brechen will, da er sich vorgenommen, ungestraft das, was es heiligstes für die Menschen gibt, zu verletzen, das teutsche Kaiserreich, diese Republik von Fürsten, die der Kaiser die Pflicht hat, zu erhalten, umzustürzen, hat der König sich entschlossen, den trauervollen Folgen, die dieser finstere Plan haben müßte, zuvorzukommen. Dieser Fürst erklärt, daß die Freiheiten des teutschen Reiches nur in einem Grabe mit Preußen bestattet werden. Er ruft den Himmel zum Zeugen an, daß er, nachdem alle Mittel, Teutschland und seine eigenen Staaten vor der Geisel des Krieges zu bewahren, vergebens waren, gezwungen ist, die Waffen zu ergreifen gegen eine geheime Verschwörung, die seine Provinzen und sein Königreich bedrohen; daß er, nachdem alle Wege zur Beilegung versucht wurden, so daß er sogar der Kaiserin-Königin die Entscheidung über Krieg und Frieden überließ, nur deshalb sich jetzt seiner gewohnten Mäßigung entschlägt, weil sie aufhört, eine Tugend zu sein, wenn es sich um Verteidigung von Ehre, Unabhängigkeit, Vaterland und Krone handelt."

Den Vorwurf des Landfriedensbruches konnte somit eher König Friedrich erheben, was auch der Ansicht des Herzogs von Braunschweig entsprach. Zudem war das alte Landfriedensgesetz bei den völlig veränderten Besitzständen, wodurch der Schwerpunkt vieler Stände aus dem Reiche herausverlegt worden war, nicht mehr anwendbar.

Die österreichischen Umtriebe im Reiche gaben dem König keinen Anlaß zu ernsteren Besorgnissen für seine Zukunft, mehr befürchtete er für spätere Zeiten. Er schreibt wohl seiner Bayreuther Schwester: „Ich fürchte weder das Geschrei einiger elender Frauen noch die Drohungen Junos oder die Blitze Jupiters. Das sind Fabelgötter, die auf das gewöhnliche Volk aber nicht auf verständige Leute wirken; diese Handvoll räudige Kerls, die in Flandern, in Württemberg und wer weiß welch traurigen Orts zusammengesucht werden, machen mir nicht die geringste Besorgnis", aber er versäumte nicht, seine Mitstände immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß es sich um Freiheiten und Prärogativen im Reiche handele, und daß jetzt schon Österreich „im Herrentone" zum Reiche spräche. Mehrfach spricht er vom „bénéfice de Polyphème", daß dem Reiche zugedacht wäre, nämlich, zuletzt verschlungen zu werden. Eine Armee Österreicher und Franzosen im

Reiche würde schließlich dazu dienen, Fürsten und Stände zu unterwerfen und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Selbst gegen ihren Willen wollte er die Stände schützen. „Ich weiß," schreibt er an die Markgräfin von Bayreuth, „welche Mühe sich die Österreicher gegen mich im Reiche geben. Man sagt mir, daß sie sich nicht mit der Neutralität zufrieden geben wollen. Das heißt den Despotismus offen verkünden. Was würden sie nicht alles thun, wenn es ihnen gelänge, mich zu vernichten, wie sie wollen! Aber ich fürchte sie nicht, und ich hoffe, daß die Fürsten des Reiches so vernünftig sein werden, nicht mit eigenen Händen ihre Fesseln zu schmieden. Und wenn auch, ich werde ihre Freiheit auch gegen ihren Willen aufrecht erhalten, man soll nicht sagen dürfen, daß, so lange ein Preuße lebt, Deutschland ohne Verteidigung ist. Gefällt es dem Himmel, so wird es gelingen, und der Hochmut und despotische Geist des Wiener Hofes wird erniedrigt werden."

Erster Teil.

Der Eintritt des Reiches in den Kampf.



1. Die Regensburger Beschlüsse.

Das waren unruhige Weihnachtsferien für die Gesandten, die sonst so sehr das otium cum dignitate zu schätzen wußten. Bald gab es über Aufsehen erregende Reisen zu disputieren, — Herr von Gemmingen, „das kleine, schlaue Männchen", ein gewandter, wenn auch skrupelloser Diplomat, stattete dem so unentschiedenen Münchener Hofe einen Besuch ab und kam erst am Beratungstage zurück, Ponickau brachte fast die ganze Urlaubszeit in Stuttgart zu, — bald erregten Personalveränderungen die allgemeine Aufmerksamkeit, wie die Übertragung der fürstlich schwarzburgischen Stimme auf den preußenfeindlichen Herrn Teuffel von Birckensee, der Schwerin vertrat, oder das plötzliche Erscheinen des österreichisch gesinnten Herrn von Seefried, der dem kaum damit betrauten kasselschen Gesandten von Wülckenitz das ansbachische Votum wieder abnahm.

Die kaiserlichen Anträge schienen noch keineswegs gesichert zu sein. Im ganzen war man der Ansicht, daß man wohl Sachsen gerne helfen wollte, „wenn nur die Sache nicht so beschaffen wäre, daß es in zweierley Betrachtungen ohne Gefahr geschehen könnte. Einmal wegen des Königs in Preußen, — vor dem man Furcht hatte —, das anderemal deswegen, weil man kaiserlicher Majestät bei der Art wie damit zu Werke gegangen worden, zuviel einräumen würde." In der Ansicht freilich, daß in Regensburg „mehr Geschrei als Besorgnis erregendes" sei, unterschätzte der König die Folgen, die aus den gegen ihn gerichteten Reichsschlüssen entstehen könnten.

Plotho trug die größte Ruhe zur Schau. Sein König warte es gelassen ab, was auch geschehen würde, erklärte er.

Am 10. Januar, morgens um 8 Uhr, versammelten sich die Gesandten. Im Kurfürstenkolleg waren alle Vota vertreten. Kurmainz leitete die Versammlung, die „in behöriger Ordnung, und ohne aigreur" vor sich ging, und brachte die Anträge vor. Hierauf sprach Herr von Seilern für Böhmen dem Kaiser den Dank des Reiches für sein Eingreifen aus. Kursachsen als Hauptbeteiligte erhielt das Wort und bat inständig unter Verweis auf seine

Lage um Hilfe des Reiches, worauf der andre Hauptbeteiligte, Kurbrandenburg, „in optima forma“ gegen das Reichsgesetz-widrige Verfahren des Reichshofrates und die Gefährdung des teutschen Vaterlandes durch Einführung fremder Truppen in das Reich, was gegen Gesetz und Wahlkapitulation verstoße, Protest einlegte. Köln, Bayern und Kurpfalz brachten einen gemeinsamen Antrag ein: 1. der Kaiser solle den Kurfürsten von Sachsen in den Besitz seiner Länder bringen, und zu Ersatz für alle Schäden und Unkosten und einer hinreichenden Genugtuung verhelfen. — Dazu hatte Bayern die vermittelnde Klausel gesetzt, der König in Preußen würde, seines Glaubens und Hoffens, von selbst von allen Unternehmungen abstehen. — Zu diesem Zwecke habe 2. jeder Reichsstand satzungsgemäß das seine beizutragen, deshalb werde eine armatura ad triplum beantragt.

Bei der Umfrage erklärte sich Trier für die kaiserlichen Anträge, die drei vereinigten Wittelsbachschen Kuren blieben bei ihrem Vorschlage, Hannover stimmte für die vom Kaiser zurückgewiesene Reichsvermittlung. Plotho verwies nochmals auf die Bereitwilligkeit Friedrichs, die sächsischen Lande, sobald es mit hinlänglicher Sicherheit ohne Gefahr für Preußen möglich sei und zu einem dauerhaften Frieden führe, unverweilt zu restituieren.

Der Wittelsbachsche Antrag hatte somit die Majorität für sich. Merkwürdigerweise ist in dem Mehrheitsbeschlusse der böhmische Antrag: „Niemanden, wer es auch sei, solle eine Ausflucht von Leistungen seiner betreffenden werktätigen Hilfe gestattet werden“ nicht enthalten. Bei der Abstimmung kam es noch zu einem kleinen, aber für die Reichsversammlung bezeichnenden Zwischenfall. Kurpfalz beschwerte sich nämlich, daß sich Hannover den schönen Titel „Des Heiligen Römischen Reiches Erzschatzmeister“, der laut Protokoll vom 10. April 1750 dem Kurfürsten von der Pfalz zustünde, angemaßt hätte. Herr von Gemmingen protestierte heftig dagegen; es sei ja ganz bekannt, daß der Titel Hannover „aufs solenste“ übertragen worden sei, und „solange man noch kein anderes konvenables anständiges Erzamt ausgefunden hätte“, wolle sein Kurfürst bei der ausgemachten Sache verbleiben. Wogegen Kurpfalz reprotestierte, auf welchen Reprotest Hannover abermals Protest einlegte, — wobei die Zeit verging, ohne daß die Sache natürlich entschieden wurde.

Im Fürstenrate gab zunächst der salzburgische Gesandte als Leiter eine Anzahl neuer Stimmenübertragungen bekannt, darauf fand die Vorlage der kaiserlichen Anträge statt. Wie im Kurfürstenkolleg der böhmische, so sprach hier der österreichische Gesandte dem Kaiser Dank aus, beantragte die armatura ad triplum und schlug, mit Hinweis auf die Beschlüsse vom 6. September 1708, 4. Februar 1732 und 29. Mai 1751 vor, den Kaiser zu bitten, auf dem betretenen Wege fortzufahren und nicht eher zu rasten,

als bis Sachsen vollkommen restituiert, entschädigt und „genuggethan" sei. Burgund schloß sich naturgemäß an, Magdeburg aber erklärte durch Bayreuth, es spräche alles Natur- und Völkerrecht dagegen, Friedrich als Angreifer zu betrachten, und so fort, im selben Sinne, wie Plotho sich im Kurfürstenkolleg ausgesprochen hatte. Hierauf traten mit dem Vorbehalt der Offenhaltung des Protokolls der österreichische und magdeburgisch-bayreuthische Vertreter ab. Darauf begann die Umfrage. Für die Reichsvermittlung stimmten alle herzoglich-sächsischen Häuser, davon Weimar mit dem Vorschlage, den Rückmarsch beider Parteien zu verlangen und dann erst zu verhandeln, Bayreuth, Braunschweig-Wolfenbüttel, Celle, Kalenberg, Grubenhagen, Baden-Durlach und Hochberg, Württemberg, das aber später erklärte, es wolle in der Tat beweisen, wie sehr es zu Österreich halte, Holstein-Glückstadt, Hessen-Kassel, Mecklenburg-Strelitz, die Nassauer Häuser und die Grafenbänke ohne die schwäbische. Den kaiserlichen Anträgen traten sämtliche katholischen Stände bei, von den protestantischen Zweibrücken, Ansbach, Schwerin, Gottorp, Darmstadt und Schwarzburg, nachträglich noch einige, wie Anhalt, so daß die Mehrheit für den Kaiser gewonnen war.

Bis zum 15. abends wurden die Protokolle hergestellt, am 17. sollte dann die Re- und Korrelation, sowie die Herstellung des Conclusum trium stattfinden.

In der Zwischenzeit verteilte Plotho eine Drucksache, eine „kurze aber gründlich zusammengesetzte Vorstellung an eine Hochlöbliche allgemeine Reichsversammlung, das Reichskonstitutions-widrige Betragen des kaiserlichen Reichshofrates gegen den König in Preußen betreffend", und ein Promemoria vom 12. Januar, dem „wegen der harten Expressionen, giftigen Griffen, Complôts, verläumderischen Andichtungen" die Diktatur verweigert worden war. Plotho erklärte nämlich darin, daß das kurmainzische Direktorium sich einmal vorgenommen habe, alles was von Sr. Königl. Majestät in Preußen und wegen derselben an die Reichsversammlung gebracht werden sollte, durch Verweigerung der Diktatur zurückzuhalten, es wäre aber nicht zu zweifeln, daß alle Stände des Reiches desto geneigter und willigster sein würden, das gegenwärtige quo dictato anzusehen und zu halten.

Außerdem erschien ein „Gründlicher Beweis, daß das Verfahren des Reichshofsrates nicht allein ganz illegal, reichskonstitutionswidrig, mithin ungültig, sondern auch denen genannten Reichsständen höchst praeiudicirlich und für ihre teuer erworbenen Rechte und die dermalen in den letzten Zügen liegende teutsche Freyheit, Hoheit und ganze Reichsverfassung höchst gefährlich sei". Das vom sächsischen Gesandten von Kauderbach den Generalstaaten am 15. Dezember überreichte Mémoire erschien gleichzeitig in deutscher Sprache.

Schon am 14. Januar konnte Plotho seinem Könige berichten, es wäre keine Aussicht mehr, der großen katholischen Mehrheit, zu der sich noch einige protestantische Stände geschlagen, zu widerstehen, die Kriegserklärung des Reiches würde sicher erfolgen, es sei denn, der König befolge innerhalb von vier Wochen das Dehortatorium, ein Nachsatz, der nicht ganz ohne Plothosche Ironie ist. Das Staatsministerium beriet nun über die Sicherung des Gesandtschaftsarchivs und der Person des Gesandten selbst und über einen Protest, den er vor seiner Abreise gegen das Vorgehen der kaiserlichen Partei erlassen sollte. Die Minister fragten deswegen auch beim Könige an, der ihnen aber die für sein Interesse an den Reichsschlüssen charakteristische Antwort gab: sie möchten das alles machen, wie sie wollten, und wie sie es zu allen Zeiten verantworten könnten. Er hätte wichtigeres zu tun, als sich um Reichsschlüsse und den beginnenden Reichskrieg zu kümmern. In einem Erlasse, den er am 21. Januar an Plotho in einer Spionageangelegenheit richtete, erwähnte er nur, der Gesandte solle, falls er abreisen müßte, zunächst nach Erlangen gehen und Vorkehrungen treffen, daß der Nachrichtendienst nicht darunter leide.

Die wichtige Versammlung am Montage, den 17. Januar, in der man zur „Re- und Correlation“ zusammentrat, ging in voller Ruhe vor sich, „wobei von niemanden kein einziges unglimpfliches Wort gebraucht worden“. Da der österreichische Gesandte infolge eines leichten Schlaganfalles, der ihm auf einige Stunden Zunge und rechten Arm lähmte, am Erscheinen verhindert war, vertrat ihn der bayrische.

Der vermittelnde Wittelsbachische Antrag wurde von den Antragstellern schließlich selbst fallen gelassen, sie ließen sich überzeugen, daß er „gar zu mild“ wäre. Der Antrag lautete in seinen Hauptzügen: „Der Kaiser wird den Vorschlägen des Reichshofrates gemäß ersucht, nach der Reichsordnung überhaupt, insbesondere aber nach Maßgabe der Executionsordnung, des westfälischen Friedens und der kaiserlichen Wahlkapitulation zu verfahren, um nicht allein dem Könige von Polen, Kurfürsten von Sachsen zum Besitze seiner Kur- und Erbländer nebst Ersetzung der erlittenen Schäden und Unkosten, sondern auch sich selbst und der Kaiserin-Königin als Königin und Kurfürstin von Böhmen zur Erlangung hinlänglicher Genugthuung zu verhelfen. Zu welchem Ende die gesammten Reichsstände, denen die Aufrechterhaltung der Grundveste des Vaterlandes am Herzen liege, in Verfolgung der ergangenen Kaiserlichen Excitatoria das ihrige nach denen Reichsgesetzen und Ordnungen, ohne daß sich von dieser verfassungsmäßigen Obliegenheit jemand ausnehmen könnte, obweigerlich beizutragen und die armatura ad triplum ungesäumt in dienst- und marschfertigem Zustand zu stellen hätten.“

Vergeblich suchte Gemmingen, der sich „vor Preußen sehr stark an den

Laden legte, in eifriger und patriotischer Weise, aber erfolglos", im kurfürstlichen, Graf Bünau für Bremen im fürstlichen Kolleg, beide auf der Basis der Reichsvermittlung, erst durch den Vorschlag, über Pazifikation zu beraten, später durch Vertagungsantrag, Obstruktion zu machen. Nachdem die nur in einigen geistlichen und neun fürstlichen Votis begutachteten Worte, „ohne daß sich von dieser verfassungsmäßigen Obliegenheit jemand ausnehmen könnte", als präjudizierlich gestrichen waren, ging der Antrag in den beiden ersten Kollegien durch und wurde durch den Beitritt des dritten Kollegs gültiges Reichsgutachten, das am folgenden Tage in forma dem kaiserlichen Prinzipalkommissar übergeben und von diesem durch seinen Kanzleidirektor von Wollenberg sofort mit Kurierpost nach Wien gesandt wurde. Am selben Tage wurde das Gutachten diktiert, dann antwortete das Direktorium kurz auf die letzten Plothoschen Angriffe. Der österreichische und der böhmische Gesandte sowie der Prinzipalkommissar brachen „ohne Animosität" den Verkehr mit Plotho ab.

Wie zu erwarten gewesen, sprach Plotho alsbald in einem donnernden Proteste seine Ansicht über das Reichsgutachten vom 17. Januar aus. Er nennt das Gutachten „in der Reichsgeschichte sine exemplo, unerhört, illegal, Reichsgesetz- und Verfassungswidrig und wider alles Recht und Billigkeit, auch zur Anzündung eines großen Kriegsfeuers im teutschen Reiche abgefasset". Die vom Könige in Preußen durch Diktat vom 20. Dezember in Anspruch genommene Reichsgarantie und Reichshilfe wäre überhaupt nicht erwähnt worden. Mit Dank für die auf preußischer Seite Stehenden und dem Wunsche, „die anderen kennen zu lernen", legt er am Schlusse nochmals Protest ein gegen dieses „unerhörte, höchst ungerechte, unbillige, partheyische und zudringliche Verfahren". Die meisten, besonders die geistlichen Gesandten, schickten den Protest der scharfen Ausdrücke wegen zurück, einige behielten es, weil sie nicht wußten, was sie damit anfangen sollten, und weil sie keine Ermächtigung zum Zurücksenden hatten.

Am 31. Januar traf, infolge des schlechten Wetters etwas später, als man erwartet hatte, das kaiserliche Ratifikationsdekret in Regensburg ein und ward noch am selben Tage durch Diktat bekannt gegeben. Der Kaiser genehmigte das Gutachten völlig und sprach die Erwartung aus, daß es „allerseits erfüllet werde". Gleich darnach wurde das Abberufungsschreiben des preußenfreundlichen französischen Gesandten Abbé Lemaire diktiert, der durch den, bereits am 6. Februar eintreffenden früheren Bürgermeister von Straßburg, Baron von Mackau, ersetzt wurde.

Damit war offiziell das Reich in den Krieg gegen Preußen eingetreten, zugleich aber auch die Haltung, die Frankreich anzunehmen gedachte, gekennzeichnet.

Die öffentliche Meinung irrte sich aber sehr, als sie annahm, Erich Christoph von Plotho würde nun abreisen und vielleicht in Hof mit den „einverstandenen altweltfürstlichen Gesandten“ einen Kongreß formieren, Plotho blieb, und einige rasch aufeinander folgende Streitschriften zeigten, daß er noch gar nicht gewillt war, den Kampfplatz zu verlassen.

Dann schien es, „als ob die beiden kriegführenden Mächte jetzt die Federn niedergelegt hätten. Diejenigen Schriften, so seit einigen Wochen zum Vorschein gekommen, sind alle von Privatis gefertigt und ohne Unterschrift herausgegeben worden“, darunter die abenteuerlichsten und von findigen Journalisten des Geldmachens und der Sensationshascherei halber zusammen geschriebenen Broschüren, wie „Kurzer, aber gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen Seiner Königlichen Majestät in Preußen zustehe“, eine Schrift, die Friedrich selbst in Dresden durch den Scharfrichter verbrennen ließ. Derartige Flugschriften kamen häufig über Köln aus Holland, wo sich eine wahre Fabrik befunden haben muß, mit der Post den Gesandten in die Hände und wurden meist dem Postamte zurückgegeben. Plotho verlangte sogar die Einstellung der Postbeförderung derartiger Elaborate.

Der König glaubte noch nicht, daß der Kaiser viel ausrichten würde; er wollte, wie er an die Markgräfin von Bayreuth schrieb, alles seinen Gang gehen lassen, um am rechten Ort und zur rechten Zeit eingreifen zu können. Und wenig Tage später: „Ich fürchte noch keinen von all den großen Plänen, die meine Feinde schmieden . . . . Ich pfeif auf den Reichstag und alle seine Schlüsse, vielleicht lasse ich ihn, kommt Zeit und Gelegenheit, einmal welche fassen, an die er jetzt noch gar nicht denkt. Dieses Frühjahr wird man sehen, was Preußen ist.“ Und wieder spricht er es aus: „Mit des Kaisers Majestät als Kaiser habe ich nichts zu demeliren. Niemalen aber ist es bishero Gottlob dahin gekommen, daß das teutsche Reich in einer solchen Dépendance des wienerischen Hofes gestanden, daß solches und dessen Stände den despotischen Willen des wienerischen Ministerii als Reichsgesetz anerkennen und annehmen . . . Die Reichsverfassung nebst der von des Kaisers Majestät heilig beschworenen Wahlkapitulation determiniren die Schranken zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reiches. Will ein Oberhaupt solchen zuwider das Reich in fremden Krieg einflechten, so kann keine Autorität, noch weniger aber illegale Reichshofratsbeschlüsse das Reich und dessen Stände dazu obligiren. Es wäre denn, daß die ganze Reichsverfassung in ihren gänzlichen Umsturz gesetzt und ein völliger Despotismus des Hofes zu Wien auch über die respectabelsten Stände eingeführt werden solle.“

Anfangs schienen auch die Folgen der Beschlüsse vom 10./17. Januar ganz geringe zu sein. Plotho konnte sogar am 4. Februar berichten, es

wäre mehr gewonnen als verloren, so ernstlich und fürchterlich auch die Reichstagsbeschlüsse wären. Er steht ihnen sehr gleichgültig und ruhig gegenüber. „Die viele widrige Maiora kommen mit ihren stellenden Triplo denen wenigen, so zu solchen Maßregeln nicht konkurriren wollen, bei weitem alle nicht gleich; ohne zu gedenken den großen Unterscheid, bei denen zu stellenden Mannschaften." Jetzt wäre die Zeit, meint er, sich mit den freundlich gesinnten Ständen eng zusammenzuschließen, zuerst die größeren Höfe, dann im Einverständnis mit Hannover die kleineren heranzuziehen. Mit den herzoglich sächsischen Staaten hatte er ebenso wie mit Hessen-Kassel bereits angeknüpft. Es wäre von Nutzen, bei den befreundeten Höfen auf Abberufung ihrer Gesandten ebenfalls anzutragen, rät er, und an einem andren Orte einen „Kommunikationstag" zu errichten, um unabhängig beraten zu können. Über die etwaigen Folgen des Aufgebotes des Reichsheeres urteilt er sehr kühl. Zunächst stünden die „fürchterlichen Veranstaltungen" wohl auf dem Papier, sie wären aber nicht so schnell durchzuführen. Die aus so vielerlei Leuten zusammengesetzte, etwa 20000 Mann starke Reichsarmee würde nicht sehr zu fürchten sein. Dem schlimmsten der Gegner im Reiche, dem Kurfürsten von Mainz, könnte jetzt „recht schön mit gutem Praetext und sonder großen Schwertschlag das ohnehin mit Unrecht besitzende Erfurtische und Eisfeldische abgenommen und mit ersterem denen hochfürstlichen sächsischen Häusern und mit dem andren zum Teil an Hannover, zum Teil an Hessen-Kassel Convenancen gemacht werden." Die Agitationen Maria Theresias in der Schweiz wären nach einem Berichte vom 29. Januar, den er beilegte, erfolglos gewesen; sie habe vergeblich die katholischen um Geld angegangen, während die protestantischen Kantone einem Religionskrieg nicht ruhig zusehen würden.

Friedrich, der schon vor einigen Wochen an alle Höfe, an denen er keine Vertreter hatte, den Kammergerichtsrat von Eickstädt gesandt hatte, um gegen die österreichischen Intrigen zu agitieren, war mit Plothos Verhalten und Vorschlägen aufs höchste zufrieden. Er befahl sofort dem Kabinett, den Plan aufzunehmen. Dabei sollten sie ganz selbständig handeln, er, der König, habe „von Reichstagssachen zu wenig Kenntnis, als daß er darin etwas decidiren oder disponiren könnte". Plotho soll auf Anfragen immer „prompt, solide und positiv" beschieden werden.

Das Ministerium hatte bereits in diesen Angelegenheiten Schritte getan. Es hatte sich an Hannover gewendet und nach etwaiger Abberufung der Gesandten, Mühlhausen, Nordhausen oder Goslar als Sitz für einen Kongreß unter Friedrichs und Georgs Auspizien in Vorschlag gebracht, ebenso hatte es Mitchell in Hannover und den preußischen Gesandten Michell in London um Unterstützung ersucht. Sie teilten das dem Könige mit, der, damit einverstanden,

sie warnte, sich durch Schwierigkeiten aufhalten zu lassen: „Unsere Feinde schreien und haben immer den westfälischen Frieden zu ihrem Cheval de bataille. Sie sollten es ebenso machen und detailliren, was der sächsische Hof durch Anlegung einer katholischen Kirche, Stiftung eines Jesuitenkollegs, Etablierung eines katholischen Frauenstiftes, katholischer Schulen und dergleichen getan hätte, ‚so alles gegen den westfälischen Frieden streitet‘.“

Der Gedanke eines Kongresses der preußischen Partei scheiterte an Hannover, wo man immer noch unsicher und schwankend war und trotz der Bemühungen Mitchells, der Ende Januar auf Befehl Georgs nach Hannover und Braunschweig abgereist war, und trotz seiner Darlegungen noch immer an die Möglichkeit einer Neutralität dachte. Diesen Gedanken hatte ebenso wenig wie die Abneigung gegen Preußen der jüngere Graf Schmettau, den der König Mitte Dezember gesandt hatte, überwinden können. Jetzt mußte er abermals die Reise antreten, wobei er die Weisung mitbekam, den hannoverschen Geheimräten Aussicht auf die Erwerbung des Osnabrückschen, Paderbornschen, vielleicht auch des Münsterschen Landes, wenn Köln die Partei des Feindes ergreife, zu machen. Doch sollte er das „ihnen gleichsam vor sich hin werfen, um zu sehen, wie sie es agreiren.“ Die Besorgnis des Königs wegen der Haltung Hannovers wuchs bei dem immerwährenden „hannoverschen Nichtwollen“. „Es geht unbesonnen in die Schlinge und verdirbt meine Beziehungen zu England“, äußerte er am 19. Februar gegen Mitchell.

Englands freilich konnte er zunächst sicher sein. Hatte es doch einen Neutralitätsvorschlag, den der österreichische Gesandte Graf Karl Colloredo am 31. Januar unter der Bedingung vorlegte, daß das Kurfürstentum sein Reichskontingent stelle, strikte Neutralität bewahre, aber, wie er mündlich hinzufügte, den Durchzug von 25—26 000 Franzosen gestatte, rundweg unter Hinweis auf den Westminstervertrag abgewiesen. Auch die Versuche des österreichischen Gesandten in Madrid, des Grafen Rosenberg, das Bündnis zu sprengen, scheiterten. In Hannover aber überwogen immer noch die Bedenklichkeiten. Gerlach Adolf von Münchhausen war nicht der Mann der raschen Tat, noch weniger war es Philipp von Münchhausen, der Chef der deutschen Kanzlei in London, der sehr am alten Regime hing und dem das neue allerlei Besorgnisse einflößte. Es blieb schließlich nichts übrig als das Ergebnis der neuen Reise Schmettaus abzuwarten und sich nicht entmutigen zu lassen, wie denn der König seinem Ministerium, als er ihm meldete, daß man in Hannover auf den Plan einer protestantischen Union nicht eingegangen wäre, schrieb: „Sie müssen es machen, wie die Wiener, öfters probirn, sich nicht decouragiren lassen, keine Gelegenheit vorbei lassen, sondern attent seind. Was heute nicht gehet, gehet morgen.“ Freilich konnte auch er sich der Besorgnis

nicht verschließen, daß die Geheimräte, „bethört durch die Honigsüßen Worte des Wiener Hofes und durch das trügerische Angebot einer Neutralität für ihr Land" den guten Absichten Englands entgegenarbeiten würden. Diese Besorgnisse wurden durch Plothos Meldung, daß anfang März ein lebhafter Kurierverkehr zwischen Wien und Hannover stattfand und durch einen Bericht Schmettaus bestärkt. Schmettau konnte die Geheimräte nicht von dem Marsche der Franzosen gegen den Rhein überzeugen. Obwohl die hannoverschen Truppen wenigstens drei Wochen zur Versammlung gebrauchen würden, war noch kein Marschbefehl für sie erschienen. Für die aus England zurückkehrenden deutschen Subsidientruppen waren noch gar keine Vorkehrungen getroffen. Zu ihrem Kommandeur war General von Zastrow, nach Friedrichs Urteil „besten Falles ein Brigadeführer ohne Erfahrung und Fähigkeiten", bestimmt. Schmettau hatte den Eindruck gewonnen, als wollte man sich die Neutralität gern aufzwingen lassen, um so Georg zur Nachgiebigkeit zu veranlassen.

Auch nach einer erregten Unterredung, die der König am 11. März in Dresden mit Lord Mitchell hatte, schien zunächst keine wesentliche Besserung der Lage eintreten zu wollen. Am 23. März schrieb sogar der Präsident Münchhausen von einem neuen Neutralitätsvorschlage der Verbündeten von Versailles, der sich sogar auf andre Reichsstaaten, wie Wolfenbüttel, Kassel und Gotha ausdehnen sollte, wodurch, wie der Präsident ziemlich naiv meint, die Ruhe der Anhänger Friedrichs gewahrt und dem Könige selbst der Rücken gedeckt wäre. Andrerseits würde man schwer eine hinreichend große Armee aufbringen können, zumal der König kein Hilfskorps dazu stellen könnte. Friedrich brach in hellen Zorn aus über diese „Verräterei an einem Verbündeten, der ihretwegen in den Krieg gekommen wäre". Erst ein Brief des Königs von England, der diesem „unverschämten Neutralitätsvorschlag" nicht zustimmte, der unerschütterlich am Bündnis festzuhalten erklärte und ankündigte, daß an Stelle Zastrows sein Sohn, der Herzog von Cumberland, das Kommando übernehmen würde, beruhigte König Friedrich.

Der Herzog von Cumberland traf am 16. April mittags in Hannover ein und verabredete nun mit Schmettau den Feldzugsplan. Die Neutralitätspläne waren vorüber. Über einen nochmaligen Vorschlag wird später zu sprechen sein.

In Regensburg war für den 11. Februar eine Sitzung des Kurfürstenkollegs, zu der merkwürdigerweise außer Gemmingen auch Plotho geladen worden waren, anberaumt. Vorher fand im kurmainzischen Gesandtschaftsquartiere eine Vorbesprechung der österreichisch Gesinnten statt. In der Sitzung sprach Herr von Lyncker das Mißfallen des Kurfürstenkollegs über die preußischen Erlasse, besonders über die vom 24. Januar und 8. Februar, aus und erklärte

sie für bedenklich und anstößig, anmaßlich zudringlich, verfassungs- und satzungswidrig, weshalb sie denn auch null und nichtig wären; sollte weiteres derartiges erscheinen, so würde man die nötigen Maßregeln dagegen ergreifen. Im übrigen habe in dem Druckwerke vom 8. Februar gestanden: Königlich preußische Komitialgesandtschaft. Es gäbe aber nur eine „zu der kurbrandenburgischen Stimmenführung und einigen anderen Votis legitimierte kurbrandenburgische Gesandtschaft, weshalb man gegen die Anmaßlichkeit solemnissime protestieren müsse."

Als Herr von Gemmingen eben reprotestieren wollte, kam Plotho selbst und sagte ganz ruhig, er habe auch etwas zu Protokoll zu geben. Er zog einen, an die 15 Bogen starken Aufsatz aus der Tasche und fing an, als wäre das ganz selbstverständlich, den Sekretären zu diktieren. Ohne sich um das Gemurmel der nach der dritten Seite unruhig werdenden Gesandten zu kümmern: „das wolle ja gar nicht alle werden, — es würde wohl späte Nacht, ehe er fertig würde, — Die Kanzlisten wären nur drei Bogen zu schreiben gewöhnt — der Aufsätz wäre ja höchst verfänglich" — diktierte Plotho: „Man hetze gegen seinen König. Das Konklusum vom 17. Januar wäre aus unlauteren Quellen geflossen. Ungern müßte der König die evidente Partheilichkeit und vielfache Illegalität dieser Reichsdeliberation nach allen Umständen beleuchten, da eines der vornehmsten Kurfürsten Ehre, Ansehen und Hoheit in Frage käme. Nun habe Kurmainz das Diktat verweigert..." Da unterbrachen ihn die Gesandten, mit Ausnahme Gemmingens: „Er solle vorlesen und nicht diktiren! Es gehöre sich, daß das, was zu Protokoll gegeben würde, vorher vorgelesen würde!" Der „kleine Mann mit den Feueraugen" ließ sich nicht stören, er diktierte ruhig weiter. Unter Protest gegen seine scharfen Ausdrücke und gegen sein Verfahren liefen schließlich die Gesandten davon, nur Gemmingen blieb, und Plotho diktierte noch eine Stunde weiter. Er „geht dabei alle die, welche am 10. und 17. Januar gegen Preußen gestimmt haben, von Mainz bis Schwarzburg der Reihe nach durch und erläutert sie, die Gesandten dieser Höfe aber werden also charakterisirt, wie es von der preußischen Freymüthigkeit und von der Eindringlichkeit dieser Feder bekannt ist; überhaupt stimmt ein jeder, der diesen Aufsatz gelesen hat, mit den andern darüber überein, daß, solange der Reichstag stehet, nicht etwas dergleichen gesagt worden wäre. Wer aber glaubet, daß er vernünftig urtheile, saget, daß es besser gewesen wäre, wenn Kurmainz durch Eröffnung eines neuerlichen Protokolls zu eben dieser Zeit dem kurbrandenburgischen Herrn Gesandten nicht selbstens Gelegenheit gegeben hätte, damit hervorzugehen."

Ob dieser Obstruktion verärgert verfaßten die „mehristen Kurfürstlichen Gesandten" im kurfürstlichen Nebenzimmer ein geharnischtes Protestprotokoll.

Dann begab sich Herr von Lyncker auf sein Gut in Böhmen, die Fastnachtszeit in Ruhe zu genießen.

Plotho aber wollte auch die Öffentlichkeit an den Ereignissen des 11. Februar teilnehmen lassen. Er schrieb sofort eine „Vollständige und genuine Nachricht desjenigen, was am 11. Februar im kurfürstlichen Kolleg vorgefallen.“ In dieser Schrift hagelt es Vorwürfe, vor allen der Partheilichkeit. Trier wäre durch Dankbarkeit, Mainz durch Interessengemeinschaft, Salzburg der Religion wegen mit Wien verbunden, die drei Wittelsbacher Kuren mit Sachsen verwandt. Darmstadt und Ansbach hätten ihr Wort gebrochen. Mecklenburg-Schwerin wäre animos, Anhalts Gesandter, Herr von Pfau, hätte falsch votiert, wie aus einem Briefe des Seniors des Hauses, Victor Friedrichs, vom 4. Februar hervorgehe. Kurzum Brandenburg-Preußen widerspreche „dem von einzelnen, an dem vitio particularitatis et animositatis laborierenden Gesandten auf kurmainzisches passioniertes Anstiften zusammengestoppelten, vermeintlichen Concluso, erkläre dergleichen vermessenes Anmaßen für null und nichtig und behalte sich die gebührende Satisfaktion und Ahndung vor.“ Eine solche Sprache war allerdings in Regensburg noch nicht gehört worden!

Der sonst gemäßigte Berichterstatter Bayerns äußert sich darüber: „Darinnen ist mehr gesagt, als zehn unsrer Blätter merkwürdiges in sich fassen können. Man kann daraus nur allzu deutlich abnehmen, daß von seiten des Königs in Preußen Maj. damit auf nichts anderes umgegangen werde, als die wider Ihn sich erklärten Reichsstände bis auf einen solchen Grad zu reitzen, als er sie zu haben verlange. Wenigstens kan er nicht die Absicht gehabt, auch nicht gehoffet haben, daß Ihme dadurch Jemand beyfallen werde, auch selbst seine Freunde nicht. Der Herr von Plotho, welcher einsiehet, oder welcher vielmehr mit Fleiß zu wege zu bringen sucht, daß solcher gestalten seines Bleibens allhier nicht lange mehr seyn möchte, fänget an, in möglichster Eile seine Meubles zu verkaufen. Man saget inzwischen, daß sein Schwanengesang noch zu erwarten sey.“

In Wirklichkeit dachte aber Plotho gar nicht an das Abreisen, ja es schien sogar kurze Zeit, als sollte er in Eickstädt, der auf seiner Rundreise nach Regensburg gekommen war, einen Mitarbeiter bekommen. Er schrieb während der Faschingszeit eine Art Fortsetzung des Mémoire raisonné, 84 Foliodruckseiten lang.

Am 26. Februar kehrte Baron Lyncker zurück und setzte eine Ratsversammlung auf den ersten März fest, die ohne wichtige Ereignisse verlief. Als erste Folge der Reichsschlüsse vom 10./17. Januar kam am letzten Februartage ein kaiserliches Kommissionsdekret vom 26. Februar zum Diktat, in dem der Kaiser reichliche Bewilligung von Römermonaten und Ausrüstung

und Bereithaltung der Kontingente verlangt, die schon Ende März an der sächsisch-böhmischen Grenze bereitstehen sollten. Die preußischen Richtigkeitserklärungen werden darin als beharrliche und auf allgemeine Empörung abzielende Widersetzlichkeit hingestellt.

Trotzdem herrschte noch Friedenshoffnung. Gerade jetzt, anfangs März, traf, allerdings verspätet, ein Schreiben des Königs von England ein, das nochmals eindringlich im Interesse des gesamten Reiches die Vermittlung empfiehlt. Könnten doch Acht- oder Kriegserklärung ebensowenig wie alle übrigen „heftigen Mittel" das Kriegsfeuer dämpfen! Deutschland würde nur der Tummelplatz fremder Völker werden, das Übel würde nur wachsen. Die Vermittlung eines billigen Friedens könnte nicht schwerer sein als die Führung eines gefährlichen Reichskrieges.

War auch dieses Schreibens Inhalt von den Ereignissen längst überholt, man schmeichelte sich dennoch mit der Hoffnung auf Beilegung, umsomehr, als man einen lebhaften Kurierwechsel zwischen Hannover und Österreich wahrnehmen konnte, der freilich andren Zwecken diente.

Die optimistische Stimmung konnte freilich nicht lange anhalten. Schon am 11. März kamen auf Herrn von Ponickaus Antrag einige Deliberanda zum Diktate, „welche in Verfolg der neuerlichen an das Reich ergangenen und unter dem 28. Februar diktirten Kommissionsdekrete nach älteren Anordnungen nöthig erschienen." Diese Deliberanda befassen sich ausschließlich mit Mobilmachungsfragen. Sie lauten:

1. Wieviel Römermonate sollen bewilligt, wann sollen sie bezahlt werden?
2. Soll eine gemeinsame Reichs-Operationskasse in Regensburg errichtet werden?
3. Soll jedem Stande und Kreise dabei die Versorgung seines Contingentes mit Lebensmitteln „in Feld und Quartier, auf Marsche und Remarsche" obliegen?
4. Wie soll es mit Artillerie und Munition gehalten werden? Soll man dem Heere auch schwere Artillerie mitgeben?
5. Wie soll man Marschwesen, Fuhrwerk und Vorspann regeln?
6. Soll man sich mit Besetzung der Commandostellen und Generalität nach den gemeinsamen Gutachten vom 11. May 1704 und 14. April 1734 richten?
7. Wo soll sich das Heer versammeln und wie soll es dann operiren?
8. Wie soll ein Kreis dem andern „secondiren"?

Die Antworten darauf sollten bei den Gesandten nicht allzurasch eintreffen; vielfach waren sie absichtlich recht unklar gehalten, um dem Vertreter Gelegenheit zu geben, wegen Mangels an hinreichender Instruktion

mit seinem Votum zurückhalten und mit dem Ersuchen um genauere Angabe zugleich über die herrschende Stimmung nach Hause berichten zu können.

Alle Friedenshoffnungen verflogen, als am 30. März der französische Gesandte, Herr von Mackau, und der schwedische Vertreter, Herr von Greiffenhain, eine von ihren Königen unterzeichnete, vom 14. März datierte Erklärung zum Diktate brachten, des Inhalts, daß beide Mächte die Garantie des westfälischen Friedens auszuführen gedächten.

Zugleich ergingen an die rheinischen Kreise von Versailles und von Wien aus Requisitorialia wegen der Truppendurchmärsche.

Die schwedisch-französische Erklärung kam merkwürdigerweise nicht zur Reichsansage und Deliberation. Sie war, „vermuthlich in der Absicht so ganz general und undeutlich gefaßt worden, damit man sie in der Folge nach dem Droit de convenience, also dem premier mœble der heutigen Staatsraison und eigenem Gutbefinden pro et contra interpretiren könne."

Die Erklärungen, vor allem die schwedische, kamen sehr unerwartet. Hatte man doch noch vor kurzem Plotho mit Greiffenhain freundschaftlichst verhandeln gesehen. Wissende freilich konnte es weniger überraschen, stand doch Schweden in französischem Subsidienverhältnis, waren ihm doch zu den bisherigen Subsidiengeldern von der französisch-österreichischen Partei noch 4 200 000 Livres fürs erste, 3 150 000 für jedes weitere Kriegsjahr gegen Stellung von 20—25 000 Mann versprochen worden, hatten sich doch die werbenden Mächte in einem geheimen Artikel verpflichtet, Schwedisch-Pommern auf die Grenzen des westfälischen Friedens wieder auszudehnen!

Besondere Bedeutung gewann der Schritt der vereinigten Mächte dadurch, daß durch die Beitrittserklärung der protestantischen Macht der Religionsvorwand Preußens stark erschüttert wurde.

Im Reiche erregte die Erklärung der beiden Garanten keineswegs überall Freude. Selbst gut kaiserlich Gesinnte fanden sie höchst bedenklich.

Wenn aber der Markgraf von Bayreuth, der dieser Einmischung ebenfalls nicht Beifall zollen konnte, sich noch einreden konnte, sie sei vielleicht doch nur „ein Prodromos zur Mediation", so stand er unter dem Zwange derselben geheimen Hoffnung, die Hannover bis in den Mai hinein hegte.

Friedrich hatte zwar anfangs fest geglaubt, daß sich Schweden in den Krieg nicht einmischen würde, nun aber konnte ihn die Haltung der nordischen Macht nicht mehr Wunder nehmen, denn sein Gesandter von Solms hatte ihm schon am 4. März aus Stockholm berichtet, daß ihm der schwedische Kanzleipräsident Baron Höpken tags zuvor ausführlich begründet hätte, warum Schweden sich der protestantischen Sache auf dem Regensburger Reichstage nicht annehmen könnte: Es müßte auf Frankreich und Rußland Rücksicht genommen werden, auf das eine des Guten wegen, das es an Schweden getan

hätte, auf das andre des Übels wegen, das es tun könnte. Da nun diese beiden Mächte gegenwärtig die gleichen Interessen hätten, würde sich Schweden, wenn es anders handele, zwischen zwei Stühle setzen und in große Gefahr geraten. Wegen des Reichskontingentes für Pommern, erklärte Höpken, brauche man sich nicht zu besorgen. Erstens würde es mit der Aufstellung des Reichsheeres nicht so arg rasch gehen, zweitens wäre, selbst als Triplum, das Kontingent zu unbedeutend, nur irgend welchen Einfluß ausüben zu können, und drittens würde Schweden solange mit der Entsendung warten, bis auch der letzte Reichsfürst sein Kontingent gestellt haben würde. Man würde nur das allernötigste tun, sonst nichts, da man es mit beiden Parteien nicht verderben wollte und eigentlich keinerlei Interesse am ganzen Kriege hatte. Friedrich war mit der Höpkenschen Erklärung auch zufrieden, nur meinte er, Solms solle die offizielle Erklärung des Krieges bis in den Juni hinauszuzögern suchen, solange, bis der Erfolg der ersten Schlachten mit in Betracht gezogen werden müsse, was aber dem Gesandten nicht gelang, da nach Höpkens Aussage die verbündeten Mächte drängten. Die Erklärung erfolgte in der mildesten Form; Höpkens versicherte dabei unter der Hand, man würde absolut nichts tun, was den preußischen Interessen zuwider ginge. Diese friedfertige Kriegsstimmung hielt auch wirklich solange an, bis es dem Drängen und Treiben des österreichischen Gesandten, Grafen Goes, gelang, die Aktivität zu erzwingen.

In Regensburg gab es viel über diese schwedisch-französische Erklärung zu disputieren. Außerdem aber bewegte eine höchst wichtige Etiquettenfrage die gesandtschaftlichen Gemüter. Herr von Mackau nämlich, der neue französische Gesandte, der ein ziemlich „anmaßlicher Herr" gewesen zu sein scheint, verweigerte den kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten den ihnen früher zugestandenen Titel „Excellenz", worüber allgemeine Erbitterung herrschte. Mit Spannung beobachtete man, was Plotho tat, der denn auch nicht versäumte, allerlei Gerüchte zu erregen. So verkaufte er eine Anzahl Möbelstücke, — sofort ging das Gerücht, er wolle abreisen; dann ließ er wieder einmal im Intelligenzzettel bekannt geben, daß sich alle, die an ihn oder seine Diener Forderungen hätten, binnen 14 Tagen melden sollten, augenblicklich wußte man, daß er nach London versetzt würde, in Regensburg habe er nur 1800 Taler jährlich Gehalt gehabt und schon 24 000 fl. zugesetzt. Nächtlicherweile aber fochten die Dienerschaften auf den Straßen die parlamentarischen Kämpfe ihrer Herren mit großer Erbitterung aus.

Nachdem am 1. April von Kurmainz ein Protest gegen Plothos „Vollständige und genuine Nachricht über die Vorgänge vom 11. Februar" im Kurfürstenkolleg in heftigen Ausdrücken und unter vielen Protesten und Reprotesten zu Protokoll gegeben war, was Plotho zu einer gedruckten

Erwiderung veranlaßte, erschien am 17. die preußische Antwort auf die schwedisch-französische Erklärung. Als Plotho sie dem Direktorialgesandten übergab, hatte dieser Bedenken und wollte sich erst von Mainz über die Diktierbarkeit Weisung erholen. Plotho zog daraufhin seinen Antrag zurück, machte aber am folgenden Tage in der Sitzung allen anwesenden Gesandten davon Mitteilung. Gegen die Ansicht Lynckers, der sich auf die bisherige Observanz berief, erklärte Gemmingen mit Zustimmung aller Gesandten außer Lyncker und Ponikau unter Hinweis auf Artikel XIII § 8 der Wahlkapitulation sich für sofortiges Diktat. Da die Gesandten erkennen ließen, daß ihre Höfe wenig geneigt wären, „das dem ständischen, in capitulatione Caesarea fundirten iuri quaesito präjudizirliche Principium der vorherigen Einsendung nach Mainz zu agnosciren", gab Lyncker etwas nach und verlangte nur noch vorherige Einsichtnahme, die ihm Plotho auch gewährte unter der, auch von andern Gesandten mitgeforderten Bedingung, ob periculum in mora evidentissimum, bis zum folgenden Tage Antwort zu erteilen. Wegen einiger Ausdrücke und dem kaiserlichen Hofe gemachten Vorwürfe bat alsbald Lyncker Plotho um eine Unterredung, in deren Verlauf er schließlich das Diktat verweigerte, weswegen Plotho kurzer Hand die Erklärung nebst einem Promemoria verteilen ließ. Das Mémoire selbst kam spät, erst am 10. Mai zum Diktate. Darin beleuchtet Plotho das Eindringen der Franzosen in Westfalen, das sie als erobertes Land behandelten. Dadurch wäre der Vorwand der Garantieerzwingung hinfällig, außerdem wären die im Artikel XVIII § 5 und 6 des Westfälischen Friedens vorgeschriebenen Schritte unterblieben. Kursachsen wäre durch den Partagetrakt der reklamierten Garantie verlustig geworden. Ferner habe Frankreich im § 22 des Aachener Friedens Schlesien und Glatz ebenfalls feierlich garantiert, jetzt wolle es völkerrechtswidrig helfen, daß diese Lande Preußen entrissen würden. Das Reich sollte nun Preußen helfen, die Franzosen zum Verlassen des Reiches und zur Schadloshaltung zu zwingen. Andrerseits brachte Herr von Mackau am 26. April bereits ein neues Promemoria zum Diktate. Der Versailler Hof, hieß es darin, wollte in die von Österreich dem König Georg angebotene Neutralität der deutschen Staaten einstimmen, das Bündnis vom 1. Mai habe keine konfessionellen Störungen zum Ziele, und die Franzosen wollten keine Eroberungen machen, sondern sie wären nur „zur Erhaltung der deutschen Freiheit und Gesetze, Genugthuung und schleunigen Dämpfung des Kriegsfeuers eingerückt, würden strengste Zucht beobachten und sofort nach Friedensschluß wieder heimkehren."

Auf dieses Mémoire hin erklärte Gemmingen unumwunden es für unwahr, daß Hannover bei Frankreich um Neutralität nachgesucht hätte, wie man aus Mackaus Worten hätte schließen können. England und Hannover

würden mit Gut und Blut zu Preußen stehen. Plothos Versuche aber, gegen die Garanten Stimmung zu machen, schlugen meist fehl. Es schien, als ob die Fürsten und Stände zwar den Mächten nicht trauten, aber dennoch in Berücksichtigung der Tatsache, daß französische Truppen den Rhein überschritten hatten, nicht mehr viel Einwendungen zu machen wagten.

Auch Dänemark suchten die Versailler Bundesgenossen in den Krieg hereinzuziehen. Zwischen ihren Gesandten in Regensburg fanden öfters Konferenzen statt. Allein Herr von Moltke zog sich mit der regelmäßig wiederholten, recht unklaren Versicherung aus der Affäre: Dänemark stehe zu den nordischen Mächten und würde für des Reiches Ruhe alles tun.

Am 2. Mai sollte nach einer Ansage vom 28. April über die Art der Bekämpfung Preußens und über die dazu anzuwendenden Mittel beraten werden. An diesem Tage waren im Kurfürstenkolleg alle Stimmen vertreten, zwei davon kommissarisch. Kursachsen schlug 40 Römermonate und als Basis für die übrigen sieben Deliberationspunkte den Reichsschluß vom 14. April 1734 vor. Nach der üblichen Protest- und Reprotestkomödie wurde man sich schlüssig auf

1. 30 Römermonate, die
2. in drei Fristen mit dem Erfüllungsort Regensburg zu stellen sind. Die zu gründende Reichsoperationskasse steht zur Verfügung des kommandierenden Generales. Es rüstet
3. jeder Kreis seine Leute aus und errichtet eigene Magazine. Ebenso hat
4. jeder Kreis seine Artillerie mit Zubehör und Munition anzuschaffen, die Zuführung schwerer Belagerungsartillerie erscheint dermalen nicht nötig.
5. Marschwesen, Fuhrwerk und Vorspann richtet sich nach dem Gutachten vom 14. April 1734.
6. Die Anordnungen über Kommando trifft der Kaiser, wegen Ranges der Generäle entscheiden die Gutachten von 1704 und 1734.
7. Es ist ferner „des Kaisers Majestät anheimzugeben, die Reichsarmee vor Orten ausrucken und operiern zu lassen, wo Sie es am nöthigsten und dienlichsten erachten würden, wobey alle Creys Völker an das Commando der Reichsgeneralität ohnehin zu verweisen."
8. Wegen mutueller Sekundierung gibt die Exekutionsordnung Maß und Ziel, ein Notzustand eines Kreises soll als das ganze Reich angehend angesehen werden, „dahero Ihme mit gehorsamster Hand zu Hilfe geeilet werden soll."

Endgültig konnte der Schluß freilich an diesem Tage noch nicht werden, da die bayrische und kölnische Instruktion noch ausstand.

Zu gleicher Zeit beriet man im fürstlichen Kollegium. Das Protokoll umfaßt 40 Foliodruckseiten. Salzburg stellte die Anträge. In Opposition standen Magdeburg, Bremen, Gotha, Weimar, Bayreuth, Wolfenbüttel, Kassel und Durlach. Württemberg war noch nicht instruiert.

Im großen und ganzen gingen die Beschlüsse des Fürstenrates auf dasselbe hinaus wie die kurfürstlichen. Besonders wurde betont, daß der Kaiser völlige Indemnisation der Reichsstände versichern müßte. Mecklenburg entschuldigte sich bei der Beschlußfassung mit der großen Gefahr, in der es sich durch die Nähe Preußens befände, Dänemark erklärte, es habe am Schlusse vom 10./17. Januar nicht teilgenommen und habe nun auch keine Lust, sich an seinen Folgen zu beteiligen; es lag ja weit außerhalb des österreichischen Machtkreises. Baden-Durlach mahnte zur Vorsicht und wollte die aufzustellenden drei Simpla nur zu Verteidigungszwecken verwendet wissen.

Nachdem am 6. Mai die fehlenden Vota nachgetragen worden waren, trat man am 9. zur Schlußvergleichung zusammen. Brandenburg und Hannover verlangten nochmals die Reichshilfe für sich und widersetzten sich dem Passus, der alle Stände zur Teilnahme am Kriege verpflichten wollte. Bei der Festsetzung des Reichsschlusses hatte Mainz noch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, vor allem im Fürstenrate. Endlich aber kam der Schluß auf Grund des nur wenig modifizierten kurfürstlichen unter Protest der Opposition, bei dem sich besonders Bremen hervortat, zustande. Am 11. Mai wurde das neue Reichsgutachten diktiert, am 19. teilte der Prinzipalkommissar Fürst Alexander von Thurn und Taxis der Reichsversammlung mit, daß der Kaiser das Gutachten ratifiziert habe und daß er Seine Durchlaucht den Herzog Josef Friedrich von Sachsen-Hildburghausen „in allermildestem Betracht der Deroselben beywohnenden langjährigen Kriegserfahrenheit und bezeigter Tapferkeit sowohl, als nach Dero für Ihro kaiserliche Majestät und das werthe teutsche Vatterland habender rühmlicher Lieb, Treu und Ergebenheit zum Kommandeur als kaiserlichen Feldmarschall und Reichsgeneralfeldzeugmeister ernannt habe," er würde das Reichsheer unter Miteinverständnis des Herzogs Karl von Lothringen, als des Reiches ersten Feldmarschalls führen. Zum Sammelplatz werde ein Ort zwischen Nürnberg und Würzburg (Kitzingen) bestimmt werden.

Damit war nach mehr denn acht Monaten der Grund zur Mobilmachung des Reichsheeres gelegt. Es sollte noch einige Zeit ins Land gehen, ehe es marschfertig wurde.

Die Stimmung der Gesandten war gerade in dieser Zeit sehr erregt. „Ihre Einbildungskraft ist mit andern Bildern (als mit dem letzten Reichsgutachten) zu sehr erfüllt, und dieses verursacht, daß die meisten ziemlich

niedergeschlagen, alle aber in der ungewissen Erwartung, wohin sich das große Spiel des damaligen böhmischen Krieges am Ende wenden werde, bekümmert sind." War doch am 15. Mai den Nachrichten von Friedrichs Einmarsche in Böhmen, der Unternehmung bei Reichenberg und der Eroberung der österreichischen Magazine die Kunde von dem glorreichen Siege bei Prag gefolgt, die das Regensburger Volk zu dem Rufe „Vivat Friderikus Rex" begeisterte und zu Nachtskandalen veranlaßte, bei denen unter den Fenstern der kaiserlichen Gesandten „respektlose Reden" gehalten wurden. Dazu gingen seit dem 9. Mai bedrohliche Gerüchte von dem bevorstehenden Einmarsche eines starken preußischen Korps in das Reich, ja, am 16. hatte der Prinzipalkommissar dem Magistrate deswegen befohlen, „sich gegen Surprisen zu praecautioniren."

So sah man besorgt in die Zukunft, erwartete voll Ungeduld das Sammeln des Reichsheeres und tröstete sich mit der Hilfe Frankreichs, das am 1. Mai in Versailles sein nun gerade ein Jahr altes Defensivbündnis mit Österreich in ein offensives umgewandelt hatte.

---

2. Die Reichskreise und die Einzelstaaten.

Während in Regensburg die Verhandlungen bis zu einem von Wien erwünschten Abschluß gelangten, warben beide Parteien eifrig um die einzelnen Staaten des Reiches. Diese hatten eigentlich keinerlei Interesse am Kriege, der ihnen keinen Nutzen bringen konnte; im Gegenteile, sie mußten sich auf Gefahren für ihr Bestehen gefaßt machen, wenn Österreich siegen und die alleinige Großmacht im Reiche werden würde. So waren sehr viele Stimmen für des Reiches Ruhe und Frieden laut geworden, für Neutralität, oder für Reichsvermittlung. Von vornherein hatte der kaiserliche Hof jeden Neutralitätsgedanken verboten; wie er über die Reichsvermittlung dachte, geht aus einer der von ihm inspirierten Schriften deutlich hervor. Am 10. Januar hatten, wie wir sahen, einige Stände in Regensburg die Reichsvermittlung vorgeschlagen. Gegen diesen Antrag wendet sich eine Schrift: „Anzeige gegründeter Ursachen, warum die von einigen Reichsständen auf dem allgemeinen Reichstage am 10. Januar 1757 wegen des gewaltsamen Brandenburgischen Einfalles u. s. w. in Vorschlag gebrachte Reichs-Mediation nicht stattfinden könne." Von Reichsvermittlung, so wird ausgeführt, stehe nichts in der Exekutionsverordnung und im Westfälischen Frieden, aber, selbst

wenn sie zulässig wäre, wie sollte sie dann praktisch durchgeführt werden? Der Geschäftsgang des Reiches war so umständlich und schleppend, daß auch nach Ablauf mehrerer Jahre kaum ein Ergebnis zu ersehen sein würde; zuerst hätte eine Reichsdeputation eingesetzt werden müssen, diese hätte einen Kongreß veranstalten müssen, auf dem dann Verhandlungen, Berichterstattungen, Instruktionseinholungen, Relationen an den Kaiser, kaiserliche Hof- und Kommissionsdekrete, eine Flut von Staatsschriften beider Parteien soviel Zeit in Anspruch genommen hätten, daß keine mehr für Beschlußfassungen übrig geblieben wäre, Beschlußfassungen, die, selbst wenn sie ermöglicht worden wären, doch niemand anerkannt hätte.

Bei größeren Ständen, vor allem bei Hannover, das, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, unmöglich gegen Friedrich zu verwenden war, hatte man sich in Wien schließlich doch zu Neutralitätsangeboten herbeigelassen. Hannover war aber nach langem Schwanken nicht darauf eingegangen. Bei der Wichtigkeit Hannovers glaubte man in Wien aber nicht ruhen zu dürfen. Am 26. April legte Graf Karl Colloredo abermals einen Neutralitätsentwurf von 12 Artikeln vor, der in Versailles zwischen Graf Starhemberg und den französischen Ministern entworfen worden war. War es bisher auf offenen Wegen nicht geglückt, so wollte man jetzt versuchen, durch Verdächtigungen Preußens die Bundestreue Georgs zu erschüttern. Der König von Preußen, sagte Colloredo, wollte, sobald es nur ginge, England im Stiche lassen und hätte in diesem Sinne bereits mit dem sächsischen Grafen Wackerbarth-Salmour verhandelt, worüber sicheres Beweismaterial vorliege. Nur durch ein Neutralitätsübereinkommen könne sich jetzt Hannover retten.

Das wurde aber selbst Philipp von Münchhausen zuviel. Empört rief er dem Gesandten zu, er ließe sich lieber die Hand abhauen, als so etwas zu unterzeichnen. Pflichtgemäß würde er an König Georg Bericht erstatten, er könnte aber von vornherein versichern, daß dieser Antrag nicht angenommen würde. Ebenso entrüstet war Georg, der sofort den preußischen Gesandten Michell von dem „so beleidigenden Vorschlage" und seiner schroffen Zurückweisung benachrichtigen ließ. König Friedrich erfuhr davon im Hauptquartiere vor Prag; er schrieb über die „infame Calomnie" seinem Kabinette. „Ich kann diejenigen, so sich dergleichen infame Mensonges und Lügen bedienen wollen, um mich soupçonniren zu machen, kein besseres Dementi als durch meine Conduite geben, so redende und reelle Proben seind."

Graf Karl Colloredo ließ sich durch die Abweisung in Hannover nicht entmutigen. Er eilte nach England, um persönlich mit dem Könige zu verhandeln. Am 5. Mai zur Audienz befohlen, begann er seine Rede: „Die Kaiserin-Königin hat nur den einen Wunsch, Hannover zu retten; mit vieler

Mühe hat sie die vorgelegten Bedingungen von Frankreich erlangen können. Die Großmut der Kaiserin . . . .“

Hier unterbrach ihn König Georg, der bisher ruhig zugehört hatte, ironisch und verächtlich lächelnd: „Ich zweifle keineswegs an der guten Gesinnung Maria Theresias für mich, ich kenne sie ja schon lange und über meine Angelegenheit denke ich ebenso wie sie über die ihre!“, nickte leicht mit dem Kopfe und brach die Audienz ab.

Allein, selbst dadurch ließ sich Colloredo nicht abschrecken. Er blieb in London, vielleicht, daß sein Weizen blühen würde, wenn das Kurfürstentum die Leiden des Krieges zu verspüren begänne.

Trotz der entschiedenen Haltung ihres Königs und Kurfürsten waren die Geheimräte in Hannover noch immer voller Bedenklichkeiten. Die Verleumdungen Colloredos waren auf günstigen Boden gefallen. Überall sah man Besorgniserregendes in Preußens Haltung, überall witterte man Verrat. Als um diese Zeit Kaunitz eine Reise nach Böhmen machte, schrieb Gerlach Adolph von Münchhausen, Kaunitz wäre doch kein Soldat, es müsse ihn also „etwas anderes“ nach Böhmen rufen, und das konnte seiner Ansicht nach nur etwas für Hannover Gefährliches sein. Friedrich schrieb auf die Rückseite des Podewilsschen Berichts: „dieses Mal ist es fast zuviel, daß Münchhausen solch lächerliche Apprehensions fasset. Mitchell ist hier und siehet alles und ist nicht der Mann, so sich düpiren lassen würde. Wie kann M. glauben, daß ich so infame an dem König von England handeln würde, als wie man vielleicht gegen mich in Hannover handeln wollen! Ob Kaunitz in Böhmen gewesen ist oder nicht, weiß ich bis diese Stunde nicht gewiß. Wenn er den 5. von Wien abgereiset ist, so hat er seine Zeit übel genommen, den 6. oder 7. in Böhmen anzukommen, und was ich in der Zeit gethan und noch thue, sollte mich wohl von allen indignen Soupçons befreien.“

Die in Regensburg fallende Entscheidung und das Sammeln der Armee Cumberlands beendete das Schwanken Hannovers.

Mit größter Entschiedenheit stand von Anfang der Verwicklungen an Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel auf englischer Seite.

Die Bemühungen und Drohungen Österreichs waren erfolglos geblieben. Deshalb war am 19. Januar der Ritter von Folard persönlich in Kassel erschienen und hatte einen lockenden Bündnisentwurf mitgebracht; „in der Absicht, das Reichssystem aufrecht zu erhalten und für die Wiederherstellung der Ruhe zu sorgen“, sollte der Landgraf seine Subsidientruppen aus England zurückziehen und gegen reichliche Entschädigung an Frankreich abtreten, im übrigen aber immer in Übereinstimmung mit den Höfen von Versailles und Wien handeln.

Der Landgraf schlug das Angebot kurzweg ab. Folard suchte nun durch Drohungen zu wirken, 60 000 Franzosen zögen gegen den Niederrhein, 30 000 gegen die Lahn. Der Landgraf blieb fest. Er war für Reichsvermittlung, die kaiserlichen Gewaltmittel waren seiner Ansicht nach „in sich selbst gegen die Satzungen des Reiches und die früheren in solchen Fällen angewandten Maßregeln, sie würden nur den Krieg verlängern.“ In einer Denkschrift setzte der Landgraf dem französischen Unterhändler seine Meinung kräftig auseinander: Ebensowenig wie er seine Mitstände zwinge, ihre Ansichten und Beschlüsse den seinigen unterzuordnen, ebensowenig lasse er sich durch Stimmenmehrheit ein Gesetz aufzwingen, noch tue er etwas, was mit den Reichsgesetzen nicht im Einklang stünde und was ihn in den Krieg verwickeln würde. Die meisten Reichsschlüsse hätten den Krieg zum Ziele; durch die Insinuation, der Kaiser könne jeden Reichsstand zwingen, sich gemäß des angeblichen Reichsschlusses zu verhalten, würde gegen den westfälischen Frieden und die Wahlkapitulation die künftige Freiheit des Reiches in Gefahr gebracht und dem Kaiser mehr Macht, als ihm gesetzlich zukomme, in die Hand gegeben. An dem Reichskriege wollte er sich nicht beteiligen.

Mit diesem Bescheide reiste Folard ab. Er schrieb aber bereits am 19. März neue Vorschläge, und zwar bot er im Namen Ludwigs XV. strenge Neutralität an, obwohl dadurch den übrigen Reichsfürsten ein schlechtes Beispiel gegeben würde. Als der Landgraf unbestimmt antwortete, traf ein neues Schreiben Folards ein, in dem bereits von einem fertigen Neutralitätsentwurf die Rede ist, zugleich aber betont wird, daß nunmehr, nachdem Hannover die ihm angebotene Neutralität abgelehnt hätte, dem Feinde Frankreichs keine Truppen mehr gestellt werden dürften.

König Friedrich, dem Wilhelm VIII. über all diese Angebote Mitteilung machte, riet dringend zu engem Anschlusse an England-Hannover. Bald drauf erschien Herr von Folard wieder in Kassel, diesmal mit einem neun Artikel enthaltenden Konventionsentwurf, der eine entschiedene Neutralität forderte. Mündlich erklärte der Gesandte, die von Friedrich nur des Zeitgewinns wegen angeregte Mediation wäre unmöglich, der Reichsschluß verpflichte alle Stände; wer sich widersetzen wollte, bräche die Reichsgesetze, und die Garanten müßten ihn als Feind und als Anhänger Friedrichs ansehen. Trotz seiner Besorgnisse um sein Land, die gesicherte Nachfolge seiner Enkel und um das Besatzungsrecht von Rheinfels blieb er unerschüttert. Er ließ Folard am 15. April antworten: Er könne keine Konvention unterzeichnen, da er neutral sei. Die Stellung von Truppen an England beruhe auf völkerrechtlicher Grundlage, er hätte über die 6000 in England befindlichen Hessen nicht zu verfügen; wollte er sie abberufen, würde man sie ent-

waffnen. Es gäbe für ihn nur ein Ziel, die Kriegsdrangsale von seinem Lande fern zu halten, er fordere Anerkennung seiner Neutralität, unbeschadet seines Verhältnisses zu England, zumal derartige Beziehungen nie als feindselige Handlungen angesehen worden wären; Friedrich betrachte ja auch Kurpfalz und Württemberg, die an Frankreich, Kurmainz und Würzburg, die an Österreich Truppen stellten, nicht als Feinde.

Noch einmal suchte Folard mit süßen Worten zu seinem Ziele zu kommen. Er versprach, wenn der Landgraf die jetzt in England befindlichen Truppen Frankreich zur Verfügung stellen wollte, reiche Subsidien und viele Vorteile bei einem kommenden Friedensschlusse. Andernfalls würde man aber ihn zu zwingen wissen.

Der Landgraf suchte vergeblich Hilfe beim Reiche. Am 23. Juni forderte ein Reichshofratsbeschluß sofortige Kontingentsstellung und unbedingten Gehorsam und drohte zugleich die Exekution an. Der tapfere Fürst blieb seinem alten Bündnis treu. Alsbald überschwemmten die Franzosen sein Land, am 3. Juli mußte er nach Hamburg flüchten. Die Not zwang ihn schließlich, als keine Hilfe von England kam, am 29. August an die Abberufung seiner Truppen zu denken und mit Frankreich zu verhandeln. Die Antwort des französischen Ministeriums vom 18. September stellte eine schroffe Alternative. Nach großer Not ward durch die Aufhebung der Zeevener Kapitulation die Last des Landes etwas erleichtert.

Der große Gedanke König Friedrichs, seine Partei im Reiche durch eine „heilsame, glückliche, nötige und in jetzigen Umständen schlechterdings praktikable Union“ der Höfe von Hannover, Wolfenbüttel, Kassel, Gotha, Weimar und Bayreuth zu organisieren und zu festigen, scheiterte leider schon bei den Vorverhandlungen an der Unentschlossenheit Hannovers.

Mit allen Mitteln arbeitete die österreichisch-französische Partei im Reiche daran, sich zu verstärken. Von den zehn Reichskreisen kamen dabei nicht alle in Betracht. Der niedersächsische Kreis war im „Aufruhr“, seine Direktoren Brandenburg und Hannover waren selbst die Objekte des Reichskrieges. Nur Mecklenburg-Schwerin, seit langem mit Friedrich in Zwiespalt, war geneigt, dem Kaiser zu gehorchen, wenn es könnte. Besonders agitierte hier der Gesandte Frankreichs am niedersächsischen Kreise Herr von Champeaux, der nach Friedrichs Urteil „allemal ein Windbeutel gewesen ist.“ Seinen Arbeiten setzte der König Vergleichsverhandlungen wegen der letzten Werbungsstreitigkeiten entgegen, als Herzog Friedrich anfangs April einen Traktat mit Frankreich abschloß, ließ das den König sehr kühl. „Ein Traktat mit die Mecklenburger“, schrieb er am 19. Mai, „wird die Sachen nicht besser, nicht schlechter machen. Daran ist Mir wenig gelegen“.

Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz schloß sich nicht an

Frankreich an, sondern beauftragte seinen Regensburger Bevollmächtigten, sich nach Braunschweigs Haltung zu richten.

Der obersächsische Kreis stand bis auf die thüringischen und anhaltischen Lande und Schwedisch-Pommern ebenfalls bereits im Kriege, auf wirksame Hilfe aus diesem Kreise konnte der Kaiser nicht rechnen. Der stellvertretende Kreisausschreibende Fürst, der Herzog von Gotha hatte sich, trotzdem ihn infolge seines Vermittlungsvorschlages eine scharfe kaiserliche Rüge getroffen hatte, nicht gefügt. Er hatte sich sogar in den Verhandlungen mit Preußen, die der in Ichtershausen ansässige preußische Generalpostmeister Graf Gotter mit ihm führte, zur Stellung von Truppen bereit erklärt und blieb allen kaiserlichen Mandaten zum Trotze auf Friedrichs Seite, bis ihn die kombinierte Armee zu einem wenigstens augenblicklichen und äußerlichen Nachgeben zwang. Ebenso hielt Sachsen-Weimar, wo der preußische Flügeladjutant und Oberst von Finck gewirkt hatte, eine Zeitlang zu Preußen. Infolge der Bemühungen Folards trat es aber im April noch dem Reichsschlusse vom 17. Januar bei. Für Anhalt hatte am 17. Januar Heinrich Karl von Pfau „instruktionswidrig“ gegen Friedrich votiert und wurde deshalb von Viktor Friedrich von Anhalt-Bernburg abberufen. Das Mandat, das Pfau bei seinem Weggange nach Frankfurt vorläufig an den wolfenbüttelschen Gesandten abgegeben hatte, bekam nunmehr Herr von Wülckenitz. Ob Herr von Pfau wirklich instruktionswidrig votiert hatte, ist nicht recht zu erkennen. In Regensburg behauptete man, sein Votum gegen Friedrich schon sechs Wochen vorher gekannt zu haben und sah ihn als ein Opfer preußischer Drohungen an. Aus Furcht vor Repressalien sei er abberufen worden. Dasselbe scheint auch des Königs Haltung zu beweisen. Er schrieb eigenhändig an Eichel: „Weilen sich die fürstlichen Häuser Anhalt excusiret haben über das contraire Votum so ihr Delegirter in Regensburg gegen Mich gegeben hat, so muß ihnen geschrieben werden, daß die beste Art sich zu excusiren wäre, wenn sie Mir 600 Rekruten liefern wollten, dann wollt Ich gewisse glauben, daß sie an ihres Ministers Votum keinen Theil hatten.“ Als aber die Fürsten antworteten, sie würden zwar den Anschlag der Avokatorien verbieten und das Reichskontingent nicht stellen, Rekruten aber könnten sie wegen Mangels an Leuten, den sie ja gerade als Grund für die Verweigerung des Kontingents angeben wollten, nicht liefern, schrieb der König ergrimmt auf die Rückseite der Mitteilung: „Ihre Neutralität wird ihnen bekommen wie denen Hunden das Grasfressen“. Eine ähnliche Zuschrift wird wohl auch die Änderung des Votums herbeigeführt haben.

Im westfälischen Kreise, in dem Brandenburg das Kondirektorium hatte, war zunächst auf eine Teilnahme am Reichskriege nicht zu rechnen, erst drei Wochen nach der Schlacht von Hastenbeck, am 18. August, konnte hier ein

Kreistag einberufen werden, gegen den der preußische Vertreter, Herr von Ammon, sofort Protest einlegte.

Die beiden österreichischen Kreise, der österreichische und der burgundische, befanden sich selbst im Kriege und hatten deshalb die Hilfe der andren angerufen. Es blieben also noch für die Stellung des Reichsexekutionsheeres fünf Kreise übrig: die beiden rheinischen, der schwäbische, der fränkische und der bayerische.

Wenn Friedrich am 18. Februar an Schwerin schrieb: „Das Reich erholt sich von seiner Verwirrung, viele Fürsten ziehen ihre Vota zurück, so daß der Kaiser sehr unzufrieden ist,“ so dachte er doch etwas zu optimistisch. Um diese Zeit waren schon mehrere Kreisschlüsse auf Mobilmachung der Kontingents gefaßt. Zuerst setzten der schwäbische und der fränkische Kreis drei Simpla fest, beide am 7. Dezember 1756.

Im schwäbischen Kreise war der Herzog von Württemberg Direktor, mit ihm waren kreisausschreibende Fürsten die Markgrafen von Baden und die Bischöfe von Augsburg und Konstanz. Um diesen buntesten aller Kreise einigermaßen zu ordnen, hatte man ihm 1563 in Ulm, wo die Kreistage abgehalten wurden, eine Verfassung gegeben, die fünf Bänke, nämlich geistliche und weltliche Fürsten, Prälaten, Grafen und Städte, aufstellte.

Der Kreisdirektor, Herzog Karl Eugen von Württemberg, war vonvornherein abhängig von Frankreich, dessen Nähe ihn bedrohte und dessen Geld, — er bekam schon seit 1752 jährlich mehr als 6 Millionen Mark (heutiger Währung) Subsidiengelder — ihn verpflichtete. Daß er, da sein Haus 1712 katholisch geworden war, auch durch die Konfession sich zum Kaiser hingezogen fühlen mochte, ist wohl annehmbar, aber nicht ausschlaggebend. Er war, wie sein dem König Friedrich treu ergebener Bruder, der tapfere Friedrich Eugen, mit einer Tochter der Markgräfin von Bayreuth, verheiratet. Allein, so glücklich Friedrich Eugen lebte, so zerrüttet waren „aus Eiferſucht, welche hernach von einer Übereilung anderer Gattung begleitet“, und durch verschiedene politische Verhältnisse die Familienangelegenheiten des regierenden Herzogs. Die Herzogin lebte seit 1757 in Erlangen.

Trotzdem Friedrich der Große Lage und Ansichten des Herzogs kannte, hatte er ihm am 3. September aus Torgau geschrieben, er hoffe, daß er seinen Schritt billigte und darüber um so mehr erfreut wäre, als das Betragen des Wiener Hofes gegen die deutschen Staaten geradeweg unerträglich geworden und daß es auf völlige Unterdrückung der Freiheit und Vorrechte abgesehen wäre, alle Fürsten sollten unter des Kaisers Despotismus kommen.“ Allein der Herzog war andrer Meinung. Mehr erstaunt als entrüstet erfuhr der König anfangs November, daß der Herzog in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe stand. Vergeblich bot Prinz Friedrich Eugen seinen Ein-

fluß auf, die Unterhandlungen führten zum Ziele; am 30. März wurde ein neues Subventionsbündnis mit Frankreich abgeschlossen. Die demzufolge gestellten Truppen sollten für Frankreich zur österreichischen Armee stoßen. Dadurch hatte sich der Herzog in schroffen Gegensatz zu der Stimmung seines Volkes gestellt, das, begeistert für Friedrich, in protestantischen Kirchen seit Beginn des Krieges für den Sieg der preußischen Waffen betete. Rücksichtslos bekämpfte er den Widerstand von Volk und Heer, so daß es zur offenen Meuterei kam.

Mit Unterstützung des kaiserlichen Gesandten von Ramschwag förderte der Herzog die Interessen des Kaisers auch im Kreise. Schon am 7. Dezember beschloß der Kreistag drei Simpla aufzustellen, welcher Beschluß auf Grund eines Deputationsvorschlags vom 28. Januar zwar am 29. erneuert wurde, aber an dessen Vollziehung so wenig bei der allgemeinen Stimmung für Preußen geschah, daß der Kaiser am 9. Februar eifrigere Pflichterfüllung anmahnen mußte und zu wöchentlichen Berichten über den Fortgang der Rüstungen und zu fleißigem Exerzieren aufforderte. Daraufhin kam am 1. März ein erneuter Beschluß zustande: Der Kreisgeneralfeldmarschall soll die Offiziere auffordern, sich auszurüsten oder ihre Felddienstuntauglichkeit anzuzeigen. Der Kreis will 24 450 fl. aufbringen, um ihnen vom 1. März an täglich drei Monate lang für eine Mundportion und eine Pferderation 10 fl. zahlen zu können. Dagegen hatte nur Baden-Durlach gestimmt. Der Beschluß selbst ist so nichtssagend als möglich. Über zwei Monate vergingen, bis der Herzog von Württemberg Befehl zum Üben der gemischten Regimenter gab. Er hatte dazu eine eigene Instruktion erlassen, die er aber bezeichnenderweise sofort wieder zurückziehen mußte, da sie den auf etwa 700 Quadratmeilen verteilten 104 Ständen nicht gefiel. Als Sammelplatz wurde Cannstadt festgesetzt.

Im fränkischen Kreise, der dem Machtbereiche der preußischen Heere sehr nahe lag, hatte man zwar auch bereits am 7. Dezember die Aufstellung von drei Simplen beschlossen, um nur dem rastlosen Drängen des kaiserlichen Kreisgesandten, des unermüdlichen Baron Widmann, etwas nachzukommen. An eine Durchführung des Beschlusses dachte man in dem meist preußisch gesinnten Kreise zunächst nicht. Die gesamten Handelsinteressen sprachen für Frieden; dazu hatte am 15. November König Friedrich, den man ebenso verehrte wie fürchtete, in einem Schreiben seine Erwartung ausgesprochen, daß keine Dehortatoria rc. in Franken angeschlagen würden. Die Tätigkeit Widmanns erreichte es aber schließlich doch, daß Ende Februar beschlossen wurde, 58 Römermonate, zahlbar in zehn zwischen vier und zwölf Römermonaten schwankenden Raten, zu bewilligen. Dazu sollten die Rückstände und Zinsen von 1756 geschlagen und die Restanten von 1753 an zur Zahlung veranlaßt,

die 1756 zu Schuldentilgungszwecken ausgeschriebenen 20 Römermonate aber suspendiert werden.

Jedoch erst am 11. Mai kam ein Beschluß zustande, der auf eine wirkliche aktive Beteiligung am Kriege abzielte. Binnen 14 Tagen sollte das Triplum aufgestellt sein, am 31. Mai zur Versammlung in die Gegend von Würzburg, die den andern Kreisen am nächsten lag, abgerückt werden. Ehe es indes dazu kam, erhielten die Dinge durch den Einfall des Korps Mayrs einen andren Lauf.

Im fränkischen Kreise vertrat Bamberg und Würzburg die entschieden kaiserliche, Nürnberg die preußische Partei. Bayreuth war zur Vermittlung geneigt und zauderte, sah sich aber schließlich gezwungen, zunächst in defensiver Absicht, an die Aufstellung des Triplums zu denken.

Ganz ungewiß war die Haltung des Markgrafen von Ansbach. Er war schon im Frühjahr 1756 mit König Friedrich in Konflikt gekommen, weil er, gegen die Familienpakte ohne Mitteilung an den König, im September 1755 mit England einen Subsidienvertrag auf zwei, nur innerhalb der Grenzen Hannovers verwendbare Bataillone geschlossen hatte. Der Konflikt war durch Englands Vermittlung beigelegt worden. Bei Beginn des Krieges hatte Markgraf Karl Wilhelm Friedrich sich für Neutralität oder Vermittlung erklärt und den Anschlag der kaiserlichen Verfügungen unterlassen, was ihm ein drohendes Reichshofratskonklusum einbrachte. Baron von Widmann „kam wie ein zürnender Gott heran“ und bot 12, dann 15 Tausend Gulden österreichischer Jahresgelder und 60 000 Livres jährlicher französischer Hilfsgelder für 300 Husaren. Geld, das der Markgraf, der verschiedene Orte an Würzburg und Bamberg versetzt hatte, sehr notwendig gebrauchen konnte, Drohungen und der Einfluß des Geheimrates und Obersten von Reitzenstein, seines „Mignon“ lockten; der bisherige Gesandte in Regensburg, Baron von Knebel, ward abberufen und das Votum nach einer kurzen Führung durch Wülckenitz dem bisherigen geheimen Legationsrat in Wien, von Seefried, übertragen, dem der kaiserliche Hof zum Abschiede, „um sich decenter produziren zu können“, 400 Dukaten schenkte.

Damit war der Markgraf endgültig auf die österreichische Partei gezogen. Eichstädts Mahnungen am Anfange des Jahres 1757, die nicht besonders nachdrücklich gewesen zu sein scheinen, denn „er las nur einen Bogen vor und ging wieder“, halfen ebenso wenig wie Plothos energische Forderungen durch den Legationssekretär Klingmann. Unwillig über die Bedenklichkeiten preußisch gesinnter Minister erklärte der Markgraf in einer recht theatralischen Szene, zu der er den Erbprinzen herbeiholen ließ: „Es solle ihn und seinen Sohn Unheil begleiten, wenn er je von der österreichischen Partei abginge!“ Das Ministerium ward durch ein neues unter Graf Montmartin ersetzt,

Kabinettssekretär Wittich spielte darin den österreichischen Aufpasser. Aber selbst das genügte dem geschäftigen und mißtrauischen Widmann nicht, in der kritischen Zeit nahm er selbst die Regierung in die Hand, las alle Erlasse im Entwurf durch und verbesserte die ihm nicht passenden. Die Avokatoria 2c. wurden angeschlagen, der „Pöbel" aber riß sie nachts wieder ab und jagte die kaiserlichen Werber davon, weswegen ängstliche Gemüter meinten, „es würde nun stark an ein Hangen gehen".

König Friedrich war wütend über dieses Verhalten „eines Fürsten seines Blutes und seiner Religion". Er macht ihm die heftigsten Vorwürfe in schärfster Tonart, erinnert ihn an die Familiengesetze vom 24. Juni, 11. und 13. Juli 1752 und schrieb, „nach zweimaliger Durchstreichung der gewöhnlichen Courtoisie", eigenhändig: „Es soll nicht gesagt werden können, daß Sie mich ungestraft beleidigt haben, wenn Gott mir das Leben läßt, werden Sie es bald zu bereuen haben."

Als die Schreckenskunde von dem Einfalle Mayrs kam, geriet der Hof in äußerste Verwirrung, und das ganze Land bebte vor Angst. Trotzdem befahl der Markgraf dem General Kolb, jedes ansbachsche Dorf, das etwa den Preußen geholfen hätte, wegzubrennen. Nur der 21jährige Erbprinz Alexander schrieb, jedenfalls nicht ohne Hintergedanken wegen der späteren bayreuthischen Erbfolge, Worte der größten Ergebenheit, auf die der König sehr liebenswürdig antworten ließ mit dem eigenhändig geschriebenen Schlusse: „Wenn die Fürsten des Reiches wahnsinnig sind, muß man sie vernünftig machen. Ich liebe Sie von ganzem Herzen und bedauere, daß Sie indirekt unter den unaufhörlichen Dummheiten Ihres Vaters, die er einmal grausam bereuen wird, mit leiden müssen".

Als am 3. August der Markgraf, erst 45jährig, einem Schlaganfalle erlag, schrieb der König in weiser Mäßigung dem jungen Markgrafen, er fordere in Erkenntnis der schlimmen Lage, die ihm sein Vater hinterlassen, von ihm nichts, was ihm und seinem Lande schaden könnte; er erwarte seine Rückkehr zur preußischen Sache, wenn er frei, und der Ketten, die er jetzt trüge, ledig wäre. Er begnügte sich zunächst mit dem Herzen seines Neffen.

Im bayrischen Kreise schrieben Kurfürst Maximilian III. Josef am 18. Dezember und Erzbischof Siegmund von Salzburg am 13. Dezember in Übereinstimmung einen Kreistag für Montag, den 17. Januar, nach Mühldorf aus und bemerkten in dem Schreiben, die Stände würden sehr wohl daran tun, wenn sie anfingen, ihre Kontingente auf drei Simpla zu bringen. Zur Tagesordnung standen die üblichen Punkte:

1. Wie ist die armatura ad triplum zustande zu bringen?
2. Wie ist sie einzuteilen? (Soll dabei der Wasserburger Anschlag von 1727 gelten?)

3. Wann soll sie fertig sein?
4. Was ist wegen der Kasse, Verpflegung, Artillerie und Lazarette zu bestimmen?
5. „Sonsten noch wegen der zu gebrauchenden Fähnlein, dann der Montur, des Gewehres und Kalibers, dann nicht weniger des Sammelplatzes zur Musterung abzuhandeln und was von allem dem dependiret oder in einiger Weise dahin einschläget."
6. Was ist sonst noch zu beraten?

Am 24. Januar beschloß man denn unter Leitung des bayrischen Delegierten, von Baumgarten, und des salzburgischen, Grafen von Zeil, „in Erkennung der großen Gefahr des Reiches und der geschehenen Vergewaltigung gemäß kaiserlicher Befehle die armatura ad triplum sobald als möglich zu bewerkstelligen", und zwar wollte man, mit Einschluß des sich weigernden Kaisersheim, 3473 Mann aufbringen, welche Mannschaft „verwandt werden sollte, wie es Zeit und Umstände erfordern und Ihre Römisch Kaiserliche Majestät, auch gesamtes Reich vor nöthig und ersprießlich erachten werden".

Von Anfang an traute man in Wien dem Kreise nicht recht; trotz aller schönen Worte meinte man, es würde „eigenliebig contraire" gesprochen und sah mit Mißtrauen des preußischen Gesandten von Eickstädt Anwesenheit in München Ende Februar, wenn auch grade zu dieser Zeit das Reichskontingent gerüstet wurde. Deshalb begrüßte man es in Wien mit großer Freude, daß sich der Kurfürst am 29. März durch einen französischen Subsidienvertrag ausgesprochenermaßen auf die antipreußische Seite schlug.

Die Mayrsche Invasion sollte auch in diese Sicherheit einige Verwirrung bringen.

Die beiden rheinischen Kreise hielten ihre Kreistage in Frankfurt a. M. ab. In ihnen wirkte im kaiserlichen Sinne vor allem der Gesandte Graf Pergen, ein außerordentlich geschäftiger und geschäftskundiger Mann. Der kurrheinische Kreis zeigte sich, wie immer, wenn katholische Interessen mit im Spiele zu sein schienen, am willigsten; hieß es doch, der Papst selbst sende einen Pater Marine herum, um alle katholischen Fürsten gegen Preußen zu vereinen. Schon am Weihnachtsheiligabend 1756 brachte der am 8. November einberufene Kreistag einen Beschluß zustande, kraft dessen gemäß Landfriedensexekutionsordnung von 1555, § 63—65 nach der Matrikel von 1681 sofort an die Aufstellung des Triplums gegangen werden sollte. Die bewaffneten Stände sollten sofort ihre Truppenlisten einreichen, die unbewaffneten den doppelten Matrikularbeitrag zur Kasse einliefern. Noch nicht veröffentlichte kaiserliche Mandate mußten alsbald angeschlagen werden. Dabei blieb es aber zunächst.

Den oberrheinischen Kreis beriefen die Direktoren, der Pfalzgraf bei

Rhein und der Bischof von Worms am 29. November ein. Am 27. Januar beriet man über die drei Punkte: Was soll geschehen? Soll man sich mit den benachbarten Kreisen vertraulich ins Einvernehmen setzen? Was soll man dem Kaiser antworten? Sehr energisch sahen diese Fragen nicht aus. Kräftig und entschieden trat der Kreisoberst Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, trotzdem sein Sohn und Erbe mit Friedrich im Felde stand, für den Kaiser ein. Allein, die übereilten kaiserlichen Mandate hatten die Stände stutzig gemacht. Man zauderte, holte Erkundigungen bei Nachbarn ein und blieb unentschlossen. Vor allem waren die protestantischen Stände dem Kriege ganz und gar abgeneigt. Die energische Erklärung des Kreisobersten für Befolgung der kaiserlichen Befehle, von welchem „gefaßten Endtschlusse er im mindesten nicht abgehen wollte“, brachte schließlich den Beschluß, das Triplum aufzustellen, zustande, obwohl sich noch viele Gesandte dabei „defectu instructionis“ der Abstimmung enthielten. Als der Kreis dem Grafen Pergen von dem Beschlusse Mitteilung machte, mahnte dieser „nicht blos beim Beschlusse zu bleiben, sondern ihn auch zu vollziehen“. Er sollte noch kennen lernen, wie weit im Reiche der Weg vom Beschluß zum Vollzug war. Zunächst schrieb er siegesfroh an Cobenzl, den österreichischen Gesandten in Brüssel, er habe den Beschluß „trotz der Protestanten“ durchgesetzt. Seine Siegesstimmung sank bald. Schon nach einem Monat klagt er: „Ich kann Ew. Exzellenz die Mühen und Arbeiten gar nicht schildern, denen ich mich Tag und Nacht unterziehen muß, um der gefährlichen Tatenlosigkeit entgegen zu arbeiten, zu der die meisten Stände neigen, teils aus Angst vor den Kosten, teils aus Vorliebe für den König in Preußen, der sie früher oder später auf seine Seite ziehen wird.“ Am 28. März wurde abermals die Stellung des Triplums beschlossen. Bald kamen allerlei Klagen; und die Ausführung des Beschlusses wurde wieder verschoben.

So war im allgemeinen im Reiche recht wenig ernster Wille zu spüren, den kaiserlichen Befehlen Folge zu leisten und die Regensburger Beschlüsse zur Ausführung zu bringen. Erst zwei Ereignisse brachten die Mobilmachung des Reichsheeres in Fluß: Die Niederlage des bisher unbesiegten Königs bei Kollin und die Invasion Mayrs in Franken.

3. Die Einfälle Mayrs und Oldenburgs in das Reich.

„Es wirdt das jahr Starck und Scharf hergehen, aber man mus die ohren Steif halten, und jeder der Ehre und liebe vohr das Vatterland hat mus alles dran Setzen, eine guhte husche so wird alles klarer werden“, hatte König Friedrich, den „eine Meute von Königen und Fürsten wie einen Hirsch jagen wollten,“ am 5. März an Winterfeld geschrieben. Feinde ringsum! „Es ist mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen.“ 370 000 Mann, so hatte ihm Winterfeld vorgerechnet, würden seine Feinde gegen ihn aufstellen können. Voll Mut und Zuversicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache, wie es in einem Schreiben an den Herzog von Braunschweig überzeugt zum Ausdrucke kommt, schaute er in die Zukunft. In des Grafen Finckenstein treuen Händen lagen seine Verfügungen für den Fall eines persönlichen Unglückes, ein erhabenes Zeugnis seines hehren königlichen Sinnes.

Zuerst wollte er sich mit vereinten Kräften gegen die Österreicher wenden. Am 18. April brachen, genauesten Befehlen folgend, die preußischen Heere auf, nach glänzend ausgeführten Vereinigungsmärschen schlugen sie am 6. Mai die blutige Schlacht bei Prag.

Der König hatte schon seit Mitte Dezember gewußt, daß eine Armee bei Nürnberg aufgestellt werden sollte, wie er glaubte, „um die Reichsstände in Respekt zu halten,“ anfangs Januar erfuhr er, daß das Reich auch Truppen gegen ihn geben würde, aber mit diesen Truppen, von denen sich vielleicht ein Teil bei Schweinfurt mit Franzosen vereinigen würde, rechnete er wenig oder gar nicht. Durch eine Diversion kleineren Stiles glaubte er völlig „Franken und die Fürsten zur Vernunft bringen“ zu können und „den Leuten zu zeigen, daß man den Weg in ihr Land zu finden wisse“. Die Gutgesinnten sollten ermutigt, die Übelwollenden erschreckt werden. Die Mobilmachung des Reichsheeres würde aufgehalten, Neutralitätserklärungen erzwungen, Geld und Rekruten erworben werden.

Zum Ausführen dieses Handstreichs bestimmte der König den Oberstleutnant Johann von Mayr. „Um einen Mann von seinen Fähigkeiten zu finden, könnte man wohl drei Armeen durchsuchen,“ so urteilt Friedrich über ihn; „die Natur schafft nicht so leicht wieder einen Menschen, der so viel Talente wie Mayr hat,“ in diese Worte faßt Prinz Heinrich sein Urteil über ihn zusammen. Mayr war 1716 in Wien außer der Ehe geboren. Sein Leichtsinn und seine Genialität trieb ihn durch alle Lande. Er focht gegen die Türken, Franzosen, Preußen, Österreicher, hatte Liebesabenteuer

aller Art, kam in Händel und in Duelle, verstand aber ebenso gewandt den Fiedelbogen wie den Stoßdegen zu führen. Nach vielfachem abenteuerlichen Umherwandern wollte er, nachdem er bei Sorau 1754 den Generaladjutanten Augusts III. von Sachsen, Georg Friedrich von Vitzthum im Zweikampfe getötet hatte, in Rußland Dienste nehmen. Auf der Durchreise stellte er sich in Potsdam dem Könige vor, der ihn als Leutnant in seine Armee aufnehmen wollte. Mayr, der nur als Oberleutnant eintreten wollte, reiste ab, ward aber in Mitau vom Könige zurückberufen und trat nun seit März 1755 in das königliche Gefolge. Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde er Flügeladjutant. Am 14. September 1756 zum Oberstleutnant befördert, erhielt er vom Könige den Befehl, „ein Corps Panduren", das erste jener eigenartigen Freibataillone, die die leichte Infanterie ersetzen sollten, zu bilden. Im Winter errichtete er es in Naumburg a. d. Saale, während ein zweites Le Noble in Freiberg bildete. Er war ein Meister des kleinen Krieges, kühn bis zur Verwegenheit, listig und gewandt, von imponierendem Auftreten, kurz für die Ausführung eines Handstreiches der geeignetste Mann.

Sein Detachement bestand aus den genannten beiden Freibataillonen, etwa 1200 Mann und 300 Husaren, zusammen also 1500 Mann, die 4 Kanonen, 1 Feldschlange und nur 2 Munitionswagen mit sich führten, also sehr beweglich und rasche Marschveränderungen auszuführen imstande waren.

Die Ansbacher Kriegsakten, Fasc. 109, Blatt 519 geben die Stärke des Detachements auf 42 Offiziere, 1339 Unteroffiziere und Mann, 19 Bediente, 60 Weiber und 366 Pferde an. Wenn Friedrich „3000 und etliche Hundert" rechnet, so irrt er oder rechnet unterwegs hinzugeworbene dazu.

Die Truppen gehörten zur preußischen Armee und waren nicht, was der Zorn des Kaisers daraus machen wollte, „ein Haufen zusammengelaufener Bösewichter". Die Annahme, daß das Detachement nicht nur zur Einschüchterung des Reiches, sondern auch zur Aufklärung für ein später nachfolgendes Herr dienen sollte, hat viel für sich. Sicher trug sich der König um die Zeit der Absendung Mayrs mit dem Gedanken, nach der Eroberung Prags „ins Reich zu fliegen", wo „eine preußische Armee keine kleine Wirkung hervorbringen würde". Er wollte „allen den von Frankreich und dem Wiener Hofe aufgereizten Fürsten die Lust verderben, sich gegen ihr eigentlichstes Interesse in eine Sache zu mischen, die sie nichts angeht. Das bloße Erscheinen würde diesen Umschwang fertig bringen. Er hatte auch schon Podewils beauftragt, durch die Presse die Nachricht von einem bevorstehenden Angriffe einer Armee von 40 000 Mann gegen das Reich zu lanzieren, von welchem Angriffe sich auch der Minister große Wirkung versprach. Der Tag von Kolin zerstörte alle diese Pläne.

Am 4. Mai marschierte Mayr vom Lager bei Prag über Beraun, Zebrak, wo ein kleines Magazin zerstört wurde, Rokitzan nach Pilsen, wo er am 8. Mai, vormittags 1/210 Uhr, eintraf. Nachdem er die Öffnung der Tore erzwungen hatte, durchsuchte er die Stadt. 40 000 Zentner Mehl, 40 000 Scheffel Hafer, 20 000 Scheffel Weizen, Roggen und Gerste und sehr viel Heu fielen den Preußen in die Hände. Die Magazinvorräte wurden vernichtet, das Heu verbrannt, alle Mühlen in der Umgebung zerhauen und außerstand gesetzt. Von der geforderten Kontribution von 100 000 fl. erhielt Mayr 14 000 fl. wirklich ausgezahlt. Über Kladrau und Bischofteiniz, wo die Getreidevorräte des Grafen Trautmannsdorf um billiges Geld an die Armen verkauft wurden, nahte sich das Detachement den Grenzen der Oberpfalz, überall das Gerücht verbreitend, es bilde nur die Vorhut einer großen Armee.

Am 12. abends kam man bei Poppenhof an.

Von verschiedenen Seiten waren inzwischen in München die Nachrichten von der Gefahr, in der die Oberpfalz schwebte, eingetroffen. In Taslowitz war am 8. nachts ein Zettel von dem Mauthner Sebastian Klausewitz eingelaufen, „der Preiß" wäre schon in Kladrau, Graf Kolowrath, Baronin von Königshofen und Frau von Schirnding wären bereits geflohen. Dieser Zettel war nach München weitergeleitet worden, wo gleichzeitig eine Meldung, die Kastellan Portner „in grosten Schröken" am 8. abends aus Schönwald gesandt hatte, eintraf. Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht, 10 000 Mann wären im Anmarsch, aus Straubing wurde gemeldet, — fama crescit eundo — weitere 19 000 folgten dem ersten Korps auf dem Fuße. Ebenso wußte der Pilsener Kreishauptmann Schreckliches zu melden. Der Hof war in größter Verwirrung. Noch am 10. beschloß der Kurfürst, den Generalmajor Baron von Pechmann an die Regierung zu Amberg mit genauen Verhaltungsmaßregeln zu senden. Seine Instruktion enthielt in 13 Punkten den Befehl, daß die kurbayerischen Werber „unverruckt" stehen bleiben und sagen sollten, sie wären Werber eines neutralen Landes. Die Neuangeworbenen aber sollten sofort zu ihren Regimentern rücken, alle jungen Bauernburschen aber über die Donau, „weit in das Land zurück" flüchten. Die Garnison Ambergs, die mit ihren zwei Bataillonen „Kurprinz" und drei Kürassierkompagnien wohl stark genug zum Widerstande gewesen wäre, wurde über Neumarkt nach Ingolstadt, wohin auch die 5000 Gewehre des Amberger Zeughauses kommen sollten, gezogen, doch behielt Pechmann das Verfügungsrecht darüber; er erhielt ferner Weisungen wegen eines möglichen preußischen Durchmarsches. Die Tore sollten erst, wenn Disziplin zugesichert würde, geöffnet werden, nur gegen bares Geld oder wenigstens gegen Quittung, sollte Brot und Fourage geliefert, gegen gewalttätiges Fouragieren solennissime protestiert werden.

Diesen Weisungen Pechmanns folgte am 11. Mai das Verbot, daß kein Beamter bei Verlust seiner Stellung entfliehen dürfte.

Der Pilsener Kreishauptmann erholte sich sehr bald von seinem Schrecken. Schon am 12. Mai schrieb er nach München, „die Mayrschen wären nur ein zusammengeschlagenes Diebs- Raub- Land und Leuthverderbliches Gesündel.“ Ein Detachement Soldaten käme nicht so ohne jede Rückendeckung. Man solle gemeinsam den Leuten den Rückweg abschneiden. Allein dieser vernünftige Vorschlag fand weder in Amberg noch in München Gehör. Man war noch zu arg erschrocken.

Am 13. Mai mittags trafen 500 Mann gemischte Truppen mit der Artillerie in Eßlarn ein. Auf die Erklärung, das Land wäre neutral, erwiderten sie lachend, das wüßten sie besser, forderten 1000 Rationen Hafer, schlachteten sechs Mastochsen und tranken 50 Eimer Bier. Indessen, man hatte über ihr Benehmen sonst nicht zu klagen; wie bisher an keinem Orte, wo immer sie gewesen, einem Menschen ein Leid widerfahren, so gab es auch in Eßlarn keine Exzesse. Alles wurde bar bezahlt.

Am frühen Morgen des 14. rückte das Kommando nach dem gräflich Zinsendorfschen Pleystein, wo schon am Mittag vorher die übrigen Husaren eingetroffen waren, und nach dem Sulzbachschen Vohenstrauß zu ab.

Das Gros erreichte am 14. Vohenstrauß, Mayr nahm beim Bürgermeister Jahn Quartier, die Infanterie und Artillerie rückte auf den Marktplatz, die Husaren vor das Tor, sie fouragierten in Ober- und Unterlind.

Mayr erklärte, er sei als Freund gekommen, seine Leute sollten je 1 Pfund Fleisch, 2 Pfund Brot und 2 Maß Bier, die Pferde zusammen 6—800 Rationen Fourage erhalten. Die Mannschaften durften kein Geld verlangen, nur der Quartiermeister verlangte 25 Dukaten als „Willkomm“ und Mayr selbst 100 Dukaten für die gute Manneszucht und die Schonung der Stadt. Als die Väter der Stadt sich stellten, als hätten sie das nicht gehört und keine Antwort gaben, forderte Mayr ganz gelassen 16 Wagen und 60 Pferde Vorspann, wovon er sich auch durch das Anerbieten von zehn ganzen Karlsd'ors nicht abbringen ließ. Sonst ging es „scharf aber ordentlich“ zu.

Am nächsten Tage wurden verschiedene Streiftrupps entsandt. Nach Nabburg marschierte Hauptmann Georg Balthasar von Petersdorf mit 74 Infanteristen, um Beitreibungen zu machen. Dabei kam es mit den kurbayrischen Werbern, die darauf erst in einen Keller, dann nach Amberg flüchteten, und den Bürgern zu einem Zusammenstoß, bei dem der Hauptmann verwundet in die Hände der Nabburger fiel, die ihn nach Amberg ablieferten.

In Pfreimd, Luhe, Hirschau, Leuchtenberg und Umgegend schwärmten

in diesen Tagen die Husaren herum, überall kam es zu Exzessen und Tumulten.

Im ganzen Lande herrschte Furcht und Schrecken. Die Bauern trieben ihr Vieh weg, die Akten und Kassen wurden nach Nürnberg geschafft, Oberst und Kommandant von Amberg, J. J. von Vinther auf Burckhen, fragte eiligst am 14. in München an, ob er nicht aus Rottenburg Geschütze zur Armierung Ambergs kommen lassen sollte, da die Amberger eisernen Geschütze unbrauchbar und keine Kugeln im Zeughause wären. Auch die benachbarten Länder ergriff der Schrecken, selbst der Markgraf von Ansbach ließ in seiner Angst den Oberstleutnant zur Tafel und Jagd einladen, worauf er die ironische Antwort bekam: Er könnte nicht kommen, sein gegenwärtiges Geschäft wäre auch eine Jagd; daraufhin flüchtete der Hof nach Würzburg, später über Uffenheim nach Gunzenhausen.

Das Bayreuther Land hatte der König zu schonen versprochen, ein Vertrauensmann der Markgräfin sollte zum Detachement stoßen, um immer die Grenzen zeigen zu können.

Am 15., abends um 10 Uhr, traf im Hauptquartiere Mayrs ein Schreiben des Kurfürsten von Bayern ein, daß sein Land neutral wäre. Der Bürgermeister weckte den schon schlafenden Oberstleutnant, der ob der Störung sehr heftig ward, dann aber, als er erfahren, um was es sich handelte, in gemütlichere Stimmung kam und bis Mitternacht sich mit dem Beamten vergnügt unterhielt, wobei er versicherte, daß er nunmehr das Land schonen und sogar Schadenersatz leisten wollte, was freilich nicht geschah. Am folgenden Morgen ließ er sich herab, 15 Karlsd'or anzunehmen, „embrassirete particulariter“ den Bürgermeister und nahm „freundlichsten Abschied“ unter vielen Versicherungen der künftigen Gewogenheit, wobei er ihm zugleich ins Ohr sagte, daß sein Zug nun nach Leuchtenberg ginge. Er schien also sehr gut aufgelegt und machte sich mit dem biederen Philister noch einen Scherz.

Die Vohenstraußer atmeten auf, als die Preußen den Ort verlassen hatten, der kurze Aufenthalt hatte mehr als 3000 fl. erfordert.

In München herrschte größte Aufregung. Die ohnehin von Parteiungen zerrissene Regierung kam in völlige Verwirrung. Daß Mayr nur der Führer der Vorhut einer nachfolgenden großen Armee wäre, galt nach dem Siege bei Prag für ganz sicher. Der Kurfürst beeilte sich mit Neutralitätserklärungen, er schickte seinen Kämmerer und Obersten Baron von Montgelas mit einem Handschreiben in Friedrichs Lager ab, zu Mayr aber sandte Pechmann, der am 17. in Amberg angekommen war, den alten Rat von Bartels und den Grenadierhauptmann von Nassau.

Daß die Neutralitätserklärungen nur Angstprodukte waren, die man

ableugnen, oder als harmlos und ungültig darstellen würde, wenn die Kriegslage sich zu Gunsten der Österreicher verändern würde, war weder Friedrich noch seinem Detachementsführer verborgen, indessen sie nahmen sie an, boten sie doch ein gutes Streitmittel für den Regensburger Kampfplatz, und erlaubten sie doch, augenblicklich ohne Gefahr für seinen Rücken, dem Oberstleutnant die rasche Fortsetzung seines Zuges.

Der Kurfürst erklärte in seinem Schreiben, daß der in Nabburg gefangene Hauptmann sofort freigegeben würde und daß Montgelas „besonders beauftragt wäre", dem Könige seine ganz besondere Zuneigung auszudrücken. Montgelas brachte mit diesem Briefe zugleich die mündliche Erklärung der Neutralität. Der Kurfürst wolle sich aller seiner früheren Bündnisse entschlagen und das Reichskontingent, das ihm der Wiener Hof erpreßt hätte, nicht stellen.

Der Oberst Leutulus, der, wie er sagte, den bayrischen Baron seit 20 Jahren als ehrlichen Mann kannte, stellte ihn dem König vor. Zunächst ward er in einem „ton imposant" empfangen. Mit einer mündlichen Erklärung gab sich Friedrich nicht zufrieden, er forderte eine schriftliche in authentischer Form. Das zweitemal aber ward er „auf das gratieuseste mit vieler Moderation empfangen, so daß er sehr satisfait zurückgereiset ist, von seines Herren guten und beständigen Sentiments alle Versicherung gegeben und versprochen hat, in acht Tagen mit schriftlicher authentischer Versicherung zurückzukommen."

Montgelas aber fand es für besser, in München, vielleicht weil ihm der erste Empfang nicht gefallen hatte, „allerlei Lügen zu verbreiten". Daß der König, wie er erzählte, mit Entrüstung von einigen Fürsten des Reiches gesprochen und sich über das Reich lustig gemacht hat, erscheint schon glaublich, der Baron wird als gewandter Plauderer das alles nur recht übertrieben haben.

Plotho, der die Münchener Verhältnisse kannte und an die Aufrichtigkeit der Neutralitätserklärung nicht glaubte, wollte selbst sofort hinreisen, um den offiziellen Vertrag abzuschließen und bei dieser Gelegenheit die Auslieferung sächsischer und preußischer Deserteure durchzusetzen; wußte er doch, daß Herr von Folard eilfertig nach München abgereist war. Allein, „erst wenn es so weit wäre" sollte er auf königlichen Befehl reisen, und es kam nicht „so weit".

Die beiden Vermittler Pechmanns trafen Mayr bei Hirschau und machten ihm ihrer Instruktion gemäß Vorhaltungen. Mayr sandte zum Verhandeln zwei Offiziere nach Amberg und ließ durch sie erklären, daß er bleiben würde, bis er eine vom Kurfürsten vollzogene Neutralitätserklärung in der Hand hätte. An der Grenze stünden 10 000 Mann, die nur auf den Be-

fehl zum Einmarsch warteten. Ferner verlangte er die Auslieferung des in Nabburg gefangenen Hauptmanns. Pechmann zeigte nun seine Instruktion und die Handschrift des Kurfürsten vor, allein die Offiziere verlangten davon eine beglaubigte Abschrift. Nachdem alle Forderungen erfüllt waren, räumten die Preußen sofort das Land.

Trotzdem traute man in Bayern dem Frieden nicht, man verhandelte mit Pfalz-Sulzbach wegen Besetzung der Donaulinie, an den Brücken stellte Pechmann Posten auf. Friedrich aber war voller Zuversicht, daß das Beispiel Bayerns nicht ohne Wirkung bleiben würde.

Am 19. Mai früh traf Mayr auf bambergischem Gebiete, in Vilseck, ein. Eine Deputation, an ihrer Spitze der Oberamtmann W. F. Freiherr von Künsberg, kam ihm vor das Tor entgegen und bat um Nachsicht und Schonung, die Truppen sollten verpflegt werden. Mayr entgegnete kühl, er wäre gekommen, weil der Bischof von Würzburg und Bamberg der Königin von Ungarn Hilfsvölker gegen seinen König gestellt hätte. Die Geschütze wurden vor dem Rathause aufgefahren, dann machten sich die Leute daran, alles was an Hafer, Heu und Stroh vorrätig war, zu verteilen. Jeder Mann sollte täglich 17 kr. Douceur, die Offiziere entsprechend mehr, Mayr selbst 100 Karolins erhalten, der Kommandeur begnügte sich aber schließlich mit einer Gesamtsumme von 1000 fl., für die eine Quittung über 500 fl. ausgestellt wurde. Da noch allerlei kleine Exzesse, wie die Plünderung der Fischkästen, wobei „Viele rechtschaffen geprügelt wurden", vorkamen, und das Detachement am 20. rastete, belief sich der Gesamtschaden Vilsecks auf 4216 fl.

Am 21. rückten 1100 Mann nach Sulzbach, die übrigen in die nahegelegenen Dörfer. Beim Abmarsch am folgenden Tage nahm Mayr 24 Karolins Douceur und die sulzbachischen Regierungsräte Molitor und Beyer mit. Auf die Beschwerde des Kurfürsten von der Pfalz wurde in Berlin mündlich geantwortet: der Kurfürst wäre erklärter Feind des Königs, da könnte er sich doch nicht wundern, daß man energisch gegen ihn vorginge. Er könnte sich aber immer noch besinnen und Bayerns Beispiele folgen.

Bei Hartmannshofen und Pommelsbrunn, welch beiden Orte 1420 fl. Schaden hatten, betraten die Preußen am 22. Mai das Gebiet Nürnbergs.

Der Pfleger von Hersbruck, Herr Gabriel von Thill, kam ihnen entgegengeritten, um im Auftrage der Stadt Nürnberg den Abmarsch der „Freibeuter" zu erkaufen; vergeblich, die Husaren drangen schon um 1 Uhr mittags durch das Spitaltor in Hersbruck ein, dessen Garnison schon zwei Tage vorher sich gegen Nürnberg zurückgezogen hatte und von wo jetzt die kaiserlichen Werber Hals über Kopf flohen. Mayr selbst kam am 23. und nahm im Schlosse Quartier. Die Ablieferung aller Waffen ward befohlen, die

Bürger durften nur einzeln auf den Straßen sich zeigen. Adjutant Anguinelli durchzog beitreibend die Umgebung.

In Nürnberg, wo man zwar schon aus Handelsinteressen mit Friedrich sympathisierte, hatte man sich schließlich durch Widmanns eifrige Tätigkeit bewegen lassen und den kaiserlichen Befehlen Folge geleistet, ja man hatte sogar einen durchreisenden preußischen Hauptmann Meyer anfangs Mai festnehmen und trotz des preußischen Residenten, Burettes, Widerspruch nach Wien ausliefern lassen, wobei es zu tumultuarischen Szenen durch die preußenfreundliche Bevölkerung gekommen war. Jetzt war man in größter Angst. Die Nachrichten überstürzten sich und lauteten immer schlimmer. In aller Stille wurden am 22. die angeschlagenen kaiserlichen Mandate abgenommen. Auf Ansuchen des Rates entschloß sich der Kreiskonvent am 23. in Rücksicht auf die in Nürnberg lagernden Reichskleinodien, Archive, Zeughäuser u. s. w. nomine circuli dem Oberstleutnant den Obersten Georg Christoph Oelhafen von Schöllenbach entgegenzuschicken, um „ihn zur Rede zu stellen, nach seiner Ordre zu fragen, zur Umkehr aufzufordern und mit Beschwerde an den König zu bedrohen.“ Gleichzeitig hatte Mayr selbst einen Boten, zugleich Parlamentär und Beitreiber, nach Nürnberg gesandt, der die Aufforderung, eine Deputation nach Hersbruck zu schicken, überbrachte. Diese Deputation sollte aber nicht mit leeren Händen kommen, sondern 1000 Paar lederne Hosen, einen zwei Spannen langen Tubus und 15 Hüte mit dreifingerbreiten Tressen mitbringen, was alles bezahlt werden sollte. Die Stadt sandte daraufhin noch den Landpfleger Ebner von Eschenbach und den Hauptmann Haller heraus, um über Verpflegungsfragen zu unterhandeln. Herr von Schöllenbach traf abends gegen acht Uhr vor den verschlossenen und besetzten Toren von Hersbruck ein und ward sofort aufs Schloß geführt. Trotzdem er seinen Vorstellungen instruktionsgemäß „keineswegs einige ausdrucksame Komminationen beifügte“, antwortete Mayr nur „dunkel und drohend“, er käme in friedlichster Absicht und erwerbe überall des gemeinen Mannes Freundschaft, er wundere sich, daß man gegen ihn nürnbergische und bambergische Truppen zusammenziehe. Dann ließ er den etwas später angekommenen Ebner von Eschenbach vor, der sich als „wegen œconomicis gesandt“ legitimierte, nahm ihn beiseite und redete ihm zu, die Stadt sollte die Neutralität ergreifen und zwar in tempore, weil noch res integra sei, so daß minutissima dabei beobachtet werden müßten, und zwar sollte sie entweder einen Boten an den König senden, oder sich schriftlich erklären, wovon er das Konzept sehen müsse. Auf die Einwendung Ebners, das wäre res circuli, entgegnete Mayr scharf, „er würde zu jedem Kreisstande einzeln kommen und ihn zwingen. Das Nürnberger Kontingent müßte ihm sofort überlassen werden, sonst hole er es sich selbst!“ Eingeschüchtert

stammelte Ebner, das getraue er sich dem Magistrate kaum zu berichten, aber Mayr fuhr fort: „die Zeit drängt, die Erklärung muß schleunigst erfolgen, sonst wird die Stadt die fürchterlichsten Folgen zu tragen haben. Der Kurfürst von Bayern ist ja auch neutral, der von der Pfalz wird es noch werden, seine Räte Molitor und Beyer habe ich mir schon holen lassen, sie sitzen drin im „Goldenen Stern“. Ich habe die Macht Nürnberg zu zwingen, wenn es nicht will, ich weiß, daß das Volk preußisch gesinnt ist.“ Und in Anspielung auf das Zusammenziehen der Kreistruppen sagte er verächtlich: „6000 Mann fränkische Truppen können doch mich nicht aufhalten!“

Um 3 Uhr nachts traten die Gesandten außer Oelhafen den Rückweg an. In der Stadt war unterdessen Streit ausgebrochen zwischen Rat und Kreiskonvent. Der Rat hatte sich hilfesuchend an den Kreis gewandt, aber „wirkliche, keine papierne Hilfe“ erbeten; das erklärte der Konvent für „injuriös“ und verlangte ein neues Promemoria in anständigerem Tone. Deshalb fragte am 24. früh die Stadt nochmals an, ob der Kreis hinreichende Verteidigungsmittel in hoc frangenti bieten könnte. Trotzdem die Zeit drängte, ging das Promemoria den gewohnten Instanzenweg. Der Kreis antwortete am 26., er erwarte, daß Nürnberg nicht vom Kreisnexus abgehe und überlasse alles seiner „Prudence“, im übrigen nahm er das Promemoria ad referendum, die Gesandten erstatteten Bericht an ihre Herren und erwarteten die Instruktionen, um darauf erneut zu Rate zu gehen und der löblichen Reichsstadt den erzielten Schluß mitzuteilen. Das einzig richtige riet Widmann. Er verbot bei des Kaisers Ungnade alle partikularen Unterhandlungen und mahnte dringend zu Einigkeit und Handeln; Würzburg, Bamberg und Ansbach wären bereits übereingekommen.

In der Tat hatte man angefangen, militärische Vorkehrungen zu treffen. Der Statthalter von Bamberg sandte eine Kompagnie Kürassiere und vier Kompagnien Infanterie nach Forchheim, wo im ganzen 2000 Mann unter Kommando des Obersten Friedrich von Redwitz sich versammelten. Am 25. waren in Nürnberg selbst mit dem städtischen Kontingente 3000 Mann zusammengezogen. Mit Leichtigkeit hätten diese 5000 Mann Mayr zur Umkehr zwingen können, aber die ängstliche Krämerpolitik beschränkte sich auf die Verteidigung, um Franken nicht zum Kriegsschauplatz zu machen, denn daß 20 000 Mann unter dem Prinzen Moritz von Dessau nachfolgen könnten, glaubte man allgemein.

Am 25. früh 1 Uhr sandte die Stadt abermals an Mayr: „Es wäre beschlossen worden, nichts zu bewilligen und alle Pflichten gegen Kaiser und Reich zu erfüllen.“ Der Oberstleutnant ließ die Gesandten gar nicht ausreden. „Es ist also nichts!“, schrie er, „meine Dispositions sind gemacht, machen Sie die ihrigen!“ Signale riefen die Truppen sofort zum Sammel-

platz. Die noch fälligen 3634 fl. Douceur ließ Mayr ohne Quittung abholen, lud die Deputation von Hersbruck freundlichst ein, ihn in Nürnberg einmal zu besuchen und marschierte unter großen Marschsicherungen auf Nürnberg zu ab.

Hersbruck hatte einen Schaden von 5821 fl., doch war die Disziplin noch gut, es wurde alles außer der freilich sehr guten und reichlichen Verpflegung bar bezahlt; einen Hauptmann, der 10 fl. erpreßt hatte, ließ Mayr sogar einsperren.

So mutig, wie die letzte Erklärung geklungen, war man nun in Nürnberg freilich nicht.

Noch am 25., also wenige Stunden später, hatten die städtischen Deputierten ein zweites Promemoria an den Kreis aufgesetzt, in dem sie anzeigten, daß die Preußen schon in Lauf wären, der Kreis sollte zur Einleitung von Verhandlungen an den König sich wenden, Mayr aber gebeten werden, bis zum Eintreffen der Antwort keine weiteren Feindseligkeiten zu begehen. In einer Ratsversammlung ergab die Umfrage, daß die meisten für Anrufung der Neutralität waren. Um aber äußerlich einigen Mut zu zeigen, besetzte man das Haller Tor mit 200 Mann, alle 24 Bürgerkompagnien zogen auf, Geschütz wurde in Stellung gebracht.

Um 10 Uhr früh waren die Preußen in Lauf eingetroffen, hatten da unter andern viel leinene Unterhosen, deren Schnitt aptiert wurde, gefunden und im ganzen einen Schaden von 3411 fl. 49 kr. verursacht, und waren am frühen Morgen des 26. „trotz Rats- und Kreiskonventsdeputation“, denn Oelhafen war in der Nacht nochmals dagewesen, weiter marschiert. Gegen 9 Uhr ließen sich die ersten Husaren, von Mögeldorf und St. Jobst kommend, vor den Wällen der Stadt bei den drei Linden sehen. Ohne Widerstand zu finden drangen sie unter Rittmeister von Aschar bis zum Stadtgraben vor und besetzten die Vorstädte. Die Infanterie besetzte die Gegend des Gleishammers und der Tullnau. Mayr nahm bis zum 28. Quartier im Bretzengarten, dann in Kleinreuth.

Die ersten Tage vergingen verhältnismäßig ruhig. Das Streifkorps umschwärmte die Stadt, ohne eigentlichen Schaden zu tun; die Soldaten waren lustig und guter Dinge, kauften an den Toren allerlei ein, wie Tabak und Pfeifen, sangen und tanzten, tranken dem Herrn Konsulenten Marperger, der im Schiebelsberge einen Weinkeller hatte, an die neun Eimer Wein weg, bezahlten aber sonst alles bar und taten niemandem etwas zu leide. Nur der Person des ansbachschen Kammerherrn und Ministers von Reitzenstein, der durch seine Preußenfeindschaft bekannt war, versicherte sich Mayr.

In Nürnberg erklärte am 27. Kriegsrat Haller, das Reich und der Kreis hätten die Stadt im Stiche gelassen, ihre Zufuhr wäre abgeschnitten, nun

würde sie sich selbst helfen. Zu dieser Erklärung war er vollauf berechtigt. Der bambergische Direktorialgesandte, der „junge Herr von Diez", der zum Oberkriegskommissar und Obersten des fränkischen Kreises ernannt worden war, zum größten Ärger älterer Offiziere, hatte zwar den Kommandanten von Forchheim in richtiger Erkenntnis der Lage aufgefordert, mit seinen 2000 Mann zur Hilfe herbeizueilen, allein Herr von Redwitz hatte darauf geantwortet: „Dazu habe er keinen Befehl, im übrigen hätten die Herren Nürnberger keinen rechten Ernst, sich gegen die Preußen zu wehren, gezeigt. Er selbst fürchte sich nicht — in der Festung Forchheim," und er kam nicht, war er doch dem Herrn von Diez auch neidisch.

Nun konnte der Rat, was er im stillen wohl schon lange gehofft hatte, mit gutem Gewissen Neutralitätsverhandlungen eröffnen. Ebner und Haller wurden nach Kleinreuth gesandt, Mayr um seine Legitimation zu fragen und ihm Vorschläge zu machen. Der lachte sie aus; seine Truppen wären doch Legitimation genug, meinte er, er habe mündliche Befehle vom König erhalten, und die führe er aus. Abkaufen ließe er sich nichts, er verlangte Neutralität und zwar in schriftlicher Erklärung.

Nach vielem Beraten, wobei die unmöglichsten Vorschläge gemacht wurden, nur nicht der natürlichste und nächstliegende, mit den 3000 Mann Besatzung die 1500 Preußen anzugreifen und zu vertreiben, bot die Stadt schließlich, um Mayr loszuwerden, Neutralität im Kriege, verpflichtete sich, ihre Stadt- und Kreistruppen, 1500 Mann, nicht im Kriege zu verwenden und zahlte Mayr „für gutes Kommando und exakte Disziplin" 8000 fl. Die beiden Haller von Hallerstein, Bernhard Albrecht, den Pfleger zum heiligen Kreuz, und Johann Georg, den Hauptmann und „Kreisgeneralfeldzeugmeisterleutnantsadjutanten" behielt Mayr bei sich, wie er sagte „nicht als Geiseln, sondern in Qualität eines guten Freundes". Am 1. Juni verließ er das Nürnberger Gebiet.

Am 31. Mai hatte die Reichsstadt an den König geschrieben. Hauptmann von Drais überbrachte den Brief, aus dem hervorgeht, wie die Nürnberger die Neutralität auffaßten. „Die Stadt wäre zu klein," heißt es, „um seinen glorieusen und mächtigen Waffen zu widerstehen, sie könnte sich aber auch andernseits nicht ihrer Pflicht entziehen. So bitte sie denn den König, an Stelle der Neutralität 80 000 fl. Rh. W. anzunehmen und das Gebiet fernerhin zu verschonen."

Das Schreiben traf am 5. Juni im Lager von Prag ein. Der König beantwortete es sofort: „Durch Neutralität würde der Magistrat nicht seiner Pflicht entgegen handeln, denn der Krieg wäre Preußen aufgezwungen worden, die Hineinziehung des Reiches auf illegale und niemals zu justifizirende Proceduren geschehen, wider alle Praerogativen und Freiheiten der Stände,

wider alle Reichskonstitutionen und Verfassungen. Mit des Kaisers Majestät als Kaiser haben Se. Kgl. Majestät nichts zu demeliren; niemalen aber ist es bisher, gottlob, dahin gekommen, daß das teutsche Reich in einer solchen Dependance des wienerischen Hofes gestanden, daß solches und dessen Stände den despotischen Willen des wienerischen Ministerii als Reichsgesetze erkennen und annehmen; die göttliche Providence wird auch hoffentlich nicht zulassen, daß erwähntes Ministerium in solchen seinen obschon von vielen Zeiten her geführten törichten Absichten jemalen reussiren werde. Sich nicht in Privatquerellen Wiens einmischen und Neutralität beobachten könne nie als der Huldigungs- und Lehenspflicht zuwiderlaufend angesehen werden. Reichsverfassung und Wahlcapitulation beschränken den Hof, sie müßten völlig umgestürzt werden, wenn die Stände des Reiches zur Teilnahme an einem fremden Krieg gezwungen würden. Der König aber habe die naturgemäße Pflicht und das Recht sich zu wehren gegen Complots und diejenigen die der ungerechten Sache Beistand leisten zu praeveniren. Deshalb habe er Mayr geschickt. Wenn die Stadt glaube, daß dieser zu wenig Leute habe, um eine Neutralitäts-Deklaration zu erzwingen, so könnten ja mehr kommen, um ihm den nötigen Nachdruck zu verleihen. Es wäre also ‚für den kleinen Stand Nürnberg' das beste sich neutral zu erklären. Der Magistrat habe 80 000 fl. für das Erlassen dieser Erklärung angeboten. Der König führe aber nicht des Geldes wegen Krieg, ‚und hätte ermeldeter Magistrat billig anstehen sollen, auf eine dergleichen indigne Art von Sr. Königl. Majestät zu denken, der keinem Stande Vexus machen, sondern nur sich und möglichst auch die Mitstände gegen illegale Gewalt und Oppressiones schützen wollte'."

Am folgenden Tage kam der nürnbergische Oberstleutnant von Imhoff ins preußische Hauptquartier mit einem Bittschreiben um Freilassung der von Mayr mitgeführten Geiseln. Der König antwortete, sie würden freigegeben werden, sobald der in Nürnberg gefangene und nach Wien ausgelieferte Hauptmann auf freiem Fuße wäre. Schließlich aber äußerte er, nach Versicherung der Neutralität, die nötigenfalls auch mündlich geschehen könnte, würde Mayr die beiden Herren von Haller ausliefern dürfen, er selbst habe ja Gelegenheit genug, österreichische Offiziere zu Repressalienzwecken zu traktieren.

Am 9. Juni war Imhoff mit dieser Erklärung des Königs in Nürnberg wieder angelangt, zwei Tage später bat der Magistrat, der sich, nachdem Mayr sich zum Abzug gewendet und von General Kolb verfolgt wurde, aufs Verschleppen legte, unter Worten des Dankes für die „Auskunft" den König um „Zeit zur Deliberation".

In Regensburg war seit dem 9. Mai, an dem die erste Kunde von Mayrs Marsche eintraf, alles in größter Bestürzung, nur Plotho und seine

Anhänger waren vergnügt und guter Dinge. Der Prinzipalkommissär sandte sofort einen Kurier aus, der mit der Nachricht zurückkam, es handele sich nur um „allerlei Gesindel und keine regulären Truppen unter Anführung eines bayrischen Deserteurs namens Mayr, den man schon gefangen hätte". Allein, die Unwahrheit dieser Nachricht stellte sich bald heraus. Am 16. verlangte der Prinzipalkommissär, die Stadt solle sich „gegen Surprisen praecautioniren" und abends um 7 Uhr die Tore schließen. Die vielen ankommenden, meist sächsischen Deserteure, manchmal 100 und mehr an einem Tage, wurden nicht mehr eingelassen, sondern nach dem Deggendorfer Werbebureau weiter geschickt. Gerüchte von Bayerns Neutralität und vom Anmarsche des Herzogs von Bevern mit 20 000 Mann gegen die Donau durchschwirrten die Gesandtschaftshäuser. Die Bevölkerung war so unruhig, daß man ihr alles Politisieren und von Staatssachen reden und urteilen verbieten mußte. Als nun gar ein Patent Max Josefs, datiert Amberg, 20. Mai, bekannt wurde, in dem der Kurfürst die Erwartung exakter Neutralität aussprach, als man erfuhr, daß die Preußen die Oberpfalz geräumt hätten, als das Wort Plothos, „daß er nicht mehr über preußische Siege berichten würde, da es genug sein würde, wenn man die Preußen an den Toren fände, wo sie stehen sollten", in weitere Kreise drang, erreichte die Angst und Bangigkeit den Höhepunkt. Herr von Lyncker wollte schleunigst nach Frankfurt abreisen, Herr von Fechenbach verlangte Gewährleistung seines Gepäcks im Werte von 30 000 fl. und seiner eigenen Person. „Friedrich wollte," so meinte man, „den Ständen das Joch über den Kopf werfen."

Daß endlich etwas zum Schutze Frankens geschah, war das Verdienst Adam Friedrichs von Seinsheim, des Bischofs von Würzburg, der seit dem am 21. April erfolgten Tode Franz Konrads von Stadion auch das Bistum Bamberg mit verwaltete. Ohne erst lange bei dem Hofkriegsrate in Wien, dem die Verfügungen eigentlich zustanden, anzufragen, gab er sowohl seinem blauen Regimente als auch den fünf Bambergischen Kompagnien, die in Forchheim standen, Befehl, in die Gegend von Nürnberg zu marschieren, „weil ein Detachement Preußen in dasiger Gegend steht, um dadurch ferneren Einbruch in Franken zu verhindern". Wie tief eingewurzelt das Gefühl der Abhängigkeit vom Hofkriegsrate in den Herzen der Offiziere war, beweist der Brief, den Oberst von Moser vom blauen Regimente am 28. Mai an ihn schrieb. Trotz der Versicherungen, die ihm sein Herr und der kaiserliche Gesandte von Widmann gegeben, daß sie beide die volle Verantwortung für diese Eigenmächtigkeit übernähmen und trotz der Not Frankens, fühlte er sich verpflichtet, mit der Anzeige von seinem am folgenden Tage stattfindenden Abmarsch die Hoffnung auszusprechen, daß der Hofkriegsrat, „weil er den Marsch zur Beschützung des Reiches antrete, auch der K. K. Armee näher

trete, solches gnädigst billigen würde". Der Hofkriegsrat billigte denn auch den Entschluß gnädigst, ja der Reichshofrat von Borié beglückwünschte sogar den Bischof dazu, daß er „das den Kreis insultirende und gleichsam der ganzen Reichsversammlung spottende Corpetto in der oberen Pfalz vertreiben lassen wollte, wodurch er sich unsterblichen Ruhm erwerbe". In Worten war man ja immer groß.

Am 31. Mai griff endlich auch der Kaiser ein. Der bayrische Kreis ward „zur schleunigen Vorrückung zur Bedeckung der Wahlstadt Regensburg" die andren Kreise zur Hilfe aufgefordert. Zugleich ward mitgeteilt, Daun habe Befehl erhalten, zwei Husarenregimenter zu senden, „um das Mayrsche Corps zusammenzuhauen, welch herrenloses gesind übrigens für vogelfrey erklärt würde, da es keinen Bestallungsbrief hätte".

Ende des Monats hatten sich auch einige fränkische Kontingente bei Würzburg gesammelt; allerdings, Vertrauen konnten die Truppen nicht erwecken. St. Pierre, der sie sich ansah, klagt: „Es ist ein Jammer, diese Kreistruppen zu sehen, nichts ist dienstfertig, weder Waffen noch Pferde, was die Offiziere, die marschieren müssen, zittern macht."

Am 2. Juni gab der Bischof den Befehl, alle Kreistruppen sollten gegen den Feind marschieren, Forchheim aber und Kronach mehr besetzt werden. Moser marschierte am 3. Juni über Marktbibart nach Langenfeld, unweit Neustadt a. d. Aisch, nahm dort am 5. einige Kontingente auf und bezog dann ein Lager bei Wilhelmsdorf n. ö. Emskirchen. Hier übernahm über die jetzt etwa 5000 Mann starken Truppen Generalfeldwachtmeister und hochfürstlich Würzburgischer Kriegsrat Johann Ferdinand Balthasar Freiherr Kolb von Rheinsdorf das Kommando.

Mayr war indessen im Lande umhergezogen. Am 1. Juni war er über die Dooser Brücke Gebersdorf, Stein nach Schwabach gerückt. Hier erhielt er, jedenfalls durch die vielen preußenfreundlichen Späher aus dem Lande, die Nachricht von der Ansammlung feindlicher Truppen in der Gegend von Langenfeld. Deshalb bog er rechts ab und zog über Roßstahl, Kadolzburg, Langenzenn, Burgfarnbach nach Fürth, unterwegs wurde das hohenlohische Schloß Wilhermsdorf geplündert. Der Zug nahm nunmehr immer mehr den Charakter eines Beutezuges an, es wurde nichts mehr bezahlt und nicht nur die Lieferung von Lebensmitteln, sondern vielerlei andres gefordert. Die Fürther Juden mußten am 3. Juni zwei goldene Uhren, zwei goldene Tabatièren und zwei Diamantringe hergeben, im Ansbachischen wurden die nicht sogleich zum Geben Willigen mit dem Transport nach Spandau bedroht.

Am 8. Juni stieß Kolbs Vorhut bei Emskirchen auf preußische Patrouillen und verlor einen Leutnant, einige dreißig Reiter und den Würzburgischen Marschkommissar Kammerrat von Heyde, die gefangen wurden. Mayr hatte

am 9. ein Lager „in einer Wagenburg“ bei Veitsbronn bezogen, er selbst war abermals in Fürth und trieb Lieferungen in der Höhe von 3567 fl. 35 kr. ein. In einem Spottliede heißt es:

„Au weh! Du Fürther Juden Schar!
Der Mayr ruft ohnablässlich: baar!
200 und mehr Carolins,
Auch goldne Uhren, goldne Rings
Bringt her und schafft Tabatièrn
Die nehme ich von Herzen gern;
Hingegen will ich billig sein,
Mit euch, liebe Mauschelein.“

Daß er aber im Amtshause einige ansbachische Soldaten gefangen nehmen konnte, machte ihn doch stutzig; er verließ bald die Stadt und eilte ins Lager.

Kolb war unterdessen aus dem „recht hungrigen Lager“ von Wilhelmsdorf („weillen die Bayreuthischen uns nichts ins Lager gebracht und verkaufft“), am 9. gegen Herzogenaurach vorgerückt, um die Wagenburg Mayrs mit dem linken Flügel zu umgehen und von der Regnitz abzuschneiden. Mayr aber zog mit geschicktem Marsche seine Truppen direkt an den Fluß bei Vach. „Es war nachmittags 3 Uhr,“ so erzählt Regensus, „als ein Bauer Kolb die Nachricht brachte, 60 Preußen hielten Vach besetzt. Sofort mußten alle Dragoner und Kürassiere, das blaue Regiment und die eichstädtische Grenadierkompagnie nach und durch Vach vorrücken, die übrigen Truppen besetzten die westlich davon gelegenen Höhen“. Die Marschsicherung war sehr mangelhaft, die Spitze, 1 Leutnant und 30 Pferde, kam durch das ganze Dorf hindurch, ohne vom Feinde etwas zu bemerken. Unbesorgt folgten die übrigen. Plötzlich krachte es von allen Seiten, ein Teil von Mayrs Infanterie hatte sich auf die Dächer begeben, dort die Ziegel mit Sperrhölzlein in die Höhe gehoben und nach dem Schusse niederfallen gelassen. Aber nicht nur Infanteriefeuer brach auf die überraschten Truppen herein, sondern „auch mit Stuckhen schossen sie fast geschwinder als mit kleinem Gewehr.“ Die Vorhut prallte zurück, der westliche Teil des Dorfes aber wurde gehalten. Mayr aber setzte alle seine Truppen aufs rechte Regnitzufer und ließ unter stetigem Feuer die Brücke abwerfen, schließlich den Rest in Brand setzen. ‚Auf diese Arth kunnten wir nicht mehr hinüber und der Feindt nicht mehr herüber, worzu der Feindt auch keinen Sinn hatte,‘“ schreibt naiv der Major Regensus.

Die Kreistruppen hatten einen Offizier (Rgts. „Kronegk“), einen Unteroffizier und drei Mann an Toten und drei Verwundete verloren. Die Be-

stürzung über den Empfang war trotz der geringen Verluste groß; sie räumten das Feld und ließen Mayr aus dem Garne. „Endlich, als wir anderthalb Stunden in Dorff Bach gestanden, auch nichts zu machen war, sündt wür schritt, vor schritt, recht Langsamb durch das sehr tieffe Devilée, welches in das Dorf gienge, wieder zuruckh, uns oben wieder an das oben gestandene Corpo wiederumb angeschlossen. Der Feindt aber hat mit stuckhen, undt so weit nachgeschossen, als er uns sehen können." Regensus meint, Mayr wäre sicher 1000 Mann stark gewesen und hätte alle Vorteile des Geländes für sich gehabt. Trotzdem soll er, was sicher weit übertrieben ist, 29 Tote und 63 Verwundete nach dem Bericht von Augenzeugen gehabt haben. Der eichstädtische Major sah, als die Kreistruppen zwei Tage später selbst in Mayrs Stellung vom 9. kamen, im Wäldchen von Eltersdorf drei große Gräber, aus denen die schlecht Begrabenen „ihre diebischen Händt und Füß herausgestreckht haben".

Nach dem Mißerfolge ging Kolb nach Herzogenaurach zurück, wo er um 10 Uhr abends ankam. Hier ließ er die Leute, die sich selbst verquartierten, einige Stunden rasten, um 3 Uhr früh des 10. Juni marschierte er aufs neue ab; um Mayr „abzuschneiden", bog er links aus und ging über Büchenbach vor. Mit seinen ermüdeten und an ein angestrengtes Marschieren noch nicht gewöhnten Soldaten kam er freilich nicht weit, zwischen Brüchenbach, Bruck und Erlangen mußte er ein Lager beziehen, ohne vom Feind etwas gesehen zu haben. Mayr, dessen Soldaten flott und ausdauernd zu marschieren gelernt hatten, war längst davon. Er hatte noch am 9. die Brücken bei Bruck und in Erlangen abtragen lassen und war in der Richtung auf Forchheim mit dem Gros abmarschiert. Im Spottlied sang man bald:

„Herr Kolb steht da und sieht ihm nach,
Weil er das Sein' gethan bei Tag;
Die Nacht ist nicht jedermanns Freund,
Drum mag es gut sein vor heunt!"

Kolb ließ die Brücke bei Bruck durch 20 Zimmerleute wieder herstellen, am 11. Juni früh 1 Uhr war sie wieder gangbar, aber erst um 7 Uhr wechselte er das Ufer. Einige Patrouillen Mayrs beobachteten den Übergang, schossen einige Male und ritten dann davon, „gleich als schellmen unnd bekannte Rauber", wie ärgerlich Regensus meint.

Trotz seiner Übermacht hatte Kolb die Lust verloren, sich weiter mit Mayr zu befassen. Er folgte ihm nicht weiter, sondern ging in ein Lager bei Doos zurück, die bambergischen Lande schutzlos, denn er hatte alle bambergischen Truppen bei sich, dem preußischen Detachement überlassend. Am

12. erholte er sich von den Anstrengungen der letzten Tage, am 13. bezog er, da neue Truppenkontingente ankamen, ein neues Lager bei Burgfarnbach.

Nun hatte er wenigstens 6000 Mann, darunter allerdings nur ein gutes, das blaue würzburgische Regiment. Die übrige Infanterie war schlecht, meist bestand sie aus jungen schwächlichen und kleinen Burschen; die Kavallerie, 200 Dragoner und 200 Husaren, einige Kürassiere, war noch schlechter beritten als ausgerüstet, viele hatten statt der Steigbügel Stricke.

Die Soldaten unterhielten sich auf echt reichsheerliche Weise, sie verhöhnten einander. Wenn sich Nürnberger Soldaten sehen ließen, riefen die andren: „Bleibt zu Hause! Hinter den Mauern ist besser als hier! Bleibt zu Hause, denn wenn euer noch so viel wären, müßten wir doch davonlaufen! Und haben mehr Ehr noch, wenn ihrer nicht so viele sind!“ Man sang zu Ehren der Nürnberger:

„Die aufgebotene Bürgerschaft
In den Stadtzwingern Rettung schafft:
Sie ziehet auf ohn' Pulver und Bley,
Und schreiet tapfer: Rund vorbey!“

Die Ansbacher höhnte man: „Die Ansbacher haben es gescheid gemacht, bei Bach sind sie auf einem Berge stehen geblieben und haben gelassen zugeschaut!“

Das kennzeichnet den Geist des Heeres, der schon jetzt herrschte.

Der 14. Juni war für die Soldaten wieder ein Ruhetag, die dringenden Hilfeschreie aus dem Bamberger Lande blieben ungehört bei den Truppen des eigenen Kreises, wie sollten sie in Schwaben Gehör finden!

Mayr war unbelästigt am 12. in der Gegend von Ebermannstadt angelangt, wo er 4193 fl. erpreßte. Den Scharen Forchheimer Bauern, die sich bewaffnet hatten, war er geschickt ausgewichen. Am 13. betrat er das ihm schutzlos preisgegebene Bamberger Gebiet, ohne Widerstand wurden am 14. und 15. die Ämter Hollfeld und Scheßlitz geplündert.

Die Gleichgültigkeit Kolbs ward durch einen kaiserlichen Befehl an die ausschreibenden Fürsten des fränkischen Kaisers, der ihm zugeleitet wurde, gestört. Es hieß darin: „Maier, als der Zuwiderhandlung gegen Avocatoria und Inhibitoria schuldig, hat aber auch die auf derley gearterde Knecht und Land-Zwingere, als deren Rädlings-Führer und Aufwickler [Aufwiegler] in dem Landfrieden weiter gesetzte Straffen verwürcket; so wollen Wir Euer Andacht und Liebden sonderlich dahin Veranstaltung machen, damit besagter Mayer eingefangen werde, auf daß an demselben, anderen zum Abscheu, die verwürckte Straffen mögen vollzogen werden.“ Der wegwerfende Ton, in

dem von dem preußischen Detachementsführer hier gesprochen wird, scheint mit einemmale in Kolb die Ansicht hervorgebracht zu haben, man könne ihn so leicht fangen, wie beschimpfen. Er sandte den Oberstleutnant von Epting am 15. Juni nur mit den bamberger Truppen und 600 Kommandierten, „umb den preußischen Meyer aufzusuchen“, nach Norden vor, während er selbst mit dem Gros — bis zum 19. Juni rastete.

Am 15. Juni war Mayr bis Modschiedel, 6 km s. s. ö. von Weismain, gekommen, wo er im Pfarrhofe übernachtete. Noch am Abend sandte er einen Husaren nach Weismain, um die Stadt „auffordern“ zu lassen; die Übergabe ward rundweg abgeschlagen.

Die Stadt schloß alle Tore und faßte, geleitet vom Amtsvogt Christian Ludwig von Redwitz den Entschluß energischster Gegenwehr. 115 Lichtenfelser Bürger kamen noch am Abend mit Kugelbüchsen bewaffnet ihr zu Hilfe. Auf eine billige Geldabfindung wollte man eingehen.

Am frühen Morgen des 16. kam Mayr selbst mit 80—90 Husaren vor das Tor geritten und wiederholte seine Aufforderung zur Übergabe und sein Verlangen nach Lieferung von 100 Simmren Hafer, 6 Ochsen, 32 Eimer Bier und 5000 Broten. Der Amtsvogt schlug alles ab, ging aber, um zu verhandeln, im höchsten Falle aber 300 fl. und Brot für den Abzug anzubieten, mit dem Bürgermeister zu Mayr heraus. Die Verhandlungen waren erfolglos. Mayr ritt davon, Redwitz ließ die Sturmglocken läuten, die Bürgerschaft machte sich kampfbereit.

Um 5 Uhr abends drangen 20 Mayrsche Jäger in die Vorstadt ein, einer zielte sogar auf den Amtsvorstand, der ihm aber mit einem raschen Schusse zuvorkam. Nochmalige Verhandlungsversuche eines Offiziers blieben ebenfalls ohne Erfolg. „Die Kinder würden über ihre Eltern schreien!“ drohten die Preußen.

½7 Uhr kam Mayr selbst und ging nun „ohne Gnade und Pardon“ mit 4 Offizieren, 120 Mann und 12 Pionieren gegen das Untertor zum Sturme vor. Seine sämtlichen fünf Geschütze eröffneten ein verheerendes Feuer vom Wohnsitzer Berge aus.

Ein Hagel von Geschossen empfing die stürmenden Preußen, von denen 12 sofort getötet, 50 schwer verwundet wurden. Sie mußten umkehren. Die tapferen Weismainer und ihre getreuen Nachbarn, die Lichtenfelser „forchten sich nit“, sie schossen unaufhörlich hinter den Preußen drein, wobei sie selbst nur fünf Verwundete verloren. Auch der Versuch, durch Einäscherung der Vorstädte die Stadt zu bezwingen, mißlang. Zwar gingen 49, nach andren Meldungen sogar 70 Gebäude, darunter 24 Wohnhäuser, in Flammen auf, aber die tapferen Bürger hielten aus. Unverrichteter Dinge mußte Mayr, nachdem er einen Schaden von 26 000 fl. verursacht hatte,

abziehen, zumal Meldungen vom Heranmarsche Eptings einliefen. Am 17. zog er über Burgkundstadt und Mainroth nach der kulmbacher Gegend. Epting, der natürlich zu spät gekommen, um Weismain vor Schaden zu bewahren oder zu rächen, folgte ihm zunächst nicht, sondern nahm eine „abwartende Stellung“ bei Lichtenfels ein. Dazu zwang ihn, was ihn entschuldigen mag, auch die Haltung seiner Truppen. So schrieb ihm ein Leutnant von der Kavallerie „gantz trucken“, „er wäre nicht hier, um seinem Reichsstande die Pferde zu ruiniren, mithin man ihn sogleich ablösen sollte, widrigenfalls er mit seinem gantzen Commando darvon reiten würde“.

Mayr hatte am 19. Juni unter den Kanonen der Plassenburg, vom Kommandanten der bayreuthischen Festung, Generalmajor von Beust, unbelästigt, sein Lager aufgeschlagen. Der Markgraf, dessen Gebiet er so sorgfältig geschont hatte, daß ihm die über seinen kühnen Zug hocherfreute Markgräfin ihren Orden „de la sincérité et probité“ verlieh, schrieb ihm nur, er solle sein Land bald verlassen, da er auf keinen Schutz rechnen dürfe. Epting aber erhielt von ihm die Erlaubnis, mit Kreistruppen durch das bayreuther Gebiet zu marschieren, aber nicht mit bewaffneten Bauern.

Dringende Mahnungen des Kreises und der Stadthalterei Bambergs vermochten am 20. endlich auch Kolb zum Vormarsch zu bringen. Er bezog ein Lager bei Erlangen wie am 10. Juni. Die preußenfreundlichen Erlanger brachten auch diesmal keine Lebensmittel ins Lager, „kein Seel von Erlang gleichwie das Vorige mahl ist zu uns ins Lager kommen“ jammert Regenfus.

Am 21. biwakierte Kolb vor dem Sattlertore Forchheims. Bei dem Marsche dahin wurden allein vom blauen Regimente 388 Mann vor Hitze marode, 3 starben sogar, so daß sich Kolb veranlaßt fühlte, vom 22. Juni bis 3. Juli mit dem Gros zu rasten. Nur am 23. schickte er zu Eptings Unterstützung das blaue Regiment unter Oberst von Moser und 300 Reiter vor. In drei Kolonnen sollten dann die vorgeschobenen Truppen unter Epting, Moser und Wildenstein „den preußischen Partheigänger unndt Rauber nahmens Meyer, der sich den Mordtbrenner Nahmen beygeleget“, in einem großen Kesseltreiben fangen.

Mayr erkannte die Gefahr. Auf Unterstützung seitens des Königs konnte er nicht mehr rechnen; die Absicht Friedrichs, ihn so zu verstärken, „daß er dem ganzen Kreise formidable werden könnte“, war durch die Ereignisse in Böhmen, die des Königs Aufmerksamkeit auf Dauns Ersatzarmee zogen, vereitelt worden. Er wollte ihm später über Erfurt drei Bataillone zu Hilfe schicken, jetzt meinte er, „Er wird sich schon gut aus der Affäre ziehen.“ Das tat denn auch der Oberstleutnant auf das geschickteste. Er täuschte durch einen raschen Marschrichtungswechsel Epting völlig, rückte über Kirch-

leus, Küps, Mannsgereuth in das Hildburghausensche und Koburgische, wo ihm Herzog Franz Josias die verlangten Lebensmittel, um seine Untertanen zu schonen, gab, „was er vor Gott und dem Kaiser verantworten könnte“, und machte von da aus, während Epting ratlos wieder bei Lichtenfels stand, einige kleinere Einfälle in das Bamberger Land. Erst am 27. ging Epting über Fürth am Berge vor, um den eine Stunde von Sonneberg lagernden Mayr zu überfallen; er fand aber die Preußen, die am 27. Gräfenthal erreichten, nicht mehr vor. „Sie haben den Obrist Meyer einholen sollen,“ schreibt der Darmstädtische Rat Mollinger, des Prinzen Georg „lateinischer Adjutant“, höhnisch, „es hat mir aber ein alter Würzburgischer Offizier geklagt, daß gedachter Meyer ihnen gar zu hörtig (hurtig) und allemal schon weg gewesen ist, wo sie ihn anzutreffen vermeint hätten.“

Mayr traf am 28. in Saalfeld ein, rastete hier am folgenden Tage und erreichte am 30. Schleiz. Epting besetzte Kronach am 27., ging aber bald nach Lichtenfels zurück, wo er die ersten Tage des Juli noch verblieb. Am 4. Juli erhielt er und Moser, der nach Seßlach gerückt war, Befehl von dem in Fürth eingetroffenen Generalissimus Josef Friedrich von Hildburghausen, zu Kolb und mit diesem zum Gros zurückzukehren.

In Kolbs Lager war inzwischen die gegenseitige Abneigung der Kreistruppen zu offener Feindschaft geworden, zumal Kolb Ende Juni den ansbachischen Oberst von Ranzau im Zweikampfe erschossen hatte. In einem Schreiben aus Neustadt am Kulm an den kurbayrischen Rat Bartels in Amberg heißt es: „Die Gemeinen sehen sich einander gar nicht an, ... unsere combinirte Craystrouppen comportiren sich nit.“

Im Bamberger Gebiete hatte man sich auch damit helfen wollen, daß man Bauern bewaffnete. Allein die prügelten zunächst die eigenen Beamten, einen sogar bis zum Tode, plünderten dann die Dörfer und verschossen zum Vergnügen ihre Munition, an Mayr aber wagten sie sich nicht.

Trotzdem war man in Wien ob des „Siegs“ der Kreistruppen über Mayr, denn er hatte doch das Land räumen müssen, hocherfreut. Borié schrieb an Moser, man nenne ihn „Alexandrum Magnum“, was, wenn es nicht wirklicher Ernst gewesen wäre, wie bitterer Hohn klang. Kolb ward für seine Taten zum Generalleutnant vorgeschlagen.

Die Schadensanzeige, die später, am 19. Oktober, der fränkische Kreis an den Kaiser sandte, umfaßt 313 Foliodruckseiten, Nürnberg hatte 20000 fl., Bamberg 55000 fl. gebraucht. Der Pfleger Haller starb im August in Dresden, sein Bruder erlangte später die Freiheit wieder.

Je weiter sich Mayr, den ein kaiserliches Kommissionsdekret vom 9. Juni einen „erst vor kurzem aus seinen Banden entlassenen Bösewicht“ nannte, sich von den Grenzen Frankens entferne, desto mehr atmete die kaiserliche Partei

auf. Schon am 25. Juni hatte der Bischof von Würzburg an Hildburghausen geschrieben: „Alles ist nun voller Mut, und fangen wir auch wiederum an, uns in die Höhe zu strecken, besonders wenn die Franzosen das Werk mit Force angreifen, um die Observationsarmee aus ihrer Lectivität zu bringen", ganz ohne Besorgnis war er aber noch nicht, „die Preußen," meinte er wenige Tage später, „könnten vielleicht doch wiederkommen."

Aller Groll aber wandte sich nun gegen Nürnberg. Die Stadt hatte schon am 11. Juni an den Kaiser einen ausführlichen Bericht gesandt und ihr Verhalten damit entschuldigt, daß bei ihrer weitläufigen Befestigung die Kräfte zur Verteidigung nicht ausgereicht, und daß die Kreistruppen nicht geholfen hätten. Mayrs Drängen und die große Gefahr hätte sie schließlich veranlaßt, „den Vorgang anderer zu imitiren" und Neutralitätserlaubnis vom Kaiser zu erbitten. In Wien war man über das Verhalten der Stadt und über die „Frechheit des Briefes" wütend; der Nürnberger Konsulent König, der sich zum Kaiser begab, um die Stadt zu entschuldigen, ward sehr schroff behandelt. Am 25. Juni erließ der Kaiser ein Schreiben an den Magistrat, in dem „mit Vorbehaltung dessen gemessene Bestrafung ihme weiter ernstlichen und bei Vermeidung deren in dem Landfrieden . . . gesetzten Strafen und Poenen nochmalen aufgegeben" wird, sofort das Kontingent zu stellen, alle Korrespondenz mit Brandenburg und dessen Helfern zu unterlassen und den preußischen Residenten Burette binnen drei Tagen „auszuschaffen". Gleichzeitig erging Befehl an Hildburghausen, dem Magistrat eine Frist von drei Tagen zu setzen und dann exekutiv vorzugehen, und an Widmann, einer Ratsdeputation das Reskript zu übergeben und „unter der Hand zu erkennen zu geben, daß das aus Nürnberg zu holende Strafgeld für Entschädigung der fränkischen Ortschaften verwendet werden sollte". Weitere Reichshofratskonklusa ergingen am 27. und 30. Juni: Die Stadt war so gezwungen, die Avokatoria wieder anzukleben, Burette wurde ausgewiesen, man gehorchte und zeigte es dem Kaiser an, worauf Widmann erklärte, nun wäre alles vergessen und alles wieder gut. König Friedrich zürnte freilich der Stadt und gab diesem Zorne in den folgenden Jahren hinreichenden Ausdruck.

Daß die Invasion auch auf dem Reichstage ausgiebig behandelt wurde, war selbstverständlich. Plotho blieb bei seiner Erklärung, die Expedition wäre notwendig gewesen zur Beobachtung der sich sammelnden Reichsarmee. Der König könnte keinen Schritt tun zur Prävention der ihm drohenden Gefahren, ohne daß der Reichshofrat sich anmaße, sogleich die große Sturmglocke zu läuten und alles mit den schwärzesten Farben zu malen. Die Absicht, Regensburg zu beunruhigen, die man seinem Könige unterschiebe, habe nie bestanden. Auf die Schadensanzeige des Kaisers ant=

wortete er kurz, das wäre alles übertrieben, und der Kaiser habe solche Zustände selbst heraufbeschworen.

Mit Geld und einigen Rekruten war Mayr zur großen Armee über Dresden zurückgekehrt. Der König ernannte ihn für die kühne Unternehmung zum Oberst. Den Zweck freilich, die Mobilmachung des Reichsheeres zu stören und Neutralitäten auf die Dauer zu erzwingen, hatte er nicht erreichen können, im Gegenteil, wie sich zeigen wird, wurde das Aufbringen des Heeres durch die Not Frankens nur gefördert.

Ein zweiter Vorstoß gegen das Reich galt dem kurmainzischen Erfurt. Er hatte weniger den Zweck, den Kurfürsten „zur Raison zu bringen", denn das war vom Kurerzkanzler und Reichsdirektor nicht zu hoffen, als vielmehr im Westen Sachsens einen Beobachtungsposten gegen Reich und Franzosen zu schaffen und Mayr nötigenfalls zu degagieren.

Führer des Detachements, das im Vogtlande zusammenrückte, war der Generalmajor von Oldenburg. Er bekam drei Bataillone, im ganzen 3000 Mann und hinreichende Feldartillerie. Höhere Zahlen, die vielfach zu finden sind, sind übertrieben und stammen jedenfalls aus den Gerüchten, daß das Detachement nur eine Vorhut bilde.

Am 16. Juni rückten die Bataillone in und um Orlamünde ein, am 17. marschierten sie nach Kranichfeld und Osthausen, hielten dort am folgenden Tage Rast und schlugen in der Nacht zum 19. den Weg nach Erfurt ein.

Als am 16. die Nachricht von dieser Bewegung in Erfurt eintraf, machte sich der Statthalter Freiherr von Warsberg deswegen keine Sorgen, er glaubte die Truppen auf dem Marsche nach Hannover. So traf er keinerlei Vorkehrungen zur Abwehr und war im höchsten Grade erschrocken, als am 19. früh 3 Uhr Trommelwirbel vor dem Stadttore erscholl und die Torwache meldete, ein preußischer Hauptmann, von Wegmar, verlangte mit einem Offizier der Garnison zu sprechen.

Rasch eilte Oberstwachtmeister von Kottulinski an das Tor. Wegmar erklärte ihm kurz und bündig, er wäre vom Könige in Preußen beauftragt, Stadt und Festung aufzufordern und sowohl die kurmainzische Mannschaft als auch das in der Stadt liegende Bataillon des k. k. Infanterie-Regiments „Gaisruck" als Gefangene zu übernehmen, verweigere man ihm die Erfüllung, so würde das Land verheert werden. Kottulinski macht Ausflüchte; ohne kurfürstlichen Befehl könnte nichts geschehen. Aber als um 10 Uhr ein Detachement Infanterie vor der Stadtumwallung erschien und ein Offizier abermals Übergabe verlangte, hatte man sich auf einen Ausweg besonnen. Die Festung war „in sehr üblen Umständen". Die Außenwerke waren, wenn auch zum Teile noch brauchbar, für eine kleine Garnison — 650 Mann — zu groß. Zudem fehlte die Esplanade. „Man war sozusagen nicht im

Stande einen Flintenschuß zu thun, ohne ein gegenüberstehendes Haus zu beschädigen." Die Gräben waren trocken und, was das schlimmste war, die Einwohner „boshaft gesinnt". Das Gaisrucksche Bataillon hatte daher sich schon am 18. auf den Petersberg gezogen. Der Stadtkommandant Oberst von Hagen entschloß sich daher zu einer Teilübergabe. Die Stadt sollte von den Preußen besetzt werden, die Truppen aber sich auf den Petersberg und die Cyriaksburg zurückziehen dürfen, wo sie nicht angegriffen werden sollten, bis Kottulinski, der nach Mainz eilen würde, zurückgekehrt wäre.

Nachdem die katholische Geistlichkeit die für Fronleichnam vorbereiteten Altäre rasch beseitigt hatte, rückten 750 preußische Grenadiere ein, denen am nächsten Tage 1700 Mann, die bisher in Melchendorf gelegen hatten, folgten. Der Rat hatte dem Oberst von Wylich die Schlüssel der Stadt überreicht.

Der Einzug der Preußen war „prächtig", „die Bürgerschaft empfing die Soldaten wie Brüder" und die Preußen riefen: „Liebe Bürger, fürchtet euch nicht, wir haben strenge Ordre, daß kein evangelischer Bürger gekränkt wird." Es ging auch wirklich sehr ordentlich zu, die Preußen brachten alles, was sie brauchten, u. a. 80 Wagen mit Brot und Fourage mit.

Nach dem Einzuge begab sich Oldenburg und der Flügeladjutant von Marwitz zum Kommandanten. Marwitz erklärte ihm mündlich und schriftlich: Sein König wäre zu mächtig und gerecht, um mit Gewalt Verbündete zu werben, aber er wolle auch nicht, daß die ihm freundlich gesinnten, durch österreichische Gewalt in den Krieg verwickelt würden. Deshalb schickte er Truppen ins Reich, um „diejenigen Stände, so wider ihn haben marschieren lassen oder wollen, zur Neutralität zu zwingen." Wer die Neutralität ergreife, gelte als Freund, die andern würden als Feinde behandelt und in Kontribution gesetzt. Sollte der Kurier länger als bis zum 24. Juni ausbleiben, oder einen seinem Antrage widrigen Befehl mitbringen, so würde mit der Ruinierung von Stadt und Land begonnen und nicht eher aufgehört werden, als bis der Kurfürst sich zur Neutralität entschlossen hätte.

Oldenburg fügte dieser Drohung bei, daß des Königs Befehle streng wären, und daß bei einem Angriffe auf den Petersberg die kurfürstlichen Räte und die katholische Geistlichkeit vorausgetrieben würden.

Mit Besorgnis sah man nun dem Eintreffen des Kuriers entgegen. Wachenheim hatte den Kurfürsten um die Erlaubnis, sich bis aufs äußerste auf dem Petersberg verteidigen zu dürfen, gebeten. Willigte der Kurfürst ein, so mußte man sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Die Besatzung war sehr willig und schleppte nach Wangenheims Bericht, nachdem die Werke ausgebessert waren, „unter Jauchzen" zu dreißig die schweren Kanonen auf die Wälle. Obwohl die Preußen der Festung das Wasser abgeschnitten hatten, glaubte sich der Kommandant halten zu können.

Am 23. kam Kottulinski zurück. Er brachte den Befehl zur standhaften Verteidigung des Petersberges. Der Statthalter sollte Oldenburg mitteilen, der Kurfürst handele nach den Reichsgesetzen und gehorche dem Kaiser. Stadt und Land aber gebe er der göttlichen Gnade anheim.

Marwitz und Wegmar, die für Oldenburg die Unterhandlungen führten, erklärten nunmehr kurzweg, sie behandelten Erfurt nun feindlich und legten neue schärfere Bedingungen vor. Sofort mußten sämtliche mainzischen Kassen abgeliefert werden, 200 000 Taler Kontribution wurden ausgeschrieben; man begnügte sich aber später einschließlich der Kassen mit 150 000 Talern. Brot und Fourage, 40 Wagen und 60 auf drei Tage mit Futter versehene Pferde wurden verlangt. Die Geistlichkeit mußte für sich 30 000 Taler, davon 10 000 bar, und 5000 Taler Douceur bezahlen und zwei Pferde liefern. Für den Rest wurden der Kanonikus Dr. Hunold und der Subprior des Augustinerklosters Jordan Simon als Bürgen mitgenommen. Die kaiserliche Postkasse mit 757½ Taler wurde beschlagnahmt, die Post angewiesen, fortan mit Berlin abzurechnen. Die Stadt selbst wurde geschont, Disziplin und Ordnung vollauf gewahrt.

Am 24. zogen die Preußen nachmittags um 5 Uhr ab. Zur Sicherung der Kontributionszahlung nahmen sie noch den Geheimrat Philipp Freiherrn von Lyncker und den Kammerrat Spönla mit. Am 25. waren sie in Kranichfeld, am 27. in Neustadt an der Orla, immer strenge Manneszucht haltend. Für die Freigabe der Geiseln verwandte sich später der Herzog von Gotha; Friedrich wollte ihm auch den Gefallen tun, trotzdem ihm Lyncker viel schaden könnte. Es unterblieb aber, erst Ende August erging an Finck Befehl, ihn freizugeben, wenn noch 20 000 Taler Kontribution bezahlt wären.

Das Nachspiel in Regensburg, in Beschwerde von Kurmainz und kaiserlicher Aufforderung vom 9. Juli bestehend, nahm den bekannten Verlauf. Plotho erklärte gelegentlich der Debatte über Mayrs Einfall, „man könne es doch dem König nicht verdenken, wenn er Vorsichtsmaßregeln ergriffe"; und als die Franzosen Erfurt besetzten, wies er darauf hin, daß kein Mensch etwas darüber sagte, daß vom Kaiser ins Reich gerufene Fremde sich der Stadt bemächtigten, als aber sein König, der Kriegsraison entsprechend, einen Versuch Erfurt zu besetzen gemacht hätte, da wäre gleich Kaiser und Reichshofrat eingeschritten.

---

4. Die Mobilmachung der Kreise und der Anmarsch der Kreistruppen nach Fürth.

Der Einfall Mayrs nach der Oberpfalz und Franken hatte den Kreisen Angst und Schrecken, die Niederlage des Königs bei Kolin hatte den kaiserlich Gesinnten Mut eingeflößt, während die preußische Partei angesichts der schlimmen Lage Friedrichs anfing zu zagen. Diese Umstände halfen dem Kaiser viel mehr als seine dröhnenden Mandate. Die Kreise rüsteten nun ernsthafter, wenn auch noch manche Neigung zur Verzögerung bestehen blieb.

In der Nacht vom 12. zum 13. Juni war in Frankfurt eine Stafette mit einem dringenden Hilfegesuche des fränkischen Kreises eingetroffen. Der Direktorialgesandte des oberrheinischen Kreises hatte darauf sofort eine Kreistagssitzung einberufen und den sofortigen Abmarsch der wenigen bereits vorhandenen Truppen nach Franken vorgeschlagen. Aber nur Kurpfalz (für Simmern) und Basel waren dem Vorschlage beigetreten, die andren hatten sich teils auf defectum instructionis, teils darauf hinausgeredet, daß ein Eingreifen jetzt sehr bedenklich wäre, denn man könnte den Krieg sehr leicht auf oberrheinisches Gebiet ziehen, eine engherzige Kirchturmspolitik, die aber ganz den Kreisgepflogenheiten entsprach. Das Endergebnis der Beratungen war der Beschluß, sich mit dem schwäbischen Kreise in Verbindung zu setzen; die noch fehlenden Truppen sollten binnen fünf Tagen ins Lager bei Frankfurt rücken und dort noch 14 Tage unter Leitung darmstädtischer Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen exerzieren.

Graf Pergen, der anfangs Juni „mit seinem Latein hier zu Ende zu sein geglaubt hatte", atmete auf. Aus allen Beschlüssen, die er und der Landgraf von Hessen-Darmstadt am 18., 29. April und 5. Mai, letzteren mit nur einer Stimme Mehrheit durchgesetzt hatten, war bisher nichts Rechtes geworden. Die Nachricht von Prag hatte sofort den wenigen guten Willen wieder wirkungslos gemacht, der Sammeltermin wurde vom 24. Mai auf den 6. Juni hinausgeschoben, ja man wollte überhaupt nicht eher marschieren, als bis die mächtigen Stände mit dem guten Beispiel vorausgegangen wären. Der kaiserliche Befehl vom 19. Mai zum Sammeln bei Kitzingen fand ebensowenig allgemeine Befolgung. Jetzt aber suchte Pergen, die „Bewegung, die vielleicht etwas Erfolg haben könnte", gründlich auszunutzen. Einer Deputation stellte er in eindringlicher Rede am 18. die zwingende Notwendigkeit der Truppenentsendung vor und am 21. konnte er bereits an Cobenzl schreiben, daß noch in diesem Monate 4000 Mann nach Franken abmarschieren würden; schließlich wurde sogar schon der 24. als Abmarschtag festgesetzt.

Das oberrheinische Kreisheer ward von 6 weltlichen und 4 geistlichen Fürsten, 24 Grafen und Herren, 3 geistlichen Stiften und 5 Reichsstädten, zusammen also von 42 Kontingentsheeren in 60 Kontingenten gestellt. Satzungsmäßig sollte es 1473 Reiter und 8559 Infanteristen zählen. Die Reiterei hatte man aber durch Kreisschlüsse nach und nach so eingeschränkt, daß nur noch eine Kreiseskadron schwerer Reiter von drei Kompagnien, im ganzen 174 Mann und 174 Pferde übrig geblieben waren, die Kurpfalz übernommen hatte. Aber nicht einmal diese 174 Reiter waren gleichmäßig uniformiert, 1 Kompagnie, die Leibdragoner, trug rote, die übrigen weiße Röcke, dazu gelbe Hosen und Westen.

Das Regiment „Hessen-Darmstadt" allein war in sich geschlossen. Landgraf Ernst Ludwig hatte es 1697 errichtet und ihm einen geachteten Namen verschafft. Am 2. Juni bereits war es kriegsmäßig ausgerüstet aus seiner Garnison Gießen, geführt von Oberst von Stutzer, nach Frankfurt abmarschiert, wo es am 6. eintraf. Es bestand aus einem Bataillon zu acht Kompagnien und einer Grenadierkompagnie und war, einschließlich des Stabes und der Bedienungsmannschaft für die zwei 3-Pfünder (aus dem Kreiszeughause), rund 900 Mann stark. Offiziere, Unteroffiziere und zwei Drittel der Mannschaft waren gediente Leute, 298 Mann Rekruten; von diesen letzteren entliefen bis zum 4. August 152 Mann, dann keiner mehr. Stabsoffiziere waren Oberstleutnant Hoffmann von Löwenfeld und Major von Glöckner; Chef seit 1738 Prinz Georg Wilhelm, der selbst mit ins Feld rückte.

Die übrigen 59 Kontingente wurden zu zwei Regimentern formiert. Davon hatte an geschlossenen Truppenteilen das Regiment „Nassau-Weilburg" 7 Kompagnien Frankfurter, das Regiment „Pfalz-Zweibrücken" 4 Kompagnien Fuldaer und $4^1/_2$ Kompagnie Speyerer. Die noch übrigen $22^1/_2$ Kompagnien stellten 38 Stände in 56 Kontingenten, so daß manche Kompagnie aus mehr als 6 Kontingenten bestand und es noch günstige Verhältnisse waren, wenn zu einer Kompagnie z. B. der Fürst von Stolberg-Gedern den Hauptmann, 1 Tambour und 2 Gemeine, den Rest aber die Reichsstände Wetzlar und Friedberg stellten. Viele kleine Stände kamen jetzt in arge Verlegenheit; die großen rekrutierten und warben ihnen alles weg, und sie wußten nicht, woher sie Leute nehmen sollten, wenn sie sich nicht, wie Salm-Salm, Salm-Kyburg, die Wild- und Rheingrafen von Grumbach und Grehweiler und andre einfach die nächstbesten Bauern vom Pfluge wegholten zum Unterstecken. Auf pünktliches Eintreffen dieser kleinen Stände konnte nicht gerechnet werden, so kam jetzt ein Kontingent zu spät, weil der Sattler die Säbelscheide nicht rechtzeitig fertig gebracht hatte.

Auch die Kreisartillerie war in mißlichem Zustande. Zu den 10 Stück

3=Pfündern, die der Kreiszeughauptmann Steller für 30 Gulden Jahresgehalt „verwaltete“, hatte man 6 Stück 6=Pfünder 1750 dazu gekauft, die aus alten Philippsburger Kanonen gegossen worden waren. Freilich hatte man keine Kugeln, und, da die Stadt Frankfurt angeblich „keinen truckenen Platz zu dessen Unterkunft“ hatte, auch kein Pulver. Als nun der Krieg beginnen sollte, wurde man bedenklich. Die Kriegsreferenten des Kreises, zwei Frankfurter Kaufleute, meinten, es wäre doch recht leichtsinnig, die schönen neuen Kanonen ins Feld zu senden. Wie leicht kann es da passieren, daß sie weggenommen werden, und wer bezahlt dann die neuen? Endlich beschloß man aber doch, 2 3=Pfünder für jedes Regiment daran zu wagen, denen später sogar noch 2 6=Pfünder nachfolgen sollten, „durch die die hohlen und verhauenen Wege, auch kleine besetzte Plätze beschossen, der Übergang feindlicher Völker über einen Fluß verhindert, und solche zu dergleichen Nothdürftigkeit mehr gebraucht werden könnten.“ Landgraf Ludwig VIII. von Hessen=Darmstadt setzte es auch noch durch, daß wenigstens einige Artilleristen zu den Geschützen kamen. Sie bekamen grüne Uniformen, Hirschfänger und Flinte; da sie bisher nur bei Festlichkeiten „blind“ geschossen hatten, sollte ihnen Steller, der einige Märsche nach Fürth zu mitmachen sollte, unterwegs „den nöthigen Unterricht geben“. Das unterblieb aber auch, denn Steller hatte zu viel mit der Besorgung von Munition zu tun, die gemischten Regimenter hatten fast gar keine Patronen mitgebracht. Die Artilleristen wären so ganz als Autodidakten ins Gefecht gekommen, wenn nicht Kreisgeneral Stolberg dem erfahrenen Leutnant Müller den Befehl über sämtliche Artilleristen übertragen hätte, der sie denn auch bei jeder Gelegenheit tüchtig drillte. Allein diese „Selbständigkeit“ des Generals nahm der Kreistag, der diese Übertragung und Ernennung für „sehr unnötig“ und für einen Eingriff in seine Rechte hielt, sehr übel, und so entstand ein zwei Jahre lang dauernder Kompetenzstreit!

Der Kreis war reich an Generälen, aber trotzdem kam er in große Schwierigkeiten, als er die Kreisgeneralstelle besetzen wollte, denn viele hatten keine Lust, sich den Gefahren und Unbilden des Krieges auszusetzen. Der von den brauchbaren Generälen am ersten in Frage kommende Kreisfeldmarschall Friedrich Michael von Zweibrücken war bei dem österreichischen Heere, Reichsfeldmarschall Graf von Ysenburg=Philippseich lehnte unmittelbar vor Abmarsch der Kontingente ab, Georg Wilhelm von Hessen=Darmstadt, ein tüchtiger und schneidiger Soldat, der schon 1747 preußischer Generalmajor, 1754 auch, „in Anbetracht Dero stattlicher Kriegserfahrenheit“ Reichsgeneralfeldmarschalleutnant geworden war, rückte mit seinem eigenen Regimente aus. In dieser Verlegenheit meldete sich der 32 Jahre alte Prinz Karl von Stolberg=Gedern, ein erfahrener Offizier, der sich im Erbfolgekriege schon

ausgezeichnet hatte und dem wir während des ganzen Krieges an hervorragender Stelle begegnen werden. Man ernannte ihn sofort zum Kreisgeneralfeldwachtmeister und übertrug ihm, froh, noch einen brauchbaren Mann gefunden zu haben, das Kommando über die Kreistruppen. Schon die ersten Tage seines Kommandos führten ihm die ungeheuren Schwierigkeiten, die nicht offene Feldschlacht, sondern die jämmerliche Organisation, der verlotterte Zustand des Heereswesens, die Verpflegungsmisère und der grenzenlose Partikularismus mit sich brachten, vor Augen. Am 23. Juni erließ Stolberg aus seinem Hauptquartiere Bornheim die Befehle zum Abmarsch nach Franken. Er benachrichtigte davon auch den Magistrat Frankfurts mit der Bitte um Genehmigung des Durchzugs durch die Stadt, eine Bitte, deren bereitwillige Erfüllung nach heutigem Begriffe ganz selbstverständlich ist.

Rechtzeitig standen am nächsten Tage die Truppen zu dem, der herrschenden Hitze wegen auf früh 2 Uhr festgesetzten Abmarsch bereit, das Regiment „Nassau-Weilburg" mit seinen sieben Frankfurter Kompagnien aus Höflichkeit an der Spitze. Rechtzeitig erschien auch Stolberg im Lager auf dem Fischerfelde und gab den Befehl zum Abmarsch. An den Toren der freien Reichsstadt angekommen, fand die Spitze alles verschlossen. Auf die Anfrage Stolbergs erklärte der Frankfurter Oberst von Pappenheim: „Er werde mit Kanonen schießen lassen, wenn nicht jedes Bataillon, zur Vermeidung von Exzessen von der Stadtmiliz geleitet, einzeln durchmarschieren würde." Alle Einwendungen Stolbergs waren vergeblich. Ein Bataillon nach dem andren wurde durch das „befreundete" Frankfurt bis Sachsenhausen hindurcheskortiert, die andern mußten warten, bis die Begleitmannschaft zurück war. Auf diese Weise erreichten die drei Regimenter nach 13 Stunden völlig erschöpft das von ihrem Abmarschplatze nur zwei Stunden entfernte Heusenstamm, wo es lagern mußte. Stolbergs Beschwerde hatte auf dem Kreistage keinen Erfolg. Der Frankfurter Magistrat soll gehofft haben, auf diese Weise sein Kontingent zurückzubekommen.

Sehr schlimm stand es mit der Verpflegung, die ganz in jüdischen Händen war. Schon am 1. Juli mußte Stolberg melden, daß das Brot völlig ungenießbar sei, und daß die Soldaten bereits aus Hunger davonzulaufen anfingen.

Das häufige Üben der zusammengelaufenen Truppen auf dem Marsche verzögerte natürlich das Vorwärtskommen. Am 29. Juni wurde Miltenberg, am 1. Juli Bischofsheim, am 3. Kitzingen erreicht. Hier machte Stolberg Halt. Er hatte sich seine Leute unterwegs näher angesehen und beschlossen, keinen Schritt weiter zu marschieren, bis nicht alles in Ordnung gebracht wäre. Es fehlte an allem, selbst am guten Willen der Mannschaft, die aus Konfessionsgründen vielfach nicht Lust hatten, gegen Preußen zu fechten, und

an der Erfahrung der „sehr mittelmäßigen Offiziere“. Viele Kontingente waren überhaupt ohne Munition gekommen, andern fehlte es an Flintensteinen, und nach des Kreisgenerals eigenem Berichte gab es „nicht wenige, welche sogar statt Flintensteinen dergleichen geschnittene Formen von Holz auf denen Flinten geschraubet hatten“. Die Kugeln paßten nicht in die Geschütze, und als sich Stolberg beim Kreise mit bitteren Worten darüber beschwerte, mußte er sich vom Kreiszeughauptmann Steller die Antwort gefallen lassen: „Die Kugeln wären allerdings nicht kalibermäßig, man hätte aber keine anderen und werde wohl demnächst welche gießen lassen.“

Sehr anschaulich schildert der Darmstädtische Rat Mollinger in seinen Briefen nach Hause, die Brodrück mitteilt, die Zustände und Irrfahrten des Kreisheeres. So schreibt er: „Die Desertion bei diesem Korps ist ungemein hübsch und gehet recht gut von statten, doch am meisten bei dem Nassau- und Ysenburgischen (=Pfalz-Zweibrückenschen) Regiment, als worunter einige Kompagnien wie Schnee zerflossen und völlig ad nihilum reduziert sind, so daß bei der einen noch sechs Mann, bei der andern nur der Hauptmann, Leutnant und ein zehnjähriger Fähndrich und der Tambour, bei einer dritten aber gar niemand übrig geblieben sind. Die Namen der Kompagnien sind mir entfallen, einer darunter von Frankfurt und Laßberg von Usingen sind wieder nach Hause gekehret, um Nachricht einzuziehen, wo etwa ihre Kompagnien hingekommen sein möchten. Sie bieten ein gutes Trinkgeld, wer sie ausfindig machen kann. . . . . Smi Regiment (Darmstadt) hat sich recht brav gehalten, denn es sind davon nicht mehr als nur 116 Mann überhaupt bis vorgestern desertiret . . . . jetzt da der Prinz kommt, wird alles das aufhören.“

Prinz Georg erfreute sich in der Tat der größten Beliebtheit. Schon Pergen hatte dem Generalissismus deswegen vorgeschlagen, die drei Regimenter des oberrheinischen Kreises unter dem Prinzen in eine Brigade zu vereinigen, da er „ganz besonders beliebt wäre, und ohne ihn nicht alle ihre Pflicht tun würden“.

Am 30. Juli, abends um 6 Uhr, traf das oberrheinische Kreisheer, sehr zusammengeschmolzen, im Fürther Lager ein.

Der kurrheinische Kreis hatte matrikelmäßig 1800 Reiter, 9921 Infanteristen zu stellen. Nur die vier Kurfürsten waren bewaffnet, die übrigen Stände zahlten Reluitionen. Es gab daher keine förmlichen Kreisregimenter wie in den andren Kreisen, sondern jeder Kurfürst stellte seine Truppen in einem besonderen Korps.

Kurfürst Clemens August von Köln, ein eitler, vergnügungssüchtiger Herr, der „keinen andren Charakter hat, als den seines augenblicklichen Günstlings“, gutmütig, weichherzig, verschwenderisch, freigebig, ein Grandseigneur des XVIII. Jahrhunderts, kümmerte sich wenig um die Geschäfte. Im Sommer

1756 hatten ihm die preußischen Aushebungen im Rheinlande Besorgnis erregt, daß er zum Anschluß an die Westminster Konvention gezwungen werden könnte. Frankreich, an das er sich wandte, beruhigte ihn durch Monteuil. Friedrich der Große, den Valori darum ersuchte, antwortete nicht. Er wollte Clemens August durch „Einschüchterung, durch welche nächst Bestechung am Bonner Hofe am meisten zu erreichen war", auf seine Seite bringen. Allein, der französische Einfluß blieb, trotz aller englischen Summen, die Graf von Hohenzollern und Finanzdirektor Falkenberg einsteckten, überwiegend. Im September machte Monteuil dem Kurfürsten Mitteilung von den französisch-österreichischen Plänen und davon, daß jede Neutralität der subsidienbeziehenden Fürsten — Köln gehörte auch dazu — ausgeschlossen wäre, um so mehr, als die katholische Religion und die Existenz der katholischen Reichsstifte in Gefahr wären. „Am liebsten wäre es nun Clemens August gewesen," sagt Ennen, „wenn er die französischen Subsidiengelder ruhig hätte einstecken und sich selbst dem Könige hätte entziehen können."

Am Hofe, von dem Breteuil sagt: „Welche Menschen! Großer Gott, ohne Erziehung, ohne Haltung und fast ohne Gedanken, unredlich in ihren Praetensionen und Streben," war die Stimmung geteilt. Der Oberbaukommissar von Belderbruch, der Großkammerherr von Breitbach, der Kommandant von Westfalen, Baron von Wenge und einige weibliche Diplomaten arbeiteten eifrig für Preußen, aber die französische Partei überwog; als die Armeen über den Rhein kamen, blieb dem Kurfürsten gar keine Wahl mehr.

Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, war anfangs auch nicht recht kriegslustig, er zögerte selbst im Mai noch, die Subsidientruppen für Frankreich wirklich abmarschieren zu lassen, die Rüstungen hatte er überhaupt, Münchhausen gegenüber, ableugnen lassen. Schließlich konnte er sich dem französischen Drucke aber auch nicht mehr entziehen.

Der Kurfürst von Trier, Johann Philipp von Walderdorff und Johann Friedrich Karl von Mainz, der Reichsdirektor, waren von Anfang an entschlossen für Österreich und den Kaiser.

Am 18. April konnte Graf Pergen berichten, die Konklusa wären „vergnüglich" ausgefallen, er hoffte, daß noch Ende April ein Regiment marschbereit wäre.

Allein auch in diesem gehorsamsten aller Kreise veranlaßte erst die Not des fränkischen Kreises ernstere Schritte. Am 2. Juni beschloß der Kreistag: Mainz stellt die Regimenter „Ried" und „Knorr" = 4 Bataillone = 2591 Mann, Trier 2 Bataillone = 1200 Mann, Köln die Regimenter „Rothaft" und „Wildenstein" = 2000 Mann, Pfalz das Regiment „Effern" = 1296 Mann, 2 Schwadronen = 288 Reiter und die oberrheinische Kreisschwadron = 171 Reiter, dazu die nötige Artillerie, für das Bataillon

2 Geschütze. Zusammen wollte also der Kreis 7546 Mann aufbringen, da aber Trier und Köln sich auf die erste Zeit nur für die Hälfte verbindlich machen zu können glaubten, sollten am 10. Juni bei Höchst, zwischen Habersheim und Sendbürgen, sich 5946 Mann sammeln, der Termin ward aber sehr bald um 14 Tage verschoben. Ein gemeinsamer Kommandeur fehlte. Mainz erbot sich, einen Generalfeldwachtmeister, Freiherr von Wildenstein, seinen Bataillonen mitzugeben. Dieser Feldherr hatte nach Pergens Bericht an Hildburghausen, „in vielen Jahren keinen Feldzug mitgemacht, niemahlen aber in Qualität eines Stabsoffiziers". Unter sich hatte er viele unerfahrene Offiziere, nur ein Oberstleutnant von Gudenus „war gut zu gebrauchen".

Der Vollständigkeit wegen sei hier gleich erwähnt, daß der preußische Resident, Herr von Ammon, wegen des „ohne Konkurrenz des Condirectorii anmaßlich convocirten Kreistages" die Beschlüsse für „null und nichtig" erklärte und Beschwerde einlegte. Trotz des beginnenden Krieges blieb Ammon in Köln, zum größten Ärger des österreichischen Residenten von Bossart und später des französischen Kommandanten von Torcy, bis ihm am 5. Oktober der Magistrat „den fürderlichsten Abzug anriet".

Mit der Truppenstellung eilte es, trotz eines kaiserlichen Exzitatoriums vom 9. Juni, dem Kreise nicht besonders, am allerwenigsten dem Kurfürsten von Köln. Am 3. Juli waren nur die Mainzer und 600 Trierer bis in die Kitzinger Gegend vorgerückt. Und gerade diese galten als besonders unzuverlässig. Langsam zogen sie nach Fürth heran. In elf Tagen legten sie einmal zehn ganze Wegstunden zurück, wozu der spöttische Mollinger schreibt: General von Wildenstein möge es bei seinem gnädigsten Kurfürsten selber verantworten, daß er seine Truppen so mit forcirten Märschen strappazirt . . . Wenn es so fortgeht (mit dem Zusammenzug der Truppen) wird allem Anschein nach die letzte Kolonne auf Schlitten ankommen." Aus welchen Gründen bisweilen der Marsch verzögert wurde, zeigt ein Bericht Efferns an das Generalkommando: Der Lagerplatz, den er beziehen sollte, stand noch voller Früchte und sollte erst am übernächsten Tage abgeräumt werden. Er wollte den Bauern nicht schaden und schob deshalb Rasttage ein.

Ende Juli trafen die kurrheinischen Truppen im Sammellager des Heeres ein. Die zwei Kölnischen Regimenter stießen aber erst am 11. und 12. September bei Meiningen dazu.

War es bei den beiden rheinischen Kreisen, wenn auch langsam in der Aufstellung, so doch ohne Widerstand mit dem Absenden der Truppen gegangen, so sollte es im schwäbischen Kreise zur offenen Meuterei kommen.

Der schwäbische Kreis mit seinem 700 Quadratmeilen ungefähr betragenden Flächeninhalt hätte matrikelmäßig 3963 Reiter und 8121 Infanteristen zu stellen gehabt; daran waren 95 Stände mit 189 Kontingenten

beteiligt; und zwar 13 weltliche, 4 geistliche Fürsten, 21 Prälaten, 26 Grafen und Herren, 31 Reichsstädte. Durch Kreisschlüsse von 1701, 1702 und 1703 hatte man die Matrikel auf 6 800 Infanteristen, bestehend in 4 Regimentern zu 2 Bataillonen und 1184 Reiter, in 2 Regimentern formiert, herabgesetzt, trotz kaiserlichen Protestes.

Dieses Kreisheer war das bunteste von allem, hierin feierte das Dezentralisationssystem seine schönsten Triumphe.

Am 5. Mai hatte der Herzog von Württemberg Befehl zum Sammeln bei Kannstadt und zum Üben gegeben. Am 27. Juni erst konnte der kaiserliche Gesandte von Ramschwag nach Wien berichten, daß die schwäbischen Kreistruppen in dieser Woche versammelt sein würden. Am 1. Juli ward auch die „Ausrückung" beschlossen und Landgraf Ludwig von Fürstenberg als Feldmarschalleutnant des Kreises mit dem Kommando betraut.

Die Kreisregimenter zogen nun von ihren Regimentssammelplätzen gen Kannstadt. Lindau, Öttingen, Nördlingen, Dinkelsbühl, und andre im östlichen Schwaben gelegene Stände versammelten ihre Trüpplein bei Ulm, wo auch ein verhältnismäßig großes Zeughaus sich befand.

In Wien und Versailles beobachtete man mit ziemlichem Mißtrauen den Herzog von Württemberg, dessen Umgebung und vor allem dessen Volk sehr preußenfreundlich war. Predigten doch in den protestantischen Kirchen die Geistlichen offen gegen ihren Fürsten, der alles seiner Eitelkeit opfere, und für den Schützer ihres Glaubens, Friedrich den Großen. Im Juni hatte sich der Herzog selbst nach Wien begeben; Ende des Monats rief ihn die Meuterei seiner Truppen, die Frankreich nach dem Subsidienvertrag übernehmen wollte, nach Ludwigsburg zurück. Das Kreisregiment und die zwei Schwadronen Kreisdragoner meuterten nicht; da sie aber zum Überwachen und Begleiten der unruhigen Subsidientruppen gebraucht wurden, marschierte der Kreis ohne sie ab.

Im Kreise hatte man zwar den preußischen Residenten Müller aus Ulm ausgewiesen, das Hilfsgesuch Nürnbergs und des fränkischen Kreises aber wenig beachtet. Man beschloß nur „in patriotischer Eintracht solche Maßregeln zu ergreifen, welche den allseitigen reichsständischen Pflichten gemäß wären, zugleich aber auch die Selbstkonservation zum Hauptgegenstand hätten", und „deliberierte" lange über den Ausmarsch. Als man sich aber entschlossen hatte, gab man dem Kreisgeneral eine Instruktion mit, die das Muster einer reichsständischen Kirchturmspolitik ist. „Wenn die Kreistruppen allein stehen, heißt es in § 5, so kommandiert sie allein der Kreis und seine Generalität", und im bezeichnenden § 10 wird es klar ausgesprochen: Der General hat die Pflicht „allemal haubtsächlich auf die Sekurität und genügsame Bedeckung des Creyses zu reflektiren", welche Vorschrift den Reichsgeneralissimus

in seinem Oberkommando sehr beschränkt. Die Forderung des Generalkommandos, zwei Haubitzen mit Munition, „maßen wir solche unumbgänglich nötig haben" zu stellen, erwiderte der Kreis damit, daß er erklärte, das wäre ihm, da es einen Mehraufwand von monatlich 3000 fl. erfordere, zu teuer; die Beschwerde wegen der Instruktion wies der Kreis damit ab, daß es eine „pure Abschrift der früheren wäre und da sei nie geklagt worden" und schloß, um alles weitere abzuschneiden, am 14. Juli seine Versammlung. Die zwei Haubitzen mußten aus der Reichsoperationskasse bezahlt werden.

In den ersten Julitagen war das Kreisheer versammelt. Nur das geschlossene allein von Württemberg gestellte Regiment „Württemberg" fehlte, wie erwähnt. Die andern drei Infanterieregimenter sahen recht bunt aus.

Zum Regiment „Fürstenberg" setzte sich zusammen:

1. Bataillon:	4	Komp.	von	Fürstenberg
	1	„	„	Kempten,
	1	„	„	Kloster Weingarten.
2. „	4	„	„	bischöflich Augsburg,
	1	„	„	reichsstädtisch Augsburg,
	1	„	„	Kloster Ochsenhausen.

Zu diesen sechs großen Kontingenten waren noch 15 kleine verteilt. Die Offiziere stellten 11 Stände.

Regiment Baden-Durlach:

1. Bataillon:	2	Grenadierkomp.	von	Baden-Durlach,
	1	Komp.	„	Heilbronn,
	1	„	„	Rottweil,
	1	„	„	Gemünd,
	1	„	„	Hall.
2. „	2	„	„	Ulm,
	1	„	„	Lindau,
	1	„	„	Öttingen-Spielberg,
	1	„	„	Nördlingen,
	1	„	„	Dinkelsbühl.

Darin waren noch 21 Kontingente verteilt. Die Offiziere stellten 17 Stände.

Regiment Baden-Baden:

1. Bataillon:	2	Komp.	von	Baden-Baden,
	1	„	„	Öttingen-Wallenstein,
	1	„	„	Ellwangen,
	1	„	„	Schwarzenberg,
	1	„	„	Graf Fugger.

2. Bataillon: 1 Komp. von Hochstift Konstanz,
1 „ „ Überlingen,
1 „ „ Truchseß-Scherr,
1 „ „ Truchseß-Wolfegg,
1 „ „ Mindelheim,
1 „ „ Memmingen.

Dazu noch 31 kleine Kontingente, die Offiziere von 17 Ständen gestellt.

Bei den Musterungen wurden viele, beim Regiment Fürstenberg sogar 300 als „untauglich durch hohes Alter und Gebrechen" sofort wieder entlassen. Das augsburgische Kontingent hatte kurz vor dem Krieg seinen Hauptmann und Kompagniechef Zöhr nach 69 aktiven Dienstjahren eingebüßt. Er ließ sich mit 84 Jahren pensionieren und wurde Major! Jedes Infanterieregiment bestand aus 2 Grenadierkompagnien zu je 100 und 10 Füsilierkompagnien zu je 150 Mann im Kriege, mithin aus 1700 Mann. Das ergibt den Sollstand von 6800 Mann, der 1703 festgesetzt worden war.

Mit der Kavallerie sah es schlechter aus. Noch am 14. Juli berichtete Fürstenberg an den Generalissimus: „Wegen denen Dragonern ist biß dato noch keine Hoffnung zur Berittenmachung, der Herzog von Württemberg hat davon Leute zur Artillerie und zu seinen Haustruppen genommen" und über die „Zollernkürassiere", das buntscheckigste Regiment, zu dem 66 Stände die Mannschaft und 16 Stände die Offiziere stellten, trotzdem es nur 592 Mann stark war, schreibt er resigniert, es wäre ein „sogenanntes Kürassierregiment, obwohlen selbes mit Kürassen nicht versehen." Die „Zollernkürassiere" waren fast vollzählig, von den Dragonern fehlte am 14. Juli noch die Hälfte, beritten waren beide Regimenter fast noch gar nicht.

Es wurde beschlossen, ohne auf „Württemberg" zu warten, abzumarschieren. Am 11. gab Fürstenberg Befehl zum Abmarsche seines Regiments, in Abständen von drei bis vier Tagen sollten dann „Baden-Baden", schließlich „Baden-Durlach" folgen. Die vier Schwadronen „Hohenzollern" und die zwei Schwadronen „Württemberg Dragoner" schlossen sich den ersten beiden Regimentern an. Der Marsch sollte durchs Remstal über Aalen nach Dinkelsbühl gehen, wo Fürstenberg das ganze Kreisheer sammeln und dann geschlossen nach Fürth führen wollte. Es sollten, wie Generalmajor von Rodt meldet, nur täglich vier Stunden höchstens marschiert, und an jedem dritten Tage gerastet werden.

Der Marsch der beiden ersten Kolonnen ging ohne ernstliche Störungen von statten.

Die dritte Kolonne unter dem Markgrafen Karl August von Baden-Durlach, der sein Regiment persönlich ins Feld führte, brach am 19. Juli aus dem Kannstädter Lager auf. Trotzdem nur ganz kurze Märsche gemacht

worden, war von Anfang an die Stimmung der Mannschaft unzufrieden und erregt, so daß am Abend die Grenadierkompagnien und die Leibkompagnien das Lager so eng umstellten, daß eine Schildwacht die andre mit dem Bajonett erreichen konnte. Bei allen Vorsichtsmaßregeln fehlten am Abend des 28. Juli 48 Mann beim Verlesen im Lager, 300 Schritt vom Lorcher Holzgarten. Zur Verhütung weiterer Desertionen ließ Karl August gegen Mitternacht abermals verlesen. Die in ihrer Nachtruhe gestörten Soldaten fingen dabei an, allerlei Unfug zu treiben. So gaben in einem Zelte beim Aufruf eines Namens sämtliche Insassen Antwort und wiederholten das viermal, wurden aber dazu noch grob. Major von Göler kam nun herbei und fragte einen Mann, was das Verhalten zu bedeuten habe. Der aber „meckelte ihm entgegen" und wurde für diese Frechheit mit noch einem, der sich einmischte, arretiert. Kaum hatten das die Schwäbisch-Haller gesehen, so erhoben sie ein großes Geschrei, alles stürzte aus den Zelten, die Haller ergriffen ihre Gewehre, luden, entrissen der Wache die Gefangenen und begannen nun blindlings ins Lager hineinzuschießen, so daß alles in wilder Flucht durcheinanderstürzte. Nur die Grenadiere und „Leiber" hielten Stand und brachten den Markgrafen nach Lorch in Sicherheit, wobei „des Herrn Administratoris Durchlaucht" unterwegs die Kugeln um den Kopf pfiffen, so daß die Begleitmannschaft die Fackeln verlöschen mußten. Nach dem Weggang des Markgrafen hörte alle Ordnung auf. Alles drängt zum Marketenderwagen, der geplündert wurde. „Was sie nicht essen künnten, verdarben sie, den Wein lassen sie auslaufen, Fässer, Tische, Bänke, Bouteillen, Gläser, Krüge, alles wird zerschlagen." Dann nehmen sie die vier Fahnen und ziehen unter fortgesetztem Schießen „teils übers Wasser gegen Hohenstaufen und Adelberg, etliche auf die Anhöhen der Schwefelhütten. Getroffen wurde, trotzdem daß „mehrere Tausend Schuß mutwillig" abgefeuert wurden, niemand.

Am folgenden Tage mußte Rasttag gehalten werden. Der helle Morgen belehrte viele eines besseren, viele kamen wieder und brachten auch drei Fahnen zurück. Der Markgraf ließ sie vorführen und fragte sie, warum sie revoltiert hätten. Er bekam eine Fülle von Beschwerden zu hören: „Sie möchten zunächst einmal wissen, wo es hingehen sollte. Sie hätten erfahren, daß der Krieg ein Religionskrieg werden sollte und daß man die Kreisregimenter an den Grenzen des Kreises auflösen und in österreichische unterstecken wollte!" — 4 kr. täglich wäre zu wenig, man hätte ihnen überhaupt nicht alle versprochene Löhnung ausbezahlt! — „Die Offiziere, besonders Oberst Baron von Holzapfel, wären zu scharf" — „man plagte sie den ganzen Tag mit Exercieren und Marschieren!" — „Die Zelte taugten nichts!" Dazwischen hinein ward ab und zu geschossen.

Karl August beschloß angesichts dieser Lage zu warten. Trotz anfänglicher Drohungen verging die Nacht ruhig. Am Morgen des 22., 1/2 6 Uhr ließ der Markgraf antreten und erklärte den Soldaten: „Wer bleiben will, soll bleiben, man solle nur alles Unrecht, was geschieht, mir melden; wer aber weglaufen will, soll das gleich thun!“ Nach einigem Murren fügen sich die Mannschaften. Der Vorsicht halber werden alle noch geladenen Gewehre abgefeuert, dann ging der Marsch, nur drei Stunden Wegs, weiter. Es fehlten dem Regiment 172 Mann, 50 davon aus Schwäbisch-Hall.

Über Möglingen, wo am 23. noch einige kleine Unruhen ausbrachen und 20 Mann entliefen, wurde am 24. Aalen erreicht. Als das Regiment in Dünkelsbühl eintraf, fehlten ihm 200 Mann. Von hier aus marschierten die beiden badischen Regimenter zusammen und trafen am 29. Juli, vier Tage nach dem „fürstenbergischen“, bei Fürth ein.

Aus der Meuterei „machten sich die Stände nicht viel.“ Hall schrieb an Gemünd, 50 Mann seiner Kompagnie hätten sich gemeldet, man hätte ihnen Pardon gegeben und sie in die Stadt eingelassen. Ulm nahm 60 Mann auf. In Wien verlangte man, da nach Reichsgesetzen das Kontingent, sobald es ausgerückt ist, dem Stande nicht mehr, sondern dem Oberkommando unterstehe, die Auslieferung der 50 Mann von Hall bei Exekutionsandrohung. Karl August meinte nun freilich, Hall habe nur „einen verstellten Pardon“ gegeben, um die Leute zahlreich zusammen zu bringen, und habe sie eingesperrt, die schlimmsten sogar auf seinen Wunsch in Eisen gelegt.“ Allein Hildburghausen wollte sie abholen lassen, um „an denen Rädelsführern ein in die Augen leuchtendes Exempel zu andrer Erspiegelung zu verhängen.“ Schließlich erklärte der Kaiser am 4. August, er wolle gegen Hall wegen Aufnahme der Leute Gnade ergehen lassen, doch müsse er auf der Auslieferung, um ein Exempel zu statuieren, bestehen, „da fortan ein Magistrat nach dem anderen Unserer kaiserlichen und des Reiches Städten aus ihrem selbstigen Betrag zu erkennen geben, wie weit sie allschon derer ihrigen an Uns als des Reiches Kaysern und ihrem Herren abgeschworenen theueren Pflichten vergessen seynd.“ Trotz des Verlangens Hildburghausens und des Markgrafen wurden die schuldigen Mannschaften aber nicht bestraft.

Der Kreisoberst des bayerischen Kreises, Kurfürst Max III. Josef war von jeher im Widerspruch mit der Matrikel, die 2400 Reiter und 4482 Mann Fußvolk verlangte, gewesen. Er war der Ansicht, man brauche nur 3473 Mann, aber keinen Reiter zu stellen. In diesem Sinne hatte auch der Kreistag am 24. Januar beschlossen.

Offen geweigert hatte sich nur die Abtei Kaisersheim, und zwar mit einer ganz eigenen Begründung. Das Kloster, an der Grenze zweier Kreise gelegen, benutzte geschickt die vielfach herrschenden Unklarheiten und schloß

sich bald an den schwäbischen, bald an den bayerischen, bald an gar keinen Kreis an, wie es gerade am vorteilhaftesten zu sein schien. 1757 erklärte nun Abt Coelestinus Mermos dem Kurfürsten von Bayern, am 20. Mai 1705 habe Kaiser Josef das Kloster zum schwäbischen Kreis gewiesen, von dem es sich nicht sondern wolle. Auf der schwäbischen Prälatenbank bekam es Sitz und Stimme zwischen Ursberg und Roggenburg. Bayern protestierte gegen das Verfahren des „morosen Reichsstandes" vergeblich, und in Wien, wo der bayerische Gesandte Graf Königsfeld und der Salzburger Agent von Wallnau die Angelegenheiten im Interesse ihres Kreises führten und zur Exekution rieten, gab es lange Verhandlungen. Währenddem leistete die schlaue Abtei, „um nicht doppelte Lasten tragen zu müssen", keinem der strittigen Kreise etwas. Stillschweigend protestierte Lobkowitz-Sternstein, gegen das deshalb 1758 ebenfalls exekutiv eingeschritten werden sollte. Berchtesgaden bat schon am 3. März um eine Ermäßigung von 20 Mann auf Grund eines Kreistagsprotokolls vom 4. April 1746. Ober- und Niedermünster suchten im Juni noch um Befreiung nach, Mißwachs, Viehfall und dergleichen Mißgeschicke habe sie betroffen.

Die 3473 Mann Kreisinfanterie waren in zwei Regimenter eingeteilt. Das erste davon stellte Kurbayern allein, 1789 Mann. Es hatte gegen Geldentschädigung die Kontingente von Leuchtenberg, Breiteneck, Pyrbaum, Hohenwaldeck, Sülzburg und der Hochstifte Freising und Regensburg übernommen. Sein Kreisregiment bildete es aus Kompagnien der Hausregimente „Holnstein" und „Pechmann", und nannte es nach dem Kommandeur „Holnstein". Das Regiment führte 6 Geschütze, 6 Munitionswagen, 14 Fahrzeuge und 222 Pferde, nach dem Sollstande gerechnet. In Wirklichkeit blieb es, wie alle Kreisregimente, hinter dem Sollstande zurück. Zum zweiten Regimente, das nach dem größten Kontingente „Salzburg" hieß, hatte Salzburg die Grenadier-, 4 Füsilierkompagnien und den Stab zu stellen, je 1 Kompagnie zu 174 Mann Sulzbach und Neuburg, 216 Mann Kaisersheim, eine Kompagnie Passau mit den kleinen Ständen Lobkowitz, St. Emeran, Ober- und Niedermünster, 1 Kompagnie Stadt Regensburg und Ortenburg. Im ganzen sollte das Regiment 1684, in 9 Kompagnien formierte Mann zählen. Der komplette Stand ward aber später auf 1401 Mann, 89 Pferde herabgesetzt, vorhanden waren bei der Musterung am 31. Juli 1170 Mann, 65 Pferde.

Allein, wenn auch Bayern freiwillig, um seinen guten Willen zu zeigen, 43 Mann mehr als es matrikelmäßig zu stellen hatte, zum Kreisregimente zu geben auf dem Mühldorfer Tage versprochen hatte, man traute ihm doch nicht. Die Tätigkeit des englischen Gesandten Burrish in München, die Haltung der Regierung beim Einfalle Mayrs, die allarmierenden Lügen-

berichte des französischen Aufpassers Abbé von Reitzenstein, der die absurdesten Geschichten in die Welt setzte, das Erscheinen des preußischen Emissärs Meinders, der ein Promemoria überreichte, das alles machte Bayern höchst verdächtig. Am 22. Juni nachts war Folard von Regensburg nach München geeilt, ihm folgte der General Dumesnil, um auf Gestellung der Subsidien- und Kreistruppen zu dringen, ja, um sogar den Kurfürsten durch einen zweiten Subsidienvertrag, der am 31. Juli abgeschlossen ward, noch enger an die antipreußische Partei zu fesseln. Schon am 1. Juli konnte Folard an Hildburghausen berichten: „Hier wird alles gut gehen, das bayerische Kontingent marschirt den 24. dieses ab, ohne das Ew. Hoheit sich die Mühe hierher zu kommen zu geben brauchen.“ Die Mahnungen Podstatzkys, des kaiserlichen Gesandten, und der drohende einzelne Abmarsch der Kontingente des Kreises wirkten beschleunigend. Der Kurfürst bat, nach Podstatzkys Bericht an Hildburghausen, inständig, den Vorschlag der Einzelausrückung, die seinem Ansehen als Kreisoberst erheblich schaden müßte, fallen zu lassen. Trotz des Wiener Befehles, darauf zu bestehen, meinte der Gesandte, es wäre doch besser, wenn der Kreis erst sammele und dann nach einer kurzen Musterung geschlossen, etwa Ende Juli beim Gros einträfe, zumal ja jetzt keine Gefahr für Regensburg mehr bestände. Hildburghausen drängte. Die Zeit zum Stellen der Truppen, so schreibt er an Podstatzky, wäre nun längst verstrichen, und Bayern hätte keinen Grund, sich über Ungeduld zu beschweren. Als Kreisoberst hätte der Kurfürst mit einem guten Beispiel vorangehen müssen. „Mir ist nägst dem gahr wohl bekannt, daß die meisten in München guth Preußisch gesonnen seyn, und darff sich der Churfürst mit seiner Standhafftigkeit nicht zu vill rühmen, maßen, wann der 18. vorigen Monats (Kollin) — so deroselben jedoch nur im Vertrauen eröffne — nicht so glücklich für uns außgeschlagen hätte, ich nicht wüßte, wie es mit solchen gestanden seyn würde.“

Am 7. Juli ging die Artillerie von Ingolstadt ab, am 15. verließen die Salzburger Truppen ihre Heimat. Die Kurbayerischen sammelten bei Straubing und marschierten dann nach Neumarkt. Die Passauer vereinigten sich in früher Morgenstunde am 27. Juli mit den Regensburgern bei Lappersdorf und zogen dann zum Sammellager. Am 31. war bei Neumarkt Generalmusterung, wobei vom ersten Regiment 1757, vom zweiten 1169 Mann effektiv waren. Auf dem Marsche von Salzburg waren 110 Mann bereits entlaufen. Der Musterungskommissar Baron von Kirchheimb vereidigte die Mannschaften, verbot religiöse Zänkereien und erließ ein Duellmandat für die Offiziere. Oberst von Montgelas vom Regiment „Holnstein“ war nicht recht zufrieden. Vor allem erregten die Gewehre seinen Zorn: „Die . . . . nach Neumarkt übersandten neuen (!) Feuergewehre sind durchgehends zu rösch, beim Exerciren

springen jedesmal 10, 12, 20 Handschrauben weg, die Pfannendeckel geben kein Feuer, die Rohre dürften springen, das Eisen ist zu rösch, welches," wie er sarkastisch hinzusetzt, „denn zu geschehen pflegt, wenn das beste Eisen zum Drahtzühen genommen und nur das schlechteste zum Gewehr applicirt wird." In seiner energischen Weise erklärt er am Schluß, da ein Requisitenwagen zu wenig geliefert worden wäre, hätte die Munition zurückbleiben müssen.

Am 2. August marschierte das Kreisheer unter General von Holnstein über Schwarzenbruck nach Schweinau, am 4. wurde es „in den Schoß der Reichsarmee aufgenommen". Unterwegs hatten noch 39 Mann die Gelegenheit zum Ausreißen wahrgenommen, bis zum 10. August folgten ihnen noch 43 nach. Die Truppen gehörten aber trotzdem zu den besten des Reichsheeres.

Auch im fränkischen Kreise war man zu der Ansicht gekommen, daß die matrikelmäßige Stärke des Heeres, 2940 Reiter und 5706 Infanteristen, zu hoch wäre. Man hatte sich auf 3 Regimenter Infanterie, jedes zu 10 Kompagnien von 194 Mann = 5820, also 114 Mann Infanterie mehr als matrikelmäßig waren, aber nur auf 2 Reiterregimenter von je 5 Schwadronen, = 10 Kompagnien zu 70 Mann = 1400 Mann geeinigt. Da ein Reiter soviel wie drei Infanteristen gerechnet wurde, so hatte man auf diese Weise 4506 Infanteristen eingespart. Der dezentralistische Geist kam besonders dadurch zum Ausdruck, daß die Stände ihre Kontingente nicht geschlossen in ein Regiment stellen durften, sondern sie auf jedes der fünf Regimenter verteilen mußten. So stellte z. B. Würzburg in jedes Infanterieregiment drei Kompagnien, in jedes Reiterregiment eine Schwadron, Nürnberg zum Regiment „Kronegk" zwei, zu den beiden andern Regimentern je drei Kompagnien und zu den Reiterregimentern je eine Schwadron. Die noch übrigen 17 Kompagnien und 6 Schwadronen setzten sich aus 88 Kontingenten zusammen, darunter lächerlich kleine wie die des Grafen Schönborn-Wiesentheid mit 1 Gefreiten, 2 Infanteristen, 1 Dragoner oder der Fähnrich des deutschen Ordens beim Regiment Ferntheil. Die Uniformierung war durch Kreisbeschluß von 1756 einheitlich geworden.

Während der Mayrschen Invasion hatte der Kreis begonnen, Truppen zu stellen. Die noch fehlenden rückten nach und nach später bei Fürth zusammen. Nürnberg, das anfänglich seine Truppen zu seiner Verteidigung zurückbehalten wollte, mußte sich anfangs Juli doch für Entsendung bequemen. Am 7. Juli trafen seine Kürassier- und Dragonerschwadron, am 8. seine acht Füsilierkompagnien im Lager ein. Einzelne Stände weigerten sich zunächst, Truppen zu senden oder gebrauchten allerlei Ausflüchte. Sie wurden erst beim Vorrücken des Reichsheeres gezwungen, ihren Pflichten nachzukommen; Meiningen z. B. lieferte erst Mitte September seine 18 Mann

„Bayreuth"-Kürassiere und seine 81 „Ferntheil"-Infanteristen. Hildburghausen tat sehr loyal. Der Herzog besuchte seinen Bruder, den Generalissimus, und äußerte dabei, er hätte nie die Absicht gehabt, sich seinen Pflichten zu entziehen, das Kontingent stände bereit und würde abrücken, sobald die Hennebergische Kompagnie käme, zu der es gehörte. Er hätte aber auch zum obersächsischen Kreise zu stellen, in dem seit vielen Jahren keine Kreisverfassung bestehe, jetzt „wisse aber niemand mehr, ob und wo die Regimenter vorhanden wären, worunter ein oder anderer Stand sein Creyscontingent zu stellen habe." Ein Promemoria des herzoglichen Ministers Fischberg erklärte ganz naiv dem Generalissimus: Die zum fränkischen Kreis zu liefernden zehn Mann wären bereit, aber „es würde wohl lächerlich erscheinen, wenn es im Lager zu Fürth hieße: heute ist das hochfürstliche Sachsen-Hildburghausensche Reichs- und Creyßkontingent in acht Mann zu Fuß und zwei zu Pferdt bestehend hier eingerücket und dadurch der Anwachs der Armee ein großes verstärket worden." Erst gegen Ende Oktober marschierte das zu beiden Kreisen gehörige Kontingent aus, hörte unterwegs die Kunde von Roßbach und lief schleunigst wieder heim.

Über einzelne widerstrebende Stände wird später zu sprechen sein.

Im ganzen brachte der Kreis die Regimenter „Varel" mit 1488, „Ferntheil" mit 1562 und „Kronegk" mit 1572 Mann, die Kürassiere „Bayreuth" mit 506, die Dragoner „Ansbach" mit 546 Pferden auf; gegen den ursprünglichen Matrikelfuß 1888 Reiter, 1084 Infanteristen zu wenig.

Der Kreisgeneral der Kavallerie, der Markgraf Christian Friedrich von Ansbach, rückte nicht mit ins Feld, der Generalfeldzeugmeister Baron Gudenus war 80 Jahre alt und blieb ebenfalls zu Hause. Der Generalmajor von Varel rückte mit aus, er hatte aber niemals gedient. Im allgemeinen herrschte großer Mangel an Stabsoffizieren.

Vom westfälischen Kreise kamen nur, in drei Bataillone („Nagel", „Elberfeld" und „Mengensen") formiert, die Kontingente des Kurfürsten Clemens August von Köln, der auch Bischof von Paderborn und Hildesheim und Deutschordensgroßmeister war. Sie waren etwa 1800 Mann stark und hatten sechs Geschütze. Die westfälischen Stände hatten sich anfangs 1757 auf den Landtagen von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim heftig gegen die Rüstungen gesträubt, Hildesheim hatte sich mit 20 000 Talern vergeblich loszukaufen versucht. Die Stellung der Kontingente war dadurch nur verzögert worden, aber nicht unterblieben. Indes am 15. August kannte der Generalissimus noch nicht die Namen der Kommandeure des kurkölnischen und des westfälischen Kontingentes, denen er Befehl schickte, nach Meiningen zu marschieren. Am 22. August berichteten ihm die Kontingente nichts Tröstliches; sie hätten nur 400 Gewehre, die übrigen in Lüttich bestellten

1600 wären noch nicht fertig, und „das alte gewöhr ist völlig außer stand, unbrauchbar, für kein gewöhr zu achten und ist aufn Marsche völlig in unstande gerathen.“ Am 16. September erst meldete ihm Oberst von Dencken, daß er bei Meiningen angelangt wäre.

Der Herzog von Sachsen-Gotha, der an Stelle des durch den Krieg verhinderten Kurfürsten von Sachsen das Amt eines kreisausschreibenden Fürsten versehen mußte, war, wie seine geistvolle Gemahlin Louise Dorothea, dem Könige in Preußen sehr zugetan. Da er dazu noch ein Schwager des Prinzen von Wales war, hatte er kein Bedenken getragen, 800 Mann zu den alliierten Truppen zu stellen. Für seine Widerspenstigkeit sollte ihn das Reichsheer, sobald es nach Thüringen käme, züchtigen, wie die andern Fürsten Thüringens, deren Angelegenheiten gelegentlich des Aufenthaltes des Heeres in jenen Gegenden zu besprechen sein werden. Reuß und Schwarzburg hatten, da sie in der Kriegslage Truppen nicht stellen könnten, Reluitionen angeboten, die der Kaiser auch annahm und wofür sie feierliche Schutzbriefe erhielten, „auf daß sie von allen außerordentlichen Lieferungen und Prästationen, welche . . . denen widrig gesinnten, oder saumseligen in kaiserlichem Namen auferlegt würden, befreyet und in denen, was die Nothwendigkeit erheischet oder die Kriegsraison erfordern dürffte, es seye in Stilllagern, Durchmarschieren, Quartieren oder in anderen Weegen denen gutgesinnten gleich gehalten werden.“

Freilich blieb es zunächst bei den Versprechungen; Schwarzburg, das „immer sehr patriotisch und devot für Ihro kaiserliche Majestät war“, bezahlte seine 38 880 fl. Reluition nicht an die Reichsoperationskasse und Reuß blieb seine 17 120 fl. ebenfalls schuldig, beide unter vielerlei Klagen über die schwierige Lage und mit Bitten um Ermäßigung. Reuß, das der preußischen Macht am meisten ausgesetzt war, suchte sich durch Tafeln mit der Aufschrift: „Neutrales Gebiet“ und dem deutschen Reichsadler, der das reußische Wappen auf der Brust trug, gegen Einfälle zu schützen. Es half ihm aber nichts, die Preußen suchten das Land öfters heim, vor allem um Rekruten zu pressen, die sie sogar Sonntags von der Kirche wegholten.

Ebensowenig wie der obersächsische war der niedersächsische Kreis imstande, Truppen zu stellen. Die Hauptstaaten, Hannover, Braunschweig-Wolfenbüttel, die Herzogtümer Magdeburg und Halberstadt befanden sich im Kriege gegen Österreich. Einige kleine Stände, die ganz unbedeutende Truppen stellten, werden gelegentlich der Organisation des Heeres in Fürth zu erwähnen sein. Matrikelmäßig hätte auch Österreich für sich und den burgundischen Kreis Truppen zum Reichsheere stoßen lassen müssen, und zwar 11 529 Reiter und 24 645 Infanteristen. Da es selbst Krieg gegen Preußen führte, konnte es dieser Pflicht erklärlicherweise nicht genügen. Es sandte

aber zunächst das Infanterie-Regiment „Blau-Würzburg“, das es auf Grund eines im Schloß Werneck bei Schweinfurt am 16. September 1756 geschlossenen Vertrages am 20. Mai übernommen hatte. Das Regiment, das bei der Bayrschen Invasion den Grundstock der sich zur Abwehr sammelnden fränkischen Kreistruppen bildete, war eins der besten des ganzen Heeres. Es hatte einen Effektivstand von 1864 Mann, als es unter Oberst Baron Moser von Filseck ins Feld rückte, und führte vier Geschütze mit sich.

Später teilte der Hofskriegsrat dem Reichsheere auf dringendes Bitten des Generalissimus noch vier Reiterregimenter zu. Während des ganzen Krieges blieb das Reichsheer eigentlich nur bisweilen in den Winterquartieren ohne österreichischen Regimenter, die ihm Stütze und einigen Nachdruck verliehen.

Zweiter Teil.

Im Hauptquartiere zu Fürth.



1. Der Oberbefehlshaber Herzog Josef Friedrich von Hildburghausen und die Organisation des Heeres im Lager von Fürth.

Am 28. Juni, abends um 7 Uhr, donnerten die Kanonen der Reichsstadt Nürnberg feierlichen Salut, und in Amtstracht begrüßten die Ratsherren von Pfinzing und von Haller mit würdevoller Ansprache in langatmigen Sätzen Seine Durchläuchtigste Exzellenz, den Generalissimus des Reichsheeres, den Herzog Josef Friedrich von Hildburghausen.

Nach einigen Worten des Dankes fuhr der Herzog seinem Quartier, dem Gasthofe „zur goldenen Gans" zu. Begrüßungen waren ihm nichts Neues mehr. Wenige Tage vorher hatte man ihn in Regensburg begrüßt, dabei aber den Kanonensalut und die Ehrenpfosten vergessen, und am 14. hatte ihm der kaiserliche Prinzipalkommissar Glück zum hohen Kommando gewünscht, als einem „Offizier, begabt mit weltkundig besitzender erleuchtester Kriegserfahrenheit, tapferstem Heldenmut und allen zu einem großen Kapitaine erforderlichen Gaaben."

Allein, all diese offiziellen Liebenswürdigkeiten konnten sein Herz nicht fröhlicher machen, hatte ihn doch die erfreuliche Botschaft vom Siege der Waffen Maria Theresias bei Kollin, die ihn am frühen Morgen des 22. Juni in Maria-Zell bei Linz erreicht hatte, kaum eine kurze Zeit frischer Zuversicht bringen können. Er wußte, daß ein schweres Amt, eine undankbare Aufgabe und vielleicht, wahrscheinlich sogar, ein hartes Schicksal seiner harrte.

Warum hatte er es angenommen, dieses, wie er es selbst bald nannte, „vermaledeiete Kommando"? Warum war er aus seinem prächtigen Palais am Josefstädter Glacis, in dem er seit seiner Verabschiedung im Jahre 1749 die feine Welt der Hauptstadt empfing, in dem er seiner Vorliebe für Musik leben konnte, in dem ihm Gluck, den er eingeführt hatte, so herrliche Stunden mit seiner Kunst bereitet hatte — warum war er aus dem Frieden dieses stolzen, reichen, künstlerischen Heims hinausgezogen, um die Reichsexekutionsarmee gegen den großen König zu führen? Es war eigentümlich bei seiner

Wahl zugegangen. Man hatte in Wien daran gedacht, den unfähigen Karl von Lothringen von der Hauptarmee abzuberufen, allein dem Gedanken hatte sich der Kaiser, dem das einer persönlichen Beschimpfung gleichgalt, widersetzt. Nun wollte man dem Prinzen den General Daun als „Berater", etwa als Generalstabschef, beigeben; Daun aber konnte ihn nicht leiden und nahm die Ernennung nicht an. In dieser Schwierigkeit kam Kaunitz auf die Idee, Karl mit dem Oberkommando des Reichsheeres, gleich als ob er dafür immer noch gut genug wäre, zu betrauen, Daun sollte dann die Hauptarmee führen und der zu einem Kommando in Aussicht genommene Herzog von Hildburghausen ein nach Schlesien bestimmtes Armeekorps übernehmen. Diesem Plane versagte die Kaiserin ihre Zustimmung. Schließlich behielt Karl die Hauptarmee, und Hildburghausen wurde am 19. Mai mit der Führung des Reichsheeres, das er im Einverständnis mit dem Prinzen Karl, der erster Reichsfeldmarschall war, befehligen sollte. Hildburghausen ließ sich durch den Ehrgeiz, einmal fast selbständig ein Heer zu führen, und durch die Rücksicht auf die von ihm hochverehrte Kaiserin-Königin bestimmen, die Wahl anzunehmen. Da er sowohl katholisch, wie aus evangelischem Hause war, glaubte man merkwürdigerweise beide Konfessionen des Reiches befriedigt zu haben.

Josef Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus Prinz von Sachsen-Hildburghausen war am 5. Oktober 1702 als Sohn des Herzogs Ernst I. Friedrich geboren. 1727 war er in Neapel zum Katholizismus übergetreten, kurz darauf nahm er Dienste in der österreichischen Artillerie, focht 1734 und 1735 unter dem Prinzen Eugen in Oberitalien, wurde dann Gouverneur von Kommorn und kämpfte 1737 in Bosnien gegen die Türken, die ihm am 4. August bei Banjaluka eine empfindliche Niederlage beibrachten. Lorbern hatte er sich nicht erringen können; der alte Prinz Eugen nannte ihn kurzweg „den Schlachtenverlierer" und „den Rückzugsgeneral". Eine Eroberung glückte ihm trotzdem, freilich erst nach des großen Feldherrn Tode, Eugens Nichte und Erbin Victoria von Savoyen reichte ihm ihre Hand. Nach dem Tode des Herzogs Ferdinand Maria von Bayern bewarb er sich, seit 1739 Ritter vom goldenen Vließ und Generalfeldzeugmeister, um die freigewordene Stelle eines Reichsgeneralfeldmarschalls mit Erfolg, wozu ihm Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der ihm auf seine Bitte seine Stimme dazu gegeben hatte, herzlich beglückwünschte. Er blieb aber nur kurze Zeit im Reichsdienste, schon 1743 trat er in das österreichische Heer zurück und erhielt das Militäroberdirektorium und Generalkommando in den innerösterreichischen Landen. 1749 nahm er als Generalfeldzeugmeister auch hier den Abschied, ohne an den schlesischen oder am Thronfolgekriege teilgenommen zu haben.

Er war eine jener eigenartig komplizierten Naturen, an denen das XVIII. Jahrhundert so reich ist. Übereinstimmend schildern ihn seine Zeitgenossen als hochfahrenden, sehr von sich eingenommenen, ehrgeizigen Mann mit schroffen und rauhem Wesen. Nach seiner Korrespondenz scheint er mir vor allem ein sehr temperamentvoller Herr mit lebhafter, zur Übertreibung neigenden Phantasie gewesen zu sein, leicht aufbrausend, scharfen und treffenden Witzes, vom besten Willen beseelt, ohne die Mittel ihn durchzuführen, tapfer, ein Kavalier im Sinne seiner Zeit. Die Kunst, Soldaten zu begeistern und sich ihre Herzen zu gewinnen, das einzige Mittel vielleicht, dem zusammenlaufenden Reichsheere einen einheitlichen Zug zu geben, fehlte ihm völlig. Er war bald bitter gehaßt; die Soldaten fürchteten ihn wie Feuer und nannten ihn den „Profossen", und die Offiziere, die er sehr kurz angebunden behandelte und die er bis zum General hinauf bestrafte, standen bald geschlossen gegen ihn, um so mehr als seine „ungeschliffenen Generaladjutanten", Oberstleutnants von Friese und von Conti, die Kluft immer mehr erweiterten. König Friedrich hielt von des Herzogs militärischen Fähigkeiten nichts, er „ästimierte den Hilpershausen vor einen Narren", wie er sich öfters ausdrückte.

Von Regensburg, wo er 25 321 fl. für Österreich-Burgund abgeliefert hatte, hatte er für Heereszwecke 100 000 fl. als erste Rate mitgebracht. Er selbst bekam 20 000 fl. Ausrüstungsgelder und neben 1500 fl. Tafelgeld 564 fl. monatliche Gage.

Am 5. Juli übernahm er den Oberbefehl über die wenigen bereits versammelten Truppen, die bisher General von Kolb geführt hatte. Er schlug sein Hauptquartier „im Brandenburger Hause" zu Fürth auf, wo später auch der Landgraf von Fürstenberg, Karl August von Baden-Durlach und Georg von Hessen-Darmstadt Wohnung nahmen. Die Truppen lagerten am linken Ufer der Regnitz, Front nach Norden.

Noch von Regensburg aus hatte der Herzog an Colloredo geschrieben: „Wenn Ew. Excellenz mich fernerweit auf meine Reise mit solch angenehmen Nachrichten begleiten, als es bishieher geschehen ist, so wird hoffentlich, ehe ich auf Würtzburg komme, die gantze Preuß. Macht zernichtet, Böhmen und Sachsen befreyet, Schlesien Preußen und Brandenburg aber in kaiserl. Bothmäßigkeit seyn, mithin vor meine formidable Reichsarmée nichts mehr übrig bleiben, als ein und andre übelgesinnte Reichsstädte zu züchtigen und meinen ungezogenen Herrn Vettern die schuldige Aufmerksamkeit vor das Allerhöchste Oberhaubt des Reiches zu lehren . . . Freylich solte eine so glückliche Veränderung unserer Circumstanzien auch meinem Geschäfte einen großen Vorschub geben; es suchen aber die übelgesinnten sogar von diesen favorablen Umständen jenen übelen Gebrauch zu machen, daß sie die Betreibung der

übrigen Hülffen nunmehro als gleichsam überflüssig ansehen wollen, so man ihnen jedoch . . . nicht angehen läßt."

So schnell sollte es mit der „Zernichtung" Preußens, so leicht mit dem Brechen des Widerstandes der Stände nicht gehen!

In seinem Heere fand er „noch alles in der größten Unordnung und Konfusion." Die drei versammelten Korps des fränkischen Kreises, Moser, Epting und Kolb, bestanden, in der Not zusammengerafft, vielfach in Haustruppen und nicht in Kontingenten, deshalb konnten die Regimenter nicht formiert werden. Standestabellen fehlten ganz. Der Herzog erkannte, daß „aus diesem Chaos nur etwas mittelmäßig standthaltiges herauszubringen es in so lang eine pur platte Ohnmöglichkeit ist, bis er nicht die Truppen insgesammt einmal unter seinen Augen bey einander habe", deshalb wollte er die ganze Armee bei Fürth zusammenziehen und üben. Von allen Kreisheeren wußte er noch immer „nichts rechtes". „Und auf eine nehmliche Art, allergnädigster Kaiser und Herr, gehet es in allem dergestalten, daß mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich an die Last dieses mir allergnädigst anvertrauten Commandos denke," schreibt er und gibt nun gleich ein treffendes Bild seiner Truppen: „Die Mannschaft, die ich bis dato gesehen habe, auch die Pferde der Cavallerie giengen noch ziemlich an und die Offiziers bezeigen auch guten Lusten; (es waren größtenteils Haustruppen) allein die Regimenter, so von dem Contingent mehrerer kleinen Ständen zusammengestoßen werden, haben soviel unterschiedliche Exercitia und Gebräuche als separirte Contingentien darunter sind.

Ew. kais. Majestät nur eine kleine Idee von der Beschaffenheit dieser Truppen zu geben, unterstehe ich mich Ihro in Unterthänigkeit zu melden, daß ein Dragoner Fähndrich platterdings insaluto hospite nach Hauß geritten ist und dem Obrist auf drey und vier Schreiben nicht einmal eine Antwort gegeben hat. Ein Lieutenant von der Cavallerie, der mit einem der vorausgerückten Detachements commandirt war, hat dem Obristwachtmeister gantz trucken zugeschrieben, er wär nicht hier, um seinem Reichsstande die Pferde zu ruiniren, mithin man ihn sogleich ablösen lassen sollte, widrigenfalls er mit seinem gantzen Commando davonreiten würde.

Aus diesen Echantillons, deren ich noch eine Menge anzuführen im stande wäre, können Ew. k. Maj. allergn. ersehen, mit was für Leuthe Ich hier zuthun habe, und das übelste von allem ist, allergn. Kaiser und Herr, daß fast alles auf meinen Schultern allein liegt und keine Generale, so mich in etwas sublevire̱n und mir beystehen könnten, vorhanden seyn. Printz Georg von Darmstadt ist zwar vor zwei Tagen eingetroffen, von denen Generalen des fränkischen Kreises aber hat sich bis dato noch kein andrer als Farel (Varel) sehen lassen, ein andrer soll über 80 Jahre alt seyn und

der dritte gar nicht gedient haben, welches denn auch die Ursach ist, daß der Bischoff von Würtzburg die operation gegen den Meyer einen Generalen von seinen eigenen Haußtrouppen, nehml. den Baron Kolb aufzutragen sich bemüßiget gesehen hat. Dieser ist ein tüchtiger Offizier, muß aber nunmehro, da die Crays Trouppen ordentl. zusammenrucken, das Commando abtretten, mithin verlieher ich den eintzigen Mann, der außer dem Prinzen von Darmstadt, so über die Maßen eyfrig, noch zu brauchen ist". Er bittet Kolb und Drachsdorf, der auch ein „wackerer General" wäre, zu FMlts zu ernennen, um zum wenigsten ein paar Männer an der Hand zu haben, auf die er sich verlassen könnte."

Um seine Armee erst einmal völlig beisammen zu haben, hatte er am 4. Juli bereits den gegen Mayr vorgeschobenen Truppen Befehl erteilt, ins Lager von Fürth zurückzukehren. Am 12. und 16. trafen sie ein, Kolb und Drachsdorf kehrten mit den Haustruppen am 15. nach Würzburg zurück.

Inzwischen sammelten die Kontingente, und die Kreistruppen fingen an heranzukommen. „Fast alle Tage, doch jedesmal nur war weniges, und sehr verträmpelt rückt zur Verstärkung unsrer Armee an" schreibt Rat Mollinger, und im Tagebuch des Majors Regenfues aus Eichstädt lesen wir, wie groß die einzelnen Trüpplein waren. Da kam heute Pfettelbach mit 19 Mann, morgen Graf Schönborn-Wiesentheid mit 1 Gefreiten, 2 Gemeinen und 1 Dragoner, die Schweinfurter mit 1 Leutnant und 51 Infanteristen, 120 Würzburger Kürassiere, Hohenlohe mit 69, Windsheim mit 44, die gräflich Grumbachschen mit 48 Mann und die Hildesheimer mit dem passenden Fahnenspruch: „Da pacem domine' in diebus nostris." Bald kam ein Hauptmann, dem unterwegs seine Kompagnie davongelaufen war, oder ein einzelner General, der seine Brigade nicht fand. Von manchen Kontingenten wußte man, daß sie von ihrer Heimat abmarschiert waren, aber nicht, wo sie sich befanden, so war man über 14 Tage lang in Unkenntnis, wo sich das oberrheinische Kreisheer befand, das „zwischen Werth und Miltenberg verloren gegangen war", und Mollinger macht die boshafte Bemerkung, man würde nächstens den Aufenthalt der Truppen durch Ediktalcitation in der Zeitung zu erfahren trachten. Dabei lichteten sich die Reihen gewaltig durch Desertionen und Krankheiten. Vielfach wird berichtet, daß die Soldaten unterwegs die Obstbäume abräumten und dann Bier tranken, so daß bisweilen der vierte Teil erkrankt war.

Am 11. Juli waren etwa 3000 Mann, acht Tage später 11 000 Mann beisammen, alle bunt durcheinander, man wußte nicht, wer eigentlich kommandierte, es wurden keine Wachen ausgestellt, sondern „man verließ sich auf sein gutes Gewissen und gerechte Sache, daß, wenn der Monsieur Mayr uns wieder mit einem unvermuteten Besuche zu beehren die Gnade hätte,

er ganz gewiß seine Herzenslust an uns erleben möge." Erst am 17. begann man Feldwachen „und andre praecautiones auszustellen", „so daß wir nun etwas ruhiger als vorher — schlafen können, denn es wäre ein leichtes gewesen, mit einer Partei von 200 Husaren unser ganzes Hauptquartier aufzuheben, oder wenigstens Hals über Kopf davon laufen zu machen."

Eine buntere Armee kann man sich nicht denken. Die Uniformen waren so verschieden, daß sich die Truppen untereinander selbst nicht kannten. Dazu hatte man das schlechteste Tuch genommen, das alsbald zu reißen anfing. So schrieben schon bald nach dem Abmarsch aus Fürth die Frankfurter Fuhrknechte nach Hause: „Gnädige Herren, derjenige Kittel, so jeder bekommen hat, ist nicht mehr am Leibe zu erhalten." Da aber „derjenige Kittel" 1 fl. 12 kr. gekostet hatte, meinten die beiden Frankfurter Kriegsreferenten, Kaufleute de Neufville, er wäre gut genug. Die Feldausrüstung war miserabel, die Gewehre schlecht, das Pulver teilweise unbrauchbar, die Geschosse der Artillerie nicht kalibermäßig, die Reiter konnten nicht reiten und die Rosse taugten nicht mehr als die Reisigen. „Es wird sich aber alles noch geben bis Frieden wird" spöttelt Mollinger, der auch das Wort „Reichsconfusionsarmee" prägte. „Übrigens", schreibt er ferner, „mag ich von den hiesigen Umständen kein Wort mehr verlieren, sondern semel pro semper nur soviel sagen, daß es ein Spektakul ist, welches verdient, um Geld gewiesen zu werden, kriegerische Posituren, zum Todlachen, mit dem rechten Fuß vorantreten, rechts und links zugleich und dabei nach allen Seiten Front machen, nebst andren dergleichen Neuigkeiten sieht man alle Augenblicke mit Verwunderung; . . . einige haben die Achselbänder auf der linken Seite, damit die Corporals, wenn sie die Soldaten prügeln, nicht durch die Achselbänder am Schlag gehindert werden mögen."

Die meisten Generale und Offiziere waren ohne jede Kriegserfahrenheit, unwissende und ungebildete Protegés irgend eines Standes. „Es kommen so zu sagen fast alle Tage neue Generalfeldmarschalleutnants hier zur Armee, die vorher noch niemals in der Historie bekannt gewesen, weil sie weder vom Reiche noch von den Kreisen, sondern von diesem oder jenem Fürsten dazu ernennet sind." So schickte Kurköln einen Generalfeldmarschall von Wildenstein, von dem noch niemand in der Armee gehört hatte. Hildburghausen äußert sich über die Generäle einmal: „Im Frieden, wo die Truppen bey ihren Ständen seynd, hat mancher General gar nichts zu befehlen und macht mehr den Hofkavalier als Soldaten; andre wollen hingegen niemand disgustiren, die potente Famillen im Lande mittelst der gebrauchenden Schärffe gegen einen ihrer Befreundeten, die Hofleuthe durch jene ihrer Creaturen und so fort nicht irritiren und mit einem Worte sich keine Feinde machen, mithin trauet sich der General den Obristen und dieser seine Sub-

alternen gleichsam nicht scheel anzusehen" und Mollinger, der auf seinen wirklich tüchtigen Prinzen Georg, den der Generalissimus einmal bei Tafel „seine rechte Hand" nannte, stolz war, schreibt: „Ich sehe jetzt mehr als jemals, wie sehr eine gründliche Jugendbildung den größeren Herren gerade so nötig ist, wie uns andren Leuten. Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß hier eine große Zahl von Generalen und andren Offizieren vom höchsten Range sich findet, denen man wohl anmerkt, daß sie in ihrer Jugend nichts gelernt haben. Sie mögen sich vorstellen, welch klägliche Figur diese in der Armee machen."

Aber nicht nur die Unfähigkeit, auch die nahe mit ihr verwandte Eitelkeit dieser Offiziere äußerte ihre schlimmen Folgen. Denn sobald einer ankam, verlangte er die ihm seiner Ansicht nach zufolge Rang und Dienstalter zukommende Einstellung. Da nun auch innerhalb der Regimenter die Kompagnien und Schwadronen nach dem Dienstalter ihrer Führer rangierten, so ergab sich ein fortgesetztes heilloses Durcheinander, ein immer währendes Ändern der Kriegseinteilung, so daß bald weder Offizier noch Mann wußte, wem er eigentlich angehöre. Außerdem aber erwuchsen daraus Streitigkeiten aller Art, da man sich gewöhnlich gegenseitig nicht anerkannte und für voll ansah.

Die moralischen Eigenschaften der Truppen waren die denkbar schlechtesten. Zusammengetrieben aus allen Berufen, aus Zuchthäusern und Gefängnissen geholt, vom Pfluge, aus der Kirche weg zum Soldaten gepreßt, oder wie verlotterte Studenten aus Kneipen und Schänken zusammengelaufen, entbehrten diese Soldaten vor allem des moralischen Haltes, des guten Willens und des Gefühls der Zusammengehörigkeit. Der Begriff der Waffenehre und des Corpsgeists war ihnen völlig fremd. Daß sie größtenteils überhaupt keine Lust zum Fechten, am allerwenigsten gegen die Truppen des großen Königs hatten, erfahren wir aus allerlei Quellen: „Soviel ist gewiß", sagt Cogniazo, „ein großer Teil der Reichsarmee focht ganz wider Willen, — und dies gilt nicht allein von den Protestanten: ich habe Bayern, Pfälzer und Mainzer gesprochen, die mit ihrem Rosenkranze in der Tasche und dem Skapulier über die Schulter noch immer lieber für als gegen den König von Preußen gefochten hätten." Aus Augsburg kann Schatz berichten: „Eine Sache, die gewiß ist und auf die ich Ew. Exzellenz untertänigst bitte einige Aufmerksamkeit zu verwenden, ist, daß alle schwäbischen Kontingente, nach den Erklärungen, die mir ihre eigenen Offiziere insgeheim gegeben haben, samt und sonders die Absicht haben, ihre Fahnen zu verlassen und dahin zu laufen, wo es ihnen gefällt, sobald man sie mit einer französischen Hilfsarmee vereinigen will, um sie nach Böhmen zu bringen, denn keines hat Lust gegen den König von Preußen zu fechten." Nach Mollingers Beobachtung waren

„Fast alle, alle miteinander, sie seien weß Landes und Glaubens sie wollen, entweder aus Neigung, oder aus Furcht preußisch gesinnt, besonders die Mainzer! . . . es ist so zu sagen der einmütige Entschluß aller und jeder, kurzum nicht gegen Preußen zu dienen und scheuen sie sich nicht, öffentlich in den Wirtshäusern, ja bei jeder Gelegenheit zu sagen, daß sie zwar bis hieher nach Fürth marschiret seien, sobald sie aber weiter und wirklich gegen Preußen gingen, so hätten sie sich alle untereinander verbunden, keinen Augenblick länger zu bleiben!" Als es zum Kampfe mit Mayr gekommen war, hatte sich schon dieser Geist gezeigt, die Ansbacher besonders waren sehr kriegsunlustig, so daß der Markgraf den General Kolb zu standesrechtlichem Vorgehen gegen Soldaten und Bauern offiziell ermächtigte.

Welche Schwierigkeiten ihm diese zusammengelaufenen Truppen, die „mit einander nichts gemein hatten als den gänzlichen Mangel aller militärischen Tüchtigkeit", bieten würden, hatte der Herzog sofort erkannt. Dem Reichsvizekanzler, dem er sich offener und zwangloser aussprechen konnte, als dem Kaiser, schreibt er schon am 10. Juli: „Wenn ich nicht fleißiger schreibe, ist es bey Gott nicht meine Schuld, denn ich weiß fast nicht, wo mir der Kopf stehet, und keine Leute hat man mir gegeben. Wann mich der Himmel nur diesmal aus dem unglaublichen Labyrinth heraushilft, so will ich das Soldatenhandwerk gewiß verschwören, und lieber ein Schuster oder Schneider werden". Bereits ist ihm das Kommando ein „vermaledeytes" geworden. „Die Qualität der Armee macht Mir die Haare zu Berge stehen, sindemahlen dieselbe von meisten theils neu angeworbenen Recrouten oder als Soldaten gekleideten Bauern componiret ist, bey denen, ohngeachtet die Offiziere sich alle Mühe geben und nebst den Gemeinen gegen Mir ein großes Vertrauen bezeigen, es noch eine geraume Zeit brauchen wird, einen hinlänglichen Begrif der militärischen Übungen ihnen beyzubringen." Er ging mit aller Energie daran, „diese Reichsarmee Soldaten gleichen zu machen", sollte aber sehr rasch erkennen, daß es etwas andres ist, österreichische Haustruppen und Reichssoldaten zu exerzieren. In erster Linie bekam er die Überzeugung, daß man ihm in Wien „alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legte" und ihn in allen seinen Maßnehmungen hemmte. In alle Teile der Welt wurde er gewiesen, wenn er die notwendigen Leute verlangte. . . So sollte er sich den Generalauditor aus Mailand, den Ingenieurhauptmann aus den Niederlanden kommen lassen. Der Hofkriegsrat schlug ihm einen Offizier, den er als persönlichen Adjutant erbat und dem er „aus eignem Beutel einiges Agrément angedeyhen lassen wollte", ja sogar einen Fourier seines eigenen Regiments rundweg ab, „zu einer Zeit, da man etwas Werkthätiges auszuführen bedacht seyn sollte". Nach vielen Bitten und Beschwerden bewilligte man ihm — zwei Kanzlisten.

Der kaiserliche Gesandte Baron von Widman war im Hauptquartier eingetroffen und Hildburghausen als ein „über die Maßen emsiger und geschickter, auch bei allen sehr beliebter“ Mann und Helfer hochwillkommen. Sonst hatte er außer dem Prinzen Georg und später dem General Rosenfeld niemanden, den er um Rat fragen, „geschweige denn mit Succeß zu etwas emploiren könnte“, so daß er „nicht allein kommandirender General, sondern Oberst, Hauptmann, Leutnant, ja bey meiner Seel Fourier und Quartiermeister“ sein mußte. Er schildert seine Lage selbst weiter: „Um eine elende Standestabelle für den Kaiser zustande zu bringen, bin ich gezwungen gewesen, einen Generaladjutanten nicht nur von Regiment zu Regiment, sondern bey jeder Kompagnie zwei gantze Tage herum zu schicken, und es ist unglaublich in welcher Unwissenheit die meisten dieser Truppen seyn. Drey oder viermal bin ich schon genötigt worden, die Feldwacht in Arrest zu nehmen und abstraffen zu lassen, um sie nur dahin zu verhalten, daß sie nicht abzäumen, ja sich selbst nicht gar ausziehen sollen. Mit einem Wort, die Leuthe wären schon ansehnlich genug, im Soldatenhandwerk aber seynd sie noch so neu, als wie die Recrouten, denen erst heute die Mondur angezogen wird, mithin habe ich täglich und stündlich nichts anderst zu thun als Lehren vorzuschreiben, und wenn es zur Execution ankommt, muß auch wieder ich selbsten derjenige seyn, der darauf Achtung gibt, anerwegen meine Generalen, ja die Obristen und alle Offiziers übrig genug gethan zu haben vermeynen, wann sie das, was ich Ihnen vorsage, wie die Papageyen nachbethen, keiner aber sich nur im mindesten die Mühe gibt zuzusehen, daß das anbefohlene auch exequirt werde. . . . Gallopins und die es sich bey meiner Tafel wohl sein lassen, habe ich genug um mich herum und könnte noch mehrere finden. . . . Die, die einem Markgrafen von Ansbach ein schönes wohlgesetztes und nach der feinsten Hofsprache stilisirtes Compliment ausrichten können, sind oft nicht capable einen Rapport zu machen. Ich brauche, von den Generalen anfangend bis zu den letzten Musketier fast bei einem jeden einen aparten Hofmeister oder Instructor.“ Solch bitterer Worte findet sich eine Fülle in seinem Briefwechsel. Fast scheint es, als ob er in seinem Eifer etwas zu weit gegangen wäre. So schreibt er einmal: „Ich muß mich bey dem vermaledeyten Commando um Dinge anfragen, wo man sonsten nicht einmal darauf zu denken hat. Exempli gratia bey der K. K. Armee ist es Brauch, daß wann im Hauptquartiere die heilige Meß gelesen wird, nicht allein die Wacht beim commandirenden Generale ordentlich zur Bethestunde schlagen läßt, sondern während der Meß im Gewehr steht und bey der Wandlung nebst Schlagung des gewöhnlichen Trommelstreichs auf die Knie niederfällt. Quid agendum, Excellentissime Comes, wann haeretici auf der Wacht seyn? (Es ist notorisch, wie haekeligh die accatholischen auf den Punkt des

Niederknieens vor Unserm Herrgott in Figur der heil. Hostie sind.) Ich möchte nicht gerne, daß Mich der Vicarius Christi vor einen halben Ketzer ansehe."

Der große Widerstand, den ihm fast das ganze Reich entgegensetzte, wenn er mit Forderungen und Verbesserungsvorschlägen an die Stände sich wandte, bereitete ihm weiteren Ärger. Bald müsse er sich um ein Hufeisen, bald um einen Zeltpflock mit ihnen herumstreiten, schreibt er an Daun. Dabei erkannte er bald die Stimmung, die im Reiche, zumal in Franken herrschte, und er verhehlte Colleredo seine Beobachtungen nicht: „Es ist unglaublich, wie Ihr Hof in all diesen Gegenden verhaßt ist, dermaßen, daß, trotzdem unsere Vortheile offenbar sind, es nicht möglich gewesen ist, die Leute hier davon zu überzeugen, wenn sie aber kein Mittel finden können, sich mit dem Gegenteile zu schmeicheln, dann sah man die Niedergeschlagenheit ihnen im Gesicht ab, umgekehrt aber, wenn irgend ein jämmerlicher Taugenichts von Zeitungsschreiber eine falsche Nachricht von einem Vorteil des Königs von Preußen als wie ein Lauffeuer unter die Leute gebracht hat, dann glaubt das jedermann, und niemand kann seine Freude darüber verhehlen." Einige Kreise weigerten sich sogar, Standestabellen an das Generalkommando abzuliefern. Dazu mangelte es an Geld in der Reichsoperationskasse. Auf die Bitten des Herzogs um Geld antwortete der Direktorialgesandte von Lyncker: „Die Römermonate gingen ‚nicht so ein, wie man wohl hoffen sollen'; die Bekanntgabe derer, die wirklich gezahlt hätten, wäre deshalb unterblieben, ‚weilen es nicht zur Auffrischung derer noch im Rückstande harrenden Stände dienen dörffte', wenn sie sehen, daß noch so wenige gezahlt haben; . . . . überhaupt aber ist es zu bedauern, daß unsre Reichsmatrikel nichts weniger als richtig ist, da viele Stände dasjenige, womit sie angesetzet seyn, völlig zu zahlen weigern und sich bald auf Creysmoderationen, die aber beym Reich nicht vor völlig gültig angesehen werden, bald auf andere Einwendungen beziehen, in welchem Falle man dann die empfangenen Summen zu quittiren, wegen des Überrestes aber eine reservation beyzufügen pflegt." Am gewissenhaftesten erfüllte der Bischof von Würzburg seine Reichspflicht. Ende Juli hatte er alles bezahlt, er hatte seine Truppen gesandt, ja sogar seine Garde du Corps hatte er absitzen lassen, um nur seinem Kreiskontingent sofort Pferde liefern zu können, und war in jeder Weise entgegenkommend. Aber diese Bereitwilligkeit blieb vereinzelt.

Trotz alledem ließ der Herzog den Mut nicht sinken, mochte ihm auch „der Misanthrop" im Hofkriegsrate alle seine Bitten abschlagen, er wollte sie wiederholen, solange, bis er doch zum Ziele käme; mochten ihm auch die Stände allen Widerstand entgegensetzen, er hatte sich vorgenommen, ihn zu brechen; mochten auch seine Soldaten so schlecht und unzuverlässig sein, daß

er es nicht einmal wagen konnte, einen in Forchheim gefangenen preußischen Hauptmann in seinem Hauptquartiere gefangen zu halten, weil er hier „viel ehender Gelegenheit zum echappiren haben dürfte", er wollte sie ausbilden und exerzieren, und sie wie die Generale kriegstüchtig machen. Freilich, würde dazu seine Kraft, die so vielseitig sich zersplittern mußte, ausreichen? Vielleicht würde man ihm doch eine Hilfskraft geben! So schrieb er noch einmal nach Wien an den Vizekanzler: „Machen Ihro Excellenz doch um Gotteswillen, daß nunmehro der Printz von Birkenfeld zu dieser Armee beordert wird, denn mit denen Feldzeugmeistern und Generalen der Kavallerie, die Ich habe, trau ich mir wirklich nicht dem Monsieur Mayr, geschweige denn dem Könige in Preußen unter die Augen zu treten." Vergeblich. Nur die anfangs Juli dazu vorgeschlagenen Generäle von Kolb und von Drachsdorf wurden als Feldmarschalleutnants zur Armee abgesandt, sie waren aber sicher nicht die geeigneten Leute, einem durchgreifenden Reorganisationswerke ersprießliche Dienste zu leisten.

Das hatte der Herzog sofort erkannt, daß ohne einen tüchtigen Stamm vorzüglich geschulter Truppen das Reichsheer völlig unfähig sein würde, zu operieren. Diesen Rückhalt sollte Österreich liefern. Da er in dem vorzüglich ausgerüsteten und geschulten Regimente „Blau Würzburg" bereits einen Halt für die Infanterie und einiges Personal zur Ausbildung der Kreisregimenter bekommen hatte, so ging sein Begehren vor allem auf gute Kavallerieregimenter. Denn mit der Reiterei stand es ganz schlimm. Zu einem Drittel sollte die Armee aus berittenen Truppen bestehen — kaum 1500 Mann glaubte der Herzog im ganzen vom Reiche zu bekommen. Am 5. August hatte er nun zwar laut Standesliste bereits 2199 Reiter, davon waren aber 149 gänzlich unberitten, 125 so schlecht, daß man ihre Pferde nicht als dienstbrauchbar rechnen konnte, und 219 Pferde waren im Lager marode, so daß 493 dienstuntaugliche Reiter zu rechnen waren. Schon am 30. Juni hatte er an den Prinzen Karl geschrieben: „[Es] kommt alles darauf an, daß Ich Kaiserl. Cavallerie und Husaren bekomme, und wenn Ew. Königl. Hoheit bey Dero so glücklichen Operationen in dieser Reichs-Executionsarmee eine Assistenz erwarten, muß Ich Dieselbe unterthänigst bitten, Mir darinnen an die Hand zu gehen, daß (Ich) solche erhalte, maßen Ich außer diesen Mich nicht einmal bewegen kan, in Ansehung daß bei denen Reichs-Trouppen sehr wenige vorhanden, und diese noch dazu von sehr schlechter Beschaffenheit seynd." Dieselbe Bitte richtete er gleichzeitig an Daun. Die Notwendigkeit, dem Heere leichte gutdisziplinierte Reiterei zu geben, hatte man in Wien bereits eingesehen, am 26. Juni war beschlossen worden, Hildburghausen mit — 500 Husaren, je 100 aus 5 Regimentern, zu unterstützen. Allein nicht einmal die wenigen kamen zunächst. Der Herzog bittet am 18. Juli Daun

„um Gotteswillen“ ihm doch die 500 Husaren zu senden, er könnte ja gar nicht glauben, wie dringend nötig er sie brauchte. Allein, sie kamen nicht. Erst auf dringende Vorstellungen hin erhielt der Herzog anfangs August die erfreuliche Nachricht, daß die Husarenbrigade Széchényi, die ursprünglich zur französischen Armee stoßen sollte, nunmehr dem Reichsheere beigegeben würde. Es sollte aber noch viel Zeit vergehen, ehe die Brigade sich mit der Armee vereinigte.

Bereitwilliger war man in Wien von Anfang an mit dem Überlassen einer Kürassierbrigade gewesen. Unter dem 8. Juni hatte der General der Kavallerie Graf Pretlack, der gerade ein Kavalleriekorps von zehn Regimentern in Rätz kommandierte, den Befehl erhalten, zur Reichsarmee abzugehen, wo er umso verwendbarer war, als er Reichsgeneralfeldmarschalleutnant war. Wenige Tage später ließ die Kaiserin ihn fragen, ob er sein Regiment und das noch in Ungarn stehende Regiment „Trautmannsdorf“ zur Reichsarmee führen wollte. Die Antwort fiel bejahend aus, nur wollte der General auch noch das augenblicklich unter seinem Befehle stehende Regiment „Batthyany“ mitnehmen, was jedoch verweigert wurde. Am 17. Juli aber sollten die Regimenter erst aus Böhmen abmarschieren, des Generals der Kavallerie jüngerer Bruder, der Generalmajor Graf Pretlack sollte sie auf dem Marsche führen, der General selbst wollte über Wien reisen, wo sich sein Aufenthalt wesentlich ausdehnte, da der Kaiser bei Colloredo auf der Jagd war.

Am 17. marschierte der Generalmajor auch wirklich von Malin bei Kuttenberg ab, allerdings nur mit dem Regimente seines Bruders, von dem andren hatte er „keine sichere Nachricht“! Er traf am 2. August bei Roßhaupt in der Oberpfalz ein, „Trautmannsdorf“ sollte 14 Tage später ungefähr nachfolgen. Die Regimenter, jedes zu 6 Schwadronen, und 1 Karabinierkompagnie, ungefähr 1900 Mann und 2000 Pferde zusammen, waren ausgezeichnete Truppen, sie bildeten den Kern der Kavallerie des Reichsheeres und erfochten sich in der unglücklichen Schlacht von Roßbach hohen Ruhm.

Waren so die Bitten um Unterstützung durch Reiterei erfolgreich gewesen, so wurde den weiteren umso größerer passiver Widerstand entgegengesetzt. Vor allen Dingen fehlte es an Kriegsmaterial, und gleich nach der Übernahme seines Kommandos mußte der Herzog an Colloredo schreiben: „Ich bitte Ew. Excellenz um Gotteswillen, daß Sie mir zu pontons und zu erfahrenen Brücken-offiziers und knechten, item zu Artilleristen helffen, sonsten können Sie auf meine Armée ins mindesten nicht zählen, dann Wassertretten haben wir alle nicht gelernt, und ratione der Artillerie bitte Ich Ew. Exc. zu erwegen, daß sich die Creyse nach denen Conclusis halten, vermöge welcher sie nicht mehr als zwei Stücke pr. Regiment (deren Mann nach

heutigem Fuße acht haben sollte) mitbringen, consequenter diesen Abgang, wann auch nicht ex toto, doch pro parte mittelst der Reserve-Artillerie oder des sogenannten parc abgeholffen werden muß. Sonst würden wir eine feine Figura machen, wann exempli gratia die Preußen mit 8 Stück p. Regiment und daneben einigen Falkaunen, Haubitzen und 12 Pfündern uns begrüßen, und wir hingegen mit zwey elenden Regimentsstückel darauf antworten sollen." Auch an den Kaiser wandte sich der Herzog. Pontons wären im ganzen Lande nicht zu haben gewesen, deshalb habe auch der Mayr „mit seinen elenden Truppen von kaum 1000 zusammengeloffenem Gesindel 5—6000 Mann Reichstruppen aufhalten können und gleichsam ausgelachet". Allein hierauf blieben die Antworten aus. Vierzehn Tage später ward Hildburghausen, der alles, was man ihm in Wien in den Weg legte, einem, der ihm nicht wohl wollte, eben jenem unbekannten „Misanthropen" schuld gab, dringlicher. „Er kenne ganz genau denjengen, der gegen ihn arbeite, er habe aber nicht Lust, Ehre und kriegserfahrenen Ruhm den bizarren Launen eines einzelnen Menschen zu opfern. Würde er selbst Pontons bauen lassen, dann würde man am Lohn der Pontoniere herummäckeln, und ließe er sie nicht bauen, dann machte er sich gleichermaßen im Geiste der Herren vom grünen Tische schuldig." Er kümmerte sich aber doch selbst um die Herstellung von Pontons, und zwar wollte er 60 große und 30 kleine Brückenschiffe innerhalb fünf Wochen bauen lassen, dazu 123 Bedienungsmannschaften anstellen und die Leitung des ganzen dem früheren k. k., jetzt Würzburgischen Ingenieur Joh. Wolfang Eysel übertragen. Das gefiel aber dem Hofkriegsrate nicht. 90 Pontons wären viel zu viel, schreibt Colloredo. Obwohl man noch am 30. Juli sowohl die Unterstützung mit k. k. Brückentrains und Artillerie rund abgeschlagen hatte, erklärte man sich nunmehr bereit, wenn er „einige unumgänglich nöthig zu haben der Meinung wäre und nicht bereits über Herbeischaffung etwas verhandelt habe, für ihn 40 bespannte Brückenwagen bereitzuhalten; für Personal sollte er aber selbst sorgen". Ganz naiv fügt Colloredo hinzu: „Der Herzog habe bei seinem Vormarsche nach Sachsen ja nur den Main vor sich, der aber „dasiger Gegend und bey jetziger Jahreszeit überall guéable ist," es gäbe ja auch in den Städten Brücken, im Notfalle auch Kähne zur Übersetzung der Infanterie, umsomehr, als kein Feind da wäre. Alle übrigen bis zur Elbe zu passierenden Gewässer wären von gar keiner Bedeutung, außerdem wäre bis dahin noch viel Zeit zur Anschaffung." Diese Ansicht wiederholt er kurz darauf mit der Versicherung, daß es wirklich unmöglich wäre, mit k. k. Brücken auszuhelfen. Die Antwort des Herzogs darauf erfolgte sehr rasch in scharfer Tonart: „Der Main wäre nicht guéable. Eine Schiffbrücke zum Vorrücken nach Obersachsen brauche er nicht, das wisse er selbst, „maßen es Mir, Gottlob, endlich auch

nicht unbewußt ist, daß in allen Städten Brücken vorhanden seynd, ja, Ich will nochmehr sagen, wann es mir pur und allein auf die Beziehung der Winterquartiere angesehen wäre, oder Ich einen plausiblen Praetext suchen wollte, die Hände im Sack zu stecken und in einem guten festen Lager still zu sitzen, würde ich sicherlich keine Pontons begehret haben, dann vor einen, der nicht Lust hat, vorzurücken, keine bessere und in der That auch reelle Entschuldigung zu finden ist, als wenn er sagen kann, er habe Flüsse vor sich und keine Schiffbrücken an der Hand, um solche zu passiren: nachdem Ich aber operiren, vorrücken, ja die Elbe sperren soll und will, so muß Ich wahrhaftig mit Schiffbrücken versehen seyn und habe Ich innerhalb 40 Jahren, da Ich die Ehre habe dem allerdurchl. Ertzhause zu dienen, noch niehmals gehört, viel weniger gesehen, daß eine Armee gegen den Feind ohne solche abgeschickt worden wäre. Die Kayserin hat, wie die Truppen aus Hungarn und Österreich aufgebrochen sind, ebensowenig als Ich hier, einen Feind vor sich gehabt; es würden aber schöne Dinge herausgekommen seyn, wann man sie deshalben ohne Pontons gelassen hätte. . . . . Mir ist nicht unbekannt, daß von Erfurth bis an die Elbe kein Rhein- oder Donaustrohm zu passiren seye, daß aber eben just dieses Land mit einer Menge kleinere Flüsse durchschnitten und bey solchen hauptsächlich, daß sie in der allbereits spaten und immer noch weiter avancirenden Jahreszeit aus ursach der Herbstregen aufschwellen werden, zu betrachten ist, Ich und die Armee folglich mit einem Spring-Stock nicht über diesselbe hin und herspringen kann, dieses hat auch seine Richtigkeit, und muß ich offenhertzig heraussagen, daß derjenige, so Ew. Excellenz anrathet, eine Armee ohne Pontons gegen den Feind zu schicken, das Handwerk nicht verstehe, wenn er auch ein zehnmal älterer Feldmarschall als Ich wäre." Da man, wie der Herzog richtig vorausgesehen hatte, das hohe Gehalt für den Ingenieur Eysel und seine Leute tadelte, verlangt er „um Gotteswillen" einmal eine bindende Erklärung des Vizekanzlers, ob er mit den Veranstaltungen fortfahren sollte oder nicht, „wenn man glaubt, daß Ich besser wirthschaften könnte, als Ich thue, so gebe man einem andern die Commission." Mit Hilfe des Bischofs von Würzburg, des allezeit hilfsbereiten Freundes, ließ der Herzog soviel Pontons, als es in seinen Kräften „ratione salarii" stand, bauen, was schließlich auch mit dem Versprechen, ihm, falls er damit nicht auskommen würde, aus Prag zu unterstützen, in Wien, aber erst Ende September, genehmigt wurde. Am 12. Oktober konnte der Herzog die Vollendung von 30 Pontons anzeigen, sie kamen für den Feldzug dieses Jahres nicht mehr in Betracht.

Die Bildung einer Reserveartillerie, die man ihm in Wien abgeschlagen hatte, gelang dem Herzog wieder mit der opferwilligen Unterstützung des Bischofs Adam Friedrich von Würzburg. Er gewann den fränkischen Kreis-

oberstleutnant Friedrich Hannibal von Hartung, der ein Werbepatent für Artilleristen bekam, er sollte den „Stuckknechten, sofern sie nicht anders dienen wollten, 6 fl. monatlich und 1 Portion täglich versprechen, der Herzog wollte es lieber aus seinem Beutel bezahlen, als die Zeit mit Hin- und Herschreiben zu verlieren. Freilich, auf mehr als zehn Geschütze mit Bedienung konnte er es nicht bringen. Die 12-Pfünder des Nürnberger Zeughauses waren zu lang und nicht verwendbar, es gelang aber von einigen größeren Ständen die zehn schweren Geschütze und Haubitzen gegen Quittung und Entschädigungsgarantie nebst der nötigen Munition und dem Personal zu erhalten.

Noch weitaus größere Schwierigkeiten bot dem Generalissimus das verwirrte Verpflegungswesen des Heeres. Jeder Stand verpflegte sein Kontingent auch im Felde selbst, gewöhnlich übertrug man dem Mindestfordernden die Verpflegung pauschal. 60 Lieferanten, alle 60 Juden, hatten die Verpflegung des Heeres in den Händen. Für sie galt nur der geschäftliche Vorteil, ganz und gar nicht aber der fridericianische Gedanke: „Beim Bau des Gebäudes eines Heeres darf man nicht vergessen, daß der Magen die Grundlage ist," und „die Lebensmittel sind der Kompaß." Sie verstanden es ausgezeichnet, unter irgend einem Vorwande die Soldaten hungern zu lassen, bekamen sie doch, gleichviel, ob die Leute verpflegt waren oder nicht, pro Tag und Kopf bezahlt, wenn sie nur nachweisen konnten, daß sie nicht Schuld an dem Nichteintreffen der Verpflegungskolonnen waren. Aus allen Akten der Kreise und der Heeresleitung geht hervor, daß das schamlose Ausbeutungssystem der Lieferanten Abraham Mendel, Zacharias und Elias Gumperz, Salomon Isaak Fränkels Söhne in Fürth, Levi Seligmann und Konsorten überall dasselbe war. Die oberrheinische Kreisarmee hatte kaum Frankfurt verlassen, als General Prinz Stolberg bereits melden mußte, daß das Brot völlig ungenießbar war und die Soldaten aus Hunger davonliefen. Die Lieferanten lieferten schlecht, plagten die Landleute mit kostenfreien Fuhren und trieben nebenbei das einträgliche Geschäft des Verrats. Gewissenlos ward das wenige Gute, das in dem Heere lebte, noch verdorben durch die Profitschinderei. Der bayrische Verpflegungsdirektor von Thiereck klagt darüber: „Allermaßen dergleichen bishero in der Lieferung praktizirt worden = jüdisch = betrügerische Handgriff einen ehrlichem Gemüth soviel Verdruß und Ärgernuß verursacht, die sich mit der Feder nicht genug expliciren lassen, und vor andern erbärmlich anzuhören ist, daß der Offizier, welcher öfters seiner Equipage verlustiget wird, dann Leib und Leben sacrifiziren muß, einem Juden von einer Pferde-Ration 20 kr.; dann der Tag und Nacht strapazirte Gemeine Mann ab der Mundportion $3^1/_2$ kr. Profit lassen müsse. O in der That ein recht himmelschreiender Profit! ohne was vielleicht noch

dem armen Unterthanen von dergleichen jüdischen Wucherern abgesparet wird." Vergebens kämpfte der Herzog gegen dieses schreiende Unwesen. Sein guter und heilsamer Vorschlag, Magazine von Reichswegen anzulegen und daraus die Armee zu verpflegen, scheiterte an dem Mißtrauen der Stände und wohl auch an ihrem Geiz, denn es hätte sicherlich etwas mehr gekostet; außerdem wollten sie sich nicht in ihre Rechte eingreifen lassen. Der Herzog bat um einen tüchtigen österreichischen Intendanten, den Baron von Grechtler, der ihm auch bewilligt wurde. Diesem fleißigen und einsichtsvollen Manne gelang es, wenigstens einige Ordnung in das Verpflegungswesen zu bringen, große und schwerwiegende Störungen zu vermeiden lag aber außer seiner Macht.

Ebenso lag das Lazarettwesen im Argen. Nach Möglichkeit brachte auch hier der Herzog Besserung; er errichtete eine Reichsfeldapotheke unter dem Bamberger Apotheker Richter und suchte das gesamte Sanitätswesen zu heben. Allein der Reichstag, der über jede solche „unnütze Ausgabe" jammerte, legte ihm Zügel an. Wie schlimm es mit der Krankenverpflegung bestellt war, erhellt aus einem Schreiben St. Germains, der Hildburghausen mitteilt, er habe in Erfurt 84 kranke Reichssoldaten ohne Brot und ohne Hilfe und ohne Ärzte gefunden; „ich kann im allgemeinen sagen, alle Kranke sind hier verwahrlost wie das Vieh."

Im Kassenwesen herrschte unglaubliches Durcheinander. Es gab eine Unmenge Kassen mit den verschiedensten Kompetenzen. Zur Reichsoperationskasse waren bis Ende August 311 702 fl. $46^{5}/_{12}$ kr. abgeliefert worden.

Anfang August hatte der Herzog seine Armee vollzählig bis auf einige Regimenter versammelt. Elf Monate hatte es gedauert seit dem Einfall König Friedrichs in Kursachsen, bis die Truppen, die von den Ständen nach langem Sträuben und Zögern und Zaudern bewilligt worden waren, im Sammellager eingerückt waren. Matrikelmäßig hätte das Heer nach Abzug der durch den Krieg selbst am Marschieren verhinderten Kontingente 83 739 Mann stark sein müssen; rund ein Drittel davon, 28 983, erschienen nur. Das Wort Scherrs, das Reichsheer sei im allgemeinen „ein namenlos buntscheckiges, fast vogelscheuchenmäßiges Zerrbild wirklicher Wehr- und Waffentüchtigkeit" gewesen, galt auch für die auf der Heide bei Fürth sich sammelnden Armee.

Am 28. Juli hielt Hildburghausen einen Kriegsrat ab, zu dem der kaiserliche Gesandte, Baron von Widmann, Fürstenberg, Karl August von Baden und Georg von Darmstadt nebst sieben Generalfeldwachtmeistern erschienen. Der Herzog stellte fünf Fragen nach dem Zustand, der Gesinnung, Ausrüstung, Löhnung und Verpflegung der Truppen. Effern antwortete für den kurrheinischen Kreis, besonders für Kurpfalz: Die Stimmung der Mannschaft, die gut exerziert wäre, von der aber höchstens 200 Mann früher

gedient hätten, wäre gut; die Gewehre, ziemlich gleichmäßig, wären im guten Zustande, der Mann hätte 24 Patronen (!). Alle Monate kämen Wechsel. Die Verpflegung besorge ein eigener Jude. Ähnlich lautete Wildensteins Antwort, der für Kurmainz und Trier antwortete.

Weniger günstig lautete Varels Aussage für den fränkischen Kreis: Die Truppen beständen aus lauter Rekruten, mit wenigen Ausnahmen, das Exerzitium wäre nicht gleichmäßig, oder fehlte ganz, das Kaliber nicht durchgängig gleich, in den Löhnungsverhältnissen herrsche „unbeschreibliche Unordnung.“ Jeder Stand zahlte, wenn es ihm paßte, und lieferte Lebensmittel, wenn es den Lieferanten paßte. Die Generale von Ferntheil und von Kronegk stimmten dieser Aussage „platterdings bei“.

Fürstenberg berichtete, daß 1/3 der schwäbischen Kreistruppen gut wären, d. h. 2/3 waren schlecht. Am wenigsten taugte das Regiment „Baden-Baden.“ Die Gewehre wären dienstbrauchbar, 24—30 Patronen hätte der Mann, 60 wären für jeden in Reserve. Die Zelte wären bis auf 200 in sehr schlechtem Zustande; es wären aber 400 neue bestellt.

General von Holnstein begann seinen Bericht über den bayerischen Kreis mit einer allgemeinen Äußerung darüber, daß der Krieg mit Religion nichts zu tun hätte, daß er, weil von der Mehrheit beschlossen, ein gerechter wäre und daß die Preußen nicht unüberwindlich „oder solche Schröckensbilder, vor denen man sich fürchten müsse“, wären. Nach dieser schwungvollen Einleitung mußte er freilich erklären, daß in seinem Regimente zwar die Offiziere gut wären, 2/3 der Mannschaft aber aus Rekruten bestände, die „noch nicht genugsam exerziert und noch in viele Wege zu kultivieren“ wären. Die Gewehre wären „auch nicht die besten“, sie wären zwar neu, aber beim exerzieren sprängen oft 6, 16 und mehr an den Schlössern wegen „zu reschen Eisens.“ Der Mann, der im ganzen gut gesinnt wäre, hätte 36 Patronen; die Artillerie bestände aus sechs Kanonen mit je 100 Schuß. Vom „Salzburger“ Regiment hätten die meisten Offiziere in Österreich gedient, das Exerzitium wäre aber trotzdem ungleich. Die Leute hätten alte österreichische reparierte Gewehre mit 48 Schuß ohne weiteren Vorrat.

Was über den oberrheinischen Kreis zu sagen war, das deckte sich mit dem, was Graf Pergen am 1. Juli an den Herzog berichtet hatte. Die Stimmung wäre sehr unsicher, besonders das Regiment Nassau-Weilburg, Oberst von Bozheim, hätte sehr viele unwillige Leute und wenig geschickte Offiziere, „es befünden sich auch darbey viele Contingente derer übelgesinnten Ständen.“ Das Regiment „Darmstadt“ hingegen wäre „über die maßen wohl exerciret“, sein Oberst von Stutzer aber dem noch in preußischen Diensten stehenden Erbprinzen sehr ergeben. Gewehre und Ausrüstung der Kreistruppen wären „nicht durchgehends neu, auch nicht egal und von gleichem

Kaliber, 100 000 Reservepatronen hätten wegen Mangels an Fuhrwerk (!) zurückbleiben müssen."

Recht tröstlich klangen diese Berichte nicht. Auch die Besserungsversuche, die der Herzog anstellte, sollten nicht viel nützen, bei einer Revue gingen in einem Regimente die Hälfte der Gewehre nicht los; und noch nach der Schlacht von Roßbach klagt Karl August von Baden-Dürlich, daß $^{2}/_{3}$ der Gewehre untauglich gewesen wären, und daß die Mannschaft noch nicht soweit ausexerziert war, „daß man sie im Feuer hätte üben können." Kein Wunder, daß auch die besten im Lager des Streites mit den Ständen und der vergeblichen Mühe müde wurden. Schon im Juli äußerte Prinz Georg einmal in einem Augenblicke der Verzweiflung und Verstimmung: „Mit aller Mühe und Arbeit käme bei einer solchen Armee am Ende nichts sonderbares heraus, er wollte sich künftighin auch mehr ruhige Tage schaffen und fünf gerade sein lassen."

Der Oberbefehlshaber rastete nicht. Er ließ exerzieren, „die Kerls fuchteln", hielt selbst Instruktionen an die Offiziere ab und suchte auf allen Wegen das Heer zu verbessern. Am 7. August erließ er ein „Disziplinarpatent für die kaiserliche und des Heiligen Römischen Reiches Exekutions-Armee", eine Art erweiterter „Kriegsartikel." Das Manifest enthält 37 Artikel und ist für den Zustand und den Geist der Truppen, an die es sich wendet, sehr kennzeichnend. Die Einleitung ist sehr schwungvoll: „Es ist weltkündig, und lehret es die Erfahrung von unzähligen Jahren: Daß die Manneszucht und gute Ordnung die einzig wahre Grundfeste sey, worauf das Heil und Wohlfahrt eines Kriegsheeres ruhet; diese allein den Sieg erfechte; den Soldaten bey den Feinden fürchterlich und erschrecklich, bei den Freunden aber beliebt und angenehm mache: Deren Verabsäumung hingegen nichts als böse Folgen nach sich ziehe; und die allerschädlichste Nachlässigkeit im Dienste, der Mangel an Lebensmitteln, der Untergang der Armee; dann endlich, daß dieselbe den Feinden und Freunden zum Spotte, und dem armen Landmanne unerträglich werde, aus solcher zu erwarten stehe." Fast klingt das, als habe der Herzog eine böse Vorahnung von dem Schicksale seines Heeres gehabt!

Das Patent soll „von allen bey gedachter Armee zum Dienste angestellten hohen und niedrigen Militärpersonen zu Roß und Fuß, nicht minder auch den darbey mit Unserer Erlaubnis sich aufhaltenden Volontairs, Kaufleuten, Marketändern, Fleischhackern, Knechten, Weibern und dem Trosse: überhaupt von allen bey derselben sich befindenden, oder ihr nachziehenden Personen, wie sie immer Namen haben mögen, genau beobachtet werden." Es soll alle Monate vorgelesen und öfters erklärt werden.

Das Patent verbietet das Fluchen und Gotteslästern und „andre gegen

den Himmel schreyende Laster und Sünden", das Schimpfen auf die Vorgesetzten und das „kritisieren" — eine alte Soldatenuntugend, die aber unausrottbar scheint, aufrührerische Reden beim Bier, — „einen solchen Kerl soll man auf der Stelle beim Kopfe nehmen lassen und bey Uns anzeigen", wer es nicht anzeigt, ist ein „offenbarer Meuterirer". Es sollen Betstunden, zweimal täglich im Lager abgehalten werden; wer sich „aus Verachtung dieses höchstnötigen zu seinem eigenen Besten abzielenden Gebrauches darbey nicht einfindet, soll mit aller Schärfe darzu angehalten werden." Der Geistlichkeit wird, was wohl sehr notwendig erschien, „mit allem Ernste das gegenseitige Hetzen verboten", den Truppen bei Beschimpfungen oder Verspottungen religiöser Gebräuche schärfste Strafe angedroht. Der Offizier soll sich keine Konkubinen, der Marketender keine „liederlichen Weibsbilder" halten. Das Auslaufen, Rauben, Plündern, Stehlen, Brennen und dergleichen Unbarmherzigkeiten wird bei Leibes- und Lebensstrafe verboten.

Jagen und Fischen ist verpönt. Das Patent verbietet den Verkauf unreifen Obstes an die Soldaten, regelt den Marktverkehr, erklärt wie man sich auf der Wacht, auf dem Marsche, im Lager, tags und nachts, bei Alarm und beim Gebet zu benehmen habe und ist, je länger und weitschweifiger, um so unverständlicher für das Auffassungsvermögen des Mannes und deshalb um so überflüssiger. Auch die Ehrenbezeigungsvorschriften nehmen darin einen großen Raum ein. „Alle Unteroffiziere und gemeine Soldaten sollen sich befleißigen, alle Generale, sonderlich aber ihre Offiziere vom Regiment kennen zu lernen." Dieser Paragraph scheint aber nicht gewirkt zu haben, denn im Befehlsbuche findet sich eine Verordnung: „Wann eine Generals-Persohn die Fronte passiret, welcher nicht bekannt, so solle ein Unteroffizier solchem entgegengeschicket und befraget werden, in waß vor Charakter solcher stehet, um ihm die gebührende Honeur bezeugen zu können."

So ernsthaft und streng dieses Patent auch aussah, es nützte nicht viel. Der Geist der Dezentralisation, der Souveränitätsdünkel, die Unlust am Kriege, das schlechte Menschenmaterial, alles wirkte zusammen, um die notwendige Einheitlichkeit nicht aufkommen zu lassen. Wenn sich auch einige anfänglich besonders widerspenstige Elemente nach und nach fügten, oder wie die ansbachischen Infanteristen, von denen Regensfues schon Ende Juni erzählen konnte, daß sie keinen Dienst mit den andren taten, „sondern gehen mit und singen nicht", verschiedenen Regimentern zugeteilt wurden, „worbey der Rest nachher Haus gegangen", — in so kurzer Zeit konnten die Sünden vieler Jahrzehnte nicht gut gemacht werden.

Überall stieß der Oberkommandeur auf Widerstand und Mißtrauen. Einzelne Truppenkontingente verweigerten dem kaiserlichen Kriegskommissär die Musterung, da diese vielleicht „ein noch zur Zeit verdecktes Praejudizium

nach sich führen mogte.“ Zu großem und offenem Widerstande kam es, als der Herzog die Truppen, die bereits auf Gehorsam gegen ihren Kreis vereidigt waren, auch noch auf Kaiser und Reich vereidigen lassen wollte. Man war, bis auf Kurmainz, das mit Reservation des Jus gladii zustimmte, durchgängig einig, daß die Verpflichtung auf Kaiser und Reich unzulässig wäre, man wollte sich den dem Landesherrn und Kreise geleisteten Eide „nicht entziehen“, und so unterblieb, trotz der sie angeordneten Reichsschlüsse von 1672 und 1703, die Vereidigung. Später ward die Frage nochmals angeregt, es wurde sogar energisch im September von Wien aus darauf gedrungen. Vergeblich.

Neben der Überfülle von Arbeiten lag dem Herzoge noch eine diplomatische Aufgabe ob. Er sollte die in seiner Nähe befindlichen Stände, vor allem Ansbach und Bayreuth überwachen und zum Gehorsam bringen. Nürnberg hatte sich schon gefügt.

Beim Markgrafen von Ansbach erreichte der Herzog verhältnismäßig rasch etwas. Er „druckte sein Kontingent von Kavallerie dergestalt heraus,“ daß es alsbald im Lager einrücken sollte. Mit seinen Geldforderungen hatte der Oberbefehlshaber weniger Erfolg. „Obschon sein Wille das Beste ist, so gehet es doch an dem wahren nervo rerum, nemlich an Gelde ab.“ Allein, am 3. August starb der Markgraf plötzlich, und der Gedanke lag nahe, der junge Markgraf Karl Alexander, der notorisch preußisch gesinnt war, würde nun sofort sein Kontingent abberufen, zumal er schon bei Lebzeiten seines Vaters erklärt hatte, „in keine mindeste Unternehmung gegen Preußen einzuwilligen, viel weniger denn mit seinen Truppen dazu beytragen zu wollen.“ Der Herzog wollte „keinen Menschen abmarschieren lassen,“ obwohl es ihm als Soldat lieber gewesen wäre, die unsicheren Elemente los zu werden. „Entweder schleichen sich diese Leute nach und nach davon, oder sie rotten sich in der Nacht zusammen, denn sie hängen dem neuen Markgrafen an.“ Daß das Ansbacher Bataillon zerrissen und unter die drei fränkischen Regimenter kreissatzungsmäßig verteilt war, erschien ihm als keine Bürgschaft, denn „dabei ist auch das Nürnberger Kontingent und dem ist noch weniger zu trauen.“ Der Herzog befürchtete eine offene Meuterei. Die Mainzer, Trierer und Pfälzer wären zwar gut gesinnt und würden bei der Unterdrückung eines Aufstandsversuches der Ansbacher ihm zur Verfügung stehen, „allein sicher ist es, daß, wenn es zu Tätigkeiten kommen sollte, sich diese Kerle pestialisch wehren, und da sie gleichwohl inkl. der Kavallerie bey 1000 Mann ausmachen, von Beyden ein und anderer bleiben werden.“ Auf seine Bitte um Verhaltungsmaßregeln antwortete Colloredo, eine Abberufung des Kontingentes dürfte wegen der Folgen nicht genehmigt werden, der Herzog solle im Notfalle Gewalt anwenden, wobei ihm seine

gutgesinnte Mannschaft und die zwei Husarenregimenter, — die aber noch gar nicht beim Heere waren, — helfen würden. Es kam aber nicht zur offenen Meuterei. Wie erwähnt suchten sich die Mannschaften heimlich zu entfernen, soviel es ging. Der Markgraf aber blieb auf des Königs eigenen Rat zunächst bei der Politik seines Vaters.

Von Bayreuth, wo sich der Einfluß der Markgräfin vor allem geltend machte, waren zunächst weder Soldaten noch Geld zu bekommen. Auf die Truppen glaubte Hildburghausen verzichten zu können, „denn gleichwie unter solchen fast nicht ein Offizier noch Gemeiner befindlich, der nicht mit dem fanatismo religionis angefüllet ist und ich ohnehin dergleichen nur allzu viel unter meinen Troupen habe, so besorge, daß ersagtes Bayreuther Kontingent unter meinen Troupen nicht viel gutes stifften würde."

Ende Juli hatte der Oberbefehlshaber in Erlangen ein Zusammentreffen mit dem Markgrafen in Anwesenheit Widmans und eines jener Herren von Ellrodt, deren „ohnverantwortliche und sträfliche Conduite" in Hinsicht ihrer eigennützigen Verwaltung des Landes den Zorn Friedrichs des Großen im höchsten Grade erregte. Nach einer Vorberatung der Minister besprachen sich Hildburghausen und der Markgraf persönlich. Mit bewegten Worten schilderte der Markgraf seine mißliche Lage und sagte fast mit Tränen in den Augen: „Wenn man mir mein Leben nehmen will und der gemeinen Sache dadurch geholfen werden kann, so gebe ich es gerne her, denn die Umstände, worinnen ich mich befinde, müssen mir es in die Länge ohnehin kosten." Nach der Tafel fand eine nochmalige Besprechung in Widmanns Gegenwart statt: Man könnte ihn weder von der Kontingentstellung noch vom Bezahlen der Römermonate entbinden, erklärten ihm beide Vertreter des Kaisers. Der Markgraf seufzte: „Woher soll ich das Geld nehmen, wie kann ich durch das antipreußische Verhalten meine geliebte Gattin kränken, was soll werden, wenn mir der König das große dreiprozentige Kapital kündigt?" Widmann antwortete: Private Sachen kämen hierbei nicht in Betracht, es handele sich ums Reich! Trotzdem bat der Markgraf noch nach Hildburghausens Abreise „eine Stunde lang flehentlich" den Gesandten, an den Kaiser über seine üble Lage zu berichten.

Der eifrige Herr von Widmann war aber gar kein Freund von halben Maßregeln. Er meinte, man müsse mit dem Heere ins Bayreuther Land rücken, dadurch käme der Markgraf in eine Zwangslage, die seine Pflichterfüllung gegen das Reich vor dem Könige in Preußen entschuldigen würde; der Herzog aber schlug bei seiner soldatischen Abneigung gegen die unsicheren Kantonisten vor, das Bayreuther Kontingent „als unter seinem Kommando stehend, zu Hause bleiben zu lassen." Bei diesem Vorschlage blieb es vorläufig, da man von Wien darauf nicht antwortete. Nach dem Abmarsche

der Reichsarmee nach Thüringen aber verlangte plötzlich Widmann, daß das Kontingent zur Armee rücke, da es gegenüber dem einen zurückgelassenen Bataillon „Salzburg" der Basis des Heeres gefährlich werden könnte. Dem Herzog paßte das gar nicht. Er forderte Widmann auf, nochmals in Wien vorstellig zu werden und darauf hinzuweisen, daß es gradezu hieße, eine feindliche Truppe in die Armee einstellen und vom König in Preußen selbst ein Hilfskorps annehmen, wenn man darauf bestünde. „Sie wissen so gut wie ich, daß die Zahl der Unzufriedenen oder der, die nur gegen ihre Neigung dienen müssen, schon allzugroß ist." Indes der Kaiser bestand auf dem Abmarsch der Bayreuther zum Hauptheer nach Thüringen. Bayreuth aber setzte einen passiven Widerstand den Drohungen und Ermahnungen entgegen, dank der Markgräfin, die nach Hildburghausens Ausspruche „den Teufel im Leibe" hatte, und die mit Hilfe des immer noch anwesenden preußischen Residenten Burette in Erlangen ihrem geliebten Bruder allen möglichen Vorschub leistete, z. B. durch Verteilung von Pardonzetteln und Reisegeld an Deserteure. Das Jahr ging zu Ende, ohne daß die Bayreuther ausgerückt wären und ohne daß Burette ausgewiesen worden wäre.

Auch die widerspenstigen thüringischen Fürsten sollte der Herzog zum Gehorsam zwingen. Er hatte das schon bei seinem Aufenthalte in Regensburg dem Gesandten von Gotha und Weimar, Herrn von Bünau mit einem „besonderen Komplimente" angekündigt. „Herr Graf," hatte er gesagt, „wie kommt es, daß die Herzöge von Sachsen, meine Herrn Vettern, so gar sehr an dem Könige in Preußen hangen und der kaiserlichen Intention immer entgegen sind? Machen Sie ihnen mein Kompliment, ich hoffe jedoch, sie nächstens selbsten zu besuchen!" Auf diese Verhandlungen wird gelegentlich des Vormarsches des Heeres einzugehen sein.

---

2. Pläne.

„Was wir mit der Reichsarmee dereinstens für einen Weg einschlagen werden, kann nur die Zeit lehren. Der nächste nach Hause wäre, dünkt mich, wohl der beste und sicherste." So schrieb noch am 2. August Rat Mollinger nach Darmstadt. Die Verhandlungen, die im Hauptquartier gepflogen wurden, ließen selbst Näherstehenden die Pläne nicht klar erkennen. Die Anwesenheit eines französischen Bevollmächtigten in Fürth allein gab einige Anhaltspunkte für die Annahme, daß das Reichsheer Schulter an

Schulter mit einem Korps oder einem Heere der Franzosen, der „Erzfeinde des heiligen Reiches", kämpfen würde.

Die französische Politik ist eins der schwierigsten und zugleich interessantesten Kapitel der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Frankreich hatte, — so wird man seine Politik am ehesten würdigen können, — zwei Ziele; sie war, um eine strategische Bezeichnung Hans Delbrücks auf politischem Gebiete anzuwenden, doppelpolig. England-Hannover gegenüber folgte sie dem Niederwerfungsprinzipe; der langjährige Feind zu Lande, auf kolonialem Gebiete und zur See mußte, sollte der Krieg erfolgreich sein, gedemütigt werden. In dem Kampfe zwischen Österreich und Preußen, der beiden größten Mächte des Reiches, wollte man das Gleichgewicht der beiden kämpfenden Kräfte erhalten, die sich in langem, aufreibenden Kampfe gegenseitig dann so schwächen würden, daß sie einem später erfolgenden Ansturme von Westen auch gemeinsam nicht widerstehen könnten. Daran aber, was sich optimistische und kurzsichtige österreichische Politiker erträumten, nämlich Preußen vernichten zu helfen, um Österreich groß zu machen und zur Erfüllung seiner Wünsche nach alleiniger Macht im Reiche beizutragen, dachte man in Versailles nicht im geringsten. Ein allein im Reiche herrschendes Österreich mußte Frankreich fast gefährlicher werden, als ein allein herrschendes Preußen, mit dem man gerade unter König Friedrich dem Großen bisher im besten Einvernehmen gestanden hatte.

Das Übergewicht, das Preußen durch die Prager Schlacht erlangt hatte, benutzte König Ludwig geschickt, sich auch auf dem östlichen Kriegsschauplatze einzumischen. Er erbot sich spontan zur Aufstellung einer zweiten Armee, die im Elsaß sammeln sollte, um als Garant des westfälischen Friedens zur „Sicherung" Frankens, Schwabens, Bayerns und des Reiches überhaupt, beizutragen. Diese Armee sollte als Hilfsarmee mit dem Reichsheere zusammen operieren. Die Gelegenheit kam den Plänen der französischen Politik, „die Fürsten des Reiches an sich zu fesseln und ihre Interessen mit denen Frankreichs zu verknüpfen und sich nach und nach am Main festzusetzen", wunderbar entgegen.

Obwohl es direkt gegen die Verpflichtungen der Wahlkapitulation ging, konnte man in Wien zu dem Angebote nicht nein sagen. Man mußte es dankbar hinnehmen in der augenblicklichen Lage, trotzdem man wußte, daß diese „Einführung fremder Truppen in das Reich" selbst unter den getreuesten Ständen viel böses Blut machen würde.

Nicht nur den preußisch gesinnten Ständen wurde es schwül zu Mute bei dem Gedanken an die sich im Reiche anhäufenden Truppenmassen König Ludwigs. In Bayern, wo der zum Abschluß, fast möchte man sagen zur Erzwingung eines weiteren Subsidienvertrages erschienene französische General

Dumesnil bereits ziemlich herrisch auftrat und mit Überziehung des Landes durch französische Truppen drohte, schrieb Baron Schneid über das neue Hilfsheer: „Wie werden wir deren wieder los werden“, und in den bayerischen Berichten aus Regensburg wird diese Stimmung ausführlich wiedergegeben: „Wer bewundert nicht die französische Emsigkeit und den Eifer, womit man sich des bedrängten deutschen Reiches annimmt? Aber wer hält wohl dafür, daß Frankreich von lauter Freundschaft getrieben werde, so zu handeln, wie es von ihm geschiehet, und daß ihm das wahre Wohl von Teutschland so gar sehr am Herzen liege? Da diese Krone durch den dermahligen Krieg Gelegenheit findet, unter einem solchen Titel und mit solcher Autorität, die sie über alles hinaussetzen können, in die affairen des teutschen Reiches die Hände einzuschlagen, und darinnen mit einer so fürchterlichen Macht zu erscheinen. Wie sollte nicht vielmehr bey allen redlich gesinnten die Furcht entstehen, Frankreich möchte sich, eben, wenn die Sachen am besten gegangen sind, seines Ansehens und seiner Gewalt mißbrauchen und am Ende davon garstige Spuren zurücklassen: Und gewiß, wer bedenket, wie Frankreich von jeher nichts eifriger, als eine dergl. Gelegenheit gesuchet, davon nur die Historie mit Kaiser Karl VII. den neuesten Beweis liefert, der wird nicht anders dafür halten müssen, als daß sich diese Crone solche vor dermahlen rechtschaffen zu nutze machet und nicht eher dereinstens seine Truppen zurückziehen wird, als bis alles dasjenige in Erfüllung gesetzet ist, was schon seit saeculis her sein Verlangen gewesen. Die Spanischen Niederlande oder ein Stück der Lombardei, so es von der Kaiserin-Königin in particulari, wenn dieselbe auf der andren Seite durch Schlesien und anderen preußische Provinzen dedomagiret sein wird, zu gewarten hat, dürfte nicht hinreichen, den von dieser Crone dem Teutschen Reiche leistenden Dienst, in dem sie dasselbe von der preußischen Dienstbarkeit befreiet, zu vergelten und sie darvor bezahlt zu machen, obwohl die spanischen Niederlande allein zur Vergrößerung Frankreichs wichtig genug sind, Frankreich insonderheit gegen England dadurch Vortheile erhält. . . . . ‚Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim,‘ mit einem Worte, es wäre ein Glück gewesen, wenn wir die Beihilfe und Assistenz Frankreichs entbehrt hätten.“

Allein, man konnte augenblicklich auf diese Hilfe nicht verzichten!

Der Übereifer Frankreichs mußte auffallen. Das Angebot, Nürnberg nach der Mayrschen Invasion zu besetzen, ging selbst dem Kaiser zu weit. Er lehnte es verbindlich ab. Ebenso fand der französische Vorschlag, durch ein Korps unter Major Fischer Frankfurt mit französischer Besatzung zu versehen, „weil das zu großen Lärm machen würde“, keine Genehmigung. Auch hatte ein Versuch Fischers, der am 23. Juli von Höchst aufgebrochen und durch die Wetterau marschiert war, Wetzlar zu besetzen, keinen Erfolg; „es

soll ihme nicht gelingen," schrieb der kaiserliche Kommissar von Schlichten an den Vizekanzler.

Schon am 10. Juli erschien im Hauptquartiere der französische Generalleutnant Marquis Dumesnil mit der Nachricht, daß 15000 Mann unter Soubise zur Reichsarmee stoßen und unter des Herzogs Kommando treten würden. Die französische Hauptarmee hingegen sollte in concerto mit dem Herzog operieren. Dumesnil war Feuer und Flamme und wollte sofort Operationspläne festsetzen; Hildburghausen lehnte das ab, ohne Ermächtigung vom Kaiser könnte er sich darauf nicht einlassen, zumal alles noch im weiten Felde läge und die Kriegsumstände sich verändern könnten. Er persönlich war der Ansicht, daß zweierlei vorteilhaft wäre. Der eine Weg, gerade über Eger dem Könige in den Rücken zu kommen, wäre zwar „nicht übel", aber dazu müßte jetzt, Anfang oder Mitte Juli das Heer schon versammelt und mit den Franzosen zum sofortigen Operieren bereit sein. Bis Mitte August, wo man soweit fertig sein würde, bliebe aber die Lage nicht die gleiche. Deshalb käme das zweite in Frage, nämlich über Erfurt gegen die Elbe und Magdeburg vorzudringen, dadurch würde man „dem Könige in Preußen das Concept sehr verrücken". Dumesnil stimmte dem bei, sah aber, daß zunächst mit dem Heere noch nichts anzufangen sein würde und reiste noch am 10. nach Regensburg ab. Zudem war der Herzog von Wien aus mit gar keinen Instruktionen versehen gewesen, so daß er „wie ein Blinder vorgehen" mußte. Die Dinge blieben also zunächst noch in der Schwebe.

Anfänglich hatte man in Versailles Würzburg als Marschrichtungspunkt für die Hilfsarmee bestimmt, und in diesem Sinne auch den Grafen St. Germain, der zur Kriegsplanberatung nach Fürth gesendet ward, mit einem Entwurf des Marsches versehen. Das Heer sollte in einer Stärke von 30 Bataillonen, 22 Schwadronen kolonnenweise vom 8.—26. August in der Würzburger Gegend eintreffen. Als St. Germain am 29. Juli im Hauptquartiere eintraf, brachte er weder für die Heeresstärke noch für die Pläne, noch für die Kommandoregulierung entscheidendes mit.

Zuerst hatte man in Versailles die Absicht gehabt, 4000 Bayern und 6000 Württemberger zur Hilfsarmee stoßen zu lassen, am 13. August berichtete aber Colloredo dem Herzog, daß diese Subsidientruppen in Böhmen verwendet werden sollten; er war sehr froh, die „ungezogenen Purschen" nicht zu bekommen. Die dadurch entstehende Lücke sollte nun vom Hauptheere ausgefüllt werden, dergestalt, daß Soubise 30 Bataillone, 22 Schwadronen mit einer Sollstärke von 24671 Mann, darunter 3300 Kavalleristen und 450 Artilleristen, unter seinen Fahnen hatte.

Schon am 20. Juli bezweifelte der österreichische Gesandte in Paris, Graf Starhemberg, daß die Heere über Eger vormarschieren würden. Er

meinte vielmehr, daß das Marschziel der Franzosen teils Halberstadt und Magdeburg, teils Leipzig sein würde. In Compiègne sprach bei einem Kriegsrate der Kriegsminister Paulmy lebhaft für eine Veränderung der Marschrichtung. Wenn man auf Erfurt marschieren würde, von wo eben günstige Nachrichten über die Möglichkeit größerer Magazinanlagen gekommen waren, so würde der lange und schwierige Marsch durch das unbekannte Würzburger Gebiet vermieden werden, in dem man, da man es nicht so ausfouragieren könnte, wie die Thüringischen Lande, große Kosten haben würde, außerdem aber würden die Grenzen Sachsens über Thüringen um einen Monat früher erreicht werden. Der König stimmte dem Änderungsplane zu.

Bereits am 26. Juli berichtete auch Starhemberg über die Veränderung des Planes, für den in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit sehr viel sprach. Die Möglichkeit, ohne Kosten die Armee auf dem Marsche zu verpflegen, erweckte beim französischen Hofe sofort einen weiteren Gedanken, nämlich unterwegs die „übelgesinnten“ Staaten, wie Hessen-Kassel, Braunschweig, Gotha auch in Kontribution zu setzen, was aber von Wien aus höflichst abgelehnt wurde, da man die Unzufriedenheit im Reiche nicht noch steigern wollte.

Unter dem 3. August erging an den Herzog von Wien aus der Befehl, in Erfurt Magazine einrichten zu lassen, zu denen vor allem die widerspenstigen Fürsten, vor allem der Herzog von Gotha, beitragen sollten. Zwei Tage später folgte die Weisung, sobald als möglich mit der Armee nach Erfurt vorzurücken, damit er bei der Besetzung der hauptsächlichsten „ernstinischen Städte“ den Franzosen zuvorkäme, was sehr wichtig wäre, „da er solchermaßen das Heft in Händen behielte, andernseits Aufsehen wegen französischer Besatzung vermieden wird“. Es würde dadurch „der allseitigen Bedenklichkeit sehr ausgewichen werden können“. Vor allem soll der Herzog Offiziere mit höherem Range als die französischen zu Kommandeuren der Städte bestimmen, das sollte aber alles „gleichsam ohnvermerkt und auf eine natürlich oder zufällig erscheinende Art“ geschehen, es müßte alles so aussehen, als wäre es mit Bewilligung der Franzosen geschehen.

Dazu war große Eile nötig, denn Soubise, der am 16. Juni sein Korpskommando unter Richelieu niedergelegt hatte, und nach Paris gegangen war zum Empfang mündlicher und schriftlicher Befehle, war am 26. Juli bereits zu seiner Armee abgereist, trotzdem ihn das Podagra plagte. Am 3. August meldete er dem Herzog seine Ankunft in Hanau, zugleich daß seine Armee mit der Spitze am 23. August Gotha erreichen und um die Mitte des September bei Erfurt versammelt sein würde.

War aber das Reichsheer imstande so rasch vorzumarschieren? Der Herzog berichtet unter dem 10. August ausführlich über seines Heeres Zu-

stände an den Vizekanzler. „Wer die Beschaffenheit dieser Armee genau prüft, wird nur mit Zittern seine Ehre und seinen Ruf ihrem Wohlverhalten anvertrauen. — Die Leute wären zwar vom besten Willen beseelt und hingen an ihm, aber in allem, was das Kriegshandwerk anbetrifft, wären sie so unausgebildet, so verschlafen und so friedfertig, daß man es gar nicht schildern könnte. Dazu hätte er keine Pontons und keine Artillerie in Reserve; da alle seine Bitten vergeblich gewesen wären, glaubte er, man gäbe sich in Wien gar nicht die Mühe, die Berichte zu lesen.“ „Ich kann Ew. Exzellenz versichern“, schreibt er erregt, „daß ich ganz gewiß mehr als meine Pflicht tue, was Herr von Widmann bezeugen kann, aber wenn ich sehe, daß man mich ganz und gar im Stiche läßt, ohne alle meine Vorstellungen zu beachten, daß man mich gänzlich wie ein illegitimes Kind behandelt und daß man in der Tat daran arbeitet, mich scheitern zu lassen, dann, meiner Treu, dann lasse ich auch die Arme sinken und lasse alles zum Teufel gehen. Sie machen mir große und schöne Komplimente, mein lieber Vizekanzler, Sie heben das Vertrauen der Majestäten auf die höchste Stufe und sagen mir soviel schöne Ding über Ihr persönliches Vertrauen auf meine Kenntnisse, daß ich beinahe mich selbst für einen großen Mann halten möchte, aber wahrhaftig, weder Alexander noch Caesar haben mit nichts etwas ausgerichtet und bei unserm Handwerk setzt nicht die Anzahl der Soldaten den General instand, seine Pflicht zu tun, sondern er braucht tausend Kleinigkeiten, die kleinste die daran fehlt, kann alle Operationen aufhalten.“ Er hätte eigentlich nur 1500 Mann Kavallerie, die Reichsreiter könnten größtenteils nicht reiten, geschweige denn manövrieren. Wenn man von einem Heere Nutzen haben wollte, müßte man es auch in den richtigen Stand setzen. Wie schon vorher lehnt der Herzog das Eingehen auf Kriegspläne ab. Da man ihm die Franzosen zur Kompagnie gegeben habe, wollte er sich, so gut es ginge, französisieren. Eine Vereinigung beider Heere aber würde, wenn überhaupt, nicht vor dem 15. September stattfinden, und bis dahin könnte sich noch viel ändern. Der Kriegsplan würde sich von selbst ergeben, wenn man Erfurt zur Basis der Unternehmungen gemacht hätte, zumal der König sicherlich seine treuen Verbündeten in Thüringen im Stiche lassen würde.

Der Befehl des Hofkriegsrates, vorzumarschieren und womöglich den Franzosen in Thüringen zuvorzukommen, versetzte den Herzog in die größte Aufregung. Ein viele Folioseiten langer Brief ging sofort an Colloredo ab. Der Herzog schreibt: „Nun Gott sei Dank trifft es endlich zu, was ich schon eine lange Zeit vorgesehen habe, anjezo sollen große Commando ausgeschicket:

Es soll denen Frantzosen vorgekommen,

Es soll mit der gantzen Armee augenblicklich aufgebrochen werden,

Jetzo soll man fliehen (fliegen) und die schönsten größten Dinge unternehmen,

Mit einem Wort, man soll miracul thun:

Und von dem ersten Augenblick, da ich dieses verdammte Commando über mich genommen habe, bis auf diese Stunde ist nichts anderes geschehen, als daß man mir das mehriste, was ich begehret, abgeschlagen und mich in allen Stücken stecken gelassen hat.

Ew. Excellenz geben mir in Dero Schreiben an Handen, daß ich eine complete Anzahl Reuter von der kaiserlichen Cavallerie und nicht minder von denen 2000 Husaren einige 100 Pferdte mit dem vorausschickenden Detachement commandiren solle; Dieselbe werden sich aber trefflich verwundern, wann ich Ihnen hiermit die Nachricht geben muß, daß sich weder (Kaiserliche) Cavallerie noch Husaren bey mir befinden. Bretlach rückt erst morgen hier ein und Trautmannsdorf marschiret gar (damit er nur fein recht langsam ankomme) durch gantz Böhmen nicht mehr als einen Tag und macht den andern Rasttag, wie Ew. Excellenz aus der beygebogenen Marschroute ersehen werden, und bin Ich nicht einmal im stande gewesen, hieran etwas zu remediren, weil Ich die Nachricht von dieser Anstalt erst jetzo bekommen habe.

Die 2000 Husaren waren schon über Bayreuth vorgerückt; weil aber der Hofkriegsrat ihnen die Ordre gegeben, daß wann sie näher bey Eger als Nürnberg wären, sie wiederum auf Eger zurückmarschiren sollten, hat sich der Herr General (nachdeme Ich ihm durch einen expressen abgeschickten Offizier schon würklich anhero zu marschiren disponiret hatte) auf einmahl wieder des Gegentheils entschlossen und ist gerade auf Eger zurückmarschiret: Welcher so schleunige Rückmarsch dann in allen denen hiesigen übelgesinnten Landen einen unglaublichen bösen Effekt gemacht und den Anlaß zu Aussprengungen einer Menge sinistren Erzählungen, worunter jene, daß die k. k. Armée eine totale Niederlage erlitten habe, die geringste war, gegeben hat. — — — Diesen Augenblick bekomme ich eine Ordre vom 5., daß ich die Husaren an mich ziehen soll, eine andre vom 6. aber befiehlet mir, dieselben zu der Armée von Soubise zu schicken. — — — Daß ich weder Pontons noch Reserveartillerie habe, ist Ew. Excellenz bekannt und wird man doch hoffentlich zu Wien weder, daß ich solche innerhalb 24 Stunden aufbringe und herbeyschaffe, noch daß eine Armée ohne Schiffbrücken und Artillerie marschiren und operiren soll, praetendiren.

Auf solche Art geht es mit allem, und versichere ich Ew. Excellenz, daß ich lieber Ihre Hunde auf die Jagd führen als auf solche Art eine Armée commandiren möchte." Nach kurzem Bericht über die begonnenen Operationen teilt er mit, daß er mit St. Germain dahin übereingekommen

wäre, daß „pur und allein Reichstruppen die Städte besetzen sollten, während Soubise kampiren würde.“ „Eine frembde und frantzösische Armée mit dem Reichscorpo zu combiniren und diesen frembden also die Figur einer Executionsarmee im Reiche zu geben, ist einem starken pro et contra unterworfen.“ Betreffs der Besetzung der Städte ist er der Ansicht, daß das sich zerteilen und schwächen nicht ratsam wäre, wenn man aber in Wien darauf bestehen sollte, so soll man ihm genau angeben, welche Städte, ob auch die diesseits des Thüringer Waldes und die Residenzen, er besetzen solle und was er zu tun habe, wenn die Städte sich weigern, Besatzungen aufzunehmen.

Mit der Hauptarmee könne er jeden Tag abmarschieren, wenn er wüßte, wie es mit den Pontons werden sollte. „Ich möchte daher verzweifelen, daß man mir unnötiger weiß soviele edele Zeit verliehren macht, mich purer unzeitiger Commissariatlicher formalitäten willen ohne Décision sitzen läßt und auf der einen Seiten Dinge von mir erfüllt zu sehen wünscht, zu deren Ausführung man mir auf der anderen Seiten alle Mittel und Wege abschneiden thut.“

Auch deshalb möchte er noch nicht vormarschieren, um nicht vor völligem Abschluß der Verhandlungen und der Rangstreitigkeiten in die Nähe der Franzosen zu kommen. „Ohne Vergesellschaftung mit anderen kriegserfahrenen Troupen“ könnte seine Armée „ohnmöglich ins Gesicht gestellt werden. Deshalb meinte er, es wäre sicher besser, die Reichsarmee mit einem dem Soubiseschen an Stärke gleichkommenden österreichischen Korps zu verstärken. Er habe alles angewandt, um St. Germain „auf andere Gedanken zu bringen, daß nämlich seine Armee nicht als „Kreistruppen“, sondern als „wirkliche kaiserliche Armee“ anzusehen wäre, d. h. daß sie den königlich französischen Regimentern ebenbürtig wäre. Die Franzosen beanspruchten allein den rechten Flügel, und St. Germain war der Ansicht, „die zwey eintzige kaiserl. Cavallerie-Regimenter und das einzige kaiserl. Würzburgische wären nicht hinlänglich, gleichsam ein Corpo zu formieren“; wären noch ein paar kaiserliche Regimenter dabei, so „würde der Handel auf einmahl geschehen seyn“. Bernis habe ihm beim Abschied ausdrücklich gesagt: „In Rangfragen geben wir niemals nach“. Bedenklich fand es der Herzog ferner, daß Soubise in seiner Abwesenheit das Oberkommando führen sollte; es wäre aber das „mittels deme zu remediren, daß ihm Ihro Majestät der Kayser den Feldmarschallsstab verleihe, ich glaube, daß man hierauf einiges Absehen hat, um ihm mit guter Art, ohne die andere zu choquiren jenen eines Marschall de France geben zu können, dann bey der Pompadour gielt er alles, weil er sie schon mehrmahlen mit dem Könige racomodiret und, da dieser sie wirklich verlassen wollen, wieder mit ihm zusammengebandelt hat.“

Am Tage darauf sandte der Herzog den Entwurf eines Übereinkommens zwischen ihm und St. Germain, betreffs der Kompetenzen rc. der beiden Armeen und ihrer Kommandeure an Kaunitz ab. Baron von Widmann eilte mit mündlichen Aufträgen des Oberbefehlshabers, der zugleich bat, ihn der Armee beizugeben, nach Wien. Am 13. berichtete Hildburghausen ausführlich über seine Verhandlungen mit St. Germain und stellte zu den 30 Punkten des Entwurfs allerlei Fragen. Vor allem schien es ihm bedenklich, den Franzosen Soubise vertretungsweise das Kommando über eine Reichsexekutionsarmee zu übertragen. Was würde das im Reiche für böses Blut machen!

Der Rangstreit dauerte eigentlich während des ganzen Feldzugs an. Seine einzelnen Phasen werden zu ihren Zeiten zu erwähnen sein.

Über einen Plan war man sich einig: Daß man bei Erfurt zusammentreffen wollte. Zunächst riet Hildburghausen, mit energischem Vorgehen gegen die ungehorsamen ernstinischen Fürsten zu warten, bis man in ihrem Lande wäre. Denn würde man es jetzt schon tun, so würden sie den König in Preußen „erbärmlich um Hilfe anrufen", und der könnte jetzt mit wenig tausend Mann „das ganze Concept verrücken." „Wenn wir aber erst da sind, dann muß er mit einem Corps d'armée kommen. Kommt er aber mit wenigstens 30 000 und mehr Mann, dann kann die kaiserliche Armee gutes Spiel haben, den verbleibenden Rest (an der schlesischen Grenze) leicht aufreiben und den Radasdy nachschicken".

Was aber von Erfurt aus unternommen werden sollte, erschien dem Hofkriegsrat, der immer nur mit seiner eigenen Weisheit rechnete, sehr einfach zu sein. Colloredo erklärt es dem Oberbefehlshaber kurz: „Wie aber von dannen die operationen einzurichten seyn werden, so verstehet sich von selbsten zwar, und ist es auch der Haupt Endzweck der versammelten Armee, daß man dem Feind eine mächtige Diversion mache, so natürlicher Weise darinnen bestehet, daß man durch die gegen Erfurt nechst gelegene feindliche Land, wie das Hallische, oder der sogenannte Saal-Creyß ist, sich in die Chursächsische Lande der Elbe zu ausbreite, dem Feind alle Mittel zu seinem Unterhalte abschneide und zu benehmen trachte, mit der Vorsicht jedoch, daß man sich der kayserl.-königl. Haupt-Armée so nahe, als möglich, setze, und wenigstens die Winterquartiers in besagtem Lande behaupte."

Mit der „Aktivität" des Königs in Preußen hatte der Hofkriegsrat zu rechnen vergessen.

---

3. Ausmarsch.

Schon am 28. Juli hatte der Herzog zum Schutze und zur Sicherung Erfurts das in kaiserlichem Solde stehende Regiment „Blau-Würzburg“ auf kaiserlichen Befehl abmarschieren lassen; er hätte gern ein andres gesandt, da die protestantische Bürgerschaft wegen des „katholischen“ Regiments unruhig werden könnte, allein er hatte strikten Befehl, gerade das blaue Würzburgische Regiment vorrücken zu lassen, bekommen.

Nach Abzug Oldenburgs von Erfurt hatte sich Kurfürst Friedrich Karl von Mainz an den Kaiser gewandt mit der Bitte um ein Regiment Besatzung, denn nun wäre „ein weit mehreres von dem innerlichen Feind, nehmlich von der Bürgerschaft selbst zu besorgen, anerwogen dieselbe fast insgesambt der Protestantischen Religion zugethan ist und Wir billige ursache haben, zu mutmaßen, daß selbige das Preußische Detachement unlängst in die Stadt gerufen haben“.

Am 25. Juli hatte der Unterleutnant Freis des in Erfurt liegenden Gaisruckschen Bataillons dem Oberbefehlshaber genauen Bericht über die Lage der Festung erstattet. Sie wäre in sehr üblem Zustande, sagte er; die zum Teil noch brauchbaren Außenwerke wären so weitläufig, daß man sie, auch wenn man noch 1000 Mann über das Würzburgische Regiment hätte, nicht verteidigen könnte. Jetzt wären 450 Mann „Gaisruck“ und 300 Mann kurmainzische Infanteristen da; an Munition wäre kein Mangel, es gäbe auch 60—70 Geschütze, aber nur 14 Büchsenmeister. Proviant könnte besorgt werden. Die Esplanade fehle völlig, man könnte sozusagen keinen Schuß tun, ohne ein gegenüber stehendes Haus zu beschädigen.

Die Angst des Obersten von Wachenheim, Erfurt könne zu einem preußischen Waffenplatz gemacht werden, teilte selbst der sonst so ängstliche und eifrige Graf Pergen nicht. Oldenburg wäre sicher nicht abgezogen, meinte dieser mit Recht, wenn er die Festung hätte erobern können. Grund zur Angst bestehe nicht.

Jetzt aber, bei der Annäherung der Franzosen, wurden die Bitten um Besatzung dringlicher, „weilen uns immittel die französischen Völker gegen Erfurt anmarschieren und zu besorgen stehet, daß selbige alsdann die Statt besetzen dörfften, wann sie keine K. K. Guarnison dasselbst finden, welches Emmus gleichwohlen verhüthen wollten.“

Das Kaiserliche „Blau Würzburg“-Regiment erschien bei seiner guten Ausbildung und Verfassung entsprechend verlässig. Bei der Musterung am Tage vor dem Ausmarsche hatte es bei 174 Mann Abgang einen Effektiv-

stand von 1690 Mann, von denen in der letzten Nacht noch 13 entliefen. Zur Verhinderung weiterer Desertionen begleitete es Hauptmann Frh. v. Ulm mit 100 „Ansbach"-Dragonern auf dem Marsche. Nach vollen 21 Tagen traf es in Erfurt ein, am 17. August. Thüna macht vergleichsweise darauf aufmerksam, daß Prinz Moritz von Dessau dieselbe Entfernung von 24 Meilen Ende Oktober in — sechs Tagen zurücklegte.

Am 6. August besichtigte der Herzog die Armee, zwei Tage später, am 8. August, abends 6 Uhr, führte er sie dem tags zuvor angekommenen Fürstbischof von Würzburg vor, der hoch zu Roß die Parade abnahm; die Truppen machten einen verhältnismäßig guten Eindruck. Nachdem am folgenden Tage früh $^1/_2$9 Uhr der geistliche Fürst unter dem Donner der Kanonen abgereist war, ging man im Hauptquartiere an die Ausarbeitung der Marschbefehle, die am 10. bekannt gegeben wurden.

Am 8. August hatte das Heer nach der Standliste 30 Bataillone = 18 266 Mann Füsiliere, 23 Kompagnien = 2117 Mann Grenadiere, 17 Schwadronen = 2237 Mann, 2189 Pferde Kavallerie. Mit Hinzurechnung des 98 Mann starken Heeresstabes waren das 22 718 Mann effektiven Standes. Es fehlten noch die Württemberger, Kurkölner und Westfalen. 441 Pferde waren undienstbar.

So war denn nach langen Vorbereitungen des heiligen römischen Reiches Heer marschbereit, freilich noch ohne Pontons und Reserveartillerie. Exercitus Imperialis Semper Augustus übersetzte man mit spöttischem Witze: „Im August erscheint das Reichsheer immer erst im Felde."

Prinz Georg von Darmstadt wurde zum Führer der Vorhut bestimmt. Unter sein Kommando traten folgende Truppen:

	Bat.	Gr.	Sch.	Effektivstand:		
				Mann	Pferde	
Würzburg	2	2	—	1660	—	voraus marschiert
Mainz	4	2	—	2471	—	
Ferntheil	2	2	—	1562	—	
Varel	2	1	—	1488	—	
Darmstadt . . .	1	1	—	671	—	
Ansbachdragoner	—	—	5	546	548	
	11	8	5	8398	548	22 Geschütze

Dienstbar waren nach der Tabelle 6256 Mann, 422 Pferde. Im Generalstabe befanden sich die Generäle von Holnstein und von Ferntheil.

Am 11. August sollte Prinz Georg abmarschieren. Der großen Hitze

wegen bestimmte er die dritte Morgenstunde zum Abmarsche. Um 3 Uhr war das Detachement marschfertig. Allein der Herzog, dessen regierender Bruder im Lager angekommen war, wollte vorher eine Revue abhalten, und so konnte erst um 8 Uhr, als sich die Hitze schon sehr fühlbar machte, der Abmarsch Regnitz abwärts angetreten werden. Die Truppen hatten sehr zu leiden, obwohl Prinz Georg alles tat, um ihnen Marscherleichterungen zu verschaffen. Schon in Bach wurden Wagen zum Nachfahren der Zeltstangen genommen; der Prinz, der langsam marschieren ließ, suchte aufmunternd zu wirken; er nahm einem Soldaten Schnapssack, Feldkessel und Patronentaschen ab und trug sie selbst und versprach für das Gepäck Wagen. Erst um 7 Uhr abends erreichte er Möhrendorf, nördlich von Erlangen. Auf dem nur 20 Kilometer langen Marsche waren 30 Mann vom Hitzschlage getroffen, 2000 Mann waren marode!

Am nächsten Tage mußte bereits gerastet werden. Am 13. ging es auf Wegen, die von heftigen Gewittergüssen völlig durchweicht waren, bis in ein Lager zwischen Pautzfeld und Egolsheim, am 14. wurde Bug bei Bamberg erreicht, wo am 15. gerastet wurde. Am 16. war die Vorhut in der Baunacher Gegend, marschierte darauf im Itztale aufwärts bis Lahm, am 18. bis Großheirath, am 20. durch Koburg, lagerte am 21. bis Eisfeld und erreichte am 22. Schleusingen.

Der Herzog war mit dem Vormarsche gar nicht zufrieden, es wurde ihm viel zu langsam marschiert. Schon am 16. hatte er dem Prinzen geschrieben, er wäre „nicht sonderlich erfreut", daß er nach fünf Tagen noch in Bug bei Bamberg wäre, er sollte den Marsch beschleunigen. Dann befriedigte ihn der über Schleusingen genommene Weg gar nicht, die große Hamburger Straße von Koburg über Frauenwald wäre ihm lieber gewesen, „zumahlen doch der Thüringerwald unten wie oben Thüringerwald bleibet und ich die Berge ohnmöglich versetzen kann." Am 21. aber schrieb er: „Ich marschiere mit der ganzen Armee auf einem großen Umwege wie der über Meiningen ist, trotzdem aller 3 Tage Rasttag ist, in 20 Tagen nach Erfurt und Sie auf dem kürzesten brauchen 19! NB. mit einem fliegenden Corps während ich eine Armee habe .... Wenn ich Ihnen befohlen habe, die Truppen nicht allzusehr zu ermüden, habe ich Ihnen noch nicht gesagt, wie die Schildkröten zu marschiren. Die Hitze kann Sie wahrhaftig nicht allzu arg belästigt haben, wir wenigsten haben hier Winterkleider angezogen."

In Schleusingen verhaftete der Prinz gelegentlich einer Revue die Führer des meuternden hennebergisch-schleusingschen Kontingents und verteilte die Mannschaft in die Regimenter „Ferntheil" und „Ansbach", dann marschierte er über Frauenwalde (24. August), Ilmenau (25.) nach Arnstadt (26.); am 29. sollte er eigentlich in Erfurt eintreffen, er blieb aber bis zum 10. September

in Arnstadt halten, da ihm der Herzog befahl, in Rücksicht auf die noch nicht geklärten Verhältnisse zu den Franzosen „nicht mehr zu eilen,“ sondern lieber ihn selbst erst nach Erfurt kommen zu lassen, da ja „Würzburg“ bereits am 17. die Stadt erreicht hatte.

Die Urteile des Herrn de Vault, eines französischen Aufpassers, lauten nicht günstig über den Marsch des Prinzen. Er schreibt: „Dieser Prinz ist vom Nürnberger Lager, ohne jede andere Instruktion als die, über Ilmenau nach Erfurt sich zu begeben, abmarschiert. Weder Weg noch Ankunftszeit hat man ihm vorgeschrieben; man hat ihm einzig und allein befohlen, langsam zu marschieren, dann hat man ihm den Befehl gesandt, seinen Marsch zu beschleunigen, dann hat man ihn getadelt, weil er zu schnell marschiere. Man hat ihm keine andere Versorgung als ein Ministerium von einigen fünfzig Juden gegeben, von denen jedes Kontingent zu seinen Lieferungen seinen eigenen hat, sodaß jede Halbkompagnie einen oder zwei Juden für die Lebensmittellieferungen hat. . . . Eine andere nicht weniger wichtige Sache ist die, daß fast alle hiesigen Truppen nur einige Kugeln für ihre Regimentsstücke haben, nicht mehr als 30 Schuß für den Infanteristen, keine Kriegsfahrzeuge, sehr wenig Pulver, keine Flintsteine und kein Geld zu Einkäufen. Das hiesige („Ansbach“)-Dragonerregiment ist in derselben Lage, es hat nicht einmal Riemen an den Sätteln, um die Zelte festzuschnallen, so daß diese auf Vorspannwagen mitgeführt werden müssen. . . . Dem guten Aussehen dieser Leute muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, allein sie können nicht einmal ihre Flinten ordentlich tragen, und die Dragoner haben keine Ahnung vom Schwadronsexerzieren. Ich käme gar nicht zu Ende, wenn ich Ihnen die volle Wahrheit darüber sagen wollte, wie wenig diese Soldaten zum Kriegführen taugen. — — Was den Prinzen von Hessen selbst anbelangt, so weiß er früh nicht, was er abends tun soll. Ich bin's, der ihn hier zum Halten veranlaßt hat.“ Bis auf den letzten Satz scheinen die Bemerkungen De Vaults nicht übertrieben, denn auch Mollinger, der gewiß gern „seinem“ Prinzen Anerkennung zollt, schreibt über den Marsch: „Ein Diarium möchte ich nicht führen, denn es gäbe eine rechte militärische Lasterchronik des heiligen Römischen Reiches.“

Nach Abmarsch des Prinzen bestand das Gros noch aus 19 Bataillonen, 15 Grenadierkompagnien und 12 Schwadronen. Hiervon wurde das Regiment „Salzburg“, (1 Bat. 1 Grenkp.) zur Besatzung von Nürnberg bestimmt. Es blieb bis zum Abmarsch der letzten Truppen im Lager, marschierte dann am 26. August unter General von Kronegk und Oberst Graf von Orbea nach Nürnberg ab und bezog in der Johanniskaserne, der Bärenschanze, zum Teil auch in Wöhrd und in Gostenhof bis Februar 1758 Quartier. General Kronegk wohnte in Gostenhof.

„Man weiß nicht, warum diese ihre Campagne so kurz beschlossen und von dem bayerischen Kreyse (= Kreistruppen) abgerissen werden" schreibt der bayerische Kommissär Fleischmann nach München und bemerkt ironisch dazu, er wäre ja reich genug, die 30 Meilen zwischen Nürnberg und Thüringen immer hin und her zu fahren.

Am 12. August war das Regiment „Pretlack", wenige Tage später „Trautmannsdorf" im Lager angekommen, jedes 6 Schwadronen und 1 Karabinierskompagnie stark. Demnach bestand die Armee nunmehr aus: 18 Bataillonen, 14 Grenadierkompagnien, 24 Schwadronen und 2 Karabinierskompagnien.

Die Zeit, die bis zum Abmarsche des Gros noch verstreichen sollte, brachte dem Oberbefehlshaber eine reiche Fülle von Arbeiten und Schwierigkeiten. Die Verhandlungen mit den Franzosen kamen fast um nichts vorwärts, „St. Germain giebt mir schier die Tortur und will alle Augenblicke seinem Hofe Bericht einschicken, ich aber weiß nicht, was ich ihm antworten soll, weil ich die ganze Idee unseres Hofes ignorire" (d. h. nicht kenne) klagte der Herzog schon Anfang August; je weiter die französischen Kolonnen vordrangen und sich Thüringen näherten, desto brennender wurden die strittigen Fragen. In Wien erschien der französische Generalleutnant Graf Courten, um die Ansprüche seines Hofes durchzusetzen; er fand den Wiener Hof äußerst nachgiebig, denn man befürchtete eine gewaltsame Entscheidung der Dinge in Schlesien. Friedrich würde unter keinen Umständen seine Kräfte teilen, da es nur seinen Untergang beschleunigen könnte, wenn er sich der Gefahr im einzelnen vernichtet zu werden, aussetzte; er würde vielmehr alle seine Kräfte zusammenraffen und eine Entscheidung suchen. Das schnelle Ankommen Soubises auf dem Kriegsschauplatz könnte allein das Ende des Feldzuges beschleunigen oder, wenn ein Unglück geschehen sollte, bevor er zur Stelle wäre, die Lage retten.

Man tat in diesem Sinne in Wien alles, um eine Verzögerung des Eingreifens der Soubiseschen Armee hintanzuhalten und gab nach. In einer um so schwierigeren Lage befand sich Hildburghausen, der nicht wußte, wie man augenblicklich in Wien dachte und der meinte, der Kaiser als Herr könne leichter Konzessionen machen, als er als Diener seinem Herren etwas vergeben. Nun war er zwar froh, daß man in Wien zum Nachgeben geneigt war, glaubte aber nicht, daß sich alles beilegen lassen würde, was strittig war. Die Vereinigung mit den Franzosen hielt er auch jetzt noch für fraglich; die Rangstreitigkeiten, die nicht nur um den Oberbefehl und die Kriegseinteilung allein, sondern bis herab auf die Regimentskommandeure geführt wurden, schienen ihm alle Vereinigungspläne zu vereiteln.

Für alles sollte er allein gleichzeitig sorgen, er sollte mit dem drängenden

St. Germain verhandeln, die Armee marschfertig machen, Pontons und Reserveartillerie besorgen, Magazine in Erfurt anlegen lassen, die Fürsten Thüringens zum Gehorsam bringen — „wahrhaftig, wenn Ew. Excellenz nur einen eintzigen Tag sehen könnten, wie ich geplaget und gemartert bin, Ich würde Ihnen bey meiner Seele erbarmen," schreibt er am 19. August.

Am 21. August brachte der Hauptmann Katzmann die Meldung Oberst Mosers von Filseck, daß er mit seinem Regimente am 17. in Erfurt eingerückt wäre. Auf „fast impracticablen Wegen", auf denen die meisten Wagen ruiniert wurden, war Moser bis Erfurt gekommen. Hier fand er Franzosen vor, die ein Magazin von 45 000 Portionen und Rationen anlegen wollten, zugleich teilten ihm die französischen Offiziere mit, daß Soubise sein Hauptquartier in Erfurt, wo auch einige Regimenter verquartirt werden sollten, nehmen wollte. Wo sollte dann das Regiment „Würzburg" hin, da nirgends als auf den Wällen mehr Platz sein würde. Der Überbringer dieser Nachricht, Katzmann, „conduisirte sich sehr übel bey seiner Verrichtung, nur ehe er noch mit mir (Hildburghausen) ein Wort gesprochen, hat er meine ganze Anticammera mit dem Geschrey, daß die Franzosen unsere Truppen aus Erfurt vertreiben wollten, angefüllet, wo doch die gantze Sache nur in einer unnöthigen Beysorge des Herrn Obristen bestehet, daß in einer Stadt, die drei Stunden im Umkreise hat, wofern einige frantzösische Troupen hineinkommen sollten, das unter dessen Commando stehende Würzburgische Regiment keinen Platz haben möchte."

Zur Ausgleichung etwaiger weiterer Differenzen fuhr St. Germain sofort mit der Post nach Erfurt.

Am übelsten erschienen dem Herzog die kolossalen Ausschreibungen, mit denen jetzt schon die Fürsten, sogar darunter einer der bestgesinnten, bedrückt wurden, und die Anmaßungen der Franzosen, die alles für sich in Anspruch nahmen, so daß die Lieferanten für die Reichstruppen jetzt bereits außerhalb Thüringens, sogar in Bayern, Getreide kaufen mußten.

Auch was Widmann, den der Herzog, trotzdem man es in Wien gar nicht gern sah, an den Kaiserhof gesandt hatte, um mündlich die Zustände des Heeres und die Schwierigkeiten der Verhandlungen zu schildern, zu berichten wußte, klang nicht tröstlich. In einem sehr eilig hingeworfenen Billet kann Widmann zwar mitteilen, daß die 2000 Husaren zum Heere stoßen würden, daß „aber, ach!, weder Pontons noch Artillerieoffiziere" kommen würden. Auch glaubt er kaum, der Armee persönlich beigegeben zu werden, obwohl ihn der Herzog dringend „als einen Mann, welcher die hierortige Verstopfung kennt," erbeten hatte. „Ich hätte tausend Sachen Ew. Durchlaucht zu sagen, die ich der Feder nicht anvertrauen kann" schreibt der Gesandte. Erst später bekam er Erlaubnis, „ab und zu" zur Armee zu gehen.

Schöne Worte, in denen ja Colloredo Meister war, konnten des Herzogs Lage und Stimmung auch nicht bessern. Es klang zwar sehr hübsch, wenn der Vizekanzler schrieb: „Daß Ew. Durchlaucht viele und auch unangenehme Bemühungen bey Dero Commando haben, ist um so mehr zu glauben, da die sich versammelnde Armee ein neu errichtes Corpo ist; gereichet aber entgegen Deroselben zu so größerem Ruhm, daß Sie solches in den Stand gebracht, als es sich würklich befindet," auf der andren Seite wurde aber wieder alles, was der Herzog tat, bemäkelt und korrigiert. So antwortete Colloredo auf die Mitteilung des Herzogs, er würde nun, nachdem die Herzöge von Hildburghausen und Meiningen unaufgefordert ihre Kontingente gestellt hätten, sie nicht mehr zu den Übelwollenden zählen, obwohl „Zuneigung zum Herzoge von Meiningen niemals seine schwache Seite gewesen wäre", gerade Meiningen und Hildburghausen müßten zu den Schlechtgesinnten gerechnet werden, da sie auf dem Reichstage widersprochen und den kaiserlichen Erlassen nicht Folge geleistet hätten! Das mußte den Herzog um so mehr kränken, als sein eigener Neffe damit getroffen wurde. Auf des Herzogs Bitte, ihm als Armeeintendanten den geschickten Baron von Grechtler beizugeben, kam die Antwort, Grechtler würde kommen, für Proviant, Pontons 2c. sorgen und sparen helfen, denn der Herzog gab dem Wiener Hofe zuviel Geld aus für Armeezwecke! Vor allem hielt man die Anschaffung einer großen Wagenburg für überflüssig, was schließlich den Herzog zu der Erwiderung veranlaßte, man setze sich mit Sparenwollen erfahrungsgemäß oft größeren Ausgaben aus, man würde unter Umständen aus Mangel an Fahrzeugen große Magazine aufgeben müssen.

Vor dem Ausmarsch sandte der Vizekanzler dem Herzog noch allerlei Verhaltungsmaßregeln für den Aufenthalt in Thüringen. Würden sich die Truppen weigern zu marschieren, was man in Wien sehr befürchtete, so sollte er mit allen Mitteln sie zum Gehorsam zwingen, die „Armee wäre nicht dazu da, im Sammellager zu bleiben." Das Ziel wäre die Sperrung der Elbe — auf die Eroberung Dresdens verzichtete man wegen vorgerückter Jahreszeit — und die Sicherung der Winterquartiere an der unteren Saale. Auf Neutralitäten einzelner Fürsten dürfe sich der Herzog nicht einlassen. Einige Stände, wie Hamburg, das eben 19 600 fl. gesandt hatte, ferner Bremen, Lübeck, Nordhausen, Mühlhausen, der Herzog von Koburg, die Schwarzburger und die Reußer, die sämtlich wegen Ablösung ihrer Gestellungspflicht durch Geld verhandelten, sollten zu den gutgesinnten gezählt werden; es dürfe aber nur mit Ständen verhandelt werden, die ihrer Lage wegen oder, da sie nur einige Mann, vielleicht ohne entsprechende Anzahl von Offizieren, zu stellen hätten, oder „zu keinem bestimmten Corpo" gehörten, Truppen zu liefern nicht in der Lage wären. Zu diesen ge-

hörten auch die Reichsritterschaften in Franken, Schwaben, am Rhein und die Burg Friedberg, mit denen am 4. August Reluitionsverträge geschlossen worden waren, laut deren sie „freisein sollten von allen Kriegsbeschwerden, von würklichem Winterquartier und Verpflegung sowohl als auch all übrigen Logir- Cantonir- und Postirungs-Stilllagern und Sammelplätzen, sodann Refraichir-Lazaretten und anderen Bequartirungen der k. k. hungarischen und böhmischen, auch des Reiches und alliirten nicht weniger auxiliar im Reich oder sonsten befindlichen oder nachkommenden Troupen, frei von allem Vorspann und Leistungen“. Das Subsidium charitativum, d. h. das Geld, was sie dafür dem Kaiser zahlten, sollte zur Errichtung von Magazinen für die unter dem Herzog stehenden k. k., nicht für die Reichstruppen, wie wohl zu erwarten gewesen wäre, verwendet werden, ein Befehl, der gleichfalls den Ärger des Herzogs erregen mußte. Die ziemlich hohen Summen gehörten eigentlich in die Reichsoperationskasse.

Für den Marsch nach Thüringen teilte der Herzog seine Armee in zwei Korps. Das Kommando über das erste erhielt der Landgraf von Fürstenberg. Seinen Stab bildeten die Generale Markgraf von Baden-Baden, Freiherr von Pretlack, Freiherr von Wildenstein, Prinz von Stolberg und von Varel. Generaladjutanten waren Oberleutnants Graf von Wolfegg, von Fromann und von Ehrenberg.

Das Korps bestand aus den Regimentern:

Regimenter	Bat.	Grkp.	Schw.	Karab.	Geschütz	Effektivstand:	
						Mann	Pferde
Kurtrier	2	—	—	—	2	1155	—
Effern	2	2	—	—	2	1223	—
Kronegk	2	2	—	—	4	1572	—
Pfalz-Zweibrücken .	2	—	—	—	2	1479	—
Nassau-Weilburg . .	2	2	—	—	2	812	—
Pretlackküirassiere . .	—	—	6	1	—	953	953
Trautmannsdorfkür.	—	—	6	1	—	953	953
Pfalzküirassiere . . .	—	—	3	—	—	460	413
	10	6	15	2	12	8607	2319

Das zweite Korps übernahm der Generalfeldzeugmeister Markgraf von Baden-Durlach mit den Generalen Graf von Wittgenstein, von Roth, von Wolfskehl. Es setzte sich zusammen aus den Regimentern:

Regimenter	Bat.	Grkp.	Schw.	Geschütz	Effektivstand:	
					Mann	Pferde
Holnstein	3	2	—	6	1843	—
Fürstenberg	2	2	—	2	1609	—
Durlach	1	2	—	2	757	—
Baden	2	2	—	2	1437	—
Bayreuthküraſſiere	—	—	4	—	506	502
Württemberg Dragoner . . .	—	—	1	—	144	144
Hohenzollernküraſſiere	—	—	4	—	569	570
	8	8	9	12	6865	1216

Am 24. Auguſt brach das erſte, am 26. das zweite Korps auf. Die unberittenen Reiter, beſonders von den Pfalzküraſſieren mußten mitmarſchieren, Küraſſe und Sattelzeug wurden auf Wagen mitgefahren.

Das erſte Korps marſchierte auf dem Wege der Vorhut, das zweite öſtlich davon über Lichtenfels-Judenbach. Am 13. und 15. September ſollten ſie bei Erfurt eintreffen.

Der Herzog begleitete ſchweren Herzens die Kolonnen bis über Forchheim hinaus. Es fehlte noch immer an Pontons und ſchwerer Artillerie, die Franzoſen machten bereits die größten Schwierigkeiten, wie würde der Feldzug enden? „Über das Journal (der Operationen), ſo Ihro Excellenz einzuſchicken begehret, bin ich im Voraus beſchämet, was es vor eine traurige Figur in der Zeitung machen wird,“ ſchrieb er am Tage vor dem Abmarſche an Colloredo. Er hatte ſchwere Bedenken, das Heer „allein und ohne Spickung mit anderen (K. K.) im Feuer geübten Truppen dem Feind unter die Augen zu führen.“

Es fehlte ferner an Geld. Dem Reichstage hatte deswegen der Herzog einen ſehr kräftigen Brief vor dem Ausmarſche geſandt, der aber „ſeines Stils wegen“ nicht vorgelegt wurde, da man die Übelwollenden, die aus jedem Worte Kapital für ſich ſchlugen, fürchtete.

Die ſchwerſten Sorgen aber bereiteten dem Herzoge die Franzoſen, die ſich um keine Abmachungen zu kümmern ſchienen. Nachrichten aus Thüringen meldeten, daß Richelieu und Soubiſe Kontributionen eintrieben, wozu nur der Herzog berechtigt war, und daß ſie wider die Abmachungen Gotha und Erfurt beſetzten. „Wenn alles wahr wäre, was man mir berichtet, ſo müßte ich ſelbſt bekennen, daß die Impertinenz der Herren Frantzoſen ziemlich weit über die Schnur gegangen“, klagt der Generaliſſimus, ja er befürchtet, daß ihm „die Franzoſen mehr zu ſchaffen machen werden, als der König in Preußen“. Alles Unſichere und Zerfahrene käme von der Unentſchloſſen-

heit in Wien und der Ungewißheit, in der er gelassen würde. Trotzdem man in Wien ganz genau wußte, daß Richelieu und Soubise den Rhein überschritten, daß ein französischer General zur Verhandlung über die Operationen ins Hauptquartier kommen würde, hatte man ihm keine Spur der Absichten, die man hegte, fühlen lassen. Dazu war erst der Marsch der Franzosen durch Würzburg bestimmt, im Handumdrehen waren sie in Erfurt! Zuvorkommen hätte er ihnen sollen? Ja, wenn man mit einer Armee im Postwagen reisen könnte! Er habe alles getan, was man mit einem Reichsheere tun könnte. Über die Lage der Verhandlungen mit den Franzosen ließ man ihn im Unklaren. „Wann nun aber diese gute Herren einen Tag weiße, den andern Schwarz reden, heute Conventiones machen und morgen solche wiederum zernichten, so ist ein ehrlicher Mann allezeit exponirt, seinem Hofe mit falschen Berichten unter die Augen zu treten.“ Wie notwendig die erbetenen Pontons wären, was man in Wien nicht einsehen wollte, hatte sich gleich in den ersten Tagen gezeigt. „Was die Herren Flußüberschreiter ohne Pontons betrifft, so bitte ich Ew. Excellenz kniefällig, denen, die mich alle Wasserläufe bis Erfurt auf Brücken in den Städten oder durch Furten überschreiten lassen wollten, zu sagen, sie sollten doch ein wenig hierherkommen, und sich ansehen, wie die Armee die Baunach überschritten hat! 4 Tage hätte sie Halt machen müssen, wenn ich nicht eine Brücke geschlagen hätte. Ein Postwagen passiret leicht eine Furt, aber lassen Sie mal nur 1000 Pferde durchgehen, die Hälfte haben sie noch nicht zurückgelegt, schon sind sie ertrunken, und mit den Wagen ist es noch schlimmer. Mit einem Worte, mein lieber Herr Vizekanzler, wenn man einen Mann zum Kommandeur einer Armee erwählt, muß man ihn für so sachkundig halten daß er weiß was er braucht, glaubt man ihn aber nicht für solche Kleinigkeiten ausreichend, meiner Treu, dann thut man sehr übel daran ihm das Wohl der Allgemeinheit anzuvertrauen, da muß man andere wählen, die alles ohne Apparate machen oder Wassertretten können, ich für meine Person habe das nicht gelernt! — — Um Gottes willen, schicken Sie einen andern hierher und lassen Sie mich in Ihrer Nähe noch einige Hirsche schießen.“

Am 29. August traf der Herzog mit der Post in Erfurt ein, wo er schon zwei Bataillone Franzosen vorfand.

Seine eigene Bagage unter dem Oberstleutnant von Eisenberg und O'Flanagan folgte ihm langsam nach, sie war sehr umfangreich, führte 224 Pferde mit sich und brauchte auf jeder Station 33 angeschirrte Pferde und 5 mit je 6 Ochsen bespannte Wagen.

Die Husarenbrigade unter dem Befehle Széchénys, bestehend aus den beiden Regimentern „Spleny“ und „Széchény“ in einem dienstbaren Stande

von 1504 Mann und 1504 Pferden, war am 18. August von Eger über Asch, Seulbitz nach Enchenreuth marschiert. Hier bekam sie Befehl vom Prinzen Georg, erst in Erfurt zu ihm zu stoßen und, nach Absendung eines Detachements, über Gräfenthal-Schwarzburg zu marschieren. Der Herzog aber befahl, die Detachierung zu unterlassen und den ursprünglich befohlenen Marsch einzuhalten. Am 28. sollte die Brigade, die außer im Meiningenschen alles bezahlen sollte, in Erfurt eintreffen. Am 23. war sie in Koburg, marschierte am folgenden Tage durch Saalfeld und erreichte am 27. Tannroda, östlich von Arnstadt. Der Herzog schob sie hierauf als rechte, weit vorgenommene Seitendeckung der Armee an die obere Ilm (Mellingen-Spleny, Magdala-Széchény) vor, die sie am 29. erreichte.

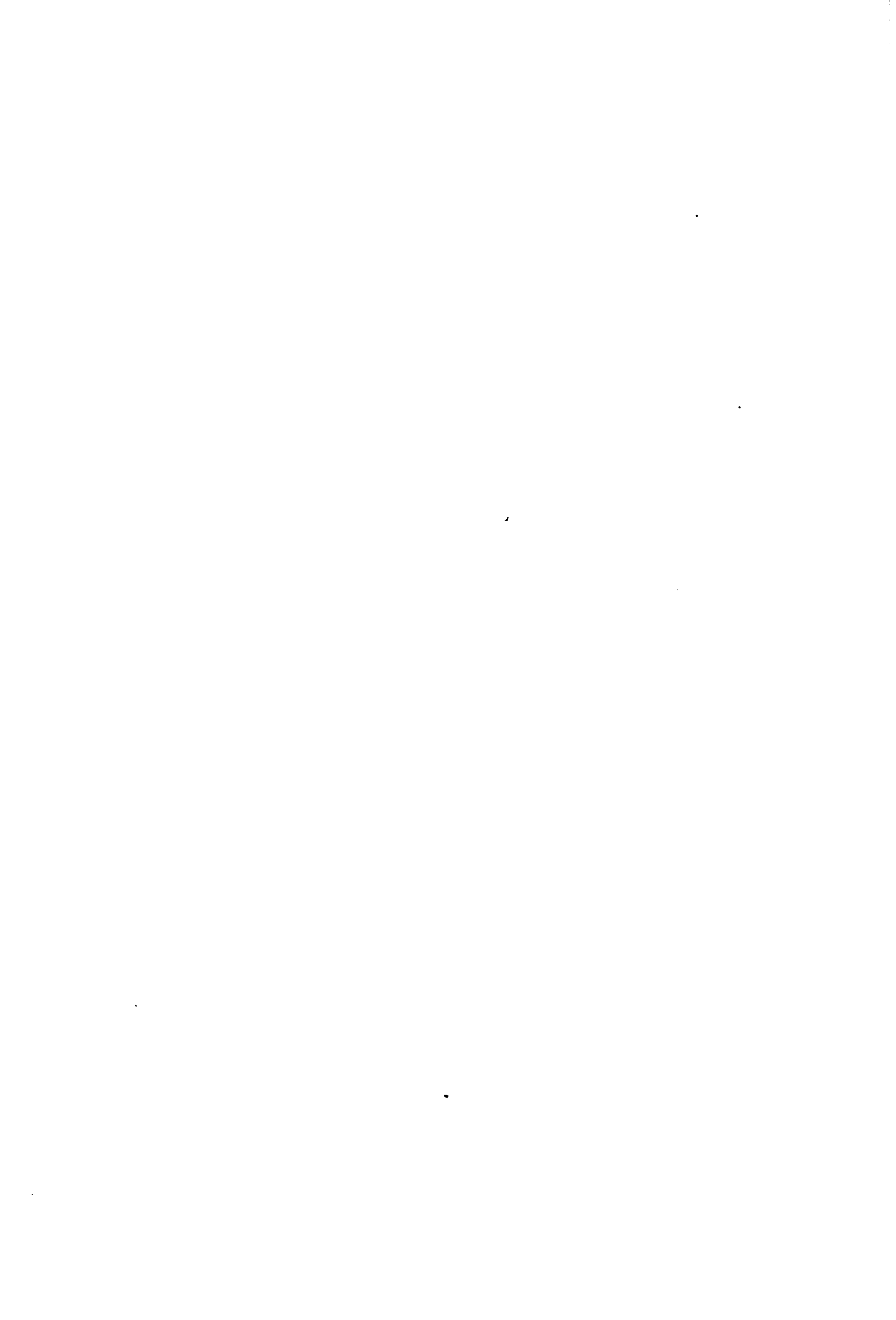
Da das württembergische Infanterieregiment, die Kurkölner und drei westfälische Bataillone ihren Anmarsch gemeldet hatten, schien die Versammlung der Armee bei Erfurt und die Vereinigung mit den Franzosen nunmehr leicht von statten zu gehen, falls man sich noch über die strittigen Punkte einer Konvention einigen würde.

Allein, während die Reichssoldaten langsam über „die asperen Gebürge" des Thüringer Waldes hinweg marschierten, trat ein Ereignis ein, das alle wohlüberlegten Pläne über den Haufen werfen sollte.



Dritter Teil.

Märsche und Gegenmärsche.



1. Die beiden Kommandeure.

Am 16. August war die Spitze der französischen Hilfsarmee in Eisenach eingetroffen, am 20. folgte ihr Kommandeur nach.

Karl von Rohan Prinz von Soubise war am 16. Juli 1715 geboren, stand also in seinem 43. Lebensjahre. 1748 war er zum Generalleutnant befördert worden. Er war ein leutseliger, gütiger Mann, ein liebenswürdiger Bonvivant, elegant bis herab auf das Briefpapier, dessen er sich im Felde bediente, ein lustiger Gesellschafter, der gern einmal fünf gerad sein ließ, ein Freund der Frauen, mit einem Worte, ein französischer Rokokogeneral. Am Hofe von Versailles war er persona gratissima, Günstling (aimé du Roi) des Königs und der Pompadour, die ihn besonders ins Herz geschlossen hatte. Seine Familie war nach der königlichen die bedeutendste im Lande. „Welches Geschlecht übertrifft die Rohans? Der Prinz ist liebenswürdig, hinreichend klug, vollkommen tapfer; zu der vornehmsten Welt Europas hat er Beziehungen: zu dem Hause Bouillon, zu dem Hause Savoyen, zu dem Hause Hessen. Er gefällt, bezaubert und erhält sich Sympathien. „Es giebt, sagt Herr von Belle-Isle, keinen höflicheren und gefälligeren Menschen, aber, sei's durch Unkenntnis oder Unglück, er hat gar kein Glück im Kriege. Unkenntnis scheint freilich die Hauptsache zu sein. Aber was kümmert das die Marquise? Herr von Soubise wird Armeen kommandieren, er wird geschlagen werden, man wird Spottlieder auf ihn singen, ganz Frankreich wird ihn für schuldig halten. Die Marquise wird nicht nachgeben. Ihr Soubise muß Marschall de France und Staatsminister werden und wird es. Er ist ihr Freund; folglich ist alles, was er tut, gut. Bei der Niederlage von Roßbach sieht sie nicht, daß Hanover verloren, die Soldaten tot, die Waffenehre befleckt ist, sie sieht nur eine Verzögerung für Soubise zum Marschallsrange." In bezug auf die Übertragung des Oberkommandos der zweiten Armee sagt Bernis: „Es war (noch viel mehr) absurd, dem Prinzen von Soubise zu befehlen, sich zur Übung mit dem Könige von Preußen zu messen und sich einzubilden, daß Marschall Richelieu Neigung verspüren würde, dem Prinzen zu militärischem Ruhme zu verhelfen mit der Gewißheit, daß, sobald er jenen

durch einen Sieg erworben hätte, er ihm das Kommando über unsre Armeen abnehmen würde, was unfehlbar nach dem Sinne des Königs und der Leidenschaft der Marquise, ihren lieben Soubise bald an die Spitze der Militär- und Civilangelegenheiten zu sehen, eintreffen müßte."

In fast allen Darstellungen der Ereignisse von 1757 wird Soubise nur als „Kreatur der Pompadour", „Prinz Sottise", „Reißausgeneral" u. s. w. hingestellt. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. Er war gewiß kein ganz hervorragender Soldat, ebensowenig wie er ein ganz schlechter war. Aber war er für die Durchführung der französischen Kriegspolitik nicht der geeignetste Mann? Er war ja gar nicht mit der Armee nach Thüringen gekommen, um den König von Preußen vernichten zu helfen, denn was konnte Frankreich zu jener Zeit an einem gedemütigten Preußen liegen? Ein mächtiges Österreich im Reiche schaffen zu helfen, sich selbst zum allergrößten Schaden, dazu hatte man in Versailles wahrhaftig keine Lust. Jetzt, nach Kolin, war der König im Nachteile, aber er hatte immer noch Schlesien und Kursachsen. Konnte ihm noch eine empfindliche Niederlage beigebracht werden, so würde er sich, wie es ja auch ohne Niederlage geschah, Frankreich zu nähern suchen, und dann konnte man entscheidend in die deutschen Verhältnisse eingreifen. Die Niederlage selbst aber sollten ihm die Österreicher beibringen.

Würde sich der König, woran zunächst niemand ernsthaft dachte, gegen die Reichsarmee und die Franzosen wenden, so käme es nicht darauf an zu fechten, sondern ihn mit einem Teile seiner Kräfte in Thüringen zu binden, um den Österreichern im Osten freie Hand zu verschaffen. Weiter wie bis Gotha würde König Friedrich seines Verpflegungssystems wegen nicht vordringen können. In Eisenach würde man vollkommene Sicherheit genießen und immer die Möglichkeit haben, dem etwa zurückweichenden König bedrohlich zu folgen.

Zur Durchführung einer derartigen Politik auf dem Kriegsschauplatze war aber der Prinz Soubise der geschickteste Mann. Seine bezaubernde Liebenswürdigkeit würde den Herzog über die wahren Pläne des Versailler Hofes hinwegtäuschen, wie es ja tatsächlich auch geschah. Soubise verstand es mit allen Kniffen und Pfiffen raffinierter Diplomatie, dem Herzoge seine wahren Befehle zu verheimlichen. Er setzte ihm einen unter Höflichkeiten und gewinnenden Artigkeiten verborgenen passiven, wenn es sein mußte, aber auch einen offenen Widerstand unter bedauernden Hinweisen auf die Befehle seines Hofes entgegen, was den Herzog fast zur Verzweifelung brachte, ohne daß er dem Prinzen zu zürnen vermochte.

Von diesem Standpunkte aus gesehen erscheint der Prinz zwar nicht als großer Feldherr, aber als geschickter Diplomat, sicherlich aber nicht als

der dumme Höfling, als den ihn der größte Teil der deutschen Darstellungen hinzustellen liebt.

Am 18. August hatte sich in aller Stille das gothasche Leibregiment aus der Stadt auf die Walddörfer gezogen, am folgenden Tage traf bereits der von Richelieu gesandte Turpin in Sonneborn ein und verlangte 400 000 Taler Kontribution, weil der Herzog von Gotha sein Kontingent nicht gestellt hatte; Soubise ermäßigte später die Forderung auf 225 000 Taler. Sonntag, den 21. August vormittags gegen 10 Uhr kamen die ersten Franzosen, das Reiterregiment „Rougrave“ nach Gotha. Im vollen Trabe fuhr General Graf Crillon mit seinem sechsspännigen Wagen in den Schloßhof ein, begleitet von 40 Soldaten. Jäh ward der Gottesdienst in der Schloßkirche abgebrochen, man sang nur noch das Lied „Gott sei uns gnädig“, dann stob die Gemeinde auseinander, voller Furcht, daß der Herzog verhaftet würde; allein Crillon machte nur eine „höfliche Aufwartung.“

Das gothasche Militär wurde, soweit man es noch vorfand, entwaffnet, nur die Leibgarde unter Benckendorf durfte die Waffen behalten. Am Montag, den 22. August kam, begleitet von einem zahlreichen Generalstabe, einer Menge von Wagen, Pferden und Dienern, mit 22 bepackten Maultieren, die zirkusmäßig mit doppelten Federbüschen und kostbaren, wappenbestickten Decken geschmückt waren, und gefolgt von einer reichen Zahl seiner schönen Freundinnen, Prinz Soubise in Gotha an und nahm im Prinzenhause Quartier, mittags speiste er mit 150, abends mit 200 Offizieren auf dem Schlosse.

Das Land lernte sofort die Schwere des Krieges kennen. Schon am 9. August hatte der französische Armeeintendant Gayot von Hanau aus als tägliche Lieferung verlangt: „77 130 Portionen Brot, 74 013 Portionen Fleisch, 10 938 Rationen Futter für Infanterie- und Trainpferde, 23 538 Rationen für Kavalleriepferde, 1000 Rationen für die Pferde des Generalstabes. Am 25. August verlangte „in einem groben Schreiben“ Hildburghausen binnen 20 Tagen 6954 Zentner Weizen, 13 907 Zentner Korn, 31 452 Zentner Hafer, 44 931 Zentner Heu, 2869 Klaftern Holz und 148 410 Bund Stroh zu je 10 Pfund, was alles nach Erfurt bei Strafe der Exekution geliefert werden sollte und was eine Ausgabe von 135 000 Talern bedeutete. Die Bitten des Herzogs beantwortete Frankreich sehr kühl, versprach aber bei Rückkehr zum Gehorsam Gnade, während ein Wiener Befehl den Herzog anwies, Gotha noch schlechter als Weimar zu behandeln und aus diesem Lande nur immer zu holen, was zu holen ist, aber Quittungen auszustellen.

An Weimar-Eisenach waren gleichfalls ungeheuere Anforderungen gestellt worden. Richelieu trieb unerhörte Kontributionen durch Turpin ein und

Hildburghausen forderte binnen 20 Tagen die Lieferung von 43 929 Zentnern Getreide, 37 729½ Zentnern Heu, 2 408 Klaftern Holz, 124 622 Bund Stroh zu 20 Pfund." Herzog Konstantin wandte sich in größter Bestürzung an Hildburghausen, er habe, da er seit März wegen der durch die Nähe der Preußen erzwungenen Unmöglichkeit sein Kontingent zu stellen mit dem Kaiserhofe verhandele, aber keine entscheidende Antwort bekommen habe, geglaubt, man habe ihm „stillschweigend" die Zurückhaltung seines Kontingents erlaubt; er wollte sofort die Hälfte seiner Truppen stellen und gegen Bezahlung alles liefern. Von Wien aus kam am 12. September an Hildburghausen der Befehl, da schriftliche Unterhandlungen bedenklich wären, einen Offizier zu dem Herzog von Weimar zu senden und ihm die vier Bedingungen mitteilen zu lassen, nämlich entsprechende Erklärungen in Regensburg abzugeben, das Kontingent in Geld zu stellen, die Römermonate alsbald zu bezahlen und die Lieferungen in suspenso zu lassen. Die Lieferungen wurden ermäßigt.

Langsam zog die Vorhut der Franzosen von Eisenach nach Erfurt, sie brauchte sieben Tage zu dem sechs Meilen langen Weg. Am 25. August begab sich Soubise nach Erfurt, am 29. traf der Herzog ein, zwei französische Bataillone „Piemont" und das Würzburger Regiment lagen am 30. in der Stadt, zehn Bataillone sechs Schwadronen Franzosen in unmittelbarer Nähe davon.

Der Herzog hatte Befürchtungen gehegt, die Franzosen würden ihn und seine Truppen von oben herab betrachten. Denn „es ist bekannt, daß die Franzosen gewöhnlich nicht viel Rücksichten auf ihre Bundestruppen haben ... Uns betrachten sie als eine Bande zusammengeraffter Leute, die nur kleinen Reichsfürsten gehören." Er war sehr angenehm enttäuscht. Soubise hatte ihm schon am 27. August ein Begrüßungsschreiben entgegengesandt, bei der persönlichen Bezeichnung entzückte ihn das Benehmen der Franzosen, die seiner Eitelkeit geschickt entgegen kamen. „Von der Politesse der gantzen Frantzösischen Generalität und Offiziers, besonders aber des Prinzen de Soubise kan Ich mich nicht genug beloben, und zeiget er sowohl als die Trouppen den allerbesten Willen sich zu signalisieren und das ihrige zu dem allgemeinen Besten beyzutragen" berichtet er an den Herzog Karl von Lothringen. Freilich, so höflich und bestrickend auch Soubise war, seine Truppen unterstellte er dem deutschen Generalissimus zunächst nicht.

Während Soubise äußerlich die „Politesse fast bis zum Exceß trieb", berichtete er an den Kriegsminister Paulmy, Stainville, der französische Botschafter in Wien, habe ihm im strengsten Vertrauen mitgeteilt, er wäre mit Kaunitz dahin übereingekommen, daß Soubise die Schwierigkeiten über die drei noch strittigen Konventionspunkte zu vermehren (!) suchen sollte, da-

mit sie noch nicht gelöst wären, wenn die Armee marschbereit wäre und so die Kaiserin in die Möglichkeit käme, die Reichsarmee „hinten zu lassen.“ Herzog Karl habe ihm durch den Prinzen Kamille geschrieben, „er könnte mit der Reichsarmee vereint nichts gutes ausrichten.“ So dächten alle höheren Offiziere seiner Umgebung. Hildburghausen wäre gefürchtet im Heere und gehaßt von allen seinen Generälen. „Ich werde mein möglichstes thun, um keinerlei Veranlassung zur Klage über die Truppen und mich zu bieten, aber ich sehe voraus, daß wir häufig ganz verschiedener Ansicht sein werden.“

Wenn man auch an der Richtigkeit der Mitteilungen Stainvilles und Karls zweifeln darf, die Doppelzüngigkeit des Prinzen erläutert dieser Brief hinreichend.

Die strittigen Punkte betrafen Rangfragen. Sollte Soubise in Abwesenheit Hildburghausens die kombinierte Armee kommandieren? Wie sollten die Truppen unter sich rangieren? Wie die Generäle? Die letzte Frage wollte St. Germain so regeln, daß die Lieutenants généraux den Feldzeugmeistern, die Maréchaux de Camp den Generalfeldmarschalleutnants und die Brigadiers den Generalwachtmeistern gleichgestellt würden. Über alles wurde in Paris verhandelt.

Vorläufig aber waren Soubise und seine Offiziere nach Hildburghausens Berichte vom 2. und 3. September „voller Politesse und Attention, aber er weigert, mich als kommandierenden Generalen über ihn und seine Troupen zu erkennen“; obwohl er sich persönlich zwar gern unterordnen wollte und das schädliche des geteilten Befehles laut anerkenne, könnte er doch nicht sich unterordnen, da es ihm verboten wäre, bis der Abwesenheitsparagraph genehmigt wäre. Beide Kommandeure hatten in dieser Frage Kuriere an ihre Höfe abgesandt.

Wenn der Kaiser nicht dem Prinzen durch ein Patent zum Feldmarschall ernennen würde, verginge der Feldzug ohne Vereinigung beider Heere und ohne Anerkennung des Herzogs durch die Franzosen, denn Ludwig XV. wollte nach Soubises Behauptung ihm absolut keinen höheren Rang als den eines Generalleutnants erteilen.

Unter dem 31. August übersandte Starhemberg aus Paris dem Herzoge den Konventionsentwurf. Die Hauptpunkte dieses 30 Fragen behandelnden Entwurfes sind: Die Armee führt den Titel „Armée combinée“. Requisitionen veranlaßt der Herzog allein und im Namen des Kaisers. Das Reichsheer kann niemanden zum Reichsfeind erklären, aber jeden zum Vollzuge kaiserlicher und Reichsentschließungen zwingen. Es sollen keine Geldkontributionen, wohl aber alle nötigen Lieferungen ausgeschrieben werden. Die Reichsarmee allein soll die Plätze refraktairer Staaten besetzen, beide aber die eroberten. Beitreibungen und Kriegsbeute soll nach dem Verhältnis

der Truppenzahlen verteilt werden. Hildburghausen soll Passepartouts, aber keine Abschiede unterzeichnen. (Da man zu Abschieden auch Passepartouts braucht, so hat sie Hildburghausen doch zu visieren, meint Starhemberg dazu beschwichtigend). Die k. k. Truppen sollen den rechten, die französischen den linken Flügel, das Reichsheer die Mitte einnehmen („welches zu erhalten nicht geringe Mühe gekostet hat"). Um allen eventuellen Schwierigkeiten zuvorzukommen, wird man, soviel als möglich, alles was Rang- und Vorsitzfragen veranlassen könnte, vermeiden. In Abwesenheit des Herzogs werden die französischen und deutschen Generäle ohne Rangüberlegenheit der einen oder andern miteinander im Einverständnis handeln, bis Befehle ihrer Höfe eintreffen. Starhemberg bemerkt dazu: „Man hat die Parität der Reichs- und Creystruppen in Versailles mit den französischen weder bestritten, noch anerkannt. Daher ist das beste, allen Rangstreitigkeiten auszuweichen und bei Detachierungen nur einerlei Truppen zu verwenden, bei gemischten unvermeidlichen Detachierungen aber einen höheren Offizier als jeder der einzelnen ist als Kommandanten zu stellen. Bei einem Kriegsrat u. dergl. lassen sich schon Ausgleichungen finden, das beste ist, wenn sich beide Kommandeure persönlich einigen. Die Vertretungsklausel würde kaum praktisch Anwendung finden können.

Kamen dadurch wenigstens vorläufig die Rangfragen in ein ruhiges Stadium, so wurde doch die Kombination noch nicht erreicht. Beide Heere beobachteten einander. Die Franzosen fanden von Anfang an allerlei zu tadeln, nicht mit Unrecht. So hatte General Nicolai kaum Hanau erreicht, als er schon wußte, daß einige Bataillone der Reichsarmee „nicht mehr taugen als Milizen" und „daß unsere Wirte noch nicht auf der Höhe der Vollendung wären." Jetzt von Erfurt aus wußten sie allerlei, aber nichts Günstiges nach Hause zu berichten, was der Herzog auf dem Umwege über Wien wiedererfuhr. Hildburghausen selbst verglich sein Hauptquartier mit dem französischen und ärgerte sich. „Niemals in der Welt wurde ein Generalkommandant so wie ich in allen seinen Bedürfnissen behandelt," klagte er dem Vizekanzler. „Jeder Kreisgeneral hat vier bis fünf Adjutanten, ich habe, gelobt sei der Himmel, zwei, nur die zwei armen Teufel von Generaladjutanten, die thun was sie können; ich muß General, Corporal, Sekretär, Commissär und beinahe auch Profoß sein!" Er schämte sich vor den Franzosen. Soubise gäbe jeden Tag „Tafel mit 70 Couverten in Hufeisenform, wie anders ‚dem gegenüber er als Kaiserlicher Feldmarschall und Armeekommandant und sehr ruinirtes Glied des Heiligen Römischen Reiches!' „Allein der Wein ist abgezogen, er muß getrunken werden. Nächstes Frühjahr aber will ich tausendmal lieber . . . . . . oder von meiner miserablen Appanage leben, als so eine Armee kommandiren."

Am 30. August war im Hauptquartiere eine Nachricht eingelaufen, die der Herzog nicht recht glauben wollte. Er schrieb darüber an den Herzog Karl von Lothringen am selben Tage: „Die vor einem Augenblicke von dem Obristen Laudon eingeloffenen Briefe geben vor, daß der König in Preußen selbst mit 20 000 bei Dresden über die Elbe setzen und der Reichsarmee entgegengehen wollte. Ob Ich nun schon eines Theils für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten die Gewähr nicht leisten kann, anderen Theils auch nicht dafür halte, daß der Feind soweit vorzurücken sich erfrechen werde, so ermangele doch nicht, Ew. Königl. Hoheit zu höchsterleuchtesten Maßnehmung soviel von Mir in Erfahrung gebracht worden zu hinterbringen." Obwohl die Meldung Laudons sehr rasch ihre Bestätigung fand durch eine ausführlichere von Karl selbst, der berichtete, daß der König 20 000 Mann oder 14 starke Bataillone und 4 Kavallerie-Regimenter von seiner zwischen Bernstadt a. d. Pließnitz und Schönau stehenden Armee nach Dresden geführt hätte, um von da, mit 8—10 000 Mann unter Moriz von Dessau verstärkt, gegen Erfurt zu marschieren, so glaubte der Herzog doch nicht daran. Er war, wie aus einem Briefe von Daun hervorgeht, trotz aller Schwierigkeiten, zuversichtlich: „Wenn nun alles, was auf dem Marsche begriffen ist, dahier eingetroffen, auch dasjenige so zwischen beyden Höfen noch zu verabreden ist, ausgemachet seyn wird: so werde ich all-meinen Fleiß anwenden, um noch vor Ende dieses Feldzuges auch einen kleinen Raum in der Zeitung auszufüllen." Bis Mitte September würde das Reichsheer, effektiven Standes 25 172 Infanteristen, 3753 Kavalleristen, 2119 Husaren, zusammen 31 044 Mann — „der dienstbare Stand ist um ein guts geringer" — bei Erfurt versammelt und die Franzosen ebenfalls herangekommen sein, und dann würde sich eine schöne Operation einleiten lassen.

Die Bewegung des Königs ward im Hauptquartiere eifrig besprochen. Einige meinten, er wolle nur „Sachsen bedecken", andre gar, er trachte nur den Rückmarsch seiner Bagage zu decken. Der Herzog „stellte all diese Nachrichten ganz und gar in Zweiffel", er glaubte nicht recht, daß Friedrich „den Eskortirer seiner Bagage machen" würde.

Die Nachricht, daß der König die Meißener Brücke angezündet und zerstört hätte, hinter sich!, war schon am 1. September in Erfurt bekannt und ließ Soubise bereits an den Rückzug denken. Zunächst freilich schrieb er davon nur dem Kriegsminister Paulmy: „Kommt der König in der That ohne Aufenthalt auf uns los, so könnte es sein, daß wir, da unsere letzten Divisionen und der größte Teil der Artillerie noch nicht da sein wird, genötigt wären nach Gotha zurückzugehen: Der Herzog wird vielleicht mit dem Corps Prinz Georg Erfurt besetzen wollen."

Hildburghausen wurde nun doch stutzig. Zunächst dirigierte er seine

Husarenbrigade, die, wie erwähnt, am 29. August die obere Ilm erreicht hatte, gegen Osten vor zur Beobachtung. Sie erreichte am 2. September Roda, am 3. die Elster bei Gera und am 4. in der Altenburger Gegend die Pleisse, wo am 3. bereits Laudon (bei Luka) eingetroffen war.

Noch am 3. stellt der Herzog allerlei Betrachtungen in einem langen Bericht an den Vizekanzler an. Obwohl die Nachricht vom Anmarsche des Königs „von guter Hand", von Laudon, gekommen wäre, glaubt er nicht daran, denn eine solche Bewegung ginge gegen die raison de guerre. „Ich getrauete Mir fast zu sagen, daß, wann dieses geschehen sollte, die Reichsarmee schon eine große Diversion gemacht und pur und allein durch diesen Streich soviel als durch einen kleinen Sieg zur Beförderung der allgemeinen Sache beygetragen hätte", denn nun könnte die k. k. Armee dem zurückgelassenen preußischen Heeresteile auf den Hals gehen und dem Könige selbst außerdem „ein rechtschaffener Corpo im Rücken schicken". Seine Bedenken wachsen aber während des Schreibens. „Allein, gleichwie man bey diesen König nicht allezeit nach der Raison de guerre urtheilen, sondern auf jenes sehen muß, was ihme öftermahlen seine Caprice diktiret; so könnte es gleichwohl leicht geschehen, daß er aus purer Picquanterie auf die Franzosen und Reichs-Armée uns von hier delogiren und sich der Stadt Erfurth zu bemeistern im Sinne haben möchte, um so mehr, wann er, wie verlautet, zu Magdeburg mehrere Trouppen versammlet, als würcklich zu der Defension des Platzes nöthig seyn". (Man sprach von 30 000!)

Schließlich wird er sich darüber klar, daß ihm die Bewegung des Königs gilt: „consequenter halte ich gewiß davor, daß unter dieser Bewegung, wann sie anders wahr ist, eine Entreprise auf uns verstecket sey; zumahlen ich auch sonsten die Ursach' nicht wohl einsehen kann, warum er die Brücke zu Meißen, als welches ganz gewiß ist, hätte ruiniren lassen." Deshalb habe er auch die Husaren vorgesandt, gegen Magdeburg beobachteten die Franzosen.

Was ist nun zu tun. „Wartet der Feind, bis wir komplet sind, so halten wir uns in einem festen Lager und lassen es in Gottes Namen auf eine Schlacht ankommen, — — sollte er aber, wie er es in Brauch hat, mit seinen forcirten Marchen uns frühzeitiger auf den Hals kommen, so würde das Corps Prinz Georg nach Erfurt geworfen werden, die übrigen aber sich auf die heranrückenden Truppen, „etwa gegen Gotha" zurückziehen. Denn die Reserveartillerie Soubises käme erst am 20. an, „die Meinige aber ist noch vollkommen in der ersten Geburth" und kann vor Ende September unmöglich schon da sein.

„Aniezo sehen Ihro Excellenz, was es vor übele Würckung im Kriegswesen habe, wann man den in loco seyenden kommandirenden Generalen

nicht anhöret, demselben ganze Monath ohne Vorbescheidung läßt und zuletzt doch alles abschlägt was Er begehret."

An diesem Tage standen in und um Erfurt 25 Bataillone, 8 Grenadierkompagnien, 25 Schwadronen versammelt, und zwar:

Die französischen Kolonnen I—VI	14 Bt.	— Gr.	8 Sch.
Regiment „Würzburg"	2 „	2 „	— „
Prinz Georg in Arnstadt . . .	9 „	6 „	5 „
Brigade Széchényi	— „	— „	12 „
	25 Bt.	8 Gr.	25 Sch.

Soubise fand es höchst bedenklich, „mit der Hälfte der Truppen und ohne Artillerie" den König bei Erfurt zu erwarten. So unangenehm es auch wäre, sich für einen Rückzug entscheiden zu müssen, würde er, sobald der König die Saale überschritte, nach Gotha zurückmarschieren, vielleicht auch nach Eisenach, wo man dann in Ruhe das Herankommen der sämtlichen Corps abwarten könnte.

Aber zunächst war es ja noch gar nicht sicher, ob der König überhaupt gegen Erfurt marschieren wollte! Hatte doch Laudon am 3. abends gemeldet, der Marsch ginge „allem Anscheine nach gegen Leipzig".

Gespannt warteten die Kommandeure auf weitere Meldungen ihrer vorgeschobenen Truppen, die Soubise am 6. um die „Nassauhusaren" und das Lütticher Chevauxlegers „Rougrave" verstärkte.

---

2. Der König kommt!

Nach dem für die alliierte Armee unglücklichen Ausgange der Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli lagen die westlichen Lande des Königs den Franzosen fast unbedeckt offen. Richelieu bedrohte Halberstadt und Magdeburg. Als sich nun im August die Reichsarmee und die französische Hilfsarmee bei Erfurt anfing zusammenzuziehen, wuchs die Gefahr für Leipzig, das nur mit zwei Bataillonen besetzt war, und für das ganze westliche Kursachsen. Vergeblich suchte der König in der Lausitz eine Entscheidung, um sich dann nach dem bedrohten Westen wenden zu können.

Beunruhigende Nachrichten, die Reichsarmee und 18 000 Franzosen unter Dumesnil, verstärkt mit österreichischen Regimentern, schickten sich an,

nach Sachsen zu marschieren, liefen im königlichen Hauptquartiere, Bernstadt an der Pließnitz, ein. Das Streifen eines französischen Korps an der unteren Saale wurde gemeldet.

Das dumpfe Gefühl von der im Westen stetig wachsenden Gefahr ward durch die völlige Ungewißheit über die Pläne der Gegner gesteigert.

Durch einen raschen Entschluß wußte sich der König aus der unsicheren Lage zu befreien.

Am Abend des 24. Augusts ließ er den Herzog von Braunschweig-Bevern zu sich nach Bernstadt rufen und teilte ihm mit, daß er „über Dresden den Franzosen entgegen gehen und ihnen Einhalt thun müsse“; Bevern sollte während seiner Abwesenheit das Kommando der zurückbleibenden Truppen übernehmen. Er sollte bei der großen Gefahr der Dinge „sich suchen durchzuwicklen, gutte Posten c(h)oisiren, selbige solange als möglich mainteniren, sich aber aufs sorgfältigste in Acht nehmen und sich in keine Generalaffaire ohne gewissen Vortheil und ohne dringende Noth engagiren. Es käme vor allem darauf an, die Armee, und wenn es nur bis Ende September seyn könnte, zu konserviren, dann hoffte der König den Prinzen Soubise zurückgejagt zu haben“. Der Herzog erhielt vollkommene Vollmacht, die nur durch den Hinweis „immer die Totalität der Umstände in Obacht zu ziehen“, eine sinngemäße Einschränkung erfuhr.

Am 25. marschierte der König mit 18 Bataillonen, 23 Schwadronen von Bernstadt ab und bezog ein Lager bei Rickern in der Nähe von Weißenberg. Prinz Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig, der alte Marschall Keith und der junge schneidige Seydlitz begleiteten ihn. Sehr siegesgewiß war Friedrich nicht abmarschiert. „Wenn Sie eine Schlacht gewinnen,“ hatte er zu Bevern gesagt, „Lehwald die zweite und ich die dritte, so bin ich nichtsdestoweniger verloren.“ Dem Abbé de Prades gegenüber äußerte er: „Ich will den Feind in der Ebene Lützens vernichten, damit mein Schatten sich dem des großen Gustav beigesellt.“ „Ich glaube dieses Jahr an keinem Gelücke,“ heißt es in einem Briefe an Winterfeld, und die anfänglich trübe Stimmung kennzeichnen die Worte: „Das seindt schwere Zeiten, weiß Gott!, und solche beklommene Umstände, daß man ein grausames Gelücke gebraucht, um sich aus allem diesen durchzuwicklen.“ Als er aber auf dem Marsche war, brach seine heitere klare Ruhe und Zuversicht wieder durch. Fast burschikos schreibt er jetzt an Bevern: „Ich muß nun gegen die Franzosen eilen, die seind à portée, die Reichsarmée wird hernach das Consilium abeundi kriegen, und dann werde ich kehren müssen an den Ort, wo mir jemand zu nahe kömmt.“

Einen festen Plan hatte er noch nicht. Er wollte vor allem auf dem Kriegsschauplatze in Thüringen erscheinen und dort schlagen, wen er fände.

Ich marschiere jetzt gegen Leipzig, Erfurt, Gott weiß wohin, um die Franzosen und die Herren Kreiser aufzusuchen und heimzuschicken."

Bei Harthau erhielt er Meldungen über die Streifereien der Franzosen unter Turpin in der Gegend von Leipzig.

In und um Dresden wollte der König seine Armee versammeln. Am 28. erging daher Befehl an Prinz Moritz von Dessau, der bisher zwischen Elbe und Oberlauf der Freiberger Mulde gegen Laudon und österreichische Korps in Böhmen gestanden hatte, am 30. in Dresden einzutreffen und alle Bauernwagen, die er nur auftreiben könnte, mitzubringen. Zugleich erhielt Oberst von Finck, der an Stelle des zur Armee zurückkehrenden Generals von Bornstedt Kommandant von Dresden wurde, Befehl, Geschütze und Munition bereit zu halten.

Am 29., mittags 12 Uhr, traf der König mit den ersten Truppen am schwarzen Tore von Dresden ein, die Truppen bezogen ein Lager am weißen Tor, er selbst nahm Quartier „auf dem Sande", in einem Gartenhause des Kammerdieners Haller.

Oberst von Finck hatte sich am schwarzen Tore zur Begrüßung eingefunden. Friedrich schärfte ihm ein, Dresden müßte unter allen Umständen während seiner Abwesenheit gehalten werden und dürfte „nur als ein Steinklumpen" übergeben werden. Zur Verteidigung konnte freilich Finck nur die zwei Infanterieregimenter „Darmstadt" und „Rohr" bekommen.

Bei Dresden trafen den König sehr üble Nachrichten. Das Ministerium teilte ihm mit, Baron von Steinberg, der Hannoversche Staatsminister, habe geschrieben, d. d. Verden, 20. August, die Lage Hannovers wäre trostlos geworden, das Land auf Jahrhunderte ruiniert, auf englische Hilfe wäre nicht zu rechnen, bei dem Alter des kränklichen Landgrafen von Hessen-Kassel müßte man befürchten, daß auch die hessischen Truppen bald aus dem Kriege ausscheiden würden, und Preußen wäre nicht in der Lage, worauf man doch gerechnet hätte, zu helfen. Zur Rettung des Landes bliebe somit nur ein Separatfrieden Hannovers übrig; England hingegen würde, — was ja seiner Kolonien wegen selbstverständlich war, — im Kriege verbleiben.

Ruhig und entschlossen antwortete Friedrich: Er habe das alles kommen gesehen. Frankreich würde aber zu einem Separatfrieden nicht bereit sein. Wegen Hannovers wäre er erst in den Krieg verwickelt worden, nun wollte man ihn dem ganzen Schwarm der Franzosen überlassen. „Ich werde indessen meinen Gang nicht mehr nicht weniger fortgehen und thun was ich kann, mich auch an England attachiret halten, wann Mich solches appuyiren wird. — — Die Krise ist so furchtbar, daß sie nicht lange dauern kann. Der September wird über das Schicksal für Herbst und Winter entscheiden.

Rechnen Sie darauf, daß wir uns gut schlagen werden und daß der Feind zum Verderben unsers Vaterlandes nur verdingen wird, wenn er sich mitten durch unsere Leichen einen Weg bahnt. So denke ich, so denkt meine Armee!"

An seinem endlichen Siege zweifelte Friedrich nicht, trotz aller Schicksalsschläge glaubte er Mitte September die Entscheidung herbeiführen zu können. Nach Mitchells Berichte vom 31. August war er heiter und aufgeräumt.

Am 29. August, an dem Tage, da sich Hildburghausen und Soubise zum erstenmale in Erfurt trafen, war die Armee bereits versammelt. Sie bestand aus den 6 Grenadierbataillonen „Kremzow", „Lubath", „Finck", „Wedel", „Billerbeck" und „Ramin", den 22 Musketierbataillonen „Garde", „Markgraf Karl", „Meyerinck", „Itzenplitz", „Forcade", „Winterfeld", „Anhalt", „Alt-Braunschweig", „Kleist", „Goltz" (je 2); „Retzow" und „Hülsen" (je 1); sowie dem Freibataillon „Mayr". An Kavallerie standen marschbereit: 3 Schwadronen „Garde du Corps", je 5 Schwadronen „Gensd'armes", „Rochow" (später „Seydlitz"), „Driesen" und „Leibregiment" = 23 Schwadronen Kürassiere; je 5 Schwadronen „Meinicke" und „Katt" (später „Czettritz") = 10 Dragonerschwadronen; 10 Schwadronen „Szekuly" und 2 Schwadronen „Seydlitz" Husaren, im ganzen 45 Schwadronen. Dazu kamen noch 400 Artilleristen, so daß das Heer aus rund 23 000 Mann bestand.

In Dresden selbst wußte man nicht, wozu die Ansammlung der Truppen dienen sollte. Einige wollten zwar wissen, daß es gegen Thüringen gehen sollte, allein sicher war das nicht. Der preußische Geheimrat von Zinnow hatte dem Rate der Stadt bereits am 28. August erklärt, es kämen gegen 36 000 Mann Preußen an, deren Ziel Magdeburg wäre, allein das glaubte man nicht.

Am 28. nachmittags um 2 Uhr meldete der Kreuztürmer, in Meißen müßte ein großer Brand ausgebrochen sein, da ein sehr starker Rauch sichtbar wäre. Damit hatte es folgende Bewandtnis:

Es war den Preußen gelungen, das Gepäck Nadasdys zu erbeuten. Unter den Briefen befand sich auch einer, in dem den Österreichern nahegelegt wurde, sich Meißens, das nur vom Freibataillon Chossignon besetzt wäre, zu bemächtigen. Chossignon bekam deshalb den Befehl, einige Joche der Elbbrücke abzuwerfen. Da das ihm aber zu lange dauerte, und er einen Aufruhr der Bevölkerung befürchtete, ließ er die Brücke in Brand stecken, wobei 18 Häuser bei der Niederfähre in Flammen aufgingen.

Die Nachricht von dem Brande der Meißener Brücke kam sehr entstellt im Hauptquartiere Erfurt an und gab zu allerlei Vermutungen Anlaß.

Vor dem Abmarsche belegte der König die kursächsische Hauptstadt noch

mit einer sofort aufzubringenden Kontribution von 120 000 Talern, „da von denen französischen und russischen Völkern alle Gelder in den Landen weggenommen würden, ohne Geld aber kein Krieg zu führen sei.“ Ein großer Teil der Summe ward auch aufgebracht.

Dienstag, den 30. August, nachmittags um 5 Uhr, marschierte die Vorhut, — 6 Bataillone, 15 Schwadronen, Freibataillon Mayr —, der König an der Spitze der Garde du Corps, über die Augustusbrücke, am Schlosse, an dessen Fenstern die Kurfürstin stand, vorbei, durch das Wilsdruffer Tor nach Döltschen ab, das Groß unter Keith rückte in die Neustadt ein. Die Armee führte für 18 Tage Brot und Mehl mit sich, Leipzig ward von Torgau aus zur neuen Verpflegungsbasis inzwischen gemacht.

Der König hatte die Absicht, in der neuen Stellung seinen Truppen noch einen Rasttag zu gewähren. Allein die Nachrichten von französischen Streifereien um Leipzig und Halle bestimmten ihn, schon am 31. weiterzumarschieren.

Richelieu nämlich hatte schon Mitte August ein Streifkorps unter dem gewandten Lancelot Grafen von Turpin de Crissé gegen die untere Saale vorgeschickt, „um die Reichsstände in Thüringen den Regensburger Edikten gefügig zu machen und um Geld aus Sachsen abzuholen, das sonst die Preußen nehmen würden“ (!). Turpin war am 17. August von Eschwege mit 450 Reitern weggeritten und über Sonneborn (19.) und Schwerstädt (21.) am 23. in Weißenfels eingetroffen. Am 24. August schlug er Laudon, der bei Cotta stand, vor, einen gemeinsamen Handstreich auf Leipzig oder einen Zug ins Brandenburgische zu machen, zu welchem Zwecke sich beide bei Weißenfels vereinigen wollten. Laudon ging gern darauf ein, brach aus der Cotta-Pirnaer Gegend auf und traf am 27. in Freiberg ein, wo er „seinen Abtritt im goldenen Adler auf der Burggasse nahm“. Am Abend kam der anfänglich zurückgelassene Oberstleutnant von Gerlichich mit 1000 bis 1200 Kroaten nach. In Freiberg erhielt Laudon die Meldung von der Vereinigung der preußischen Korps bei Dresden. Er machte Turpin sofort davon Meldung.

Turpin war am 26. in Merseburg, von hier aus ließ er den sächsischen Kreiskommissar von Berlepsch mit sämtlichen Kassen unter vier Mann Bedeckung abholen; Berlepsch brachte 36 504 Taler 8 Gr. 4 Pf. mit. Damit begnügte sich Turpin und ritt, da durch den gemeldeten Anmarsch preußischer Truppen die Unternehmung auf Leipzig doch vereitelt war, über Laucha, Buttelstedt, Cölleda und Weißensee zu Richelieu zurück, wo er am 11. September eintraf.

Laudon aber nahm von seinen 3000 Kroaten und 400 Husaren 1500 Mann und zog gegen Weißenfels. Erst hier erfuhr er von einem

zurückgebliebenen Adjutanten Turpins, daß „selbter zu des Marschalls Richelieu armée seye beruffen worden, mithin auch diese Entreprise rückfällig worden.“ Dafür hatte er eine andre Aufgabe gefunden: den heranmarschierenden König zu beobachten. Mit richtigem Gefühle fand er heraus, daß er sich dadurch nützlicher machen könnte, als wenn er in die Gegend von Pirna zurückkehrte. Er blieb in Thüringen. Sein Kommandeur, Prinz Karl von Lothringen war damit zufrieden.

Als Seydlitz, den der König zur Sicherung Leipzigs und seines Marsches von Dresden aus mit den Szekulyhusaren und den Kattdragonern vorausgesandt hatte, am 3. September in Leipzig eintraf, fand er von Turpin nichts mehr vor. Er schrieb unter den schärfsten Bedingungen 320 Wagen zum Brottransport aus und kehrte am 4. zum Könige, der inzwischen über Tanneberg (31. August), Toppschädel-Döbeln (1. September) und Marschwitz (2. 3. September) in Grimma angelangt war, zurück.

Der Marsch der königlichen Truppen war außerordentlich anstrengend gewesen. Es regnete ununterbrochen in Strömen, die Wege waren so durchweicht, daß die Gerätwagen einsanken, die Achsen zerbrachen und manches, wie vom Grenadierbataillon Lubath 36 Pontons, vorläufig zurückgelassen werden mußten. Dabei mußten die Leute in engsten Quartieren liegen, denn in langer Linie aufgelöst marschierten tags über parallel mit den preußischen Soldaten Laudons leichte Truppen, so daß man auch des Nachts sehr wachsam sein mußte. Den König belästigten die Kroaten und Husaren arg, ärgerlich schreibt er an Finck, der sich in Dresden mit seinen vier Bataillonen anfing isoliert zu fühlen und der einen Handstreich Laudons befürchtete: „Die charmanten Canaillen von Paschkopolo haben solche amitié vor uns, daß sie mir nicht verlassen. Ich habe sie alle um und vor mir. Also wenn was nach Dresden kömmt, so muß es ein anderes Geschmeiß von die Grasteufels seindt.“

In Grimma bestimmten den König wichtige Meldungen und Erwägungen zu einem festen Plane. War er bisher „wie ein fahrender Ritter“ durch Kursachsen hindurch gezogen, nicht wissend, welchen Feind er zuerst vor die Klinge bekommen würde, — nun war er sich klar geworden. Um seine kleine Armee nicht durch Detachierungen dem Verderben auszusetzen, wollte er zunächst das im Halberstädtischen stehende französische Korps Fischer, etwa 3000 Mann, ganz unberücksichtigt lassen und sich mit aller Kraft gegen die bei Erfurt sich sammelnden Feinde wenden. Wären die einmal geschlagen, so würde Halberstadt leicht durch ein von Leipzig aus zu sendendes Detachement befreit werden. Ein Vorstoß gegen die große französische Armee war nicht angängig, weil die Thüringische Armee den preußischen Rücken dabei bedroht haben würde; gegen sie wollte sich der König durch

Einleitung von Verhandlungen einigermaßen sichern, „die mindestens seinen (Richelieus) Eifer etwas zügeln würden."

So hieß es denn im Hauptquartiere: Vorwärts gegen Erfurt!

Am 5. langte der König in Rötha an und nahm Quartier im Schlosse des zur Badekur in Aachen weilenden Herrn von Friesen, dessen Gattin er einen Besuch machte.

Trotzdem seine Lage im höchsten Grade kritisch war, trotzdem ihn jetzt noch die Nachricht von Lehwalds Niederlage bei Großjägerndorf (30. August) traf, war Friedrich zuversichtlichen Mutes. Mitte September hoffte er in Thüringen fertig zu sein. „Haben Sie nicht soviel Furcht, es ist nichts verzweifelt, nichts verloren", hatte er schon vorher an Finckenstein geschrieben, „solange ich am Leben bin, halte ich gut stand und verteidige mich wie ein Löwe; ists um mich geschehen, dann ist es nicht mehr meine Sache, — aber ich fürchte noch für gar nichts." Jetzt schrieb er: „Wir werden in einigen Tagen mit Gott weiß wem raufen. Krethi und Plethi nenne ich meine Herrn Feinde, ich habe überall und massenhaft welche, aber ich werde ihnen widerstehen, solange ich noch einen Atemzug tun kann, und sicher werden sie mich nicht umsonst kriegen, wenn es mein Geschick will, daß ich unterliege. Es wird sichs eine Menge von diesen Canaillen nicht träumen lassen, daß ich sie vorher zum Teufel jage." Frisch ruft er Bevern zu: „Hier habe ich die Hände voll zu tun; aber seind Sie nicht besorgt, ich will mir schon durchbeißen!" „Seien Sie überzeugt, ich werde alles tun um zu siegen" tröstet er die Schwester. „Ich, vom Schiffbruch bedroht, muß trotzend dem Sturme, denken, leben und sterben als König."

Im Hauptquartiere Erfurt war man über die Pläne des Königs noch sehr im Unklaren. Hildburghausen hatte Laudon am 2. September gebeten, „de concerto" mit dem gegen Altenburg vorgehenden Széchényi zu operieren, im Notfalle aber über die Saale zurückzuweichen und die Brücken abzuwerfen. Vor allem aber sollte er fleißig aufklären, wohin der König ziehe, ob er Pontons und schwere Artillerie mit sich führe u. s. w. Laudon meldete ihm schon am folgenden Tage, der König habe im ganzen 28 bis 29 000 Mann, seine Kavallerie aber wäre „im schlechten Stande", allem Anscheine nach ginge es gegen Leipzig. Er selbst trete vorläufig unter des Herzogs Kommando mit seinen 1500 Mann, der Rest, 1900 Mann etwa, wäre noch in Freiberg-Gieshübel. Seine Leute wären „wegen denen überaus großen Fatiguen fast völlig marode." Laudon war über den Zustand der Reichstruppen und Franzosen in Erfurt noch nicht genau unterrichtet, sonst würde er nicht vorgeschlagen haben „vorzurücken, es könnte sogar die Passage bei Torgau, folglich auch die Verbindung mit Magdeburg abgeschnitten werden."

Am 4. erließ der Herzog einen Befehl an Laudon und Széchényi, die Brücken bei Kolditz und Nossen (!) abzubrechen, da der Feind die Mulde noch nicht überschritten habe. Er faßte überhaupt seine Lage sehr optimistisch auf und schmeichelte sich sogar mit dem Gedanken, man könnte den König — fangen. „Man sagt auch, der König ritte öfters mit 20 oder 30 Mann vom Jägercorps gantz allein herum, um die Wege vorwärts zu recognosciren. Dieser Umstand könnte einem recht guten partisan die beste Gelegenheit geben, einen magnifiquen coup zu machen, wann er davon zu profitiren wüßte. In allem Fall aber, daß es einem gelingen sollte, Ihn gefangen zu nehmen, so muß Er, König, alsogleich hieher gebracht werden."

Am 6. wollte man den Vortruppen doch einen festeren Halt geben. Soubise schob die „Nassauhusaren" und die Lütticher Chevauxlegers „Rougrave" gegen die Saale vor, allerdings nur bis zum 8. Hildburghausen zog aus der Vorhut von Arnstadt die vier Mainzer Bataillone nach Erfurt und sandte das Würzburger Regiment nordöstlich nach Buttelstädt, die zwei Grenadierkompagnien sogar bis an die Kösener Brücke vor.

Ein kleines gemischtes Detachement unter St. Germain war schon am 3. September nach Weimar vorgerückt, wo General Holnstein sofort das Inventar des Zeughauses aufnehmen ließ. Am selben Tage schenkte die Herzogin Anna Amalie ihrem Gemahle Ernst August Konstantin den ersten Prinzen — Karl August. Holnstein kümmerte sich nicht darum. In Eisenach aber lud der galante Kommandant Graf De Lorges „alle diejenigen Dames, Weiber, Cavalliers und Räthe, bey denen er seit seines Hierseyns seine visite abgeleget hatte," zur Tafel und brachte die Gesundheiten der herzoglichen Familie aus; dann wurde bis 10 Uhr getanzt.

Das Detachement St. Germain ward bereits am 7. nach Gotha zurückgezogen.

Am 5. hatte Széchényi bereits mit Laudon eine Beratung in Altenburg. Die ermüdeten Truppen Laudons sollten in der vordersten Linie durch die Reiter Széchényis abgelöst werden und nach Weißenfels marschieren. „Széchényi" sollte bei Zeitz, „Spleny" bei Treben (a. d. Pleiße) stehen bleiben. Nach Laudons Weggange traf durch einen Überläufer die Nachricht ein, daß der Feind schon in Borna wäre, weshalb Széchényi abends um 8 Uhr Laudon benachrichtigte, daß er „Spleny" nach Lucka, das andre Regiment aber gegen Weißenfels, mit Vorposten in Pegau, zurücknehmen, selbst aber nach Zeitz marschieren würde.

Zwischen den beiden Vorpostenkommandeuren kam es jetzt schon zu Reibereien, so daß der Herzog „ausdrücklich gutes Einverständnis" befahl.

Am 6. besetzten 1 Oberstleutnant 216 „Széchényi"husaren Pegau, bereits am folgenden Tage stieß die preußische Vorhut unter Seydlitz auf sie. Die

österreichischen Husaren zogen sich in die Stadt zurück, schlossen das Stadttor, und während ein Teil auf die heranrückenden Preußen feuerte, verließen die andern die Stadt durch das westliche (Ober-)Tor. Seydlitz ließ eine Anzahl seiner Husaren absitzen, rasch erbrachen diese das Stadttor, dann stürmten die preußischen Reiter in die Stadt hinein, nach kurzem Gefechte hatten sie in Pegau und draußen in einem Hohlwege 1 Offizier und ungefähr 100 Mann gefangen.

Die österreichischen Husarenregimenter gingen nun rasch vor der vordringenden preußischen Vorhut zurück. Széchényi zog mit seinem Regiment nach Naumburg, „Spleny" sollte nach Jena zu ausweichen, wohin auch der General selbst zu marschieren beabsichtigte. Laudon zerstörte in Merseburg und Weißenfels die Brücken und versenkte die Fähren. Ironisch bemerkte er in der Meldung darüber an den Herzog Karl von Lothringen: „Der Prinz Hildburghausen hat mir zwar geschrieben, er wollte dem Feinde, so selber bei Merseburg oder Weißenfels das Wasser passire, eine goldene Brücke bauen lassen, nun kombt es darauf ahn, ob der Feind das Wasser alda passiren wirdt oder nicht." Darauf zog er Saale-aufwärts nach Kösen, wo er am 8. an die Stelle der Würzburger Grenadiere, die am 7. bis nachts 11 Uhr beim Floßhaus kampiert hatten, trat. Allein auch hier war seines Bleibens nicht lange. Die Preußen, die 8./9. bei Obernessa, 3 km nördlich von Teuchern, biwakierten, drangen schon am Morgen des 9. nach Kösen vor; 50 Grenadiere besetzen mit zwei Kanonen, die im Tor aufgepflanzt wurden, Schulpforta. Nach einem kurzen Husarengefechte zog sich Laudon auf das linke Ufer und besetzte den „Göttersitz". Auf Befehl Hildburghausens, sich mit Széchényi zu vereinigen, und rasch durch die sich bis Buttelstädt hinziehenden Defilés gegen Erfurt zurückzuziehen, von dort aber mit dem Würzburger Regiment die Nachhut der über Gotha gegen Eisenach, vielleicht sogar bis Meiningen zurückgehenden Armee zu bilden, setzten sich die beiden immer uneinigen Offiziere mit einander in Verbindung und beschlossen, bis abends in ihren Stellungen zu verbleiben, dann aber zusammen über Auerstädt, Buttelstedt, Großmölsen gegen Erfurt zurückzugehen; dorthin sollte auch „Spleny" gezogen werden.

Kleine Kommandos blieben zur Beobachtung zurück, im übrigen ward die Bewegung nach Abmachung vollzogen. Laudon verließ mit Bedauern die Kösener Brücke, die er gern verteidigt hätte, allein er befürchtete, da dem Feind alle Saaleübergänge offen ständen, in Flanke und Rücken gepackt zu werden, außerdem war er, wenn er zu spät abmarschierte, auf dem ebenen Rückzugsgelände mit seinen leichten Truppen der schweren preußischen Kavallerie nicht gewachsen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er nach Jena hätte marschieren können, um dann sein aus Freiberg unter Gerlichich eilig

heranmarschierendes Groß aufzunehmen. Er war überhaupt noch nicht recht im klaren, was er weiter tun sollte, nach Erfurt marschieren, eine Diversion in die Mark machen oder nach Freiberg zurückkehren? Prinz Karl erteilte ihm Vollmacht, ganz nach Gutdünken zu handeln.

Schließlich blieb er, in der Überzeugung, bei der an leichten Truppen Mangel leidenden Reichsarmee am nötigsten und nützlichsten zu sein, in Thüringen. Deshalb schrieb er aus Großmölsen an Hildburghausen, er sehe selbst ein, daß „sein Commando viel nützlicher hiesiger Orthen als in Sachsen wäre", zu seiner Legitimation bat er aber um einen positiven Befehl. Die erbetenen Befehle trafen sehr bald ein, der Herzog hatte sie schon vor dem Eintreffen des Laudonschen Schreibens abgesandt.

Vom Feinde bekam die Nachhut wenig zu sehen. Es habe der Feind die Gewohnheit, klagt Széchényi bereits am 11., die zur Beobachtung stehen bleibenden Husaren mit seinen Husaren in voller Karriere zu attackieren, versuchten sie trotzdem standzuhalten, so griffe sofort Infanterie ein und zwänge sie zum Weichen. So konnten sie nichts genaues berichten. „Mir kommt es schon selbsten langweilig vor, da ich keine Gefangene machen sehe, noch dem Feind Abbruch beschehen ist. Mit Detachements gehet der Feind nicht heraus, marschiret er, so ist sein Marsch so eingerichtet, daß alles wie eine Kette an einander hänget, dessen Husaren seynt mit Infanterie und Kanonen unterstützet und gehen nicht weit voraus" berichtet er wenige Tage später. Da es auch an Spionen fehlte, denn selbst für 100 Dukaten bekäme er keinen, so blieben die Nachrichten über den Feind ziemlich dürftig.

Am 11. September standen Széchényi und Laudon bei Großmölsen, am 12. rückten sie in Erfurt ein, „da sie aus Mangel an Subsistenz nicht bleiben konnten". In Erfurt traf an diesem Tage auch Oberst von Eötvös mit dem „Spleny"-Regiment ein. Er hatte den Anschluß über Eisenberg, Jena und Weimar suchen müssen.

Hildburghausen und Soubise hatten die Stadt längst geräumt. Als die Nachricht vom Anmarsche des Königs zur Gewißheit wurde, waren in Erfurt 18 Bataillone, 5 Schwadronen Franzosen und 8 Bataillone, 5 Schwadronen Reichstruppen, zusammen 26 Bataillone, 10 Schwadronen versammelt. Soubise, der von Anfang an nicht für das Abwarten des preußischen Stoßes war, sandte St. Germain und Bourcet ab, bei Gotha einen Lagerplatz zu suchen. Die Generäle fanden aber dort keinen günstigen und schlugen deshalb den Rückmarsch bis Eisenach oder wenigstens bis ins frühere Lager bei Schönau vor.

Hildburghausen war fürs Standhalten. Er hatte zwei Gründe dafür: die Armee würde während des Anmarsches des Königs immer stärker werden und — von Schlesien aus würde sicher dem Könige ein beträchtliches Korps

nachgesandt werden; so fragt er schon am 6. bei den Vorpostenkommandeuren an: „Man sagt der Nadasdi währe dem Feinde im Rücken, weiß der Herr General etwas davon?“ Er war überzeugt, daß „wenn die kaiserliche Armee sich den Marsch zu nutze mache, soviel gewonnen wäre, als wenn eine kleine victorie erfochten worden“. Aber so aussichtsreich und erfolgversprechend die Entsendung eines Detachements von der k. k. Armee in der Oberlausitz gewesen wäre, es geschah nichts. Die unverzeihliche Unterlassungssünde wurde begangen; und man muß dem Erstaunen und der Klage Hildburghausens zustimmen, die er erregt vor seinem Rückzuge aus Erfurt an Colloredo schreibt: „Ist es möglich, daß bei der Überlegenheit der kaiserlichen Armee über die Feinde, sie uns ein derartiges Corps auf den Hals kommen läßt, ohne ihm weiß Gott auch nur einen einzigen Husaren nachzusenden?! Ich glaube man hat die feste Absicht uns zu opfern!“ Dem Herzog Karl von Lothringen war freilich eine Ahnung von der Wichtigkeit den König mit einem Korps zu verfolgen und ihn dann zwischen zwei Feuer zu bringen, aufgegangen. Er schrieb am 29. August bereits an den Kaiser, „er hätte die größte Lust, etwas zu unternehmen, aber das Gelände sei außerordentlich schwierig, und Durchfall und Ruhr herrschten etwas und viel Soldaten und Offiziere litten daran, obwohl die Sterblichkeit gering wäre.“ Hauptsächlich aber wird der Mangel an Initiative auf den Dualismus im Kommando zurückzuführen sein. Wie Montazet, der französische Militärbevollmächtigte im Hauptquartiere Karls, an den Kriegsminister Paulmy berichtete, „wagte Karl ohne Daun, der als Retter des Staates galt, nichts zu unternehmen. Daun wieder wollte seinen Ruhm nicht durch neue Taten aufs Spiel setzen, er wäre ein Ehrenmann durch und durch, aber von Natur schwerfällig und furchtsam und hätte eine viel zu hohe Meinung von seinem Gegner.“ Karl sagte zu Montazet: „Was soll ich denn tun? Sie sehen selbst, der Marschall will nichts unternehmen, und ich für meine Person mag nichts auf meine Verantwortung nehmen.“ Solche Anschauungen erklären das Verpassen des Augenblicks, in dessen rascher Wahrnehmung nach Moltke ein Teil des Geheimnisses der strategischen Kunst liegt, vollauf. Aber was man im Hauptquartiere versäumte und sich entgehen ließ, hätte immer noch durch einen kaiserlichen Befehl erreicht werden können. In diesem Sinne ward Stainville in Wien vorstellig, 30 000 Mann, verlangte er von Kaunitz, müßten dem Könige nachgesandt werden, der Kanzler schlug es ab, darüber zu entscheiden, die Majestäten wären auf einer Wallfahrt 20 Meilen von Wien entfernt.

Statt kräftig nach Westen nachzurücken, verließ die kaiserliche Armee die Lausitz und zog am 5. gegen Görlitz, erreichte am 18. Jauer, am 1. Oktober Lissa. Der Herzog von Bevern brach in der Nacht zum 10. Sep-

tember ebenfalls nach Schlesien auf und vereinigte sich nach einem 16stündigen Marsche mit Fouqué.

In der Lausitz blieben nur 10 000 Mann und einige leichte Truppen unter Marschall und Hadik stehen. Sie allein unternahmen später eine Diversion gegen die Mark und bewiesen dadurch, welch großen Fehlers sich die Heeresleitung anfangs September schuldig gemacht hatte.

Trotzdem Hildburghausen bald bemerken mußte, daß er von Schlesien her keine Hilfe zu erwarten hätte, blieb er bei seiner Absicht, ja er ging sogar noch weiter. Zunächst schob er alle Schuld auf den Hofkriegsrat, der, trotzdem er, der Herzog, vorgeschlagen hätte, daß die Soubiseschen Kolonnen bei Fulda aufschlössen, während er selbst bei Meiningen sammele, und daß man dann bei Eisenach sich vereinige, und den Vormarsch geschlossen antrete, Erfurt zum Sammelplatz bestimmt hatte, „hieraus dann ist die üble Folgerung entstanden, daß man dem Könige in Preußen den Appetit hat ankommen machen, sothane Franzosen noch ehender als wir beysammen seyn, anzugreifen." Des Entschlusses Soubises wegen, unter den jetzigen Umständen „sich gegen Eisenach zu retiriren und auf seine im Anzug seyende Trouppen zu repliiren", „möchte ihm das Herze im Leibe zerspringen." Er erhob schriftlich Einwendungen dagegen. Er ersuchte ihn, wenn es menschenmöglich wäre, den Rückzug zu vermeiden, da es doch sehr schmerzlich sein würde, damit die Operationen zu beginnen, und da man bei dem Gedanken an den schlechten Einfluß, den das vor allem im Reiche ausüben würde, zittern müßte. Am 12. würden die Kürassiere angelangt sein, am 13. und 15. die ganze Reichsarmee. Die noch fehlende schwere Artillerie könnte man aus Gotha, wo vier 12=Pfünder wären, und mit zwei Geschützen aus Weimar einstweilen verstärken. Bei einem Rückzuge aber schwäche man sich durch die notwendige Zurücklassung einer Besatzung. Soubise antwortete, der König würde aber schon am 11. vor Erfurt stehen. Es wäre unklug, sich einschließen zu lassen, denn die Festung tauge nichts. Nun wollte Hildburghausen gar mit allen Kräften vorrücken und die Saale halten! Der Prinz entgegnet, man käme ja dann noch weiter von seinen Unterstützungen weg, auf die man sich schließlich doch zurückziehen müßte. Sechs Geschütze schweren Kalibers wären der zahlreichen Artillerie des Königs gegenüber, der sie bei jeder Gelegenheit zur Geltung bringe, doch sehr wenig. Es wäre ja ganz gut, wenn man durch den Vormarsch an die Saale Zeit gewinnen könnte, allein ein stärkerer Feind finde überall Gelegenheit den Fluß zu überschreiten, so daß die schönste Sperrstellung nichts nütze. Zudem bringe ein Vormarsch in dem offenen Gelände bei dem noch großen Mangel an Kavallerie die größten Gefahren mit sich. Der leidenschaftlichen Einwendung des Herzogs, eine Vorwärtsbewegung nach der Saale würde dem Könige imponieren und

eine bessere Meinung von den Truppen beibringen; glückte es ihn aufzuhalten, nur einige Tage, so würde nach und nach die ganze Armee versammelt sein, setzte Soubise kühl entgegen, er bedauerte es selbst unendlich, den Rückzug antreten zu müssen, aber es wäre notwendig und unvermeidlich. Alle seine Generäle wären derselben Ansicht.

Hildburghausen mußte sich fügen. Er tat es schließlich nicht gegen seine Überzeugung. Am 22. September nämlich schreibt er an den Bischof von Würzburg, er habe eingesehen, daß Soubise recht hatte, er habe dagegen gesprochen, um nicht den Anschein zu erwecken, als stimmte er zu, in Rücksicht auf den Eindruck im Reich! Diese Stelle im Entwurfe des Briefes hat aber der Herzog eigenhändig durchgestrichen.

Der Rückzug war beschlossene Sache; zwei Hauptfragen blieben nur noch für den Herzog: werden die Franzosen bei Eisenach stehen bleiben? und: was soll das Reichsheer tun, wenn sie sich noch weiter gegen Richelieus Armee zurückziehen? Soll sie „denen Franzosen nachlauffen und gleichsam von ihren Gnaden leben oder anderwärts hin rücken, denn allein und ohne mit anderen, geübten Trouppen unterspickt zu seyn, solche stehen zu lassen und dem Feind ins Gesicht zu stellen, hierzu ist einmahl diese Armee zu schwach und zu ungeleheret, zweitens stelle Ich sehr in Zweiffel, ob und wie lange wir bey Eisenach zu leben (haben), sonderlich aber rauh Futter finden werden. — — es ist gewiß, daß, sobald die Reichsarmee seitwärts in das Hessische oder Braunschweigische rücken solte, deren Unterhaltung der Operations-Cassa zu Lasten fallen und sich keiner von ihren Impressarien der Sache mehr annehmen, bis sie aber an die Stände hin und herschreiben, der Herbst vorbey seyn wird."

Auf diese Fragen näher einzugehen, dazu blieb keine Zeit. Denn da nach einlaufenden Meldungen der Feind nur noch zwei Märsche weit von Erfurt entfernt war, wollte Soubise am 9. noch aufbrechen.

Einen Augenblick hatte der Herzog daran gedacht, das Korps Prinz Georg aus Arnstadt nach Erfurt als Besatzung zu werfen. Allein der alte Reichsfeldmarschall von Seckendorf, der sich von seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg hierhergeflüchtet hatte, und alle Generäle waren der Ansicht, daß man wenigstens 20 000 Mann zur Besetzung „dieser weitschichtigen und mit lauter übelgesinnten Leuthen zahlreich angefüllten Stadt" brauchte, von deren schlechten Zustande sich der Herzog selbst überzeugt hatte. Deshalb ward nur das Kastell von den schon früher anwesenden Mainzer Haustruppen und dem Bataillon „Gaisruck", zu denen die Mainzer Kreisbataillone traten, besetzt.

Am 8. abends ergingen an alle noch im Marsch befindlichen Reichskolonnen Befehle, nach Eisenach zu marschieren, Prinz Georg erhielt am

9. früh Weisung, sofort nach Gotha aufzubrechen, die Brigade Pretlack, sich in Gotha mit dem Prinzen zu vereinigen.

Nachdem am 10. um 2 Uhr morgens Laudons Meldung, daß der König bei Naumburg-Kösen angelangt war, eingetroffen war, wurde der Abmarsch angetreten, so eilig und hastig, daß er fast einer Flucht glich. „Man sahe an ihnen nichts als Verwirrung, Furcht und Schrecken", schreibt ein Gothaer Chronist über die durchmarschierenden Truppen.

Todmüde bezogen die Franzosen, 24 Bataillone und 18 Schwadronen nördlich von Gotha ein bis Goldbach reichendes Lager. Soubise nahm das Hauptquartier in der Stadt selbst; er ließ das Zeughaus öffnen und sechs Kanonen, 4 Haubitzen nebst der nötigen Munition daraus nehmen; was nicht mitgenommen werden konnte, wurde zerstört. Hildburghausen ritt nur von seiner Stabswache begleitet mittags durch Gotha. Mißgestimmt und überhaupt mit dem Hofe von Gotha auf gespanntem Fuße stehend, lehnte er das Angebot, im Jagdschlosse Tenneberg zu übernachten ab und nahm Quartier in Waltershausen. „Wie auf der Flucht folgten ihm die Reichsvölker, es kam zu furchtbaren Tumulten in Gotha, wo sich in den Straßen die Trains verfuhren und bald ein wirres Durcheinander bildeten, es herrschte grenzenlose Verwirrung, Gewalttaten, Schlägereien, allerlei Exzesse fanden statt. In der Nacht vom 11. zum 12. erreichten die Tumulte ihren Höhepunkt; als sich am 13. die Nachricht, die Preußen kämen, verbreitete, floh alles Hals über Kopf auf der Straße nach Eisenach zu.

Am 11. vormittags traf Hildburghausen in Eisenach ein, Soubise folgte ihm am 12. mittags, am 13. langten die letzten Truppenteile von Gotha her an. Es hatte ununterbrochen geregnet, die Straßen waren bald im schrecklichsten Zustande. Wenn sich, wie der Herzog an den Kaiser berichtet, in Gotha Soubise stellte, als wollte er „Halt machen, ein starkes Detachement auf Erfurt schicken, Regimenter von Eisenach vorziehen und was dergleichen Dinge mehr seyn", so geschah das nur, um dem Herzog Sand in die Augen zu streuen und um später damit renommieren zu können; in Wahrheit machte er, wie er an Paulmy berichtet, nur Rast in Gotha, „weil der König auch unter den Schwierigkeiten des Wegs und der Unbill der Witterung zu leiden hätte." Es machte einen sonderbaren Eindruck, wie jeder, als sie sich einigermaßen in Sicherheit fühlen, dem andern vorprahlt, daß eigentlich er nur des andern wegen zurückgegangen, persönlich aber mehr fürs Standhalten wäre. So schreibt noch am 12. Soubise aus Gotha, früh 9 Uhr, daß er „bald ein großes Detachement gegen Erfurt zu senden hoffte", als aber wenige Stunden später gemeldet wurde, daß die preußische Vorhut schon zwei Meilen westlich von Buttelstedt, bei Ballstedt und Ollendorf sich zeige, benachrichtigt er den Herzog davon in einem Tone, als hätte

er nie mehr ans Vormarschieren gedacht, daß er noch am Abend persönlich in Eisenach eintreffen würde, und daß seine Truppen am 13. „halbwegs nach Eisenach" lagern würden.

Andrerseits schreibt der Herzog an den Prinzen, wenn der König diesmal nicht angriffe, täte er es überhaupt nie. Er aber würde, wie er immer vorwärts gewollt hätte, sofort dabei sein, wenn die Franzosen dem Könige entgegen gehen wollten. Einen Tag Rast und Ruhe brauchten seine Truppen nur, dann könnte der Vormarsch beginnen. Er, der Herzog, wäre überhaupt für seine Person nur deshalb nach Eisenach geritten, um zu rekognoszieren und „um nicht Soubises Volontaire zu machen, da er nur ein kleines Detachement seines Heeres erst beisammen und das Kommando über die französische Armee noch nicht bewilligt bekommen habe". Mit den Truppen, die morgen, am 13., versammelt wären, könnte man sich schon auf eine Schlacht einlassen. Wenn aber Soubise zurückwollte, dann sollten die Truppen nicht unnötig durch Märsche und Gegenmärsche ermüdet werden.

Soubise scheint sogar ernstlich an eine Trennung von Hildburghausen gedacht zu haben, denn er beanspruchte auf Grund eines Befehls Stainvilles die beiden Husarenregimenter. Der Herzog gab ihm verbindlichsten Tones die Antwort, die Brigade würde unter französisches Kommando gestellt werden, er hoffte aber die Ehre zu haben, Soubise mit seiner Armee unter seinen Befehl zu bekommen, denn es wäre jetzt „sehr vernünftig", wenn beide Heere sich zu einem einzigen vereinigen wollten.

Am 13. kamen die Franzosen denn auch nach Eisenach, wo zunächst ein Lager auf dem linken Ufer der Hörsel, Front gegen das Flüßchen, rechter Flügel Reichstruppen, linker Flügel Franzosen, bezogen wurde.

Prinz Georg war am 10., $^{1}/_{2}$12 Uhr mittags von Arnstadt nach Waltershausen aufgebrochen. Spät nachts erreichte er es, ein Gewitterregen hatte die Wege völlig verdorben. Am 11. rastete er hier und zog das blaue Würzburger Regiment, das von den Kurkölnern, die in Meiningen endlich Gewehre, allerdings nur mit 12 Schuß bekommen hatten — soweit waren sie ohne Waffen marschiert! — abgelöst wurde, an sich; am 12. gewann er bei Mechterstädt die große Eisenach-Gothaer Straße und rückte bis Schönau, am 13. traf er in Unter-Eisenach ein.

Schwieriger gestalteten sich die Marschveränderungen bei den beiden noch tief in den „asperen Gebirgen und Wäldern" steckenden Kolonnen des Gros.

Der Landgraf von Fürstenberg war am 8. von Meiningen, am 9. von Schwarza gegen Erfurt zu abmarschiert, unterwegs, bei Mehlis traf ihn der Befehl zum Marsche nach Eisenach. Er kehrte um, war am 10. wieder in Schwarza, am 11. in Meiningen und traf am 15. über Wasungen (12. 13.) und Barchfeld (14.) in Eisenach ein. Seine umfangreiche persön-

liche Bagage mußte er über Barchfeld zurücksenden, da der Herzog seine eigene wegsandte und „hoffte, daß es keiner gelegener haben wollte als er.“

Die größten Schwierigkeiten mußte die Kolonne Baden-Durlach überwinden. Sie war am 9. „in völlig marsch von Reichmannsdorf in Obersächsischen nacher Saalfeld begriffen und die avant Garde war bereits in dem abgesteckten Feldlager eingetroffen, so ist ein courier von dem kommandirenden Printzen Sachsen-Hildburghausen mit der ordre, sich in das vorige Lager preter propter 3 Stund weit zurückh und nach der sogenannten Steinheyde zu zieh angelangt, derowegen selbigtags, an welch der gemeinen Rede nach die Vor-Trouppen nur 6 Stunden von Erfurt gewesen, die Armée einen march in das alte Lager zuruckh und nacher erwehnteter Steinheyde über die steilsten Berge geringstens von 11 Stunden machen müssen, welcher march um so beschwerlicher geworden, als es den ganzen Tag geregnet, und als man in das Lager eingerückhet, wegen der schnellen Abänderung des marches weder Brot, Bier noch Fleysch ja nicht einmahl ein fourage vor die Pferd, minder ein Stroh vor den gemeinen Mann um das paar Geld zu überkommen gewest, wie dann auch die Regimentspagage mit den Offizierszelten, weil der Weg impracticable gewesen, ausgeblieben, und allererst nach 4. Täg und nächte nebst dem mitgehabten commando so schlüßlicher Ding ganz besondere Not und Strapazen ausgestanden, unter immer anhaltenden Regen und veränderlichen Wetter nach einem mit Contremarche großgemachten Umschweif über Eisfeld, Themar und Mansfeld in Meiningen, wo heute Rasttag ist, eingetroffen ist.“

Über Eisfeld (10. 11.), Themar (12.) und Meiningen (13. 14.), wo die drei westfälischen Bataillone zu der Kolonne, die am 8. bereits durch das eintreffende Württembergische Infanterieregiment sich verstärkt hatte, stießen, traf der Markgraf von Baden-Durlach am 17. in Eisenach ein. Seine gesamte Kavallerie hatte er zur Bedeckung des in Meiningen zurückgelassenen großen Armeetrains in der Gegend von Barchfeld stehen gelassen. Das Regiment Zollernkürassiere hatte fast nur noch marode Pferde.

So war denn das Reichsheer bei Eisenach versammelt. Der Anmarsch von Fürth her litt furchtbar unter dem Mangel an Lebensmitteln, zumal als die plötzliche Veränderung der Richtung am 9. September den Lieferanten die beste Gelegenheit bot, ihr System, nicht zur Stelle zu sein und so für nicht gelieferte Verpflegung bezahlt zu werden, anzuwenden. Kurz nach dem Abmarsche von Fürth begann die Not; das Brot war ungenießbar, für Lagerstroh war wenig oder gar nicht gesorgt und die Soldaten liefen davon oder meuterten, so daß in vielen Berichten von Gassenlaufen und Exekutionen zu lesen ist. Prinz Stolberg, der seinem Kreis gegenüber ein freies Wort auszusprechen wagte, schickte Beschwerde über Beschwerde nach

Frankfurt und nennt es gewissenlos, die Regimenter dergestalt zu ruinieren. Der Kreistag antwortete mit Verwunderung darüber, „daß es gegen alles Verhoff so schlecht gehe“ und sandte einen Legationsrat Moritz als Kommissär, der sich aber aus Angst nur bis Fulda getrauete, wo man bis nach dem 15. September gar nicht wußte, „wo die Reichsarmee hingekommen wäre.“ Am 18. meldete Stolberg abermals, daß seit fünf Tagen den Soldaten, die nun die Felder beraubten, nichts geliefert worden wäre, worauf ihm der Kreistag empfahl „etwa einen Lieferanten arretierlich anhalten zu lassen.“ Bei Eisenach, wo Moritz am 22. wirklich ankam, redete man sich auf die französischen Übergriffe hinaus. Erst als Hildburghausen selbst eingriff und drohte, die Lieferanten kreuzweise krumm schließen zu lassen, wurde es etwas besser für kurze Zeit. Der Versuch, ein oberrheinisches Kreisproviantamt zu gründen, scheiterte an dem völligen Mangel an Trains, als schließlich Moritz Ende September berichtete, „man müsse die Truppen entweder abberufen, oder dem Hunger überlassen, wo dann die Not sie zur Desertion zwingt,“ antwortete gleichgültig der Kreis: „Eant quo poterunt!“ „Sie sollen hingehen, wo sie können.“

Als, fünf Tage unverpflegt, am 13. September abends die Kolonne Baden-Durlach nach furchtbarem Leiden Meiningen erreichte, wurde aus den vollen Magazinen nichts ausgeliefert, denn — es war jüdischer Feiertag! Die hungernden Leute und Pferde wurden dann aus dem österreichischen Magazin für den Tag verpflegt.

Major von Regenfues schreibt am 14. September in sein Tagebuch: „Von jetzt ab kein Holtz mehr von Lieferanten, hauen es selbst im Walde, in Gotha und Erfurt nur auf jeden Tag Holtz empfangen von Lieferanten. Den ganzen Herbst kein Stecken mehr!“ Schon am 17. September kostete ein Schuß Brot 55 Kreuzer! Man half sich damit, daß man alles erreichbare wegschoß, so in drei Tagen über 1000 Rebhühner, Hasen und Hirsche.

Im Zusammenhange sei hier gleich kurz erzählt, wie die thüringischen Staaten „zum Gehorsam gegen Kaiser und Reich gebracht wurden.“

Schon bei seiner Anwesenheit in Regensburg, Ende Juni hatte der Herzog Herrn von Bünau, dem Gesandten von Gotha und Weimar, durchblicken lassen, daß er seine „Herren Vettern“ in Thüringen mit Gewalt zum Gehorsam gegen das Reich zwingen würde.

Die Staaten der ernstinischen Fürsten kamen nun durch das Vorrücken der Heere in größte Bedrängnis.

Der Herzog von Gotha versuchte mit allen Kräften, als die Not wuchs,

sich ganz den Franzosen in die Arme zu werfen, um durch ihre Vermittlung von seinen reichsständischen Pflichten befreit zu werden. Es gelang ihm dies auch nicht schlecht. Die Franzosen waren von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, — freilich Rücksichten nahmen sie nicht. Und Hildburghausen „schonte auch niemanden,“ so daß die Gothasche Regierung bald selbst Getreide außer Landes kaufen mußte, um die Lieferungsansprüche zu befriedigen, und nun in Wien um Schonung bat. Der Wiener Hof verlangte nunmehr Reluitionen, und zwar für den Mann zu Fuß 116 fl., zu Roß das Dreifache, wobei die Verpflegung auf ein Jahr mit eingerechnet sein sollte. Für Gotha betrug die Reluition die ganz bedeutende Summe von 111 940 fl., wozu noch 12 537 fl. 15 kr. für Römermonate kamen. Ohne Zeitverlust sollte diese Summe baar bezahlt werden, sonst würde exekutiv vorgegangen. Allein, schon drei Wochen später mußte der Kommandeur an den Kaiser berichten, daß das Land an der Grenze seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt wäre. Der Herzog aber habe aus eigenem Antriebe die kaiserlichen Befehle anschlagen lassen. Damit war dem Kaiser und dem Reiche kein Genügen geleistet. Nunmehr wandte sich der Herzog in seiner Bedrängnis nach Wien. Colloredo antwortete ihm, er hätte sich die scharfen Maßregeln selbst zuzuschreiben. Wenn er aber der Reichsversammlung, dem Prinzipalkommissär und dem fürstlichen Direktorium erklärte, den Reichsschlüssen beitreten und in allem gehorsam sein zu wollen, und wenn er sowohl die Römermonate als die Reluition für 1757 bezahlte, dann wollte ihm der Kaiser in Gnaden verzeihen. Doch dazu war das ausgesogene Land nicht imstande. Da aber noch vor dem Eintreffen dieser Aufforderung der Herzog, am 30. Oktober, in Regensburg in aller Form seinen Beitritt erklären ließ, und da der unglückliche Ausgang der Roßbacher Schlacht dem Wiener Hofe ein Durchführen der Exekution nicht möglich machte, zog man sanftere Saiten auf und verlangte nur das Altenburger Quantum, auch versprach man in Hulden und Gnaden das für die Lieferungen verausgabte Geld „einstweilen anzurechnen.“ Das Verhalten des Herzogs am Kaisertage, an dem in Gotha außer feierlichem Gottesdienst und Infanterie Lauffeuer ein „großes Festin“ stattfand, wobei der Hof in Gala erschien und unter Fanfaren auf das Wohl des Kaisers getrunken wurde, mag in Wien auch milder gestimmt haben. „Warum Gotha nicht Kanonenschüsse löste?“ berichtet Hildburghausen, „Ich, im Vertrauen, habe à notre retraite à Eisenach alle Räder und Laffeten von seinen Stücken, die wir nicht haben mit fortbringen können, ganz freundvetterlich entzwey hauen lassen.“

Durch ungeheuere Lieferungen wurde auch Meiningen „zur Parition“ gebracht. Ähnlich wie Gotha mußte sich auch Weimar-Eisenach fügen. Große Ausschreibungen und die Not des Landes zwangen, nachdem vergeblich der

dänische Gesandte in Wien, Freiherr von Bachhoff am 17. September „die bona officia zum Behufe des Herzogs eingelegt" zum Gehorsam. Am selben Tage wie Gotha trat es den Reichsschlüssen bei, nachdem es bereits anfangs Oktober die Römermonate bezahlt und die kaiserlichen Patente angeschlagen hatte.

Bei diesen Angelegenheiten stand dem Heerführer der Gesandte am fränkischen Kreise, Freiherr von Widmann, zur Seite, dessen so oft erbetenes Kommen zur Armee erst unterm 21. September vom Kaiser genehmigt wurde.

---

3. Erfurt und Gotha.

Am 10. September vereinigte der König seine Armee für den Saaleübergang in Naumburg. Tagelang hatte er „auch nicht die Nasenspitze vom Feinde" zu sehen bekommen. Die anfangs gehegte Hoffnung auf eine Entscheidung um die Mitte des Monats schien sich nicht verwirklichen zu wollen. Auch die Erwartungen, an der Saale auf Widerstand zu stoßen, die durch das Abbrechen der Weißenfelser Brücke bestärkt wurden, erfüllten sich nicht. Am 9. schrieb Friedrich an Lehwald: „Ich bin mit einem besonderen Corps hieher marschiret, um sowohl dem der Gegend von Erfurt anmarschirenden Corps Franzosen als denen Reichstruppen auf den Hals zu fallen und solche auseinander zu preschen. Wovon ich mir bis dato allen guten Succeß verspreche, zumalen sich solche noch nit zusammen combiniret haben." Daß der Entscheidungskampf jenseits der Saale stattfinden müßte, war jetzt klar. Damit durch die größere Entfernung von der Operationsbasis keine Stockungen in der Verpflegungszufuhr eintreten könnten, befahl der König 180 vierspännige Wagen in Leipzig auszuschreiben.

Am Morgen des 10. September traf der König, von Wethau kommend bei Naumburg ein. Er ritt um die Stadt herum über Schulpforta nach Kösen zu zur Erkundung. Bei Almerich (Altenburg) ließ er eine Brücke schlagen, die Höhen links der Saale, die von den Österreichern geräumt waren, besetzten Husaren und Freiinfanteristen. Zum Schutze der Arbeiten gingen bei Kösen „Itzenblitz" und einige Dragoner über die Brücke.

Zu Mittag kehrte der König zurück und ritt in Naumburg ein. Oberbürgermeister Hofrat Stiegleder mit den Ratsdeputierten Pipping, Holdenrieder und Weinich empfingen ihn. Im Saale des Rathauses erwarten sie ihn. Da kommt er aus seinem Zimmer heraus. „Da stand er, wie er

vom Pferde gesprungen war, im Waffenrock, beschmutzt und naß.“ Mit unglaublicher Höflichkeit hörte er die Anrede der Ratsherren und sagte alsdann: „Sachsen und Preußen sind untrennbare Nachbarn; es soll Sachsen von dem Seinen nichts verloren gehen, noch durch meine Leute Schaden geschehen. Meiner Leute und der Franzosen Aufführung muß himmelweit verschieden sein.“ Während der halben Stunde, die die Audienz währte, hörten und sahen die Abgesandten Dinge, die sonst Fürsten nicht hören und sehen mögen. Der Zauber der Persönlichkeit des Königs nahm alle gefangen, selbst den guten sächsischen Partikularisten Weinich. „Es ist Gottes Finger“, sagte er, „der diesen Fürsten zu seinem Rüstzeuge gemacht, denn es sind nicht Menschenkräfte.“ Weinich bot dem Könige Weintrauben und Pfirsiche an, von denen einige verzehrt wurden.

Am 11. überschritt der König bei Almerich die Saale und marschierte rasch durch die Engnisse von Häseler bis Braunsroda. Keith ging bei Schulpforta auf das linke Ufer und lagerte dann westlich von Kösen. Da in Frankenroda, das ursprünglich zum Hauptquartiere bestimmt war, Feuer ausbrach, übernachtete der König in seinem Wagen. Am Abend brachte ihm ein Bürger aus Erfurt die Kunde, daß die Gegner nach Gotha zurückgegangen wären. Ärgerlich rief Friedrich: „Wenn diese Brut nur immer rückwärts läuft, so kann ich sie freilich nicht erreichen!“ In der Erkenntnis, daß es nun zunächst nicht zu großen Ereignissen kommen würde, und in der Absicht „nun im kleinen zu arbeiten, und wenn's nicht anders ginge, mit der Vorhut zu demonstrieren“, erließ er an Keith Befehl, in drei Kolonnen nach Buttstädt nachzurücken und dort ein Standlager zu beziehen, in den Dörfern um Naumburg, links der Saale, sollten unter General von Schönaich „Braunschweig“, „Hülsen“ und „Anhalt“, ebenso die zwei am meisten ermüdeten Kürassierregimenter, darunter die „Garde du Corps“, verbleiben mit keinem andern Auftrage, als „gut zu essen, gut zu trinken und ihre Pferde gut zu füttern“. Train und Reserveartillerie wurde nach Naumburg zurückgesandt, Retzow erhielt Befehl, in Sachsen auf 10 Tage Mehl bereit zu halten.

Am 12. September stand die königliche Armee mit Ausnahme der genannten Regimenter bei Buttstädt. Die anfangs so günstigen Aussichten hatten sich auf einmal sehr verändert. „Der Feind laufet hier gar zu schrecklich, um sich in vier Wochen zu bedenken“. Eine rasche Entscheidung war so nicht möglich. Dazu kamen aber noch bedrohliche Nachrichten von andrer Seite. Richelieu hatte eben durch die am 8. September geschlossene Kapitulation der Alliierten Armee freiere Hand bekommen gegen die von Truppen entblößten preußischen Lande an der Elbe, und es hieß bereits, ein Korps wäre im vollen Marsche gegen die Erblande.

Das war aber noch nicht alles. Der Herzog von Bevern war, um sich mit Fouqué zu vereinigen, aus seiner Stellnng bei Görlitz nach Breslau zu abmarschiert. Die dadurch gebotene Gelegenheit zu einem Einfalle in die Mark von Süden her schienen die Österreicher benützen zu wollen. Am 5. September hatte General von Hadik schon Bautzen genommen, nun war er mit 8000 Mann bereits über Radeberg vorgerückt. Berlin und die Rückzugs-, Verpflegungs- und Verbindungslinie des Königs waren in höchster Gefahr.

Deshalb mußte sich der König zu zwei, für seine Kräfte starken, dem Feind gegenüber aber schwachen Truppenentsendungen, wenn auch schweren Herzens entschließen, um „jetzunder sein Land und seine Magazine zu decken."

Am 13. erhielt Prinz Ferdinand von Braunschweig, der beim Gros sich aufhielt, Befehl, mit den Regimentern „Ferdinand", „Anhalt" und „Hülsen" (unter General von Grabow), 2 Schwadronen „Garde du Corps" und den „Driesen" Kürassieren, denen der König, „selbst arm an Husaren" noch deren 100 beigab, und 4 12-Pfündern, — im ganzen 5 Bataillone, 7 Schwadronen = 4060 Mann — über Freiburg, Mannsfeld, Quedlinburg gegen Halberstadt vorzustoßen und das hier Raum gewinnende Korps Fischer aufzuhalten. Im Notfall wollte ihn der König nach Leipzig zurückziehen.

Prinz Ferdinand traf am 21. in Halberstadt ein, vom 28. September bis 20. Oktober stand er bei Wanzleben, „von wo er Richelieu herauszufordern schien."

Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen und Berlins wurde Moritz von Dessau mit 10 Bataillonen, 10 Schwadronen und 4 12-Pfündern in eine Zentralstellung, etwa bei Wurzen gesandt, von wo aus er imstande wäre, sowohl dem Könige, wie Ferdinand, wie der Mark zu Hilfe zu eilen.

Diese Befehle ergingen von Erfurt aus. Hierher war der König am 13. September mit 2000 Reitern, zwei Grenadierbataillonen und dem Freibataillon vorgedrungen. Laudon, der die Stadt seit 11. besetzt hatte, wurde von den vorauseilenden Husaren und von Mayr aufgefordert, er zog sich aber, ohne es auf einen Kampf ankommen zu lassen mit den Mainzer Bataillonen auf der von den Preußen noch nicht besetzten Straße anfangs gegen Gotha, dann nach Weimar zurück.

Die Stadt war zur Kapitulation bereit, nur das in die Zitadelle zurückgegangene österreichische Bataillon „Gaisruck" wollte sich verteidigen. Die Verhandlungen dauerten bis fünf Uhr abends, dann ließ sich der König, der selbst gegen den Petersberg vorgeritten war, da er keine Haubitzen bei sich hatte, zu einer Konvention herbei, laut der die Zitadelle für neutral erklärt wurde.

Das Freibataillon und die Husaren besetzten die Stadt, ein französisches und ein großes kurbayerisches Magazin fiel ihnen in die Hände.

Mit Jubel begrüßte man überall den König als Erretter und Erlöser. In Neumark hatte ihn namens des Herzogs von Weimar der Oberstallmeister bewillkommnet und ihm den Dank seines Herrn für die Vertreibung der Franzosen und Reichssoldaten ausgesprochen. Ganz Weimar war herausgeströmt, um den großen König zu sehen. Als aber der König in die Stadt Erfurt einritt, empfing ihn mit enthusiastischem Jubel das Volk, „das in Lobeserhebungen nicht ermüdete und sich drängte, das Hinterteil seines Pferdes unter lauten Beifallsbezeugungen zu küssen."

In einer elenden Hütte in Ilversgehofen übernachtete der König, am folgenden Tage wurde das Hauptquartier nach Dittelstedt, wo der greise Domherr von Mainz und Statthalter von Erfurt, Baron von Warsberg sehr gnädig empfangen wurde, verlegt.

Die Stimmung im Hauptquartiere war sehr gedrückt. Der kräftig angesetzte Offensivstoß war gescheitert, der König zur Defensive gezwungen. Dazu kam die Nachricht vom Tode Winterfelds, die Friedrich tiefschmerzlich bewegte.

Nach Abmarsch der beiden Detachements verblieb dem Könige nur noch eine kleine Truppenmacht. Keith wurde in zwei Märschen nach Erfurt gezogen, damit das kleine Heer versammelt wäre. Es bestand noch aus den 3 Grenadierbataillonen „Finck", „Kremzow" und „Lubath", 9 Musketierbataillonen und dem Freibataillon „Mayr", 1 Schwadron „Garde du Corps", den Leibregimentskürassieren, den „Katte"- und „Meinicke"-Dragonern und den „Szekulihusaren", also aus 13 Bataillonen, 26 Schwadronen = 11 000 Mann etwa. Außerdem stand 1 Bataillon in Naumburg.

Mit dieser kleinen Macht kam es darauf an, den beiden sich sammelnden Heeren gegenüber standzuhalten. Lange würde das aus Verpflegungsrücksichten nicht möglich sein, meinte Friedrich. Wenn er aber nach Kursachsen sich zurückzöge, dann würde „der ganze Schwarm" ihm folgen. Ein nochmaliger Vorstoß von Erfurt aus aber würde vielleicht den Gegner einschüchtern, so daß er nicht nur über die Stärke der preußischen Armee getäuscht würde, sondern auch auf einige Zeit die Lust zu einem Angriffe verlieren müßte.

Bourcet findet es in seinen Memoiren unbegreiflich, daß der König nicht im schnellen Nachstoßen die Desordre der französischen und Reichstruppen, die ja noch nicht einmal ganz versammelt waren, ausnutzte. Er kannte offenbar die Stärkeverhältnisse der preußischen Armee nicht, außerdem aber war der König in Erfurt schon 15 Meilen von seiner Verpflegungsbasis entfernt. Er konnte höchstens auf ein paar Tage mit einigen Truppen bis Gotha vordringen, dann stand er an den äußersten Grenzen seines Verpflegungssystems. In der schon jetzt fast ausfouragierten Gegend war zudem

an eine Requisitionsverpflegung nicht zu denken. Wenn man von der taktischen Unmöglichkeit, den Gegner in den Bergen um Eisenach mit Aussicht auf Erfolg durch weit schwächere Kräfte anzugreifen, ganz absieht, verbot die Rücksicht auf die Verpflegung schon allein ein weiteres Vordringen als bis Gotha. Soubise wußte das, er fühlte sich in der Eisenacher Gegend völlig sicher. Sein System, dem Könige, wenn er zurückgehen wollte, in einer gewissen Respektsentfernung zu folgen, wenn er umkehrte, sofort nach den unangreifbaren Stellungen bei Eisenach zurückzuweichen, war sicherlich das richtigste, was er bei der Lage der Dinge anwenden konnte. So mußte der König in Thüringen bleiben oder die ihm weitaus an Kräften überlegenen Gegner mit nach Sachsen ziehen, eins so schlimm wie das andre. Nicht von einer Waffenentscheidung mußte der Erfolg des Feldzuges für Friedrichs Gegner abhängen, sondern von einem strikten Einhalten dieses Systems der Hinhaltung, das der König in seiner drastischen Weise mit der Art der Schmeißfliegen vergleicht, die, wenn man nach ihnen schlägt, davonfliegen, um sofort wiederzukehren.

Im Falle eines ernsten Angriffs seiner Gegner wollte sich der König nach Pegau zurückziehen und dort das Detachement Prinz Moritz aufnehmen. Zunächst aber war daran nicht zu denken. Hildburghausen und Soubise waren froh, die sichere Eisenacher Stellung erreicht zu haben, um ihre Truppen zu sammeln und die noch immer schwebenden Fragen des Oberbefehls und der Kombination zu lösen.

Die Vortruppen räumten ebenfalls das Feld. Laudon war am 13. September beim Anmarsch des Königs nach Weimar ausgewichen. Den Befehl des Herzogs, der ihn in Gotha vermutete, „alles was nur in Betracht kommen kann, dort wegschaffen zu helfen, was wegen Mangel an Vorspann bleiben muß, zu ruinieren oder zu verbrennen“, konnte er nicht ausführen. Am 14. zog er sich in die Gegend von Waltershausen-Schwarzhausen zurück, hier vereinigte er sich mit seinem unter Gerlichich in Gewaltmärschen herankommenden Gros.

Bei Gotha blieb allein Széchényi mit seiner Husarenbrigade — das Regiment „Spleny“ war am 13. früh, allerdings ohne Feldkessel und Zelte, eingerückt — und zwei Schwadronen „Nassau“-Husaren stehen. Er wollte solange als möglich bleiben. Auch er hatte Befehl, alles was transportabel wäre an Kriegsmaterial, wegzuführen. Die Franzosen waren ihm aber darin zuvorgekommen. Sie hatten sechs Kanonen mitgenommen, die übrigen waren, „da die Lafetten verfaulet waren“, unbrauchbar. Da in Friedenstein 1000 Gewehre und etliche 100 Karabiner und Pistolen gefunden wurden, die der Herzog für sein Reichskontingent bestimmt zu haben erklärte, wollte

Széchényi „sein wohlberittenes Regiment mit 50 Karabinern und Pistolen verbessern“, allein sie waren nicht kalibermäßig.

Schon am 15. äußerte der General seine Absicht, nach Langensalza zu ziehen und in Gotha nur 150 Pferde stehen zu lassen, die im Notfalle auf das bei Mechterstädt, halbwegs nach Eisenach stehende Verbindungsdetachement, 300 französische Infanteristen, 110 Reiter, zurückgehen könnten, „dadurch würde er die fernere Subsistenz an fourage und Brot finden, denn auf solche Art, da die Franzosen anjetzo aus hiesigen Gegenden bereits alle Vorspann mitgenommen und auch neuerdings soviel fourage dahin anverlangen, bliebe für seine Brigade nichts übrig.“ Der Vorstoß, den der König am 15. unternahm, vereitelte den Marsch.

Am Morgen nämlich ging Friedrich mit der Brigade Seydlitz und den Dragonern zunächst in der Richtung auf Arnstadt vor, überschritt aber dann bei Bischleben die Gera, erreichte bei Gamstädt, wo die Kattdragoner stehen blieben, die Hauptstraße und näherte sich nun der Stadt Gotha. Nach einem kurzen Scharmützel auf der Schlichte zog sich Széchényi nach Mechterstädt zurück, bis wohin ihm die preußischen Husaren folgten.

In der Stadt hatte sich mit Windeseile das Gerücht vom Anmarsche des Königs verbreitet, Alt und Jung eilte ihm entgegen. Um ½3 Uhr nachmittags kam er in seiner Campagneuniform mit den Trauerabzeichen, prunklos zum Erfurter Tor hereingeritten, begrüßt vom Jubel des Volkes, das anfänglich den rechts von ihm reitenden Prinzen Heinrich mit ihm verwechselte. Wie die Ankunft eines Befreiers segneten die Gothaer sein Kommen. Freundlich grüßend, hier und da die Leute sehr gütig ansprechend, ritt der König mit seinem Gefolge bis zum Waisenhause in der Erfurter Straße, die deshalb eine Zeit lang Königstraße hieß; dort empfing ihn namens des Hofes Kammerherr Julius von Wangenheim. In seiner liebenswürdigen Antwort bat der König um die Erlaubnis, mit den herzoglichen Herrschaften eine Suppe essen zu dürfen, da er seit vier Tagen nicht ordentlich, „sondern auf der Eyle“ gegessen habe. Dann ritt er „geradewegs ohne weitere Anmeldung“ dem Schlosse zu, am Fuße der Treppe empfing ihn das herzogliche Paar. Der ganze Hof war hocherfreut; alle Sorgen, glaubte man, wären nun zu Ende. Um 3 Uhr fand Tafel statt, bei der heitere Unterhaltung das Mahl würzte. Besonders zeichnete der König seine geistvolle Verehrerin, die Herzogin, und „seine alte gute Freundin“, die Oberhofmeisterin von Buchwald, aus. „Der König und die Herzogin vergaßen in diesem Augenblicke ihre ausgestandenen Leiden.“

Abends nach 5 Uhr begab sich der König, nur von einer Schwadron Garde du Corps geleitet, nach Gamstädt zurück, wo er auf dem Boden der Schenke in seinem Feldbette übernachtete. Seydlitz blieb mit seinen Reitern

in und um Gotha stehen, die Szekulihusaren westlich der Stadt, „Meinicke“ in der Stadt, „Czettritz“ auf der Straße nach Gamstädt Verbindung haltend.

Am 16., morgens um 6 Uhr, ging der König für seine Person nach Dittelstädt, am 17. nach Kerpsleben zurück. Von der Reichsarmee und den Franzosen hatte er nichts zu sehen bekommen. Der Markgräfin von Bayreuth schreibt er darüber: „Die französische und die Reichsarmee ist für uns ein Wesen der Einbildung. Viele Leute sagen, sie hätten sie gesehen, — aber gibt es nicht Leute, die Erscheinungen gehabt haben wollen? Ich würde daher an das Bestehen dieser Armee gar nicht glauben, wenn ich in diesem Lande hier Pferde vorgefunden hätte; — aber da gab's keine! Jemand muß sie aber weggenommen haben, und dieser Jemand kann niemand weiter wie diese unsichtbare Armee gewesen sein. Jetzt wird mir versichert, daß diese ganze Gesellschaft nach Eisenach marschiert ist. Sehen wir zu, wie lange sie dort bleibt! Mit einem Worte, liebe Schwester, wenn wir uns bei diesem Unternehmen Lorbern erringern, sind's nur falsche. Hätte ich es nur mit diesen vom Reichsfiscal auf die Beine gebrachten Leuten zu thun, dann könnte ich Ihnen gute Berichte abstatten. Aber, aber, darüber hören die Aber gar nicht auf!“

Ein neues Aber brachte die Nachricht von der Kapitulation vom Kloster Zeeven, die am 18. ihre Bestätigung fand.

Der König war nun zum Abwarten gezwungen. Hildburghausen mit seinem Optimismus schrieb das Stilliegen der Preußen sich selbst zu gute. Dem Bischof von Würzburg erklärt er, dadurch, daß man nur bis Eisenach zurückgegangen wäre, wäre der Vorstoß des Königs zum Halten gekommen. „Diese Fermetét hatt, wie es scheint, dem König in Preußen imponirt, maßen er biß dato mit dem Haubtcorps nicht ein schritt über Erfort hin vorgerücket ist und [nur] ein starkes Detachement von Husaren und Kavallerie in die Stadt und Gegend von Gotha vorrücken ließ.“

Am 15. September, abends 8 Uhr, sandte Széchényi, dessen Vorposten nach Gotha hineinsehen konnten, aus Mechterstädt einen Meldereiter an den Herzog: Der Feind hätte seine Infanterie in Erfurt gelassen und in der Gegend von Gotha höchstens 4000 Reiter stehen. „Es könnte ihm daher großer Abbruch gethan werden, wenn gleich 20 Schwadronen, 6 Bataillone, 12 Kanonen vorgeschoben würden. Bis früh 8 Uhr würden sie bei Gotha eingetroffen sein. Er selbst wollte einen dichten Cordon ziehen mit seinen Reitern, so daß niemand den Anmarsch verraten könnte. Wenn die Franzosen ebenfalls marschirten, so würden sie vor 11 Uhr nicht da sein, bis dahin wäre der Feind schon geschlagen.“ „Gnädiger Herr!“ so schließt der General, „morgen ist der Tag, der Sache einen großen Unterschied zu geben!“

Der Herzog dachte ebenso, es gelang ihm aber nicht, seine Ansicht Soubise gegenüber durchzusetzen. Der Prinz war voller Bedenken. „Wenn man eine gute Stellung hat, dann soll man keine Manöver machen, in einer gut verschlossenen Redoute kann man nicht ans fliehen denken." Vier Tage lang mußte ihn der Herzog bearbeiten, um seine Zustimmung und Mitwirkung zu erlangen.

Laudon und Széchényi, uneinig wie von Anfang an, sicherten und beobachteten jeder für sich. Laudon wollte Mechterstädt mit Kroaten besetzen, Széchényi lehnte es unter dem Vorwande, er hätte selbst nicht genug zu leben, ab, weshalb der Oberst nun alle seine Truppen gegen Schwarzhausen-Waltershausen zog und sich darauf beschränkte, das Gelände südlich der großen Gotha-Eisenacher Straße, also die Gegenden von Langenhain, Laucha, Fröttstädt, Teutleben zu decken und sich bereit hielt, bei einem möglichen plötzlichen Vorstoß der Preußen auf Mechterstädt, wo Széchényi, und Kälberfeld-Sättelstädt, wo Franzosen standen, einen Flankenangriff zu machen. Am 18. erhielt er Befehl, sofort mit seinen Fußtruppen nach Mechterstädt, wohin der Herzog selbst kommen wollte, zu marschieren, die Husaren aber nach Gutdünken weiter patrouillieren zu lassen.

Széchényi war stillschweigend auf Laudons Verhalten eingegangen. Er sicherte nördlich der Straße bei Goldbach, Metebach. Am 17. abends 6 Uhr konnte er melden, daß Oberst von Nauendorf („Széchényi") mit 20 Husaren vom Galgenberge bei Gotha beobachtet habe, daß nur drei Kavallerieregimenter, aber keine Infanterie bei Gotha ständen. Er schlug deshalb einen Angriff des Gros über Haina-Goldbach, links der Nesse, vor, während er auf der Hauptstraße vorgehen wollte. Zugleich berichtete er, daß gerüchtweise verlaute, der König käme heute oder morgen noch nach Gotha zurück.

Der Herzog hatte inzwischen von Soubise das Versprechen der Mitwirkung an der Unternehmung erlangt. Er wollte keinen eigentlichen Angriff machen, sondern nur eine Erkundung im großen Stile, er wollte einmal melden können, daß man gemeinsam gegen die Preußen vorgerückt wäre, daß man „bereits wirklich den Anfang gemacht habe, sich mit denen Preußen mittels einiger Flinten Schüsse zu begrüßen". „Ich hatte nämlich die Nachricht erhalten, daß ein starkes Corps feindlicher Trouppen bis auf Gotha vorgerücket, und der König selbsten dabey zugegen sey. Zumahlen nun diese Annäherung von Wichtigkeit wäre, so machte ich dem Printz Soubise den Vorschlag, die feindliche Positur unter einer Bedeckung von Kavallerie und Infanterie selbsten zu recognosciren." Auch an den Bischof von Würzburg schrieb er, das „Objektum des Dahinmarsches" wäre das Rekognoszieren gewesen. An ein „Aufheben" Seydlitzens war also nicht gedacht.

Am Mittag des 18. erließ der Herzog Marschbefehle. Um 3 Uhr nach-

mittags sollten zum Abmarsch bereitstehen: 12 Grenadierkompagnien des Reichsheeres, formiert in 2 Bataillone.

Um 4 Uhr die Brigade Széchényi mit den Nassau-Husaren, um 6 Uhr 20 französische Grenadierkompagnien, von jedem französischen Reiterregiment 150 Pferde, 21 Schwadronen kaiserlicher und Reichskavallerie (Brigade Pretlack, Pfalzkürassiere und Ansbach-Dragoner). Dazu die „bey sich habenden Feldstücke“.

Es wurde auf drei Tage Brot und für einen Tag Futter gefaßt. Am Abend marschierte alles bis Mechterstädt, wo die Brigade „Széchényi“ mit den beiden Schwadronen der Nassau-Husaren und 1500 Kroaten unter Laudon dazu stießen.

Bei den Truppen befanden sich die beiden Kommandeure, dazu Prinz Georg von Darmstadt, der mit General von Roth die Grenadiere, der Markgraf von Baden-Baden, der mit beiden Pretlacks die Kavallerie kommandierte, französischerseits führten unter Nicolais Oberleitung Planta und Custine die Grenadiere, Crillon die Reiter.

Die Truppen marschieren „à la légère“, ohne Gepäck, ohne Pauken und Standarten.

Nach Brodrücks Tabelle waren bei Mechterstädt 4794 Reiter, 5125 Infanteristen, 100 Artilleristen, zusammen 10 019 Mann versammelt. Die Grenadiere hatte der Herzog mitgenommen, „weil [er] die eigentliche force des Feindes in zuverlässige Erfahrung nicht hatte bringen können“. Recht viel Vertrauen auf Erfolg der Unternehmung hatte man im Hauptquartiere nicht. „Gutes kan sich niemand versprechen, der die auseinander geneigten Gemüter der Reichsarmee kennt,“ schrieb der bayerische Kommissär von Fleischmann am 19., er erwarte schon den Kurier, den er bestellt hatte, „im fahl die sach übl ausschlagen solte“.

Bei Mechterstädt wurde, bis der Tag zu grauen anfing, gerastet.

Die Preußen waren nicht unvorbereitet. Nachdem Prinz Heinrich, der mit fünf Herren in Gotha gespeist hatte, weggeritten war, erkundete Seydlitz persönlich gegen 7 Uhr abends, da ihm der Anmarsch von 500 Husaren gemeldet worden, den Gegner, und brachte das Zusammenziehen größerer Truppenmassen bei Mechterstädt noch in Erfahrung. Vielleicht war er es auch, der den „Retraiteschuß“ abends abfeuern ließ, durch den Laudon und der Herzog auf den Gedanken kamen, „der König habe sich mit ganzer Force gegen sie gezogen“ und infolgedessen größte Vorsicht walten ließen.

Am frühen Morgen des 19. wurde in drei Kolonnen, nämlich in zwei „allezeit schwadronsweise marschierenden“ Kolonnen Kavallerie, deren linke Flanke eine auf den Höhen hinziehende Kolonne Infanterie bildete, abmarschiert, die Husaren als Vorhut voraus.

Seydlitz zog morgens um $^1/_2$8 Uhr alle Vortruppen und Patrouillen zurück und nahm mit den Meinickedragonern hinter dem Siechenhofe, nordöstlich der Stadt, Stellung, die Husaren bildeten „auf der Schlichte“ ein Treffen, die Czettritzdragoner bezogen eine Aufnahmestellung bei Tüttleben und formierten dort, um eine möglichst ausgedehnte Front zu haben, ein Glied. Im ganzen waren die Preußen 20 Schwadronen, etwa 2500 Mann stark.

Der Morgen war trübe und nebelig. Gegen 8 Uhr wurde der Anmarsch der Reichstruppen und Franzosen sichtbar, ihre Kavallerie schwenkte vor der Stadt rechts und links ab, um die Preußen zu umfassen, die Infanterie ging auf der Straße vor. Obwohl die Truppen kurze Zeit vorher in der Gegend gelagert hatten, kannten sie sich im Gelände nicht aus, sodaß ein Angriffsversuch gegen die preußische linke Flanke von Siebleben und vom Galgenberge her scheiterte, die Reiter blieben teils im Sumpfe stecken, wobei Oberst von Roth („Trautmannsdorf“) beinahe ertrunken wäre, teils kamen sie nicht über den Leinagraben hinweg.

Seydlitz hatte keinen Grund, es auf ein ernsteres Gefecht ankommen zu lassen, er ließ den Gegner sich entwickeln und zog dann plänkelnd gegen Tüttleben ab. Der Nebel wurde stärker, und unter seinem Schutze verschwanden die preußischen Reiter. Die leichte Kavallerie des Gegners verfolgte sie zwar, beinahe zwei Stunden weit nach Hildburghausens Ansicht, ohne aber zum Einhauen zu kommen. Der Herzog war mit dem Verhalten seiner Reiter gar nicht recht zufrieden, „wann die Husaren von der ersten Confusion profitiret und sich nicht anfänglich so weit zurückgehalten hätten, so würde das massacre sicherlich der Mühe wert gewesen sein,“ berichtet er an den Kaiser, und in einem Schreiben an den alten Reichsfeldmarschall von Seckendorf spricht er sich noch ärgerlicher aus: „Wir hätten einen ganz gehörigen Vorteil (un grandissime avantage) erreichen können, wenn sie den von mir gegebenen Befehl, nicht zu plänkeln, befolgt hätten; aber Ew. Excellenz kennt ja die Manie dieser Kerls und weiß, daß man sie unmöglich so zum Angreifen bringt wie man will und daß sie auf 3—400 Schritt weit nichts wie plänkeln wollen. Sie haben auch die Kosten davon tragen müssen, denn ich glaube, daß sie mehr Verwundete als die Preußen haben, deren Dragoner von Zeit zu Zeit Front machend besser schossen als sie.“ Der Herzog war nicht der einzige Unzufriedene, auch Laudon tadelte das Verhalten der französischen und deutschen Truppen, und zwar so gründlich, daß die französischen Generäle erklärten, dieser Oberst besitze nicht ein Fünkchen echten guten Tones.

Die beiden Kommandeure waren der Ansicht, daß nunmehr das „objectum des Dahinmarsches, nehmlich das regnosciren erfüllet und daß es nicht rathsam wäre, die Sache weiter zu treiben, sondern daß die Truppen

in guter Ordnung zurück rücken zu lassen das beste sein würde, da der König in der Nähe stände".

Die Infanterie hatte bisher nur zugesehen, 1/2 12 Uhr, nachdem bereits eine halbe Stunde früher leichte Truppen die Gefahrlosigkeit des Unternehmens festgestellt hatten, marschierten die Grenadiere mit klingendem Spiele in Gotha ein, um auf dem Marktplatze für ihre Leistungen mit je einer Maß Bier, einem Pfund Fleisch und einem Laib Brot gestärkt zu werden. Laudons Kroaten besetzten den Tiergarten, die Husaren bezogen bei Siebleben eine Vorpostenstellung, die schwere Kavallerie ging auf dem Wege nach Eisenach zurück.

Um 1/2 1 Uhr begab sich die gesamte Generalität nach dem Friedenstein, wo eine Frühstückstafel zu 24 Gedecken bereit stand. Man war außerordentlich vergnügt „über die glückliche Repoussirung derer Preußen" und die fast mühelos erworbenen Lorbern. Nur Hildburghausen stimmte nicht in den allgemeinen Jubel ein, seine schlechten Beziehungen zum Hofe erlaubten nicht ein längeres Bleiben. Um 1 Uhr ritt er mit dem sächsischen General von Rochow nach Eisenach zurück, wo er bereits um 4 Uhr eintraf.

Zu einem ruhigen Mahle sollte es aber nicht kommen.

„Jeder andere Offizier als Seydlitz wäre froh gewesen, sich so ruhmvoll aus einer so mißlichen Lage ohne Verluste gezogen zu haben. Seydlitz aber wäre mit sich selbst nicht zufrieden gewesen, wenn er sich nicht noch mit Vorteil daraus gezogen hätte. An diesem Beispiele sieht man, daß Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals mehr im Kriege entscheidet als Truppenzahl; ein mittelmäßiger Kopf in ähnlicher Lage hätte sich zurückgezogen und beim Nachhutgefecht mit der überlegenen Kavallerie des Gegners die Hälfte seiner Leute verloren." Mit diesen Worten beurteilt der König das Verhalten seines Generals.

Seydlitz nämlich war, als er dem Feind außer Sicht gekommen war, links abgeschwenkt, um den Lindwurmsberg herumgeritten und hatte eine Versammlungsstellung bei Friemar genommen, wohin auch die Kattdragoner aus Gamstädt gezogen wurden. Einen Teil ließ er absitzen und in einzelnen Trupps soweit, bis sie von den feindlichen Reitern gesehen werden konnten, vormarschieren; die andren zog er weit auseinander.

Das schlechte, trübe und nebelige Wetter begünstigte die Täuschung. Die feindlichen Vortruppen glaubten, es marschiere Infanterie heran und bemerkten gleichzeitig große Kavalleriemassen. Ein gewandter Dragoner lief scheinbar über und erzählte, der König komme mit der ganzen Armee heran, was man umsomehr glaubte, als die Preußen mit einem Male anfingen, sehr schneidig vorzugehen. Eiligst wurde Meldung ins Schloß gesandt. Auch hier fand die Nachricht vom Anmarsche Friedrichs sofort Glauben, hatte

man doch schon am Tage zuvor Meldungen von seiner Nähe bekommen. Von den Fenstern des Schlosses aus sah man zudem die jetzt rasch heranrückenden Preußen.

Man ließ sich nicht mehr Zeit, sich an die bereitstehende Tafel zu setzen, es wurden schnell „nur etwas kalte Speisen auf etlichen Tellern nebst Semmeln und Brot, auch etwas ungarischer und anderer Wein in Serenissimae Zimmern kaum gegeben, dann eilte die hohe Generalität zu Wagen oder zu Pferde über Halß und Kopff nach dem Thore."

Auf dem Marktplatze begann man um zwei Uhr eben Bier zu verteilen, als die Trommeln zu wirbeln anfingen. „Zum Fleischholen", schreibt Regensues betrübt in sein Notizbuch, „hat uns der Preuß keine Zeit mehr gelassen." Als nun noch im Laufschritt die Vortruppen zurückkamen, als Laudons Kroaten im Tiergarten mit den heranstürmenden Preußen Schüsse zu wechseln begannen, als die Nachricht sich verbreitete, die Preußen brächen das eben geschlossene Erfurter Tor auf, da gab es ein wildes Durcheinander, eine völlige Panik in der Stadt. Vergebens suchte Prinz Georg Ordnung zu schaffen, er brachte es nur so weit, daß „in aller Eyl, aber mit klingendem Spiel einzelne Abteilungen abmarschierten. Als aber vom Schlosse herunter die hohe Generalität „avec précipitation", angeritten kam, entstand in den nach dem rettenden Eisenacher Tore führenden Straßen ein furchtbares Gedränge. Durch das aufgebrochene Erfurter Tor kamen bereits die preußischen Husaren gesprengt und machten viele Gefangene.

Nach vier Uhr räumten die kombinierten Truppen die Höhen westlich von Gotha und zogen sich, von den preußischen Husaren nicht weit verfolgt, nach Mechterstädt zurück. 160 Mann und 30 höhere Offiziere hatten sie verloren, ihr Rittmeister, Graf Széchényi, war gefallen und wurde in Mechterstädt beerdigt. Zwei Stabsoffiziere, der Oberstwachtmeister Baron Guttenberg („Blau Würzburg") und der Oberstwachtmeister Eisenberg („Varel") hatten „aus Saumseligkeit und der ordinären Commodität unserer Leuthe" im Gasthause „zur Schelle" sich gütlich getan und des entstehenden Tumultes nichts geachtet. Sie wurden, „womit der Feind einen trophée überkommen hat", von den Husaren gefangen. Dieser „Zufall ärgerte den Herzog so sehr, daß er den beiden Offizieren, wie es Varel wünschte, nicht einmal Geld durch einen Trompeter für die Gefangenschaft zusenden ließ, „wenn jene auch gleich krepiren sollten."

Die Preußen verloren zwei Offiziere und zehn Mann. Außer zwei höheren Armeebeamten, einer Menge von Dienern, darunter der Kammerdiener Hildburghausens, und sonstigem Troß fielen ihnen viele Pferde und Wagen in die Hände, da die Husaren sofort das Eisenacher Tor geschlossen hatten.

Etwa um ½6 Uhr, also über drei Stunden nach der Flucht der Generalität, kam Seydlitz nach Gotha und ritt zum Friedenstein, bewillkommnet von dem Jubel der Damen des Hofes, die vom Balkon aus das Reiterstückchen mit angesehen hatten.

Henckel von Donnersmarck schreibt ganz begeistert davon in sein Tagebuch: „Für einen Militär kann es nichts angenehmeres geben, als von schönen Händen den Preiß des Siegs zu erhalten." Um sechs Uhr ward dem General und „den übrigen Offizieren, sowohl Husaren als Dragonern" im Tafelgemach eine Tafel von 20—24 Gedecken angerichtet.

Dies ist die Grundlage der alten Anekdote von den noch „dampfenden Schüsseln", die die Franzosen eben verlassen hatten und an die sich Seydlitz mit seinen Offizieren setzt. Hübsch ist sie ja so, wie sie Archenholtz und zum Teil auch Henckel erzählt, wahr ist sie aber in dieser Form nicht. Aus dem Hildburghausenschen Berichte, der den ganzen Rückzug ziemlich verschleiert, geht nur hervor, daß weder Soubise noch Hildburghausen „das Mittagsmahl beym Herzoge annahmen," weil sie „nach vollendeter Expedition und recognoscirung zu ihrer persönlichen Gelegenheit (= Annehmlichkeit) die Troupen nicht aufhalten wollten, bey deren Zurückziehung aber allerdings den Auffenthalt in Gotha nicht sicher befunden," daraus könnte man sogar schließen, daß im Schlosse überhaupt nur an ein kurzes Frühstück gedacht worden wäre.

Die ganze Affaire von Gotha ist nichts als ein Vorpostengefecht, das auf die Ereignisse ohne Einwirkung blieb. Interessant ist sie nur durch den raschen Rückzug der vereinigten Truppen und durch das schneidige Reiterstück Seydlitzens geworden; und deshalb verdient sie im Gedächtnisse fortzuleben.

Seydlitz legte eine Dragonerwache in die Stadt, die Szekulyhusaren biwakierten auf der Schlichte, die andren Reiter beim Siechenhofe. Am Abend des 20. verabschiedete sich der General bei Hofe, er hatte, da das Manöver schwerlich zweimal glücken würde, Befehl bekommen, nachts abzumarschieren, durfte es aber auf seine Bitten bis zum andern Morgen verschieben. So ließ er denn am 21. früh sechs Uhr Alarm blasen und ritt dann langsam und unverfolgt am hellen Tage nach Erfurt zu ab.

Hildburghausen war, wie erwähnt, bereits am 19. nachmittags in Eisenach eingetroffen. Soubise und Prinz Georg nahm am 19. ihr Hauptquartier in Burla, die Truppen quartierten sich bei strömendem Regen so gut es ging ein; am 20. mittags um ein Uhr waren alle wieder im Lager bei Eisenach versammelt und renommistisch schrieb Hildburghausen, „dieser Coup ist doch darzu gut, daß man nur einmahl wiederum die Zähne gewiesen und den Feind darvon gejaget hat."

Nach dem Abzug der Preußen rückten die Husaren wieder nach Gotha vor, am 22. folgte ihnen Laudon mit 800 Kroaten.

Die übrigen Vorposten standen bei Schwarzhausen hinter den Emsbach-defileen.

---

4. Kombination.

Am Abend des 17. Septembers waren, wie wir sahen, die deutschen Reichstruppen und die französischen Hilfsvölker bei Eisenach versammelt.

In einer langen Marschkolonne waren die Franzosen aus Verpflegungs-rücksichten in 16 „Divisionen", das heißt kleinen Trupps von 2—4 Bataillonen und einigen Schwadronen mit je zwei Tagemärschen Abstand von einander vom Rheine her herangerückt. Als die erste Division Erfurt erreichte, überschritt die letzte gerade den Neckar bei Heidelberg.

Nach mühseligen Märschen trafen auch die Kolonnen des Reichsheeres von den Bergen des Thüringer Waldes her ein.

Über die Organisation und Ausrüstung der Franzosen gibt Waddington im ersten Bande seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ein genaues Bild. An der Hand seiner trefflichen Darstellung sei hier ein kurzer Überblick gegeben, der manches des Folgenden illustriert und verständlich macht.

Die französische Infanterie bestand aus französischen, deutschen und schweizerischen Regimentern. Die meisten waren französische und bestanden bald aus 4, bald aus 2, wohl auch aus nur einem Bataillon. Jedes Bataillon zerfiel in 17 Kompagnien: 1 Grenadierkompagnie, 16 Füsilierkompagnien.

1 Füsilierkompagnie bestand aus 1 Kapitän, 1 Leutnant, 2 Sergeanten, 3 Kaporalen, 3 Gefreiten, 1 Tambour und 31 Füsilieren, somit 42 Mann, 1 Grenadierkompagnie hatte einen Subalternoffizier und 5 Mann mehr, also 48 Mann. Es bestand daher ein Bataillon aus 685 Mann und 35 Offizieren, zu denen noch der Stab kam, der bei einem I. Bataillon aus Oberst, Oberstleutnant, Adjutant, Kaplan und Arzt, bei weiteren aus Oberstleutnant oder älterem Kapitän und Adjutant sich zusammensetzte. Demnach zählte ein I. oder selbständiges Bataillon 725, ein andres 723 Köpfe.

Zu jedem Bataillon gehörte ein leichtes Geschütz „à la suédoise", das mit 3 Pferden bespannt war und von 1 Sergeanten und 16 Mann, die aus der Truppe ausgewählt wurden, bedient wurde und 55 Schuß in der 1. Staffel hatte.

Die Mannschaft formierte drei Glieder und war mit Gewehren ausgerüstet. Grenadier-Offiziere und -Sergeanten hatten leichtere Gewehre von 6 Pfund Gewicht, Füsilieroffiziere trugen Spontons von 7 Fuß Länge mit 8zölliger Spitze, Füsiliersergeanten hatten Hellebarden. Die Exerziervorschrift war dem preußischen Muster nachgebildet.

Die fremden Regimenter hatten denselben Sollstand wie die eingeborenen, nur größere und daher weniger Kompagnien.

Die Kavallerie war in Brigaden zu 3 Regimentern, die wieder aus 2 Schwadronen bestanden, eingeteilt. Eine Schwadron zerfiel in 4 Kompagnien zu je 1 Kapitän, 1 Leutnant, 1 Quartiermeister, 2 Brigadiers und 38 Reitern, war also 8 Offiziere, 164 Reiter stark, so daß das Regiment mit dem aus Oberst (mestre de camp), Oberstleutnant, Major, Adjutant, Kaplan und Arzt bestehendem Stabe aus 350 Köpfen bestand. Die Reiterei bestand größtenteils aus Kürassieren.

Die Artillerie war seit 1755 mit den Genietruppen vereinigt und in Bataillone geteilt, sie führte die schweren Geschütze und die Reserve der Regimentsstücke.

An Sold bezog ein Füsilierkapitän 5 Livres, ein Leutnant 45, ein Arzt 30, ein Sergeant 15, ein Füsilier $5^1/_2$ sol (son) täglich.

An der Spitze der Regimenter standen meist junge Leute des höchsten Adels; das Offizierkorps setzte sich aus den jüngeren Söhnen des armen Adels zusammen, die keine andre Wahl hatten als entweder Soldaten oder Geistliche zu werden, alles tapfere Männer, denen aber alle Ausbildung und Erfahrung fehlte, die viel politisierten und meist Frondeurs waren und die sich um ihre Untergebenen wenig kümmerten.

Es ließen daher auch die Truppen sehr zu wünschen übrig. Sie waren „wenig ausgebildet, mittelmäßig zusammengedrillt, schlecht für den Krieg vorbereitet.“ Eine eigenartige Gepflogenheit war es, daß jeder Soldat fast, ähnlich wie es heute zutage in den englischen Kolonialheeren bräuchlich ist, einen „Diener“ mit hatte, der eigentlich nur ein Betteljunge war und sich durch Stehlen ernährte. Gerade dieser Mißbrauch schädigte die Haltung und das Ansehen der französischen Heere. „Unglücklicherweise war unter den Generälen Ludwigs XV. nicht einer, der es verstand aus den Elementen, die er unter den Händen hatte, etwas zu machen; nicht einer von den zahlreichen Kommandeuren, die sich an der Spitze der Heere ablösten, wußte Ehrgefühl und Aufopferungsfähigkeit, die einst wie heute bestanden, zu wecken; nicht einer brachte die Stimme der Pflicht und Vaterlandsliebe zum Ertönen, nicht einer erzielte jene fast übermenschliche Anstrengung der Kräfte, die zum Siege führt.“

Bei Eisenach waren jetzt 28 Bataillone, 28 Grenadierkompagnien,

16 Schwadronen Franzosen und 28 Bataillone, 24 Grenadierkompagnien, 20 Schwadronen, 2 Karabinerkompagnien Reichstruppen versammelt. Zur Packbedeckung waren 2 Bataillone, 2 Grenadierkompagnien, 4 Schwadronen Franzosen verwendet, die Magazine und die Verbindung mit dem Reiche sicherten in und bei Barchfeld und Meiningen 3 Bataillone, 3 Grenadierkompagnien („Münster“ und „Paderborn“) und 11 Schwadronen Reichstruppen („Württemberg“, „Bayreuth“, „Hohenzollern“). 14 Schwadronen („Brigade Széchényi“ und „Nassau“) standen mit Laudon auf Vorposten. 4 Bataillone, 2 Grenadierkompagnien („Kurmainz“) waren als Besatzung des Petersbergs zurückgelassen, 1 Bataillon, 1 Grenadierkompagnie („Salzburg“) war in Nürnberg.

Die beiden Heere lagerten zunächst getrennt auf dem südlichen Ufer der Hörsel, Front nach der Gothaschen Straße. Die Reichsarmee hatte den rechten nach Gotha zu gelegenen Flügel inne, Prinz Georg von Darmstadt am weitesten rechts, die Franzosen bildeten den linken Flügel, nordwestlich der Stadt bis zur Mündung der Hörsel in die Werra. Die Stellung war „in einigen Posten inattaquable, durch Kunst auf das menschenmöglichste verstärkt“, aber die Franzosen waren, nach Soubises Äußerung „damit eine etwaige Flucht der Reichsarmee sie nicht mit fortrisse“, zu weit von den Reichstruppen getrennt, nur das Regiment Piemont stand bei ihnen, „von diesem aber bis zu ihrem rechten Flügel ist $1^1/_2$ starke Stund zu reiten und in solcher großer Intervalle kein Mensch postiret.“ Der Verabredung nach hätten beide Heere in gleicher Linie mit einander sein müssen, sie waren es auch kurze Zeit gewesen, dann gingen die Franzosen plötzlich zurück.

Die Fragen, ob die Heere kombiniert werden sollten und wer den Oberbefehl hätte, drängten nun, falls man überhaupt noch etwas ersprießliches zu unternehmen wünschte, zur Entscheidung.

Schon am 6. September hatte Starhemberg aus Paris berichtet, der Hauptantrieb zur Abänderung des ursprünglichen Kombinationsplanes wäre „das Mißtrauen des französischen Hofes in die Tauglichkeit des Reichsheeres.“ Man habe im ersten Augenblicke nicht die Schwierigkeiten einer Vereinigung der Armeen gesehen, die sich für Dienst, Verpflegung und allerlei andres ergeben müßten. Auf die Einigungsvorschläge wären die deutschen Generäle nicht eingegangen (!), französischen Generälen würden die Reichstruppen schwer oder gar nicht gehorchen. Höchst erstaunt war Starhemberg, als er erfuhr, man glaubte in Versailles, „es würde in Wien die Vereinigung des dem Prinzen von Soubise anvertrauten Corpo mit der Reichsarmee nicht gerne, sondern lieber gesehen, wann eine jede für sich allein operieren thäte.“ Paulmy motivierte damit das Zurückhalten des Kuriers, der Soubise den Befehl zur Vereinigung bringen sollte.

Nach Abgang des ersten Berichtes Starhembergs fand ein Ministerrat, dem außer dem österreichischen Gesandten und dem französischen Kriegsminister Paulmy Bernis und Belleisle beiwohnten. In einem zweiten Berichte vom 6. September schildert Starhemberg den Verlauf der Beratung. Er erklärte zunächst, daß er die Abmachungen, die jüngst wegen der Vereinigung der Heere in Compiegne getroffen worden waren, bereits dem Kaiser mitgeteilt hätte und daß er der Ansicht gewesen wäre, daß der am 31. August an Soubise gesandte Kurier, eine Abschrift seines, Starhembergs, Berichts an Hildburghausen mitgenommen hätte. Dann stellte er drei Fragen:

1. Will man mit der Armee Soubises heuer noch die in Compiegne entworfenen Operationen ausführen?
2. Kann Soubises Armee allein und ohne weitere Verstärkungen zu besagten Operationen schreiten?
3. Kann Soubise anders als durch Reichstruppen verstärkt werden?

Darüber entstand eine lebhafte Debatte, deren Ergebnis schließlich diese Anschauung war: „Der Nutzen der beschlossenen Operation wäre zu groß, als daß man davon abstehen könnte, die Armee Soubises aber mit Zuziehung nur der fünf k. k. Regimenter nicht stark genug, die Bewegung mit der nötigen Sicherheit auszuführen, so daß also ein Teil des Reichsheeres dazukommen müsse.“ Auf Grund dieser Überlegung war schließlich der einmütige Vorschlag aller, mit Ausnahme des inzwischen zum Könige berufenen Kriegsministers, „Hildburghausen soll das ihm einmal aufgetragene und durch eignes Schreiben des allerchristlichsten Königs zugesagte Oberkommando über die Soubiseschen Völker, wenigsten den gegenwärtigen Feldzug hindurch behalten, es sei ihm aber aufzutragen, von den Reichsvölkern etwa 8, höchstens 10 Tausend Mann auserlesene Truppen, die aus denen Bayerisch- Pfälzisch- Würzburgisch- Mainzisch- und Darmstädtischen Kontingenten zusammengebracht werden könnten, zur französischen Hilfsarmee stoßen zu lassen, hiernächst noch die 5 k. k. Regimenter mit sich zu führen, das übrige Reichsheer aber unter dem Kommando der Reichsgenerale auf eine gewisse Entfernung hinter sich zu lassen und durch selbiges alle Kommunikationen und andere Posten zu besetzen und zu versichern“. Die auserwählten Truppen sollten ihre eigene Generalität haben, die sämtliche Reichsgeneralität aber und alle die, so mit dem Prinzen von Soubise in einige Kompetenz geraten könnten, unter dem Vorwande, daß ihre Gegenwart bei der zurückbleibenden Armee nötig sei, nicht mit genommen werden. Im übrigen sollte alles so eingerichtet werden, daß Soubise immer die zweite Person bei dem vereinigten Heere bleibe und in die zu nehmenden Entschließungen denjenigen Einfluß habe, der einem Generalen, dessen Obsorge und Anführung ein so beträchtlicher Teil des Heeres anvertraut ist, billig gebühre. Nach zwei

weiteren Konferenzen wurden noch am 6. September alle die Vereinigung betreffenden Umstände „völlig ins reine gebracht“ und alles bewilligt bis auf den Punkt des Belleisleschen Mémoires, daß die Reichsarmee zur Erleichterung der Zufuhren und Subsistenz auf die rechte Hand verlegt, d. h. in Thüringen kalt gestellt werden sollte. Dazu tauchte noch der Vorschlag auf, den französischen Armeeintendanten Gayot mit dem gesamten Lieferungswesen zu betrauen.

Starhemberg war nicht wenig stolz, „so alle Competenzstreitigkeiten verhindert und die Armee Soubises sozusagen von unserer Direktion abhängig gemacht zu haben, so daß er keine Geldkontributionen, nur, und das auch noch im Namen des Kaisers und Reichs, Naturallieferungen ausschreiben könnte, womit dem Kaiser Genüge geleistet wäre.“

Allein, eben, als der Kurier mit Colloredos Bericht an Hildburghausen abgehen sollte, damit der Herzog sich mit Soubise betreffs der Auswahl und Anzahl der Truppen „auf eine freundschaftlich und dem gemeinsamen Besten ausgemessene Art“ einigen könnte, kam am 17. ein neuer Kurier Starhembergs in Wien an.

Trotz aller Abmachungen hatte Paulmy den Befehl an Soubise am 6. September nicht abgesandt. Am 8. war dafür eine Meldung des Prinzen eingelaufen, über die am folgenden Tage die vier Diplomaten beraten mußten, hauptsächlich betraf es die Schwierigkeiten der sich kreuzenden Requisitionen. Nach längerem Debattieren stellte Starhemberg, wie drei Tage vorher, „ohne eine vorzügliche Neigung für die conjunction zu erkennen zu geben, (als welche freylich sehr großen Inconvenienzien unterworfen ist)“ seine drei Fragen, von denen die erste und zweite zu keiner, die dritte aber zu längerer Wechselrede Veranlassung gab.

Der Vorschlag, ein Korps von Richelieus Heer mit Soubise zu vereinigen und nun mit der Reichsarmee „de concert“ zu operieren, wurde der großen Schwierigkeiten wegen fallen gelassen. Denn nicht nur würde das Korps zu spät eintreffen und dann nicht die nötige Subsistenz finden, es war sogar sehr fraglich, ob Marschall Richelieu bei seiner bekannten und nicht unbegründeten Eifersucht auf den Prinzen nicht überhaupt die Ausführung eines derartigen Befehles unterlassen würde. So blieb man schließlich bei den Beschlüssen vom 6. September, denen man als „conditio sine qua non“ das Verlangen anfügte, daß einzig und allein Gayot für die Verpflegung der kombinierten Truppen zu sorgen hätte. „Das wäre das einzige Mittel die Armee subsistieren zu machen, wodurch übrigen Hildburghausen, unter dessen Ordre in allem Gayot stehen würde, ein großer Dienst erwiesen würde.“ Starhemberg konnte dabei doch nicht umhin, Paulmy seine Besorgnis darüber auszudrücken, ob der Herzog auf Gayot als alleinigen

Intendanten eingehen würde. Als aber der Kriegsminister bei seiner Alternative blieb, mußte er nachgeben. „Es fänden sich zwar ebenfalls große Anstände bei dieser Conditio sine qua non, sie scheine aber dennoch eine Thüre offen zu lassen, damit bei der nicht Eingestehung des ersten Antrags (Zerteilung der Reichsarmee) wenigstens das ganze Werk nicht rückgängig und abermal ein neuer Zeit-Verlust veranlaßt werden möge."

Colloredo veranlaßte zunächst Starhemberg, die Verdächtigung, man sähe in Wien die Kombination nicht gern, energisch zurückzuweisen. Noch am 17. kam der französische Gesandte Baron Stainville zu dem Vizekanzler und überreichte ihm ein Mémoire, das die eben genannten Vorschläge amtlich dem Kaiser mitteilte.

Daß der Zerteilungsplan, der bei einem völligen Auseinanderreißen des Reichsheeres eine Herabsetzung einzelner Generäle und Kontingente bedeutete und der im Reiche viel böses Blut machen müßte, unannehmbar war, darüber war sich der Kanzler im klaren. Er antwortete deshalb nach einem Vertrage beim Kaiser Stainville, daß man bei der früheren Abmachung und dem Oberbefehle Hildburghausens beharre. Gayot wäre als Generalintendant ebenfalls unmöglich, so außerordentlich tüchtig er auch wäre, denn die Reichsgesetze sicherten den Ständen eigene Verpflegung. Da aber jetzt zur Leitung und Regelung des Verpflegungswesens Baron Grechtler bei dem Reichsheere eingetroffen wäre, so würden sich die beiden Intendanten leicht verständigen können.

So war denn die für den Fortgang der Operationen so wichtige Frage der Kombination beider Heere noch nicht der Lösung nahegebracht, zum Glück für König Friedrich, der bei seiner Truppenschwäche und der augenblicklich für ihn im höchsten Grade ungünstigen Kriegslage einem einmütigen, einheitlichen und nur auf das eine Ziel, seine Niederwerfung, gerichtetem Operieren der Armeen in Thüringen unterliegen mußte.

Aber nicht nur der französische Hof war es, der der Kombination allerlei, im Vergleiche zu dem großen Ziele kleinliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Auch Hildburghausen, der von Anfang an es nicht mit Freuden begrüßt hatte, daß man ihm „Franzosen zur Kompagnie gegeben", sondern der lieber mit österreichischen Regimentern sich vereinigt hätte, hatte in der kurzen Zeit der Nachbarschaft des französischen Hilfsheeres gefunden, daß das „Französisieren" starke Schattenseiten hatte. Auch er kam, fast gleichzeitig mit Starhemberg und Stainville, dem bedrängten Vizekanzler mit Vorschlägen.

Gegen alle Abmachung hatten die Franzosen, die ja, auch gegen die Erwartungen, in Thüringen dem Reichsheere zuvorgekommen waren, ohne einen Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen, Lieferungen und Kontributionen in den ernstinischen Landen ausgeschrieben, so daß Hildburg-

hausen genötigt war, den Herzögen von Gotha und Weimar zu versichern, die von den Franzosen erzwungenen Lieferungen würden als für das Reichsheer ausgeführt angerechnet werden, nur um im Reiche den üblen Eindruck zu verwischen. Zu diesen Übergriffen kam das Mißtrauen, das die deutschen Generale und Soldaten nicht mit Unrecht den Franzosen entgegenbrachten, und das durch ein Wort, das der Herzog von Nivernais in Berlin 1756 gebraucht haben sollte und das die Runde machte „Fürchten Sie nichts, wir werden Ihnen keinen großen Schaden züfügen", verstärkt wurde. Hildburghausen erklärte, er wäre in einer „abominablen Situation" und hielte es für das beste, wenn man die Franzosen, was sie wollten, thun, und ihn mit der ganzen Reichsarmee zurück marschieren ließe, damit er über Hof oder Eger sich der großen österreichischen Armee nähern könnte, „denn in Kompagnie mit den Franzosen glaube ich nicht, daß wir hier große Fortschritte machen werden." Er teilte diesen Vorschlag dem Vizekanzler im Vertrauen mit, der aber den Kaiser davon in Kenntnis setzte.

In Wien war man so wieder einmal in größter Verlegenheit. Weder der französische noch der Vorschlag des Herzogs war annehmbar. Man riet hin und her, auch der Plan, den Herzog abzuberufen und ihn mit dem Prinzen Karl, dessen Uneinigkeit mit Daun auch wenig Erfolgreiches versprach, tauschen zu lassen, tauchte auf. Ebenso suchte man in Versailles nach einem Auswege. Der Kriegsminister Paulmy vertröstete Starhemberg von Tag zu Tag; er wies ihn auf die große Unordnung, die bei einer Kombination im Verpflegungswesen entstehen würde, hin, man würde gern Soubise ganz allein und selbständig, aber de concert mit der Reichsarmee operieren lassen, dann aber würde er zu schwach werden; ob es daher denn nicht angängig sein würde, ihn mit den österreichischen Regimentern zu verstärken, vielleicht auch könnte Richelieu doch mit einem Detachement aushelfen.

Die Ansichten schwankten dabei außerordentlich. Bald schien alles völlig unzureichend, bald mehr als genügend zu sein.

Noch ein drittes, erschwerendes und die Lage verschlimmerndes kam hinzu. Soubise, dem ganz und gar nichts daran lag, unter ein deutsches Oberkommando zu treten, sorgte durch Berichte über den Zustand des Reichsheeres, die zum wenigsten stark übertrieben waren, dafür, daß das Mißtrauen in die Tüchtigkeit dieser Truppen in Versailles wach blieb. Schon den Rückzug aus Erfurt hatte er, obwohl er die Hauptveranlassung gegeben hatte und trotzdem das Zurückweichen unter den damaligen Umständen das richtigste war, was getan werden konnte, damit begründet, daß die Reichsarmee ihn im Stiche gelassen hätte, wobei er einen so renommistischen Ton anschlug, daß Bernis am 20. September an Stainville schrieb: „Wir sorgen

uns um Herrn Soubise. Obwohl er klug ist und excellente Berichte schreibt (!), fürchtet man, daß die Sucht, eine Schlacht zu gewinnen oder die Furcht vor einem Rückzuge ihn der Gefahr aussetzen könne eine Schlacht anzunehmen", und vier Tage später: „Soubise scheint nicht mehr in Gefahr zu sein, aber die Kreistruppen bringen ihn in große Verlegenheit. Jeder muß für sich operiren, sonst verdirbt die Mischung alles."

Am 18. September berichtet Soubise, die Vereinigung beider Heere und das schlechte Beispiel, das die Reichstruppen gegeben hätten, hätte bereits am ersten Tage eine sehr beträchtliche Meuterei verursacht. Er wußte von großem Mangel an Brot und andren Verpflegungsmitteln zu erzählen und schilderte die Kreisregimenter in den schwärzesten Farben. Ein andermal wieder äußert er, die Truppen wären „schön und entbehrten nicht des guten Willens", aber sie hätten nichts zu leben, und er müßte aushelfen, und sie dächten immer an den Rückzug.

Der Herzog, dem das alles über Wien zu Ohren kam und dem man deshalb Vorwürfe machte, war „erstaunt über die Frechheit der französischen Verläumdungen", sie hätten der Wahrheit ins Gesicht geschlagen, es bestehe so wenig Mangel an Nahrungsmitteln, daß man sogar in Erfurt ein großes Magazin hätte zurücklassen müssen, da die Franzosen alle nur erreichbaren Wagen für sich in Beschlag genommen hätten. Es wäre ja wahr, daß die Kölner Truppen bis Meiningen ohne Waffen marschiert wären, wo sie dann Gewehre und 12 Schuß (!) bekommen hätten, aber das wüßten die Franzosen ja gar nicht. Was diese gesehen hätten, das wäre besser, als sie selbst ausgerüstet, ein französischer Artilleriekommandant hätte sogar in Grechtlers Beisein gesagt, sie hätten kaum für einen einigermaßen heißen Tag Munition! Man sollte nur den französischen Lieferanten „die allzufreyen Hände beschränken, dann würden Verpflegungsschwierigkeiten nicht vorkommen." „Man leidet die Qualen des Fegefeuers, wenn man mit diesen Franzosen zu thun hat. Man kann sich gar nicht vorstellen, mit welcher erstaunlichen Fertigkeit sie wegleugnen, was sie gethan, und für sich in Anspruch nehmen, was sie nicht gethan haben." Außerdem aber sind sie ihm höchst verdächtig. Der König von Preußen wäre ganz besonders aufmerksam gegen die Herren Franzosen; die in Gotha erbeuteten Wagen und Pferde hätte er ihnen mit samt den Dienern und einem liebenswürdigen, ja panegyrischen Schreiben zurückgesandt. Das gäbe zu denken!

In dieser Verlegenheit gaben beide Höfe ihren Kommandeuren hinhaltende Befehle. Soubise erhielt insgeheim Weisung, sich nicht eher, als bis alles geregelt wäre, unter Hildburghausens Kommando zu stellen. In Wien aber stellte man sich, als wäre alles in schönster Ordnung. Der französische Hof, so hatte Colloredo am 12. September bereits geschrieben,

habe sich „in allen Punkten willfährig und vergnüglich anbey auch ganz ausgiebig erkläret“. Der Kaiser hoffte nun auf des Herzogs „Leutseligkeit, bekannte gute Art, dero so offtmahlen allschon rühmlich bewährten Dienst-Eyfer und selbstige Kanntnus des Genie der Frantzösische Nation, bey welcher mit schönen Worten und mit einem freundschafftlichen Bezeigen mehreres als auf alle andere Art zu erhalten ist,“ zumal Soubise „sehr traitable“ sei. Persönliches gutes Benehmen beider Kommandeure wäre die Hauptsache.

So ergab sich das eigenartige Schauspiel, daß hin und her verhandelt wurde wegen der Vereinigung zweier Heere, an der weder den Kommandeuren noch den Staaten viel gelegen war, denn in Frankreich hatte bereits seit längerer Zeit das Vergnügen an der Pikanterie, deutsche Reichstruppen und Österreicher Schulter an Schulter mit den Soldaten Ludwigs XV. fechten zu sehen, nüchternen Erwägungen Platz machen müssen, und in Wien fühlte man, daß nur dann, wenn ein Deutscher das Oberkommando führte, der üble Eindruck, den die Bundesgenossenschaft zwischen Hund und Katze im Reiche gemacht hatte, einigermaßen verwischt werden könnte.

Zunächst mußte die Frage in der Schwebe bleiben. Man war froh, als Hildburghausen am 26. September schreiben konnte: „Die Armeen sind so gut wie kombiniret. Sie kampiren mit einander und werden auch mit einander operiren, — wenn nicht Gayot stört, der mit Grechtler Differenzen hat.“

Nur in einem Punkte war man in Wien und Versailles einig: man billigte den Rückzug nach Eisenach.

Wie wenig man am Wiener Hofe über die Operationen in Thüringen sich klar war, geht daraus hervor, daß man noch am 17. es für unmöglich hielt, daß der König, der schon seit sechs Tagen auf dem linken Saaleufer stand, den Fluß überschreite und gegen Erfurt vorrücke, denn dazu „wäre er nicht stark genug, außerdem hätte er durch Desertionen stark gelitten“, — womit man sich während des ganzen Krieges schmeichelte, und was nie einen ausschlaggebenden Einfluß ausübte, — er wüßte auch noch nichts von Apraxins Siege, Winterfelds Tode, Beverns Rückmarsche nach Schlesien und Karls und Dauns weiteren Absichten. Man glaubte, der König würde sich von seinem Gros nicht soweit entfernen und in Gefahr, abgeschnitten zu werden, begeben. Und unter all diesen unrichtigen Voraussetzungen glaubte Colloredo und mit ihm der ganze Hof, Soubise und der Herzog würden nun nach Torgau marschieren! Deshalb ward auch Hildburghausens Gedanke, nach Eger zu marschieren und von dort aus mit der Hauptarmee Fühlung zu suchen, verworfen, obwohl der Plan sehr viel Ansprechendes hat. Ja, man legt dem Herzoge jetzt schon den Gedanken an — die Winterquartiere nahe.

5. Zustände und Stimmungen.

Wie mußten solche vorzeitige Fanfaren auf den Herzog, der vor Schwierigkeiten aller Art „nicht wußte, wo ihm der Kopf stand“, wirken! Soubise wollte eher zurück als vorwärts. Obwohl Gotha vom Feinde geräumt war und der Herzog schon am 21. wieder vorrücken wollte, weigerte sich der Prinz, eine ganze Woche ging unbenützt vorüber!

Die Lage des Herzogs war nicht beneidenswert. „Den ganzen Tag zu Pferde zu sitzen, unzugängliche Berge zu erklettern, bald einem armen Ausgeplünderten aus dem Lande zu trösten, bald einen Franzosen anzuhören und Ihnen zur selben Zeit Bericht zu erstatten über das, was vorgeht, damit, mein lieber Herr Vizekanzler, hätten fünf Personen reichlich Arbeit, und ich bin nur ein einziger Mann und noch dazu der schlechteste und beklagenswerteste von allen“ hatte der Herzog am 21. an Colloredo geschrieben, wenige Tage später sprach er sich über seine Lage einmal ausführlich aus:

„Was es für eine Kommission sey, eine Reicharmee zu kommandiren? Dieses weiß keiner, als der es probirt hat, und bey dieser Mich ohnehin fast niederdrückenden Last noch jene der Französischen Hilfs-Völker auf den Halß zu haben, da gehöret, so wahr Gott lebt, ein Colossus dazu und seynd Meine Schultern viel zu schwach. Ich bin seiter meiner hiesigen Ankunft so zu sagen nicht vom Pferd gekommen, maßen Ich alle Situationes selbsten recognosciren und in alle diesen Bergen wie ein Gämsjäger herum steigen müssen: kaum habe ich den Fuß ins Zimmer gesetzet, so werde Ich mit Klagen wegen derer von denen Französischen Trouppen theils gegen die unsrigen selbsten, theils gegen das Land verübenden Excessen dergestalten überloffen, daß Ich in Wahrheit oft nicht weiß, wo Mir der Kopf stehet, und, bey Meiner Seel, mehr als Menschliche Gedult um nicht zu eclatiren, von nöthen habe.“ Die Franzosen und seine eigenen Truppen begingen Exzesse über Exzesse. Es wurde geplündert, geschändet, gemordet. In Mosbach bei Eisenach erbrachen die Würzburger die evangelische Kirche und hausten vandalenmäßig. Der Gotteskasten ward geplündert, Kelch und Altarbekleidung geraubt und an bereitstehende Juden, die sich sofort auf und davon machten, verkauft, die Bibeln wurden zerrissen, Orgel und Kanzel zerstört, das ganze Gotteshaus in bestialischer Weise besudelt. Die Franzosen waren noch schlimmer. In einem umfangreichen Promemoria des Obersten Kolleffel ist ein Teil „aller deren dem allerhöchsten Herrendienst sehr nachtheiligen Trangsalen, so die Frantzosen denen teutschen kayserlichen Reichs- und k. k. Trouppen angethan haben“, zusammengestellt, denn sie behandelten ihre „Kameraden“,

die deutschen Soldaten, fast noch schlechter als die Landleute, die sich, wie in Brüheim, Eberstädt und Friedrichsroda selbst zu helfen suchten und mit Hilfe ihrer Frauen die Marodeure halbtot prügelten.

Sobald am 13. und 14. das Reichsheer im Lager bei Eisenach eingerückt war, stellten die Franzosen vor allen Wirtshäusern, Mehlhandlungen, Bäckereien und Metzgereien, ja vor jedem Brunnen Schildwachen auf, damit nur sie etwas bekämen. Trotzdem die Gassen der Stadt zum Wasserholen und Kaufen verteilt wurden, kam es zu den größten Exzessen. Die Deutschen wollten, um überhaupt etwas zu bekommen, mehr zahlen als die Franzosen, deshalb verkauften die Händler lieber an sie; das gab Anlaß zu großen Schlägereien. Der Herzog suchte, um die Beziehungen zu Soubise nicht zu trüben, vergeblich zu beschwichtigen. Revel, der Bruder des Herzogs von Broglie, verlangte „für die Zurücklassung des s. v. Mists, Holzes und zermalmten Lagerstrohs" von der Stadt beim Abmarsche 100 Carolins! Der Bürgermeister weigerte sich zu zahlen, da die Stadt alles selbst geliefert und durch das Umhauen von Obstbäumen großen Schaden hatte; Revel legte ihm daher eine militärische Exekution ins Haus, darauf erfolgten Beschwerden und Verhandlungen im Hauptquartier, und am Schluß mußte die Stadt doch bezahlen, „da es ein altes Recht der französischen Generalquartiermeister wäre, das zurückbleibende Material zu verkaufen." Ebenso wurde Gotha zur Zahlung gezwungen.

Der Herzog schreibt weiter: „Die Franzosen haben sogar die Gräber der Familie des Oberforstmeisters Baron von Hahnstein geöffnet, um Geld zu finden, lutherische Kirchen mißhandelt, derley Bücher und Bibeln zerrissen und ohnglaubliche Gottlosigkeiten begangen, Bauern totgeschossen oder verwundet, Insolenzien gegen die Reichs- und kaiserlichen Trouppen ausgeübt. Was es mit der Backerey vor Händel abgesetzet das ist unbeschreiblich. Sie haben mir schon Schildwachen übel traktiret, ganze Posten delogiret und es darf kein Wagen mit Lieferungen vor uns hereinkommen, ohne daß Ich ihn mit 2—4 Mann begleiten lasse, sonsten wird er geplündert und die Pferde ausgespannt." Sie warfen das deutsche Getreide aus den Mühlen, um das ihre zuerst mahlen zu lassen. Als Grechtler aber einmal eine Schildwache vor ein Strohstadel stellte, war Soubise aufs äußerste entrüstet, denn „er wollte nicht von der Willkür des deutschen Kommissariats abhängig sein". Halbbeschlagene deutsche Pferde, sogar Generalen gehörige, mußten in den Schmieden französischen weichen.

Geradezu tief beschämend war das feige Benehmen der deutschen „Soldaten" den Franzosen gegenüber, die es bald herausbekommen hatten, was für Kameraden es wären. „Der gemeine Mann, der da beständig mit Bürgern und Bauern umzugehen und auf seinen Posten nicht die geringste

Schärfe gegen solche Leute brauchen zu dürfen gewöhnt ist, hat ein solch schläfriges indolentes Wesen, daß er gleichsam nicht böse werden kann, wie denn die Franzosen denen Leuthen von diesen Reichstrouppen Ohrfeigen auf der Schildwacht gegeben, das Gewehr aus Handen gerissen, ja ganze Wachten delogiret haben, ohne daß sich nur einmal jemand wehren und die einer Wacht oder Schildwacht zukommende Autorität gebrauchen wollen." Ja sogar die höchsten Personen wurden nicht verschont. Selbst Hildburghausens Diener mußte beim Bierholen einen Posten mit Gewehr zum Schutze mitnehmen, und trotzdem nahmen ihm die Franzosen das Bier und dem Posten das Gewehr! Es würde „endlich ohnfehlbar ein vollkommenes Blutbad geben", meinte der Herzog; „und wenn die Reichsarmee von anderen Kerls componiret wäre," würde es auch schon längst soweit gekommen sein. „Ich muß zum Lachen Ew. Excellenz ein Exempel davon erzehlen: vor wenig Tagen hatte der Herr Baron Christiani von Rall, wohl meritirter (k. k.) Commissarius bey der Frantzösischen Armee selbst vor sich und mehrere gute Freunde ein Mittagsmahl im Wirtshauß angefreundet; wie er seinen Bedienten hinschickte um es abzuholen, kommen Franzosen dazu, geben dem Bedienten etliche Ohrfeigen und fressen dem guten Christiani sein Mittagsmahl auf, dergestalten, daß er und seine Gäste selbigen Tag par coeur gespeiset haben: Er selbst hat sich deshalben bey Soubise beklagt und auch Ich demselben den Casum erzehlt, die antwort aber erhalten: ‚Ich befürchte, Herr Christiani hat sein Diner schlecht verteidigt', und alle Resolution, die man endlich finaliter bekommen kann, bestehet in deme, man solle die Excedenten nahmhaft machen."

Was half es bei der „Weichhertzigkeit, die in allem diesen Volke steckt", daß oft der Herzog im Einverständnis mit Soubise befahl, „derley impertinenten Purschen das Bajonnet in die Rippen zu stoßen". „Wann Ihro Excellenz den Prinzen von Darmstadt, der gewiß ein Creutzbraver Kerl und guter Soldat ist, solten reden hören, was er bey dem letzten Recognoscirungs-Ritt vor Spectacle unter denen Grenadieren, die doch noch der Aushub und die Quintessenz von allen seyn, gesehen hat, würden Ihnen die Haare zu Berg stehen."

Soubise, der aalglatte gewandte Mann, wußte den Herzog so zu behandeln, daß dieser eigentlich nicht wußte, woran er war. Hildburghausen schildert ihn als „den besten Menschen von der Welt, mit dem er in allerbester Harmonie und engstem Einverständnis" lebe, er sei respektvoll und zwischen beiden „gingen die Sachen admirable", ja, obwohl dem Herzoge das „Commando noch nicht in ordine cediret" war, stellte sich der Prinz, als wäre man „realiter wirklich so gut als combiniret". Von Person zu Person herrschten scheinbar die innigsten Beziehungen. Nichts schlug Soubise „rotunde" ab, „sondern antwortete mehrstenteils: ‚Sie befehlen es, es wird

geschehen. Sie haben nur einen Wunsch zu äußern und ich habe ihn auch. Ich bin hier um Ihnen zu gehorchen und ich thue das von Herzen gern'" — und dann verschiebt er die Ausführung ad Calendas Graecas. Er wolle sich bei seinen Franzosen beliebt machen und strafe daher keinen, wolle „keinen weh thun, ja keinem fast contradiciren." „Wohlan, ich muß Ew. Excellenz sagen, daß dieser gute Soubise ein ganz besonderer Mensch ist. Es genügt, daß einer seiner Spione, von denen er NB. sehr schlecht bedient wird, oder irgend ein junger Schnüffel von seinen Galopins ihm mitteilt, der König von Preußen ziehe sich zurück, in Anbetracht, daß er nur 13—14 000 Mann hat, da will er ihn zunächst lebendig auffressen, er möchte vorrücken, er möchte eilen, jawohl, er möchte sogar fliegen, um ihn in die Saale zu werfen; — einen Augenblick später kommt ein anderer, der versichert, daß die feindliche Armee 30 000 Mann stark ist und sich gegen uns umwendet, sehen Sie, da verflaut alle Hitze, sie sehen wie er blaß wird und wie sich seine Geberden verstellen und dann spricht man davon eine Stellung in den Bergen und Wäldern zu nehmen, die Klugheit rät zu gemäßigten Entschlüssen, man muß überlegen, man muß Rücksicht auf die Qualität der Truppen nehmen, man darf sich in der Ebene keiner Gefahr aussetzen und schließlich flößt die Furcht vor der Stärke und Entschlossenheit des Königs uns nur die Weisheit und das Bestreben ein, ihm nicht gegenüber zu stehen." „Die Franzosen fürchten sich ein bisserl vor die Preußen, denn sobald es heißt: der Feind geht zurück, da ist alles voller Courage, sobald er aber stehen bleibt, ändert sich der Discours", schreibt er an andrer Stelle.

So war, trotzdem Soubise persönlich „aufrichtig zu Werke zu gehen schien (!) und das gute Einverständnis noch immer fort dauerte", trotzdem die Franzosen außerordentlich höflich und zuvorkommend waren, (sich aber dabei alles Erdenkliche anmaßten und taten, was sie wollten), die Lage trostlos. Die Franzosen gaben ihre Stärke auf 18 000 Mann an. Der Herzog wollte sich aber „die Ohren abschneiden lassen, wenn sie in einem jour d'affaire 15 000 Mann zusammenbrächten, denn diese müssen gar bey einem jeden Pot de Chambre Posten und Wächter haben, die alle dans un jour de bataille abgehen." Auf Hilfe Richelieus wäre nicht zu rechnen, denn „ob es dem recht Ernst seye, dem Könige in Preußen weh zu thun, das kan ich nicht ergründen. Er schreibt dem Soubise niemahlen etwas positives, sondern hält sich in lauter vaghen und general terminis auf, als zum Exempel von Wolffenbüttel meldet er ihm: Ich stehe hier mit 45 Bataillonen und Eskadronen, gegen den 25. habe ich meine ganze Armee hier versammelt und dann werde ich prüfen, zu was ich mich nach Lage des Feindes entschließen werde; bald schreibt er ihm, seine Operationen würden langsamer

seyn als es Soubise vermuthlich wünschen würde, bald daß seine Trouppen sehr abgemattet wären und Ruh von nöthen hätten. Heute versichert er ihm, daß er am 29. ein Detachement Kavallerie und Grenadiere auf Halberstadt schicken würde, aber es sind viele Bedenklichkeiten wegen Subsistenz dabei, die mich sehr zweiffeln machen, ob er nicht mehr auf das Winterquartier als Operation gedenke. Ich habe Soubise dahin persuadiret, daß er ihm zugeschrieben hat, er solle entweder ihm etliche und 20 Bataillone und Schwadronen schicken oder selber vorrücken." Der Herzog zweifelte völlig an der Aufrichtigkeit Richelieus. Wie wenig er aber auf seine eignen Kräfte Vertrauen konnte, wußte er auch. Am 26. September hatte er 12 000 Infanteristen, 1800 Pferde an Reichstruppen verfügbar, „Brotfresser haben wir freylich mehr." Von der schwäbischen Kavallerie konnte kaum die Hälfte mehr reiten! Was die katholischen Truppen an Gesinnung besser waren, waren sie an Tüchtigkeit schlechter, so daß man schwer eine Auswahl treffen konnte. Dazu hatten sich die Truppen „an den Franzosen ein schlechtes Beispiel genommen und sind", nach des Herzogs Worten, „ohnehin währendem Marsche in meiner Abwesenheit unter Kommando des Herrn Reichsfeldzeugmeisters ziemlich verwildert, daß ich die nehmlichen Leuthe, die Ich in Fürth mit einem seidenen Faden regieren können, dahier mit eisernen Ketten nicht mehr zwingen kann und ob Ich schon beynahe alle Regimentskommandanten in Arrest gehabt und unter den gemeinen Leuthen mit Spieß ruthenlauffen Exempel statuiren lassen: So kann Ich denen Excessen gleichwohl noch kein Ende machen. — — — Etwas äußeren Schliff habe ich in Fürth hineingebracht, aber die innerliche Weichmüthigkeit, die Indolenz, Commodität und Ignoranz, diese habe ich wahrhaftig nicht herausbringen, viel weniger denn die vollkommen unerfahrenen Generals und mehrestentheils elende Offiziers auf einmahl zu Soldaten machen können, mithin sind auch diese Truppen so wenig im Stande, den König in Preußen anzugreiffen, als Ich capable bin den Monden mit den Zähnen zu erreichen."

Da nun auch noch das Land „allbereits bis zu der äußersten Verzweiflung getrieben", und die Hoffnung auf Besserung „durch Unterspickung mit Franzosen" trügerisch war, — „denn die seynd bey meiner Seel fast schlechter als wir," — so sah der Herzog mit größter Sorge in die Zukunft. Man erwarte in Wien große Dinge von der Armee. Er persönlich wäre bekannt als eher zu verwegen als einer zaghaften Prudenz geneigt. „Aber noch niemahls habe Ich derley Zeug wie jetzo hinter Mir gehabt. Prinz Louis von Baaden und Prinz Eugenius waren solche Männer, mit denen Ich Mich so wenig als mit einem Alexandro Magno vergleichen kan, und gleichwohlen ist es weltkündig, daß alle beyde mit denen Reichstrouppen etwas auszurichten oder zu wagen niemahlen im Stande gewesen sein. —

So glorreich es für Ew. Excellenz ist, dieses ohnglaublich und ohnmöglich geschienene Werk zu Stande gebracht zu haben, so wenig Dank würden dieselbe bey Kayser und Reich erwerben, wenn diese Armée zu nichts als Schimpf und Schande aufzuheben dienen würde. Und stelle Ich dero erleuchtetem Urteil anheim, ob Sie wann diese Armee geschlagen werden solte, (wo dann zweifelsohne der mehreste Theil auseinander lauffen würde) eine andere Armee zusammenbringen, ja welch sinistren Gebrauch die Übelgesinnten davon machen werden? Wenn der Feind uns in einem wohlverschanzten Lager angriffe, könnte es noch abgehen, wenn aber wir ihn anpacken, consequenter auf- und ab- marschiren, Schwenkungen, Bewegungen und Manoeuvres machen wollen, da kriegen wir so gewiß Prügel als gewiß ein Gott im Himmel ist, es wäre denn Sach, daß dieser Miracles würcken möchte." Hätte er nur sechs preußische Schwadronen gegen die gesammte französische Kavallerie! „Wann Ich sie nicht den halben Weg bis Paris jagen thäte, wolte Ich Mich wie einen Fuchs prellen lassen." Mit 12 000 Preußen schlüge er die ganze Armee, und wenn sie noch einige Tausend stärker wäre. Die österreichische Hauptarmee hätte keine Diversion im Rücken des Königs gemacht, Richelieu hilft ebensowenig, obwohl er Überfluß hat, „man hat uns auf allen Seiten abandonniret, als wann wir uneheliche Kinder wären!"

„Ach! es ist eine grausame Sache, wenn man um Gottes Willen commandiren muß!" seufzt der Herzog. „Ich werde mich mit tausend Freuden todtschießen lassen, denn auf solche Art wie bis nun zu leben, deme habe ich ohnehin so satt, als wenn Ichs mit Löffeln gefressen hätte. Allein wie es mit der Armee ablauffen und was es vor einen Effekt, wann diese geschlagen ist, gebähren werde, dieses wird die Zeit lehren. Dixi et animam salvavi!"

Wegen der Franzosen aber, „die so gut lügen, daß es nicht viel fehlt, Mich ein und andermahl zu überreden, dasjenige, das Ich sehe und höre weder gesehen noch gehört zu haben", die ihn in die größte Verlegenheit und Ungewißheit bringen, bittet er den Vizekanzler: „Um Gottes Liebe willen, Herr, befreien Sie mich von diesen Franzosen!" — und mit einem Wortspiel: „A morbo Gallico libera nos domine!"

6. Feinde ringsum!

Am 14. September hatte Starhemberg an Kaunitz seine Ansicht über die in Versailles wegen der gemeinsamen Operationen stattfindenden Verhandlungen kurz zusammenfassend berichtet: „Man schmiedet Pläne und macht Projekte heute, um sie morgen wieder aufzugeben; jeder hat eine andere Meinung, jeder seine Privatansicht, und der Abbé Bernis hat bei allen Militärangelegenheiten immer die Idee desjenigen, der zuletzt spricht und steht folglich sehr oft im Widerspruch mit sich selbst.“ So war es und so blieb es, zum Glück für den König von Preußen.

Eins wurde aber doch durchgesetzt. Unter dem 12. September erging an Richelieu Befehl, Soubise durch eine Bewegung auf Halberstadt zu degagieren und mit ihm zusammen eine gemeinsame Unternehmung zu verabreden. Richelieu, der nach dem Abschlusse der Zevener Kapitulation keinen plausibelen Grund zum Stilliegen mehr hatte, war inzwischen selbst zu dem Entschluß gegen Halberstadt vorzudringen gekommen, das „alle Offiziere wie Soldaten, der Marschall voran, als letzte Etappe ihrer Operation ansahen.“ Am selben 12. September berichtete er aus Bremen, daß er am 19. in Braunschweig sein und dort am 23. sein Gros vereinigen wollte. Zwei Tage früher hatte er schon Starhemberg von seiner Absicht in tönenden Worten benachrichtigt: Nichts kann uns mehr abhalten, mit aller Kraft gegen den König von Preußen vorzugehen, ich hoffe ohne Verzug seine Pläne zerstören zu können!

In Braunschweig empfing er die Nachricht vom Anmarsche des Prinzen Ferdinand. Das dämpfte seinen Eifer etwas. Am 24. schrieb er aus Wolfenbüttel an Soubise bereits nichts mehr von Niederwerfungsabsichten, sondern, daß er am 29. mit starken Kräften gegen Halberstadt vorgehen würde, um dort zu fouragieren, den Prinzen zu unterstützen und die Winterquartiere vorzubereiten. Das klang schon wesentlich milder. Und am 26. erklärte er dem Kriegsminister Paulmy rundweg: „Ich bitte Sie daran zu denken, daß wir sobald wie möglich in die Winterquartiere gehen müssen, um uns die Armee für nächstes Jahr zu erhalten!“

Ende September rückte er in die Linie Oschersleben—Gröningen—Quedlinburg mit 98 Bataillonen, 101 Schwadronen ein. Ihm gegenüber stand bei Wanzleben Prinz Ferdinand mit 5 Bataillonen, 10 Schwadronen, als Stütze nur die geringe Besatzung von Magdeburg hinter sich.

Richelieu begnügte sich mit Streifereien ins Magdeburgische, in die Altmark und die Priegnitz. Etwas Ernstes unternahm er nicht. Prinz Ferdinand blieb unangegriffen.

Wenn aber plötzlich sein Unternehmungsgeist erwachte, wenn man in Versailles sich zu einer energischen Kriegführung entschließen würde, dann war des Königs Lage furchtbar. Er war in der größten Gefahr, erdrückt zu werden.

Ein neuer Feind erschien dazu in diesen schweren Tagen auf dem Plane, die Schweden.

Am 13. September hatte Finckenstein berichtet, daß der schwedische Gesandte Wulwenstjerna sich zur Abreise rüstete, — am selben Tage erklärte die nordische Macht durch Herrn von Greiffenheim in Regensburg, daß nun, da die Ermahnungen nicht geholfen hätten, und die Stände durch die Mayrsche Expedition und Oldenburgs Streich gegen Erfurt arg bedrückt worden wären, ihre Völker in preußisches Gebiet einrücken würden, „damit Teutschland in Ruhe und Friede gesetzet würde, als wovon kein dauerhafter Genuß zu erwarten stehet, so lange die Reichssatzungen in den Wind geschlagen werden".

Am 14. bereits trafen neue bedrohliche Nachrichten ein. 400 Schweden hatten Anklam besetzt, von da aus konnte die Mark gefährdet werden. Hadik war mit 500 Mann in Kottbus eingetroffen, von hier aus Berlin bedrohend, so daß Finckenstein bereits den Plan faßte, mit der königlichen Familie nach Küstrin zu gehen und in einem Akkomodement mit Frankreich die einzige noch mögliche Rettung des Staates sah.

Der König antwortete am 16. aus Erfurt, daß er bereits wegen einer Annäherung an Frankreich „die Eisen im Feuer hätte". Wenn es sich bloß um das Kämpfen handelte, so würde alles vorzüglich gehen, aber diese Hasenfüße wichen aus und tauchten überall da auf, wo er nicht wäre.

Wenn er auch dem Ministerium gegenüber zunächst noch beschönigen zu müssen glaubte, der geliebten Schwester in Bayreuth klagte er sein Leid ohne Verhüllungen. „Ich bin in einer furchtbaren Lage, der Himmel weiß, wie das enden wird, ich sehe keinen Hoffnungsstrahl mehr. — Das ist eine Lage, in der man Beharrlichkeit haben muß, oder sie ist überhaupt unnötig." Die Reichsarmee und Soubise fürchtete er nicht; wenn er sie nur zum Schlagen bekam! „Hier würde ich leicht fertig werden mit das Krop, das vor mir ist; aber, aber, die Menge der Feinde macht, daß, wann auch Prinz Eugen sein Geist auf mir schwebte, ich doch nicht würde allerwegens Fronte machen können. . . Kommt Zeit, kommt Rat." Hatte doch Richelieu allein 40 000 Mann mehr als er. Um seine Schwäche nur einigermaßen zu verbergen, mußte er Kriegslisten anwenden wie öftere Quartierwechsel und häufige Veränderung der Namen der Truppenteile, „was die ordre de bataille vervielfachte", und was die Spione eifrigst auch an Soubise und den Herzog berichteten.

Was sollte er tun? In Thüringen bleiben wollte er nicht, aber wohin marschieren, das wußte er selbst noch nicht. „Die Dinge in der Schwebe lassen“ und von der Zeit gutes hoffen, auf die Uneinigkeit der feindlichen Heerführer zählend, war nicht möglich. „Magnus in minimis et minimus in magnis“ wäre jetzt seine Devise, schreibt er den Ministern, er würde sich bei der ersten Gelegenheit töten lassen, in der Gewißheit, daß seine Truppen was zu schlagen wäre, schlagen würden, daß das aber nur „moutarde après diner“ sein würde.

Vielleicht brächte es Befreiung und Rettung, wenn er „Richelieu zu Halse gehen und solchen tüchtig das Leder ausklopfen könnte“. Schlagen, das allein würde helfen! Wer auch immer ihm zu nahe käme, den wollte er „kombattiren“, denn ein Preuße wäre soviel wert als vier Feinde. Das wußten aber die Feinde auch, und Richelieu, den er in 8—14 Tagen etwa im Halberstädtischen anzugreifen gedachte, würde kaum den Stoß abgewartet haben, sondern bis weit über die durch die Verpflegungsgrundsätze des Königs gegebene preußische Operationsgrenze zurückgegangen sein.

Da kamen neue Hiobsposten. Moritz meldete, daß Hadik durch die Lausitz in bedrohlicher Weise sich der Mark nähere, und daß er deshalb mit fliegender Eile von Wurzen über Schilda nach Torgau marschieren, ja sogar vielleicht bis Berlin vorstoßen müsse.

Der Angriffsplan auf die große französische Armee mußte deshalb aufgegeben werden, der König dachte daran, etwa bei Naumburg eine abwartende Haltung einzunehmen, Halle und Berlin zu decken, und dem „zu Halse zu gehen, der ihm zu nahe käme“, vielleicht würde es ihm gelingen, die Reichstruppen aus den Bergen hervorzulocken.

Die Brigade Széchényi war am 21. bereits bis Gotha vorgegangen und hatte 200 Reiter bis Tüttleben, 100 bis Gräfentonna vorgeschoben, wo sie freilich einige Zeit stehen bleiben mußten, denn „die Regimenter waren mit gar keinen Patronen versehen, so daß die Feldwachen und die vorausstehenden Commandi dadurch nicht einmal das Zeichen einander geben könnten, wann ein Feind vorrückt“.

Auch Laudon war sofort, als ihm seine Patrouillen den Abmarsch Seydlitzens von Gotha meldeten, mit seinen Husaren von Schwartzhausen aufgebrochen und nach Gotha geritten, was ihm freilich einen Verweis des nervös werdenden Herzogs einbrachte, der ihm schrieb: „Was er da sehen wollte! Hinten!, Hinten! und auf der seyten herum muß Mann sich beyschleichen, sonsten wird Mann niemahls etwaß rechtes von Ihm aufnehmen und erfahren.“ Der König ritte überall herum und immer nur mit wenig Begleitung, er sollte sehen, ob er ihn fangen könnte.

Der junge Generalmajor Laudon kümmerte sich wenig um den Zorn

seines Kommandeurs. Er zog seine Infanterie unter Oberstleutnant Petzinger an sich heran, am 24. biwakierte sie bei Georgenthal und Ohrdruff, die Husaren bei Ichtershausen, am 25. war alles um Arnstadt versammelt, am selben Tage überfiel er ein kleines Kavallerielager bei Großmölsen und suchte die Zelte abzubrennen, die aber der Nässe wegen nicht Feuer fingen.

Langsam ging der König zurück. Am 26. nahm er eine Stellung hinter dem Lindbach, linker Flügel Linderbach, rechter Gispersleben, wo das Hauptquartier war, am 28. zog er bis in die Gegend von Buttelstedt zurück. Das Lager, das rechts an Krautheim, links an Schwerstädt stieß und in der Front durch einen kleinen Bach, in der linken Flanke durch die Ettersberge einige Sicherheit hatte, deckte die große Straße von Erfurt nach Buttstädt. Erfurt wurde geräumt.

In gedrücktester Stimmung kam der König im neuen Hauptquartiere an. Seine Briefe in jenen Tagen sind ergreifend. Tieftraurig schrieb er am 24. an seine vertraute Schwester Friederike: „Das Schicksal hat uns nur zu sehr mitgespielt. Mein altes Haupt, müde und weiß, taugt nicht so viel wie das des Thales oder die kleinste Burg meiner Provinzen. Ich bin nicht von Eigenliebe berauscht und ich weiß es genau, daß ein Unglücklicher mehr oder weniger in der Welt die Ordnung des Weltalls nicht ändern wird.“ Den treuen Finckenstein, der ihm am 24. tief erschüttert über sein letztes Schreiben beschwört, sich zu schonen, denn sein Tod würde das größte Unglück für den Staat bedeuten, tröstet er: „Sie müssen mich hinlänglich kennen, um überzeugt zu sein, daß ich nicht leicht verzweifele. Bis zu den letzten Einfällen des Feindes, die gegen das Herz meines Landes gerichtet sind und die unsre Hilfsquellen versiegen lassen werden, habe ich den Mut nicht verloren. — — Jetzt brauchen wir Wunder, oder wir sind verloren!“ — „Ich mache es wie Leute, die von Fliegen belästigt, sie sich vom Gesicht jagen,“ schreibt er an seine Schwester Amalie, „fliegt aber eine von der Wange fort, setzt sich eine andre auf die Nase, kaum ist die fortgejagt, kommt schon wieder eine andre und läßt sich auf die Stirn, an den Augen, überall nieder. Das dauert solange, glaube ich, bis daß es sehr kalt und das unerträgliche Geschmeiß starr und steif wird. . . . Oft möchte ich meinen Kummer in Wein ertränken, aber da ich kein Zecher bin, zerstreut mich nichts als Versemachen und solange diese Zerstreuung andauert, fühle ich mein Unglück nicht!“

Sein hilfesuchender Blick fiel auf Lehwald. Obwohl ihn Apraxin am 30. August bei Großjägersdorf geschlagen hatte, hieß es, die Russen zögen sich infolge der Erkrankung der Kaiserin Elisabeth zurück. Lehwald, dem letzten, der vielleicht noch Rettung bringen könnte, schüttete er sein kummervolles Herz aus. „Damit Ihr aber auch eine Idee habet, wie meine Umstände jetzo beschaffen seyndt, so muß ich Euch schreiben, daß in Schlesien

der Herzog von Bevern von denen Österreichern ziemlich pressiret ist, da er 90 000 Mann vor sich hat und nicht stärker ist, als 37 000 Mann. Ich habe hier 20 000 Mann, mit welchen ich gegen die Franzosen unter Soubise und die sogenannte Reichsarmee Tête mache, um solche zu verhindern über Leipzig nach der Elbe und Berlin oder nach dem Halberstädtischen zu marschieren. Den Prinzen von Braunschweig habe ich détachiret, um das Magdeburgsche zu decken und das Halberstädtische von denen dort schon eingedrungenen Franzosen zu evacuiren, der sie auch dort weggejaget hat, wiewohlen sie stärker wiederzukommen Miene machen. Nunmehr kommen 40 000 Mann von Seite der Altmark anmarschiret und die Schweden seynd mit 17 000 Mann jenseits der Elbe von hier aus, wo Ich jetzt stehe zu rechnen im Anmarsch, um zusammen Magdeburg von ferne zu bloquiren. Da nun dadurch Mein ganzes Land hier der Verheerung exponiret, Berlin nicht mehr sicher und Magdeburg in Gefahr ist, so muß Ich absolut Succurs haben, sonsten alles verloren ist und selbst Preußen alsdann von sich selber fallen muß!" Diesem Briefe folgte ein noch dringlicherer wenige Tage später: „Es seyndt (aber), leider Gottes!, die Umstände wegen der gar sehr übergroßen Menge Meiner jetzigen Feinde so, daß, woferne Ihr nicht kämet, ich kaput und verloren sein würde und seindt die Umstände dergestalt übel, daß Ich fast gar nicht anders dabei thun können und solches als Meine beste und letzte Ressource ansehen muß."

Die Nachrichten vom Vorrücken Richelieus nach Halberstadt liefen ein, die Lage ward noch gefährlicher. „Ich verlange nur noch den Tod. Die Form, in der ich ihn ersehne, entzieht sich mir, vielleicht hängt es nicht mehr lange von mir ab, daß ich ihn erlange wie ich ihn ersehne. Nur noch ein Thor bleibt mir zum Entrinnen offen, es wäre grausam, es mir zu verbieten; ich leide tausendfachen Tod täglich und ein einziger kann mich von allen meinen Leiden befreien. . . . Die Welt wird mir so unerträglich, meine Lage so schrecklich und die Zukunft so grausig, daß ich fern von allem Zaudern von Tag zu Tag mich in meinem einmal gefaßten Entschlusse bekräftige. Ich bin verpflichtet diesen Feldzug zu Ende zu führen, das werde ich koste es was es wolle thun; aber bin ich einmal meinen Pflichten gegen mein Vaterland, dem ich hinfort nichts mehr nützen werde, ledig, dann werde ich nicht ruhig seinem Untergange zuschauen, derselbe Tag wird uns zugrunde gehen sehen. Betrachtet man zum ersten Male diesen Entschluß, scheint er schrecklich; ich habe mich daran gewöhnt, dieser Gedanke scheint mir jetzt süß und trostreich. Ich gebe der Natur was sie in kurzem von mir zurückfordern würde. Ich vertausche einen matten Lebensrest mit einer Ruhe, die niemand mir rauben können wird." An den Marquis d'Argens sandte er eine Apologie des Selbstmordes.

Auch im Hauptquartier und in der Umgebung des Königs war man sich des Ernstes der Lage bewußt. Henckel von Donnersmarck, der auch erzählt, daß das schnellwirkende Gift, das der König bei sich trug, längst ausgetauscht wäre, schreibt am 1. Oktober: „Wir nähern uns dem fünften Akt des Stücks und würde uns ein Deux ex machina, der uns wie in den Opern auf wunderbare Art aus der Patsche hilft, recht willkommen sein.“ Auch über die Einwirkung Voltaires, der dem Könige geschrieben hatte, er würde an seiner Stelle Frieden schließen, weiß Henckel zu erzählen. Der König wäre äußerst aufgebracht gewesen, hätte aber dann über die Ermahnungen des Patriarchen Voltaire gelacht. Er gab ihm die königliche, stolze Antwort:

„Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär,
Ein Menschenkind, wie andre mehr,
Säh ich, mit kargem Loos zufrieden,
Vom flücht'gen Glück mich gern geschieden,
Wollt' es verlachen, ganz wie er! . . . .
Doch andrer Stand hat andre Pflicht . . .
Voltaire in seiner stillen Klause,
Im Land, wo alte Treu noch zu Hause,
Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,
Nach Plathos Muster und Gebot.
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben
Als König denken, leben, sterben!“

„Wir sind verloren, aber ich werde sterben, mit dem Degen in der Hand,“ schrieb der König. Was würde es auch helfen, wenn mit allen Kräften Magdeburg frei gehalten würde, woher Geld nehmen für Magazine, für den nächsten Feldzug, für die Fortsetzung des Krieges überhaupt? Die Einkünfte aus Westfalen, Preußen, Magdeburg, dem größten Teile Pommerns und einem großen Teil Schlesiens fehlten. Es war sehr fraglich, ob England die Bitte um Erhöhung der Subvention von drei auf vier Millionen erfüllen würde. Die Verschlechterung des Geldes um 100 Prozent, die der König am 27. anbefohlen hatte, „da es in denen jetzigen verworrenen Kriegszaiten so genau auf einen ordentlichen Münzfuß und Gehalt nicht ankommen kann“, würde ja kaum weit helfen können. Das schlimmste aber war, daß eine Waffenentscheidung unmöglich schien. „Gehe ich hier weg gegen Richelieu in die Halberstädter Gegend, so macht er's genau so (wie Hildburghausen), und die jetzt hier so ruhig wie die Standbilder stehenden Feinde werden sich bald beleben und mich in der Umgegend Magdeburgs wiederfinden in der

nämlichen Lage. Wende ich mich gegen die Lausitz, so nehmen sie mir meine Magazine in Leipzig und Torgau und gehen geradewegs auf Berlin. Kurz, ich bin in Verzweiflung. Lange kann der kritische Zustand nicht mehr dauern." — „Diese Lumpenkerle von meinen Feinden fliehen wenn ich vorgehe und folgen mir, wenn ich mich zurückziehe, aber so vorsichtig, daß ich sie nicht kriegen kann, sie machen mich gegen meinen Willen zum Fabius und ich kann ihnen nur ein paar kleine Kratzer beibringen."

So, glaubte er, würden ihn die „matten Reste seines Feldzugs" zwischen Naumburg und Buttstädt, wohin er am 3. Oktober zurückgegangen war, hinhalten bis gegen Ende des Monats Oktober. Dann würde er gegen Leipzig sich ziehen müssen.

Die Hoffnung auf Lehwalds Hilfe schwand dahin, aber sie hatte ihn wenigstens einige Tage vor der äußersten Verzweiflung bewahrt. Jetzt blitzte eine neue auf, die einen Monat später ihre glänzende Erfüllung finden sollte.

„Ich hoffe, vielleicht der Hilpershausen, welchen ich vor einen Narren halte, wird mir folgen; sodann ziehe ich Sie an mir, und gehe ihm zu Halse," hatte er schon am 29. an Moritz, der seit zwei Tagen wieder bis Wurzen zurückgegangen war, geschrieben. Jetzt, da er noch weiter zurückmarschierte, würde der Herzog vielleicht, durch die Nähe der großen französischen Armee ermutigt, heraus aus seinen Bergen kommen! „Vielleicht habe ich dem Narren eine Falle gelegt!"

Er zog Moritz, der in Torgau 1 Bataillon und 200 Pferde stehen ließ, nach Leipzig, um ihn mehr zur Hand zu haben. „Wor ich Sie weiter an mir ziehe, so ist es nicht umsonst!" hieß es in dem Befehle.

Ferdinand erhielt Befehl, zunächst stehen zu bleiben und sich im äußersten Notfalle nach Magdeburg zu werfen, wo er sich eine Zeitlang behaupten konnte. Zur Verbindung ward das am 18. September nach Magdeburg abgesandte erste Bataillon Garde am 29. September nach Halle gezogen.

Die Hoffnung auf Rettung wuchs, als Richelieu östlich von Halberstadt stehen blieb und sich mit seinem bisherigen Vordringen zu begnügen schien. Gerüchte von einem Wunsche der Franzosen nach Winterquartieren ließen die Hoffnung wachsen.

In der Tat, Richelieu, der unter dem 12. und 20. Befehle aus Paris bekommen hatte, Soubise mit Truppen zu unterstützen, rührte sich nicht, er plünderte. „Zwei ganze Monate fast wurden zum Plündern verwandt, und die Plünderung, diese berühmte Plünderung, aus deren Ergebnisse man später Paläste baute," hielt ihn von andren Plänen ab.

Trotzdem man nun auch in Paris einsah, daß ein günstiger Augenblick verpaßt worden war, — schrieb doch selbst Bernis am 8. Oktober, es hätte einen Moment gegeben, in dem er das Ende des Krieges vor Augen gesehen

hätte, nämlich wenn Soubise von Richelieu verstärkt worden wäre, und die Österreicher mit einem Teile ihrer Kräfte von Osten gekommen wären, was den König zwischen zwei Feuer gebracht hätte — geschah doch nichts energisches, um zum zweiten Male den günstigen Augenblick herbeizuführen.

Mit trübem und regnerischem Wetter zog der Oktober ins Land, die Wege wurden grundlos und schwer benutzbar, der Herbst schien alle Bewegungen zum Stillstand zu bringen.

---

7. Von Eisenach nach Langensalza.

„Diesen Augenblick laufft die Nachricht ein, daß der Feind Gotha mit praecipitanz verlassen hat. Wir werden morgen aus unseren Felsen und Bergen herauskriechen und ein rechtschaffenes Lager, sozwar, ich muß die Wahrheit bekennen, noch vor dieser Nachricht resolviret war, nehmen und uns nach des Feindes Bewegungen richten," schrieb am 21. September der Herzog an den Kaiser. Er hatte seine Armee zusammen, nur zwei Bataillone Kölner standen in Meiningen zur Bedeckung der Lazarette und der schweren Bagage, in Barchfeld waren vier Schwadronen fränkische und fünf Schwadronen schwäbische Kreisreiter zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen aufgestellt, zunächst unter Wolfkehls, als dieser am 28. September mit den Franken zur Armee gezogen wurde, unter Graf Truchseß', des Obersten der Zollernkürassiere, Kommando.

So schnell, wie der Herzog gedacht hatte, entschloß sich freilich Soubise, in frischer Erinnerung an die Flucht von Gotha, nicht zum vorrücken. Er hatte allerlei Einwände dagegen. Dem Vorschlage Hildburghausens, „auf den Feind los zu gehen, oder zum wenigsten ein Lager zu nehmen, wo sie en ordre de bataille bei einander stehen und sich die Hände biethen könnten," hatte er allerlei Bedenken gegenüber zu stellen; er nannte es tollkühn, die Reichstruppen im freien Felde einer so gut geschulten Armee wie der preußischen gegenüber zu stellen und vertraute ihm an, er habe selbst einige Bataillone, die „ganz neu" wären und von denen er zwar hoffe, daß sie ihre Pflicht tun würden, für die er aber nicht bürgen könnte, da er sie noch nicht gegenüber dem Feinde gesehen hätte.

Dieser eigentümlichen Logik mußte sich der deutsche Kommandeur fügen. Daß er wütend war und die Franzosen verwünschte, daß man in Wien mit Ingrimm die Untätigkeit der Franzosen betrachtete, störte den Prinzen wenig.

Er wußte sich im geheimen Einverständnis mit seinem Hofe, wenn man in Versailles auch bisweilen bramarbasierte und dem österreichischen Gesandten Wunder von einer gemeinsamen Operation versprach. Obwohl man in seinem Hauptquartiere der Ansicht war, daß nur dann der König zum völligen Verlassen des linken Saaleufers gezwungen würde, wenn Richelieus Armee viel weiter als bisher vormarschiere, stellte sich Soubise sorglos und meinte, die Bewegungen der Großen Armee genügten vollauf. Zu dem Verlangen der Generäle bis zur Elbe vorzudringen, um dort den Österreichern die Hand zu reichen und um ruhige Winterquartiere zu bekommen, zuckte er kühl die Achseln. Er hatte schon gegen die Mitte des Monats daran gedacht, sich Winterquartiere — in Hessen zu sichern. Jetzt bekam er, unter dem 19. September, Befehl, sich nicht ohne Not dem zweifelhaften Ausgange einer Schlacht auszusetzen, sich aber mit Richelieu und dem Prinzen Karl zu gemeinsamem Handeln zu verständigen und dadurch den König zur Räumung Sachsens zu zwingen. Allein, daß Prinz Karl nicht der Mann großer Unternehmungen war, wußte er, und daß Richelieu, trotz Stainvilles Bemühungen, gerade an ihn nicht gern Truppen abgeben oder gar mit ihm gemeinsam operieren würde, ahnte er, denn dieser sprach, allen Anforderungen vorbeugend, schon mit der Nachricht von seinem Vorrücken nach Halberstadt es offen aus, daß er die Stadt den Winter über kaum halten könnte und daß er, — statt wie man vermutete, gegen Halle und Leipzig vorzurücken — daran dächte, hinter der Ocker Winterquartiere zu nehmen.

Vor allem kam es dem Prinzen darauf an, den österreichischen Verbündeten gegenüber, plausible Gründe für sein Zögern und Zaudern anzuführen. Er fand sie in dem Zustande des Reichsheeres, über das er die schlimmsten Dinge nach Versailles, wo sie schleunigst Herrn von Starhemberg mitgeteilt wurden, berichtete. In einem Gutachten über die Reichsarmee werden 10 Bataillone gut, am besten die Darmstädter, 8 mittelmäßig und 15 schlecht kritisiert, Richelieu gegenüber spricht sich der Prinz noch schärfer aus, außer 2 oder 3 Regimentern hätten sie die einfachsten Bewegungen nicht gelernt und könnten höchstens auf Wache ziehen. An Paulmy berichtet er, es wären sogar 14 Grenadiere von der Kompagnie, die beim Herzog den Wachtdienst versah, davongelaufen. Kurzum, er wollte mit dem Reichsheere nichts zu tun haben, wenn sich eine Trennung der Operationen einigermaßen betätigen ließe, und in Versailles stimmte ihm eine große Partei zu, die in dem „verwegenen" Vormarsche des Königs nach Thüringen den Beweis für ein geheimes Einverständnis der Preußen mit dem Reichsheere erblicken zu können meinte.

Gegen seine Klagen über den jämmerlichen Zustand der Reichsarmee und ihre noch schlechtere Verpflegung läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden;

denn Zustand und Verpflegung waren kläglich. Die Schuld an dem schlechten Zustande trugen die deutschen Verhältnisse, an der Verpflegungsschwierigkeit waren die französischen Verbündeten in dieser Zeit aber die Hauptschuldigen. „Sayot mit aller seiner Süßigkeit will nur gratis leben und Freund und Feind auffressen," klagte der Herzog. Es hatte sich ein richtiges Plünderungssystem herausgebildet. Die Kommissäre und Intendanten der Franzosen stahlen und plünderten im großen, die Soldaten, die St. Germain selbst „eine Bande von Räubern, reif zum Rädern, die sofort davonlaufen würden und zur Meuterei bereit wären" nennt, im kleinen, wobei ihnen die Unmasse von Dienern eifrigst half. Den deutschen Kameraden stahlen sie das Brot vom Munde weg, selbst dem Bäcker Hildburghausens ward alles Brot abgenommen. Was an Vorspann in Thüringen zu haben war, hatten sie mit Beschlag belegt, sie brauchten zu ihrem ungeheueren Troß — jeder Generalleutnant hatte nach einer Ordonnance vom 9. März 1757 das Recht auf 30 Pferde und 3 Wagen, er hatte in Wirklichkeit, ebenso wie jeder Generalmajor und jeder Oberst bis zu 40 Wagen! — alles vorhandene Pferdematerial auf. Kein Wunder, wenn die an sich mit Pferden kläglich ausgerüstete Reichsarmee bei ihrem zerrissenen Verpflegungssystem bald völligen Mangel litt. Der bayerische General von Holnstein berichtet z. B. an seinen Kurfürsten über den „gewaltigen Abgang an Fourage, Holz und Stroh, besonders an Proviant, so daß der Mann auf dem Marsche und jetzt im Lager öfter gar kein Brot oder höchstens 1/4 von einem Kommißlaib bekommen hat."

Für seine Ansichten fand der Prinz in dem am 21. bei der Armee eintreffenden Prinzen Camille von Lothringen einen Beistand. Camille erklärte dem Prinzen Karl rundweg: „Unsere Truppen sind im guten Zustande (!), aber man kann nur auf 18 000 Franzosen zählen, was sehr wenig für ein nutzbringendes Operiren ist. Im Übrigen ist, meiner Ansicht nach unsere Vereinigung mit der Reichsarmee ein Operations-Hindernis, wenigstens trägt sie viel zum Verzögern bei (!) und vernünftigerweise können wir keine langsamen Operationen brauchen."

Die Weigerung Soubises zwang den Herzog also zum Halten. Er schlug dem Prinzen vor zur Vermeidung aller Schwierigkeiten in der Rangfrage „ein kleines Corps mit den deutschen Feldzeugmeistern und Generalen der Cavallerie zur Beschützung der rückwärts gelegenen Kreise zu bilden"; mit dem Rest des Reichsheeres aber wollte er zusammen mit den Franzosen operieren. Soubise ging scheinbar darauf ein, nur wollte er auch noch Verstärkung von Richelieu haben. Dieser durch die vorhergegangenen Verhandlungen in Versailles und Wien veranlaßte Einfall ward so vorläufig aufgegeben. Er ist aber insofern bezeichnend, als er deutlich verrät, wie der Herzog über seine Generalität dachte. In der Motivierung des Vorschlags spricht sich

der Herzog darüber näher aus. Er würde sie so auf gute Art los, denn außer Prinz Georg, Drachsdorf, Kolb, Wildenstein und Rosenfeld könnte er sie doch nicht gebrauchen, „ja, wenn einer oder anderer das Podagra bekommen und gar nach Hauß gehen wollte, würde er ihnen nicht übel nehmen."

Am 24. hielt er einen Kriegsrat in Eisenach ab. Nachdem man kurz über das Verlangen des Kaisers nach Vereidigung der Truppen ergebnislos verhandelt hatte, beriet man über die kommenden Operationen. Einstimmig war das Gutachten: in der Ebene könnte man nichts ausrichten, ein festes Lager wäre das sicherste, und man hätte kein Vertrauen zu den Franzosen. Was man aber über die eigenen Truppen und deren Ausrüstung zu sagen hatte, war höchst betrübend. Der Prinz von Baden-Durlach äußerte, sie wären „durchaus unexercirt" und hätten nicht über 6000 gute Gewehre. Der Markgraf von Baden-Baden meinte, „von der Cavallerie hätten die alten Leuthe noch nie einen Feind gesehen, die jungen wären ungeübt und könnten nicht einmal recht reiten! Sein Infanterie-Regiment bestünde aus ‚puren Bauernbuben', die Gewehre wären sehr schlecht." Die Klage über die Bewaffnung war allgemein. Varel konnte nur berichten, daß seine Leute gutwillig wären, geschossen hätten sie aber noch nie, Ferntheil und Effern sagten dasselbe, Wildenstein fand seine Leute „recht sehr hübsch, aber ungeübt" und wußte nicht, wo sein Lieferant hingekommen war. Kolb warnte wie die andern dringend vor einem Marsch „in die Ebene" und schlug vor, die Reichslande zu decken, da auf die Truppen ja doch kein Verlaß wäre.

Das klägliche Ergebnis entmutigte den Herzog völlig. Er dachte nun auch an die Winterquartiere und schrieb an den Vizekanzler, er wollte keine Pferde mehr für die — meist mit ausrangierten Dragonerpferden bespannte — Artillerie kaufen, „weil die Campagne vermuthlich nicht lang dauern wird und es also der Unkosten nicht verlohnt, dieselbe auf so kurze Zeit anzuschaffen und den Winter hindurch zu ernähren." Zudem wußte er nicht, was eigentlich der König beabsichtige. „Der König in Preußen macht so wunderbarliche Mouvements, daß man aus selbigen nicht gescheit werden kann, dann bald zieht er ein Corpo zurück, bald läßt er wieder ein anderes vorrücken, bald muß seine Armee hervor bald zurück bald seitwärts rücken. Er selbst logirt in einem Dorff bey Erfurth, in Summa, er macht soviel marche und contremarche, daß man ohnmöglich sein Absehen errathen kann." Trotz aller Anstrengungen wußte man die Stärke der königlichen Armee noch nicht genau.

Da liefen Meldungen von den Vortruppen ein, daß der König am 26. eine Rückwärtsbewegung gemacht hätte. Sofort vergaß der Herzog seine Gedanken an die Winterquartiere. In einer am 27. stattfindenden Kriegsratsversammlung fand er den Prinzen Soubise auch geneigt Truppen vor-

zuschieben, überraschenderweise, denn seine geheimen schlauen Pläne hatte er nicht durchschaut. Der Prinz nämlich wollte, wie er auch an Paulmy schrieb, den Augenblick wahrnehmen; wenn der König aus Erfurt sich zurückziehen würde, so wollte er sofort Truppen vorsenden, „damit er sagen könnte, daß er ihn zum Rückzuge gezwungen hätte.“ Dem Herzoge von Richelieu teilte er in etwas ironischem Tone am selben Tage mit, daß „wenn der König sich zurückziehe, sie die Kühnheit haben würden bis Erfurt vorzurücken, aber mit großen Vorsichtsmaßregeln, kehrte er aber um, so würden sicherlich die Reichstruppen ihn nicht abwarten wollen.“

Die Vorpostenmeldungen fanden Bestätigung, und so beschloß man denn noch am 27. ein Detachement vorzuschicken. Im Gegensatze zu dem französischen Heerführer war der Herzog ehrlich genug, dem Kaiser zu melden: „Es wäre viel zu avantageus gedacht, wann Ich mir schmeicheln wollte, daß die Hervorrückung dieser Armee den König in Preußen zu einer Retirade beweget habe.“

Zum Führer des Detachements, das aus 12 deutschen und 10 französischen Grenadierkompagnien, 200 französischen Dragonern, 200 deutschen Reitern und 4 Geschützen, zusammen etwa 1800 Mann bestand, wurde der französische Generalleutnant Graf St. Germain bestimmt, dem der deutsche Generalfeldmarschalleutnant von Wildenstein (Kurköln) untergeordnet ward.

Zugleich ward das Lager dergestalt verändert, daß die Front nach Osten genommen und die Armeen vereinigt wurden, in beiden Treffen hatte das Reichsheer den rechten Flügel inne. Damit war äußerlich die Kombination vollzogen. In Wahrheit fand eine wirkliche Vereinigung beider Heere unter einem gemeinsamen Kommando nie statt, der Zufall, möchte man sagen, brachte es nur mit sich, daß sie einige Male zusammen lagerten.

Am 28. marschierte St. Germain aus dem Lager Steckhausen ab und traf am folgenden Tage mittags in Gotha ein. Von hier aus hatte Széchényi den Rückmarsch des Königs gut beobachtet; am 29. schwärmten seine Patrouillen bereits bis zu den Ettersbergen, am 30. traf sein Gros selbst in Erfurt, wo alles ausfouragiert war, ein. St. Germain rückte am 1. Oktober nach, so daß an diesem Tage die gesamte Vorhut bei Erfurt stand, während die vereinigte Armee am 30. bei Friedrichswerth, am 1. bei Gotha eintraf. Schon beim Beziehen des Lagers von Friedrichswerth hatte es Differenzen zwischen den Truppen gegeben, als aber das neue Lager bei Gotha bezogen wurde, ließen die Franzosen ihre gesamte Kavallerie zurück, die nun alles ausfouragierte und den Deutschen nichts übrig ließ.

Jetzt schon kam die Vorwärtsbewegung wieder ins Halten. Richelieu nämlich, der zunächst auf das Verlangen Soubises nach Unterstützung gar nicht eingegangen war, hatte am 29. geschrieben, er könnte augenblicklich

keine Truppen abgeben, er habe 100 Schwadronen und 88 Bataillone in einer Ebene, die der Beauce gleiche, wenn der König ihn mit 40000 Mann angriffe — zu welcher Annahme auch nicht der geringste Grund vorlag! — fände er keine Stellung, die Preußen aber könnten sich im Unglücksfalle nach Magdeburg retten. König Ludwig hätte ihm wohl schon am 11. September geschrieben, er fürchte für Soubise und möchte gern, daß er ihn mit 18—20 Bataillonen und 24 Schwadronen unterstützte, aber dieser Befehl wäre nur konditionell und müßte verändert werden, wie die Stellungen sich geändert hätten. Zum Schlusse schlug er ironisch vor: Wenn allerdings man in Versailles der Ansicht wäre, die Armee Soubises würde die Entscheidung bringen, so wolle er ihm gern 50—60 Schwadronen und ebensoviel Bataillone geben, „mit welchen er dann im Stande wäre den König einzuschnüren, — wenn er es fertig bringe. Er wollte dann selbst hinter die Ocker zurückgehen."

Am 2. Oktober bat der Herzog den Prinzen um eine schriftliche Äußerung seiner Ansicht über die Lage. Dies Gutachten bestand „nach der Französischen ordinairen Gewohnheit in einem leeren Wort-Gepränge, das Conclusum und Hauptabsehen aber ging dahin, sich unter dem Vorwande der Subsistenz gegen der Unstrut zu ziehen." Der Appetit der Franzosen, gegen den König zu marschieren und ihn zu kombattieren, bestand nach der Ansicht des Herzogs überhaupt mehr in Worten als in Taten, alle Schuld aber schoben sie auf die Reichstruppen.

Bald nach dem Eintreffen der schriftlichen Antwort kam der Prinz selbst zum Herzog und las ihm mit Überspringung einzelner Partien Richelieus Schreiben vor. Der Herzog war im höchsten Grade über die „vaguen Expressiones" erregt; da Richelieu „überall zu überlegen gab, ob der Vortheil von dem Gewinnst einer Schlacht zum Schaden das Gewicht halten könne, der von dem Verlust einer Bataille erwachsen würde, inmaßen nunmehro die Sache soweit gekommen wäre, daß man nicht das mindeste wagen sollte, angesehen eine einzige unglückliche Bataille die ganze Scena umändern und der jetzo in so guten Umständen seienden cause commune das gefährlichste Aussehen geben könnte", war es ihm klar, daß auf seine Hilfe nicht eher zu rechnen sein könnte, als bis er direkten Befehl aus Versailles hätte, und das würde bis zum 15. Oktober dauern, mithin würde vor dem 1. November keine Verstärkung bei der kombinierten Armee eintreffen. Diese Berechnung des Herzogs traf fast genau ein.

Soubise sandte den Generalleutnant Bourcet eiligst nach Halberstadt und eine dringende Bitte um 20 Bataillone, 20 Schwadronen an seinen Hof.

Auch was der Herzog in einem Kriegsrate der Reichsgeneralität zu hören bekam, ließ ihn erkennen, daß zunächst an ein weiteres Vordringen

nicht zu denken wäre. Er hatte den Vorschlag gemacht, unverzüglich vorzurücken, und eine Schlacht, die der König sicher in der Nähe von Lützen annehmen würde, zu wagen, denn das wäre „das ehrenvollste und auch deshalb das fürträglichste, weil der König nur 12 000 Mann hätte. Dazu gäbe es zwei Wege, die leider beide etwas Bedenkliches hätten. Entweder man nähme den kürzesten über Erfurt, — da würde man in gänzlich ausfouragierte Gegenden kommen oder man hole weiter, über Gräfentonna und Weißensee, aus, was auch den Franzosen, die dabei Richelieu näher kommen, recht genehm sein würde, aber da käme die Frage in Betracht: Darf die Reichsarmee ihre Hauptaufgabe, die Deckung des Reiches, so sehr unberücksichtigt lassen? Denn leicht möglich wäre es, daß der König dann ein Detachement ins Reich schicke.

Die Bedenklichkeiten waren für die Reichsgeneräle ausschlaggebend. Sie hatten überhaupt nicht viel Lust mehr, herumzumarschieren, und ließen das auch im Dienste ziemlich deutlich merken, so daß der Herzog schon einmal „dazwischengefahren" war. Der General Varel wies auf die Truppenqualität hin und meinte, man hätte überhaupt geglaubt, man bliebe zu Fürth stehen, und Ferntheil glaubte sehr richtig, daß dem König „nichts angenehmer wäre, als sie in die Plaine zu bekommen, indem er sie gewiß schlagen würde." Da auch noch Grechtler Bedenken wegen der Verpflegung äußerte, war man bis auf eine Stimme für das Stehenbleiben. Der einzige, der etwas Positives vorschlug, war der kurbayerische General von Holnstein. Gegen Langensalza in die Nähe Richelieus zu marschieren hielt er für das richtigste. Sein Vorschlag gab zu einer lebhaften Debatte Veranlassung. Fürstenberg verlangte eine offene Aussprache eines jeden darüber, was er von den Franzosen hielt. Grechtler erklärte, „die französischen Werke bestehen aus puren Complimenten und wenig Erfolg", ihm schlossen sich alle an. Nicht ein einziger General hatte Vertrauen zu den Verbündeten!

Zu einem richtigen Beschluß kam es nicht. Der Herzog faßte nur die etwas eigentümliche Resolution: Die kombinierte Armee ist nicht imstande, etwas zu unternehmen, sie hat formidable Unterstützung von Richelieu nötig, deshalb muß sie ihm näher rücken. Da aber darauf kein rechter Verlaß ist, muß sie stehen bleiben und einige Tage warten, was geschieht.

So blieb man denn stehen. Am 4. Oktober feierte man mit Kanonensalut und Lauffeuer den Namenstag des Kaisers. Spöttisch schreibt Rat Mollinger über das Salutschießen, es hätte stattgefunden, „nicht zwar wegen unserer bisher erhaltenen Siege, denn deren uns zu rühmen, sind wir zu demüthig, sondern wir freuen uns nur grundinnigst, daß Ihro Kaiserliche Majestät Franz heißen, und sodann müssen wir doch auch machen, daß die Herren Reichsstände nicht alles Pulver wieder nach Hause bekommen, das sie

ihren Truppen mit ins Feld gegeben haben. Morgen werden wir noch hier bleiben, weil es noch was zu essen giebt. — — — War das ein Donner! Jammerschade, daß der König, unser Erbfeind, sich nicht in der Nähe befunden hat! Da hätte er doch gehört, daß wir auch schießen können, freilich zwar nicht so schön ordentlich, wie seine Krieger, aber gleichwohl war es doch auch geschossen. Nun dürfen wir uns nicht schämen, bald in die Winterquartiere zu gehen, denn wir haben Pulver gerochen und Kanonenblitze in schwerer Menge gesehen." Glänzend war das militärische Schauspiel freilich nicht ausgefallen. „Die Infanterie des hochberühmten Regiments Baden-Durlach," schreibt der Herzog, „lief beim Ausrichten durcheinander wie die Schafe, wenn der Wolf kommt, und der Prinz von Baden-Durlach meinte noch am Abend beim Hofball mit zufriedener Miene, er habe sich gut aus der Affaire gezogen!"

Bei den Vorposten war es nicht so friedlich zugegangen. Széchényi wurde jetzt sehr gut von seinen Patrouillen, vor allem von dem Oberstleutnant v. Szedö und dem Major Dorb bedient. Als nun St. Germains Detachement in Erfurt eintraf, erwachte in ihm die Lust, südlich der Ettersberge den König zu umgehen; zunächst wollte er nach Weimar, dann der Saale zu und mit Laudon zusammen gegen die linke Flanke und den Rücken des Königs vorgehen. In diesem Sinne schrieb er am 1. Oktober an Laudon.

Wo war Laudon geblieben? Am 22. September war er nach Gotha und darüber hinaus den zurückgehenden Seydlitzschen Reitern gefolgt. Damit schien seine Tätigkeit in Thüringen ihr Ende erreicht zu haben, denn der größte Teil seiner Kroaten wollte heim, da die Dienstzeit zu Ende war. Die Versuche, sie noch einige Wochen zu halten, mißlangen. So ungern es der Herzog tat, er mußte am 22. September an den Generalmajor schreiben: „Ich will sie nicht aufhalten, wenn sie absolute weg wollen, Es wäre aber zu probiren, ob sie nicht auß alter Freundschafft vor mich, mir nur noch einen eintzigen Monath schenken möchten, maßen ich Ihnen meinen parol gebbe, daß sie auf allerheiligen entlassen werden sollen;" 50 Dukaten, die er ihnen für ihre Mitwirkung am 19. spendete, „seine Gesundheit zu trinken," sollten die Gefühle der alten Freundschaft beleben. Wenn sie aber nicht bleiben wollten, so sollte wenigstens noch auf dem Wegmarsch, so en passant, womöglich ein coup ausgeführt werden. Allein es gelang selbst dem beliebten Laudon nicht, die Leute zu halten. Die Türken plünderten zuhause, sagten sie, und sie wollten lieber heute als morgen abmarschieren. Und da „kein Hertz, kein Will mehr bey diesen Leuthen war," so mußte sie Laudon ziehen lassen. Am 23. marschierten sie unter Oberstleutnant Petzinger über Rudolstadt, Saalfeld und Neustadt a. Orla nach Freiberg und von da durch Böhmen nach Hause. Die zwei Geschwindschußkanonen, die sie aus Gotha

mitgenommen hatten, sandten sie von Freiberg aus zurück. Laudon selbst hatte die Absicht gehabt, ihnen mit dem Rest, der jungen Mannschaft, 807 Mann, darunter 300 Husaren, zu folgen; über Ichtershausen, Arnstadt und Stadtilm kam er am 28. nach Rudolstadt. Die Nachricht vom Rückzuge des Königs veranlaßte ihn hier am 29. seinen Entschluß zu ändern, er marschierte sofort die Saale abwärts und suchte Verbindung mit Széchényi; am 2. traf er in Eisenberg, am 3. in Stößen ein. Ein verabredeter Handstreich auf Naumburg kam nicht zur Ausführung. Széchényi war am Tage vorher, als er eben gegen Weimar vorrücken wollte, in Erfurt aufgehalten worden. Seydlitz hatte am frühen Morgen die Nassauhusaren bei Ollendorf überfallen und ihnen 1 Rittmeister und 40 Reiter abgenommen. Da sich überall preußische Kavallerie zeigte, mochte man wohl an eine Wiederholung des Tags von Gotha denken, Széchényi blieb am 2. und 3. noch in Erfurt. Laudon aber nahm eine Stellung bei Zeitz, wo er bis zum 21. Oktober stehen blieb, ein Proviant- und Fouragemagazin errichtete und Streifzüge in die Naumburger und Leipziger Gegend unternahm. Bald erbeutete er einen Wagen mit Geld bei Schönburg, unweit von Naumburg, bald hob er in Weißenfels einen kleinen Truppentransport auf, er war überall mit seinen wenigen Leuten, seine Patrouillen streiften im Rücken des Königs bis gegen Wurzen.

Széchényi war am 4. nach Weimar marschiert. Es drängte ihn, etwas zu tun, „dem Feinde doch einmal einen Abbruch zu thun, dann die gemeinen Leuthe würden ganz kleinmüthig, da sie immer weichen müßten“. Dazu war freilich wenig Aussicht; er hatte nur 500 Mann beim Gros, die übrigen umschwärmten die Armee des Königs, außerdem verbot ihm der Herzog, sich auf etwas Größeres einzulassen und die Saale zu überschreiten, da er erst sehen wollte, was die Preußen beabsichtigten.

Am 5. nämlich marschierte der Herzog mit zehn Bataillonen Kölner und Schwaben nach Erfurt vor, während das Detachement St. Germain Weimar besetzte, „um zu sehen, was der König von Preußen vor Contenance halten werde“. Soubise für seine Person begleitete den Oberkommandeur.

Das Reichsarmeegros blieb in Gotha unter Fürstenberg bis zum 7. stehen. „Wir dürfen noch ein paar Tage mit der Hauptarmee hier bleiben,“ schreibt Mollinger, „denn es giebt noch so ziemlich zu essen, wie wohl ein bischen teuer.“

Was sollte nun geschehen? Der Herzog merkte bald, daß sich der König nicht imponieren ließ, und daß er die Stellung bei Buttstädt nur genommen hatte, weil sie besser war als die bei Buttelstedt.

Soubise blieb liebenswürdig und indifferent. Daß er noch von Gotha aus an Richelieu geschrieben hatte, er wollte sich nicht schlagen, ebensowenig

wie die Reichsarmee, daß er vielmehr daran denke, nach der Unstrut zu marschieren, verschwieg er zunächst. Als aber Richelieu ihm mitgeteilt hatte, daß bei dem schlechten Zustande seiner Armee viel zu verlieren und nichts zu gewinnen wäre bei einem Angriffe auf einen Mann wie den König, und ihn auf die Unmöglichkeit, über Halberstadt hinaus vorzurücken, wiederholt aufmerksam machte, wollte er von Erfurt zurückmarschieren und sprach das dem Herzoge gegenüber offen aus. Außerdem verlangte er die Wegsendung der gemischten Kreisregimenter, die sehr lästig auf dem Marsche und sehr gefährlich in der Schlacht wären. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Kommandeuren; Soubise ward dann aber wieder nachgiebig und erklärte sich bereit mit vorzurücken, — wenn das Korps Marschall von der Lausitz her zu Hilfe käme.

Das Korps Marschall! Schon einmal hätte es eine große Rolle spielen können, anfangs September; sein Stehenbleiben, für das der Hofkriegsrat, in erster Linie aber die Unentschlossenheit des Prinzen Karl die Verantwortung zu tragen hat, hatte den Herzog bitter enttäuscht. Jetzt richteten sich aufs neue die Augen des Generalissimus des Reichsheeres voll Hoffen und Bangen nach der Lausitz. Würde man ihm diese Hilfe senden, so war alles gewonnen. Dann mußte der König, der Gefahr erdrückt zu werden, ausweichend, über die Elbe zurück, und der Weg nach Dresden war geöffnet!

Der Wunsch des sanguinischen Herzogs wurde der Vater des Gedankens, daß das Korps Marschall schon auf dem Marsche, ja ganz nahe sein müsse. Er sandte eine Offizierspatrouille aus, die ihn suchen sollte.

„Da der Feind unangreifbar", beschlossen die Kommandeure aber den Rückmarsch nach Gotha. Erfurt ward am 8. Oktober von dem aus Weimar zurückgezogenen St. Germain besetzt.

Von Erfurt aus hatte der Herzog schriftliche Gutachten seiner Generäle über die notwendigen Operationen eingefordert. Sie gingen fast alle darauf hinaus, daß es erforderlich wäre, sich Richelieu zu nähern und zugleich das Reich zu decken. Das gab dem Herzog eine willkommene Handhabe, sich seiner unsicheren Bataillone und unfähigen Generäle zu entledigen und dem Wunsche Soubises entgegenzukommen, ohne sich vor dem Reiche bloßzustellen.

Da auch noch Fürstenberg „krankheitshalber", der Markgraf von Baden-Baden aus andren Gründen Urlaub nahmen, wurde der Prinz von Baden-Durlach mit zwei Kölner und den sechs schwäbischen Bataillonen sowie den Ansbachdragonern und einer Kompagnie Württembergdragoner als Stabswache nach Arnstadt detachiert. Generalfeldmarschalleutnant von Wildenstein ward ihm beigegeben. Der Prinz bekam Befehl, „sich in kein Gefecht einzulassen, immer zwei Tagemärsche vom Feind Abstand zu halten und im Notfall sich in den Thüringer Wald zu retten. Würde aber der Feind etwa

über die Unstrut zurückgehen, so sollte er sofort nach Erfurt vor, um ihm wegen Naumburgs Besorgnis einzuflößen, dabei aber immer besorgt bleiben, daß ihm die Preußen nicht zu nahe kämen“. Mit dieser fürsorglichen Instruktion war der Prinz in Arnstadt, „wo er gewiß solange stehen bleibet, bis die Hauptarmee entweder auseinander gehet oder sonst ihren Zweck erreicht“, kalt gestellt. Der Herzog aber war sehr vergnügt, daß er „seine Herrn Reichsfeldzeugmeister und Generale der Kavallerie per indirektum glücklich los geworden war.“

In Wien und in Versailles wurde inzwischen beraten.

Bernis sprach sich am 3. Oktober in einem Schreiben an Stainville offen dafür aus, daß sich die französische Hilfsarmee von den Reichstruppen trennen, Soubise aber in Stand gesetzt werden müsse, gegen die Saale zu operieren. Sonst hielte nur der König mit seiner kleinen Armee die „Armee des Darius“ im Schach und verzehre ihm „unter der Nase weg“ ihre Lebensmittel, was weder ruhmvoll noch nützlich für Frankreich wäre. Über die Allianz mit Österreich wären überhaupt die Stimmen sehr geteilt. Jeder wollte alles besser wissen, wenn er auch keine Ahnung von den besonderen Abmachungen hätte, fügte ärgerlich der Mann hinzu, der sich rühmte, 500 000 Mann gegen den König auf die Beine gebracht zu haben.

Richelieu bekam unter dem 6. und 9. Oktober Befehle, Halberstadt und Bernburg zu halten und Soubise in die Lage zu bringen, Winterquartiere an der Saale zu nehmen.

In Wien sah man alles in viel rosigerer Beleuchtung. Stainville übergab eine Denkschrift, die von der Voraussetzung ausging, daß man den König schon über die Elbe zurückgedrängt hätte. Kaunitz brachte am 3. Oktober einen österreichischen Vorschlag, der von wunderbarem Optimismus zeugt. „Man hat,“ — heißt es da, — „Böhmen und die Lausitz gesäubert, der größte Teil Schlesiens ist in unserer Hand, die französischen Heere stehen im Bereiche der Saale und Elbe, der Weg nach der Mark steht den verbündeten Heeren an mehreren Stellen offen, Preußen und Pommern sind genommen, die feindlichen Kräfte zerstreut und zersprengt!“ Damit dürfe man sich ehrenhalber aber nicht begnügen! Der König hätte nur 10—12 000 Mann in Thüringen. Die Hauptsache wäre es nun, daß Richelieu von Halberstadt aus gegen die Elbe bei Torgau demonstrierte und Miene machte, als wollte er auf das rechte Elbufer übergehen. Das würde den König zwingen, gegen ihn zu marschieren und die Elbe ebenfalls zu überschreiten. Nun könnte Soubise rasch das linke Elbufer zwischen Dresden und Pirna gewinnen, dort findet er das Korps Marschall, sie vereinigen sich, erobern Dresden, Torgau, Wittenberg, Marschall macht außerdem mit 6000 Mann unter Hadik einen Einfall in die Mark, und nun hat man Verbindung untereinander, vielleicht

kommen die Schweden auch noch dazu, und — die Winterquartiere sind gesichert!" Man erwartet eigentlich: und der Krieg ist zu Ende.

In diesem zuversichtlichen Schriftstücke, das den König von Preußen so ganz und gar vergißt, findet sich nicht einmal der Name des Herzogs von Hildburghausen und seiner Armee, „weil man," wie der Vizekanzler schreibt, „nicht wisse, ob die Combination vollzogen wäre, man meinte aber immer wenn man Soubise sagte, die Combinirte Armee", was an einen alten Possenwitz erinnert. Jedenfalls wollte man in Wien wieder einmal den Franzosen schmeicheln, um sie willfähriger zu machen.

Trotz dieser Verbeugung, die man ihm machte, blieb der Hof in Versailles der Denkschrift gegenüber sehr kühl. Paulmy antwortete am 17. dem Gesandten in Wien, „die Jahreszeit wäre sehr vorgeschritten, Richelieus Heer ermüdet und man wäre darüber einig, daß es für ihn unmöglich wäre, weiter als bis Halberstadt vorzugehen. Wenn Soubise verstärkt wäre, dann würde er wohl den König über die Saale drängen können, aber wenn Marschall nicht auf 30 000 Mann verstärkt würde, würde man, so wünschenswert es auch wäre, den König in diesem Jahre nicht von der Elbe abdrängen können".

Die Antwort des Herzogs aber fiel seinem Temperament entsprechend aus. „Ja, ja, mein lieber Herr Graf, bereiten Sie sich nur immer darauf vor, auf meine Fortschritte zu warten. Sie werden mehr Zeit als nötig ist haben, ihren Geist mit schönen Hirngespinsten zu füttern! . . . Mit einem Haufen Rekruten, deren Generäle und Offiziere noch viel mehr Rekruten sind als die gewöhnlichen Soldaten, was zum Teufel soll ich denn damit anfangen? — Die Armee des Reiches ist nur etwas fürs Auge! — Prellen soll man mich, wenn eine Hand voll Preußen sie nicht in wilde Flucht schlägt. . . Dazu die enormen Schwierigkeiten, die lieben Compagnons zum Vorgehen zu bringen. — Auf die Qualität kommt es an, nicht auf die Quantität, das wollt Ihr Teufel von Ministern trotz allem nicht glauben. — Meine Leute können nicht einmal marschiren, wie zum Teufel kann man sie manövriren lassen? — Die Generäle sind Leute die vor Unwissenheit . . ., aber schimpfen hilft nichts, soffre e tace qui vuol vivere in pace. — Ich wollte, daß der Teuffels Gagen ein Bayn gebrochen hätte, wie er mich zu diesem vermaledeyten Commando persuadiret hat, ich schwöre Ihnen, daß ich mehr als einmal in Versuchung war, mir selber eins zu brechen, blos um dieses Kommando los zu werden. Wenn Ew. Excellenz nur einmal sehen könnten, was man braucht, um eine Eingabe zu bekommen, Sie hätten Mitleid mit mir. Wenn man zum Beispiel wissen möchte, für wie viel Tage die Truppen noch Brot haben, braucht man wenigstens drei, eh mans erfährt. Ich gebe meine Befehle den Feldzeugmeisters und Generalen der Kavallerie, diese geben sie den Feldmarschalleutnants und so gehet es

successivé herunter bis auf die Wachtmeisters, Feldweybels und Corporalen, alles befiehlet, aber niemand, absolut kein Mensch giebt sich die Mühe, darauf zù achten, daß die Befehle auch ausgeführt werden; und wenn ich etwas will, brauch ich nur selber gehen, auf solche Art aber mag der Satan commandiren, und nicht ich." — Eine Schlacht will er vermeiden, denn „mit den Truppen kann ich keine preußische Brigade angreifen! Dann der König darf nur, wie er es ohnehin in der Gewohnheit hat, mit einer Colonne eine Flanque oder Posten attaquiren, so wirft er sie so gewiß übern Hauffen, als gewiß ein Gott im Himmel ist, und hernach würde es nicht anderst gehen, als wann die Buben Karten Häußlen aufbauen, da, wenn eins umgestoßen wird, der gantze Plunder zusammenfällt." Verliert man eine Schlacht, so ist der König aus der Schwierigkeit, seine Anhänger im Reiche werden ermutigt, die Gutgesinnten unsicher. „Wo aber fangen Sie sich oder wo versammeln Sie von neuem eine Reichsarmee? Und was thun dann die Franzosen, die jetzt schon nichts thun? Nur wenn ich eine positive, unumschweifliche, bedingungslose, klare Ordre vom Kaiser zum Angriffe bekomme, dann will ich thun wie ein Nürnbergischer Bollenbeißer, der sich in einem Fuchs Schwantz, mit raquetten und Feuerwerk besetzt, verbeißt und in die Luft ziehen läßt. — Ich gestehe Ew. Excellenz, daß ich vor verlangen mich mit ihm zu messen brenne; wenn ich mich mit einer Begleitung unserer Kürassire dem Feinde nähere und wenn ich von dem Zustand in dem er sich befinden muß höre, bin ich ganz erfüllt von Ehrgeiz, Ruhm und Begierde, wenn ich aber dann meine Leute anschaue, da liegt auf einmahl alle Courage, Vanité, Hoffart und was man sagen kann im Quark."

Aber der König muß geschlagen werden, darauf kommt es an! Wenn nur Marschall käme! Dazu würde der Herzog die Regimenter Würzburg, Bayern, Pfalz, Mainz und Darmstadt nehmen, das gäbe 2000 Mann, dazu die 15 000 Franzosen, die von Soubises Heer verwendbar sind. Der Rest des Reichsheeres wird „zur Verschleierung" verwendet. Hilft nun „dieser verfluchte Richelieu", dann würde man den König nach Berlin jagen, hilft er aber nicht, dann zwingt man ihn wenigstens zu Detachirungen nach der Elbe.

Soubise hatte dem Herzoge mitgeteilt, daß Richelieu 20 Bataillone und 18 Schwadronen Unterstützung schicke. Trotzalledem glaubte er, die Hauptsache wäre, daß Marschall kommt. „Ich sage Ihnen, trotz aller Rodomontaten zähle ich nicht einen Teufel auf die Franzosen. Soubise schwört, daß er dann mit angreift; aber ich kenne das, man sagt nicht nein wenn's dazu kommt, aber sehr vielemals aber."

Die Hoffnungen auf Marschall sanken noch am selben Tage in nichts zusammen: Die Offizierspatrouille kehrte zurück, nicht einen Mann hatte sie

links der Elbe gefunden. „Da liegt schon wieder alle meine Hoffnung im Pfifferling.“

Das Fehlschlagen der Hoffnung auf Marschalls Mitwirkung und die Meldung Richelieus, daß er 12 000 Mann unter dem Herzog von Broglie über Mühlhausen vorsende, den Prinzen zu verstärken, bestimmte Hildburghausen, dem Wunsche Soubises Folge zu leisten und mit nach Langensalza zu marschieren, um den heranmarschierenden Bataillonen und Schwadronen entgegen zu gehen, „damit sie nicht von Friedrich abgeschnitten werden könnten.“

Noch nachts ergingen die Marschbefehle, und am Morgen des 10. marschierte die Armee bis auf die in Gotha bleibenden Regimenter Varel und Ferntheil nach Langensalza ab, wo sie abends ankam. Die Generalstäbe folgten am selben Tage nachmittags um zwei Uhr.

So groß die Freude der Kommandeure war, daß nun endlich Richelieu sich zur Entsendung von Verstärkungen hatte entschließen können, etwas Bitterkeit mußte sie doch trüben. Richelieu schrieb nämlich zu der erfreulichen Nachricht gleich dazu, nun könnte er selbst, um 20 Bataillone, 18 Schwadronen geschwächt, nicht mehr vorrücken. Er hätte sich das Gelände bis Brandenburg angesehen; da gäbe es nur unendliche Ebenen, wo es kaum einen Baum, geschweige denn eine Stellung gäbe. Wollte er nun vorrücken, so hätte er dazu nur 12—13 000 Mann verfügbar, denn mit 25 000 Mann müßte er während einer Unternehmung „Magdeburg maskiren“. Er würde aber nach Kräften die Pläne der kombinierten Armee unterstützen, d. h. er würde, so viel er könnte, seine jetzige Stellung innezuhalten suchen und Streifzüge gegen die Saale machen.

Wenn man seinen Worten, dem Bericht des Intendanten de Lucé und dem Mémoire de Cornillons wirklich glauben darf, und wenn die Äußerungen nicht nur „bestellte Arbeit“ sind, dann stand es mit seiner Armee in der Tat schlimm. Es fehlte an allem, die Pferde starben, viele Offiziere waren so verschuldet, daß sie sich krank meldeten, um in den Lazaretten, aus denen sie nicht mehr heraus wollten, kostenfrei zu leben. 23 Bataillonskommandeure hatten den Abschied eingereicht. Unzufriedenheit, Undisziplin, Geldnot und große Entmutigung herrschten an Stelle von Entschlossenheit und Ordnung.

Sehr bald fing auch Soubise an zu klagen, Richelieu schickte ihm die schlechtesten seiner Truppen und Generäle, was ihm der Herzog von Broglie auch bald durch ein Schreiben bestätigte, das der Prinz dem Generalissimus vorlas: die Truppen wären ganz heruntergekommen und hätten sehr schlechte Laune, da sie lieber in die Winterquartiere wollten, mit Zelten wären sie so schlecht ausgerüstet, daß auf manche Kompagnie keine zwei kämen, und an Geld fehlte es gänzlich. Und dabei sagte Soubise noch, Broglie wäre sonst keiner von denen, die leicht Klagelieder anstimmen.

Da es dazu noch an Lebensmitteln fehlte, Grechtler, der Intendant des Herzogs, bereits am 11. klagte, die Franzosen hätten alle Zufuhr für sich weggenommen, zwei Mühlen abgebrochen und verbrannt, 200 Scheffel für die Reichsarmee gekauftes Getreide mit Gewalt genommen und den deutschen Kameraden gar nichts übrig gelassen, und da das Wetter zu aller Not noch sehr schlecht war, schwand bei Hildburghausen wieder alle frohe Zuversicht. „Nichts, nichts, nichts werden wir machen, Sie werden es sehen, und ich, ich möchte, ich wäre tot!“ klagt er dem Vizekanzler. — „Wenn mich die Vorsehung zu einem Kommando bestimmt hat, von dem Sie sich so glorreiches versprechen, das ich aber das größte Unglück, das mich treffen konnte nenne, dann hat sie es ihrem Zorn zur Strafe für meine Sünden gethan!“ Daß er mit Soubise persönlich „wie Liebhaber und Maitresse im allerbesten Einvernehmen lebte“, hinderte weder die Übergriffe der Franzosen noch täuschte es den Prinzen über den Zustand der Reichsarmee, die jetzt hungerte und fror, hinweg.

Trübselig war die Stimmung im Hauptquartiere, trübselig im Lager, denn die Truppen lagen „2 Tage und Nächte, ohne Zelte und Holz noch Stroh, viel weniger einen Bissen Brot bekommen zu können, in beständigem Schneyen und Regen bei großer Kälte“.

8. Zur Rettung der Hauptstadt!

„Mein Herz ist zerrissen, aber Mut und Entschlossenheit verlassen mich nicht!“ hatte der König in den schlimmen ersten Tagen des Oktobers an Finckenstein geschrieben. „Ganz Europa steht gegen uns, wir sind überall schwach und haben nicht Macht genug aller Welt entgegenzutreten.“

Bisher hatte ihn immer noch eine leise Hoffnung, in Thüringen zum Schlagen zu kommen, beseelt. Er hatte deshalb am 4. Oktober Moritz in die Nähe von Naumburg zu rücken, befohlen. Würden die Gegner ein Korps nach Weimar vorschieben, so wollte er sich in Eckartsberga mit Moritz vereinen, wenn er aber sehen würde, daß es zu nichts Ernstlichem käme, so sollte der Fürst bei Naumburg bleiben und die Truppen so viel als möglich schonen.

Bald aber hatte der König erkannt, daß er „die Leute hier zu nichts kriegen könnte“. „Wenn der Hilpershausen allein wäre, ginge es gut, aber die Franzosen kantoniren hinter Gotha und die kann er nicht mitkriegen“.

Zunächst blieb er in seiner abwartenden Stellung. Gerade in diesen schweren Tagen fühlte er zum ersten Male in seinem Heere die Wirkung der

kaiserlichen Verordnungen. Bei Moritz war ein kaiserliches Avokatorium eingetroffen, d. d. Wien, 22. August, das ihm befahl, binnen zwei Monaten das Heer des mit der Reichsacht bedrohten Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, bei Strafe des Verlustes von Leib und Leben, Einziehung von Hab und Gut, Lehen und Eigentum, zu verlassen. Der Prinz bat vorsichtshalber den König um eine Unterredung, die aber in Rücksicht auf den Dienst abgelehnt wurde. Moritz wiederholte seine Bitte am 8. Oktober von Naumburg aus, worauf ihm der König kurz antwortete: „Ich rate alles, was Sie mir zu sagen haben; das habe ich nicht nöthig von Ihnen zu hören und können Sie darüber Ihre Honneur und Ihre Ehre zu Rathe ziehen." Und daran anschließend bekam er den Befehl, General von Itzenplitz mit 2 Bataillonen („Winterfeld") und 200 Pferden in Weißenfels zur Deckung der Übergänge stehen zu lassen, nötigenfalls auch die Stadt zu befestigen, selbst aber eine Stellung zwischen Torgau und Leipzig zu nehmen, um dort „alles reine zu halten". Auf die abermals wiederholte Bitte erfolgte die scharfe Zurückweisung, „er solle sich nicht an dergleichen indigne und wider alle Reichsverfassung und Grundgesetze des Reiches laufenden so zu sagen infame Procédés des Reichshofrates kehren, das hoffe der König von seiner patriotischen Gesinnung und er bitte ihn, das Thema nicht mehr zu berühren."

Der Prinz war verstimmt über die mehrmalige Verweigerung der Audienz, gehorchte aber und tat als guter Soldat unverdrossen seinen Dienst bis nach der Schlacht bei Roßbach, dann bat er, da die Campagne zu Ende wäre, ihn aller seiner Dienstgrade zu entheben. Klar und bestimmt, aber ohne Schärfe erklärte ihm Friedrich, daß er die Gründe „wegen sonst androhender Gefahr und Verlustes" nicht anerkenne, da der Befehl des Reichshofrates schlechterdings gegen alle Freiheiten der Reichsstände und alle Konstitution anliefe, also ungültig wäre, und daß er ihn dieserwegen nie aus seinem Dienst entlassen noch ihm den Abschied bewilligen würde.

Der Prinz beruhigte sich bei dem Bescheid und blieb bis zu seinem Heldentode der treue und tapfere Paladin des Königs.

Als sich die Truppen des Gegners aus Erfurt anfingen, zurückzuziehen, glaubte der König in Thüringen fertig zu sein. Tiefe Niedergeschlagenheit erfüllte ihn, „ich betrachte meine Sache für verzweifelt oder um es besser zu sagen für verloren," schrieb er an Finckenstein, und setzte ahnungsvoll hinzu: „Keine Hilfsquelle bleibt mir und ich muß von Tag zu Tag erwarten, daß mein Unglück noch wächst."

Kaum hatte er das geschrieben, als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Affaire bei Barschdorf eintraf. Voll Zorn und Verzweiflung zerknitterte der König im Gespräche mit dem Prinzen Heinrich seinen Hut. Nun schien nichts mehr übrig zu sein als schleunigster Marsch nach Schlesien.

Am 11. brach die Armee auf und marschierte nach Eckartsberga. Im Erdgeschosse des Amtshauses nahm hier der König sein Quartier. Da kam eine neue Unglücksbotschaft. Finck meldete aus Dresden, daß Hadik und Mitrowsky von Großenhain und Radeberg auf der Berliner Straße gegen Elsterwerda abmarschiert wären, das ganze Korps Marschall, so sage man, käme von Lauban her zu ihnen.

Das galt der nur von 5 Bataillonen Landmilizen unter dem alten General von Rochow besetzten Hauptstadt, die umso bedrohter war, als auch die Schweden, über die soeben der Freiherr von Ungern-Sternberg das Kommando übernommen hatte, von der Uckermark her sich an dem Anschlage beteiligen konnten.

Da auch die letzten Hoffnungen auf Unterhandlungen mit den Franzosen sich jetzt zerschlugen, war die Not aufs höchste gestiegen. Der König sah den Untergang seines Reiches vor Augen, trübe Todesgedanken erfüllten ihn. Bei Tafel sprach der sonst so lebhafte Herrscher „keine vier Worte", am Abend sah man ihn von der Straße aus in seinem Zimmer auf und ab gehen und leidenschaftlich Racines Mithridates deklamieren. „Das Schicksal oder ein Dämon hat den Fall Preußens beschlossen," schrieb er der treuen Schwester in Bayreuth.

Doch lange konnte er nicht verzweifelnd finsteren Gedanken nachhängen, die Lage erforderte seine ganze Tatkraft, und rasch fand er die frische Energie seiner Heldenseele wieder.

Prinz Moritz, der gerade in Weißenfels rastete, erhielt noch am 11. Oktober Befehl, sofort nach Torgau aufzubrechen, dort über die Elbe zu gehen und Berlin zu decken, die Husaren unter Seydlitz sollten ihn sofort verstärken. Am 13. folgte der König selbst „mit einem guten Klumpen" bis Naumburg, ließ hier den Feldmarschall Keith mit 7 Bataillonen, 6 Schwadronen, zusammen 4600 Mann, und eilte am 14. nach Weißenfels, wo er im Schlosse mit dem zweiten Bataillon Garde, das in den reichverzierten Damenzimmern übernachtete, Quartier nahm. Am selben Tage hatte Moritz Torgau erreicht, Seydlitz holte ihn hier ein und führte von nun an die Vorhut, bestehend aus den Szekulyhusaren und den Rochowkürassieren. „Halten Sie den Feind nur auf, so wollen wir ihm auf den Hals gehen und kann das Ende der Kurzweil besser als der Anfang werden," dieser Befehl war dem Prinzen zu unbestimmt, er bat um Zusendung eines Offiziers, „der genügende Verhaltungsmaßregeln betreffs Berlins mitbringe", worauf der König kurz erwiderte: „Ich habe keine Offiziers hier, um Generals am Leitebande zu führen, und gehet Ihre ganze Instruktion dahin, den Feind nicht nach Berlin zu lassen, es koste, was es wolle. Ich marschire immediate nach, so geschwinde es die üblen Wege und die Menschen prästiren könnten."

Am 15. mittags sandte er ihm aus Leipzig noch einen Befehl nach: „Ich werde selber sobald möglich zu Ihnen stoßen. Ihre Ordre ist Berlin vor allen Dingen zu decken. Sehe ich, daß ich nicht geschwinde genug zu Ihnen stoßen kann, so werde ich den Feind in Rücken kommen, um ihn aufzuhalten. Aber in allen Fällen ist mein ernstlicher Befehl, bis zum letzten Mann daranzuwagen, um Berlin zu mainteniren.“

In Leipzig, wo der König, um den Prinzen Heinrich mit dem Gros herankommen zu lassen, rastete, bewillkommnete ihn die Universität. Mit Gottsched unterhielt er sich $3^1/_2$ Stunden über Literatur und begeisterte den Professor aufs höchste.

Allein, so sehr die Preußen eilten, — Moritz war am 15. in Jessen, am 16. in Jüterbogk, am 17. nachts 1 Uhr in Großbeeren, am 18. mittags 2 Uhr traf er nach achtstündigem Marsche in Berlin ein — sie kamen zu spät! Schon am 16. mittags hatte Hadik, der über 3400 Mann und 4 Geschütze verfügte, die Köpenicker Vorstadt von Berlin, genommen; er forderte 600 000 Taler Kontribution und 50 000 Taler zur Befriedigung seiner Truppen, konnte aber nur 21 500 Taler eintreiben, denn schon am 17. früh um 4 Uhr räumte er auf die Nachricht vom Anmarsche der Preußen die Stadt und zog sich über Storkow und Beskow zurück.

An diesem Tage traf der König, „müde wie ein Hund“, in Eilenburg ein; „wenn ich fliegen könnte, so flöge ich,“ schrieb er an Moritz, am 18. erreichte er Annaburg, in Schweinitz erhielt er die Nachricht, daß Hadik Berlin genommen, aber auch schon wieder geräumt habe, und daß das Korps Marschall ruhig bei Bautzen stände.

Zunächst dachte er nun daran, Hadik den Rückweg zu verlegen und wollte dazu den Prinzen Heinrich, dem er abermals voraus geeilt war, zwischen Buckau und Rahnisdorf an sich ziehen, um dann gegen Herzberg vorzubrechen, Moritz aber sollte über Baruth zu ihm stoßen. Allein die Fühlung mit dem eiligst abziehenden Hadik ging sehr rasch verloren. Seydlitz, der 34 Meilen in sechs Tagen geritten war, folgte ihm zwar, so schnell es seine übermüdeten Pferde fertig brachten und konnte auch noch bei Königswusterhausen einen Adjutanten, 30 Husaren und einen Wagen mit Berliner Geld dem Gegner abnehmen, erreichen konnte er ihn nicht mehr.

Der König, der am 20. in Brühls Schlosse zu Groschwitz, $2^1/_4$ Meile südöstlich von Schweinitz, an der schwarzen Elster gelegen, Quartier genommen hatte, entschloß sich nunmehr nach Schlesien zu eilen, um den Feldzug in der Gegend von Schweidnitz zu beenden. Dabei sollte das Korps des Prinzen Ferdinand mitwirken, der ursprünglich ebenfalls zum Schutze Berlins herangezogen werden sollte, aber nicht abkömmlich war, da er mit Richelieu gerade wegen einer Waffenstillstandskonvention für den Winter

unterhandelte. Da diese Verhandlungen jetzt vorläufig zu einem Ziele geführt hatten, wurde Ferdinand anderwärts verwendbar, die Franzosen gingen in dieser Gegend in die Winterquartiere.

Voll Zuversicht dachte der König nun, da er auf dieser Seite Luft bekommen hatte, an eine Entscheidung in Schlesien.

Daher sollte alles Verfügbare verwendet werden.

Am 23. Oktober stand sein Heer folgendermaßen verteilt:

Der König in Groschnitz . . .	12 Bat.	9 Schwad.	9 000 Mann
Moritz in Großziethen bei Baruth	7 „	20 „	6 600 „
Ferdinand in und bei Magdeburg	5 „	10 „	4 200 „
Keith in Leipzig	7 „	6 „	4 600 „
	31 Bat.	45 Schwad.	24 400 Mann.

Die Truppen, die in sechs Tagen von Thüringen her 23 und 34 Meilen marschiert waren, sollten rasten, dann wollte der König nach Schlesien eilen.

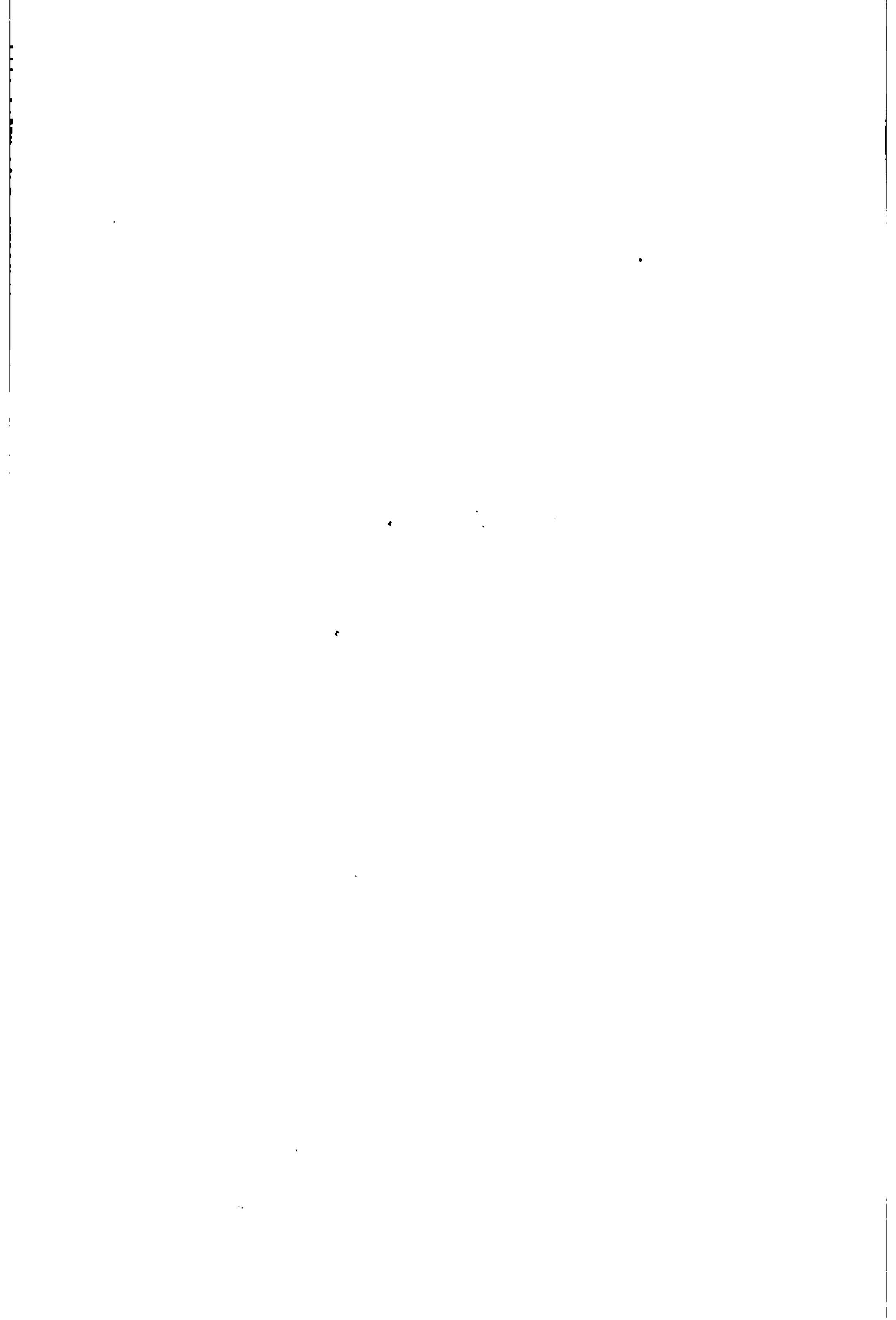
Eben war ein Feldjäger mit dem Befehle zum Marsch nach Elsterwerda abgeritten, da traf eine Meldung aus Leipzig ein, die alle Pläne über den Haufen warf. Keith meldete, Hildburghausen und Soubise wären im vollen Marsche, die Reichsarmee längs der Elster nach Zeitz, Soubise auf Kamburg. Er habe sich deshalb nach Leipzig zurückgezogen.

„Dies obligiret Mich also, daß Ich Leipzig Luft machen, mithin Meinen bisherigen Plan ändern muß! — Hier ändert sich viel an einem Tage!“ schrieb der König. Hinaus flogen die Befehle an die detachierten Generale, statt nach der schwarzen nach der weißen Elster zu marschieren.

Wenn auch die Frondeurs im Hauptquartiere die Köpfe schüttelten, und Henckel von Donnersmarck am 24. Oktober in sein Tagebuch schrieb: „So ist denn die Schlachtgrille abermals aufgetaucht, ohne einen einzigen Grund zu haben, der einen guten General zum Schlagen bestimmen könnte,“ der König war voller froher Hoffnungen, endlich einmal „diese Leute in Thüringen zu etwas zu kriegen.“ Anfangs zwar hatte er noch einige Zweifel, „weil es schon oft geschehen, daß wenn ich gekommen bin, alsodenn der Feind zurückgelaufen ist,“ und wollte nur bis Eilenburg marschieren, um nur dann, wenn der Feind „weitere Mouvements vorwärts“ mache, Moritz ganz an sich zu ziehen; Keiths weitere Meldungen aber überzeugten ihn, daß ihm der Gegner diesmal nicht entkommen würde, und so befahl er dem Prinzen Moritz: „Ich will, daß Ew. Liebden nur gerade hierher marschiren sollen, da Ich glaube und hoffe, daß wir diesmal den Feind gewiß bei die Ohren kriegen werden . . Vor dieses Mal, hoffe ich, werden wir alle nicht umsonst marschieren.“

Vierter Teil.

Der Zusammenbruch.



1. Hoffen und Harren.

Ein aufgefangener Brief hatte den Herzog von Hildburghausen die erste Nachricht von Hadiks Unternehmen gebracht, erst später erfuhr er dienstlich davon. Sein Herz war voller froher Hoffnungen. Denn „der jetzige Coup", meinte er, „wird den König freylich nachdenken und vielleicht einige Truppen detachiren machen, das vornehmste utile aber werden die Husaren davon haben." Aber Marschall müßte nun an ihn gewiesen werden! „Um alles soll ihn der Herzog Karl an die Elbe rücken und unter seinen Befehl treten lassen, „damit er ihn entweder drüben stehen oder dorten operiren lasse, oder nach Beschaffenheit der Umstände auch hierüber ziehen und sich mit ihm vereinen könne. Der König würde durch diese doppelte Bewegung sicher zu einer Gegenbewegung gezwungen werden, und das müßte dann den Fingerzeig geben, wie und auf was vor einer Seite man ihme weh thun könne. Sollte Herzog Karl das Corps aber selbst benötigen, so würde er es ihm sofort wieder zur Verfügung stellen."

Allein, — Marschall blieb ruhig bei Bautzen. Unter dem 12. Oktober teilte Karl von Lothringen dem Herzoge mit, daß er zunächst das Korps in der Lausitz stehen lassen müsse, und daß den Prinzen Moritz nur ein Kommando von 200 Pferden unter Oberstwachtmeister von Bosfort beobachte.

Das war eine große Enttäuschung, und doch ließ sich der Herzog nicht alle Hoffnungen dadurch rauben. Die neuen Ereignisse schienen ja viel zu versprechen.

Als Colloredo unter dem 4. Oktober dem Herzoge den Wunsch des Kaisers mitgeteilt hatte, der der Ansicht war, „es komme dermahlen nur darauf an, was annoch vor Endigung der Campagne zum allgemeinen Besten unternommen werden könne, ohne sich allzuviel einem widrigen Schicksal auszusetzen" und daß „eine wirksame Operation von großem Effekt sein würde" und diesen kaiserlichen Wünschen und Gedanken noch wohlgemeinte private hinzugefügt hatte, war ihm freilich der alte Zorn auf die Herren vom grünen

Tische mit ihren leeren Worten aufgestiegen. Nun aber kamen Meldungen, die ganz unerwartete Aussichten eröffneten, die vom Abmarsche des Königs aus Thüringen. Waren die Meldungen zuerst auch noch unsicher, zumal es „ohnmöglich war, von einem Menschen in hiesiger Gegend die lautere Wahrheit auszupressen, so bald man von denen Preußen spricht,“ bald gewannen sie festere Gestalt, vor allem durch Laudons Tätigkeit, der schon am 13. einen Wachtmeisterposten zwischen Merseburg und Halle stehen hatte.

Am 12. Oktober standen die Truppen beider Heere folgendermaßen verteilt:

Gros des Reichsheeres und der Franzosen bei Langensalza.
Korps St. Germain in Gotha.
Regimenter Varel und Ferntheil in Gotha.
Vorposten-Kavallerie Széchényi nö. und ö. von Erfurt.
4 Bataillone Kurmainz, 1 bayerische Grenadierkompagnie in Erfurt.
Korps Baden-Durlach in und bei Arnstadt.
Laudon in Zeitz.
Württembergdragoner in Eisenach.
Hohenzollernkürassiere in Barchfeld.
3 westfälische Bataillone in Meiningen.
Regiment Salzburg in Nürnberg.

Von Langensalza bis Meiningen, von Erfurt bis Eisenach!

Außer bei den Vorposten wußte man in keinem Detachementsquartiere recht, was eigentlich los wäre. Man mutmaßte nur, und der bayerische Kommissar Fleischmann schrieb nach Hause: „Es scheint, man will die Armee mit lauter Marschiren verderben.“

Laudon — leider war, was der Herzog sehr bedauerte, nur ein einziger Laudon vorhanden — und St. Germain fügten ihren Meldungen gleich praktische Vorschläge bei, beide hielten das schleunigste Vorgehen über Weimar-Gera gegen Altenburg für das geratenste, dort würde man zu leben finden, während bei einem Vormarsch über Naumburg-Kösen die Truppen Not leiden würden.

Die Vortruppen gingen selbständig vor. Am 14. war Széchényi in Weimar, die Patrouillen standen in der Linie Unstrutmündung-Dornburg.

Entflammt von dem Gedanken, jetzt an die Elbe vorrücken zu können, wollte der Herzog, trotzdem bei der ganzen Reichsarmee nicht ein einziger Proviantwagen außer den bei den Regimentern befindlichen war, trotzdem „die mehristen Pferde von denen wenigen Regimentsproviantwägen, jene der Zelterwägen, ja sogar die bey der Artillerie crepiret waren und die Generals von ihren Crayßen nicht die Authorität andere zu kauffen hatten“, vertrauend

allein auf „Grechtlers vortreffliche Anstalten“, sofort den Marsch beginnen. Allein „die Franzosen dazu zu bringen, war pure platte Unmöglichkeit“. Soubise meinte, der Herzog wäre zu heftig, die Reichsarmee nicht zuverlässig, Broglie noch nicht zur Stelle. Auch wäre, und so berichtete er auch am 16. an Paulmy, dieser Marsch nach der Elbe sehr ermüdend und ganz und gar unnütz, wenn man nicht imstande wäre, Dresden oder wenigstens Torgau zu erobern.

So mußte Hildburghausen warten und feierte am 15. dafür den Theresientag mit allem militärischen Pomp, wobei man, wie Mollinger schreibt, „die vom Regen rostig gewordenen Gewehre mal wieder ausflammte“. Die Franzosen, die zu der Parade mit antreten wollten, vergaßen es im rechten Augenblick, die ganze Kavallerie und auch etwas Infanterie war mit einemmale, ohne ein Wort zu sagen, „in die Kantonirungsquartiere hineingekrochen“.

Voller Zorn über diese französische Kameradschaft gab der Herzog für seine Armee allein Marschbefehle. Am Morgen des 16. brach er von Langensalza „in der Hoffnung Soubise ein gutes Beispiel zu geben“ auf und bezog, am Abend ein Lager bei Molschleben, am 17. traf er in Erfurt ein. Die Franzosen kantonierten ruhig zwischen Langensalza und Mühlhausen.

Baden-Durlach marschierte am 17. von Arnstadt und Kranichfeld, Varel und alles, was rückwärts detachiert war, wurde zur Armee gezogen. Die Vortruppen gingen gegen die Saale vor. St. Germain traf abends in Dornburg ein.

Wenn es nicht anders gehen würde, wollte nunmehr Hildburghausen allein vorrücken, die Hoffnung auf Marschalls Mitwirkung lebte abermals auf. An Soubise aber richtete er einen sehr beweglichen Brief, um ihn, der jetzt nach dem Eintreffen der Nachricht, daß Richelieu zufolge der mit Ferdinand abgeschlossenen Konvention in die Winterquartiere hinter die Bode ging, erst recht keine Lust zum Marschieren hatte, womöglich doch noch zu bewegen. Man brauchte jetzt, da der König zurückging, gar nicht mehr Richelieus Hilfe! „Ich weiß, Sie brennen vor Begierde sich mit dem König messen zu können! Vorwärts also, ohne Verlust von Zeit und damit der Früchte unserer Arbeiten!“ Gayot soll nun Armeeintendant für beide Armeen werden, wie es Soubise früher vergebens gefordert hatte. „Gayot wird Befehle geben, Gayot wird Sorge für meine Truppen tragen, ich selbst will fasten, wenn Gayot mir nichts zu essen giebt, aber marschieren! lieber Prinz; noch einen Schlag, ich bitte Sie um alles in der Welt! Sie können nicht glauben, wie ich mich um das Corps Marschall sorge!“

In der Tat wäre das Korps, wie der Herzog ja immer noch sich einredete, wirklich unterwegs, so konnte es jetzt in große Gefahr kommen!

Soubise, zu dem am 17. Broglie mit seinen 20 Bataillonen und 18 Schwadronen gestoßen war, fing an, etwas willfähriger zu werden. Die Hilfstruppen, so schrieb er, setzten ihn in die Lage gegen den König vorzumarschieren. Freilich würde das nicht so schnell gehen, wie es der Herzog wünschte. Denn die Verstärkungen waren in einem kläglichen Zustande angekommen, ohne Zelte, ohne Proviantwagen, ohne Reserveartillerie, ohne Munition, ja die meisten sogar ohne Schuhe! Um sie operationsfähig zu machen, brauchte er Zeit bis zum 23. Oktober. Zunächst aber sende er ein Korps unter de Mailly, 4 Bataillone und 8 Schwadronen stark, vor. Im übrigen aber sieht er gar nicht ein, warum der Marsch nach der Elbe so beschleunigt werden sollte, besser wäre es, wenn man abwarte, bis man wegen der Belagerungen von Dresden und Torgau sich geeinigt habe, denn diese Festungen müßten zur Befreiung Sachsens erobert werden, was gar nicht so schnell gehen würde. Bedenklichkeiten ernstester Natur verursache auch die Lebensmittelfrage, die schon allein seinen Marsch aufhalten könne. Daß der Herzog dem Gayot alle Sorge für die Verpflegung übertragen, erleichtere die Operationen und flöße den Truppen Vertrauen ein. Es komme eine Trennung der Franzosen von den Reichstruppen vor Beginn der Winterquartiere gar nicht in Frage. Sobald der König auf dem rechten Elbufer sein würde, würde der Weg über Merseburg vorzuziehen sein, im allgemeinen aber müsse mit größter Bequemlichkeit für die Truppen marschiert werden.

Auch auf eine feurige Aufforderung des Herzogs am 18., mitzuwirken „bei allem was er am zärtlichsten auf der Welt liebe", es wäre schmählich, wenn sie die Preußen mit ihren Magazinen aus Naumburg entwischen ließen, antwortete der Prinz sehr zurückhaltend, er wäre zwar sehr gern dabei, aber in das ausfouragierte Land könnte er die Truppen ohne Vorräte nicht mitnehmen, außerdem würde der König zurückkehren, sonst hätte er seine Magazine weggeschafft. Er wußte, daß er, wenn er das hemmende Element spiele, vollkommen im Sinne seines Hofes handelte, worin ihn alsbald Befehle aus Versailles bekräftigten. Traf doch wenige Tage später ein Befehl vom 19. Oktober ein, die Saale nicht zu überschreiten und nicht nach Sachsen vorzudringen. „Wenn Sie sich," hieß es darin, „des Armeecorps des Herrn von Marschall bedienen können, um den König über die Elbe zu drängen, so soll der Prinz von Hildburghausen die dazu zweckmäßigen Bewegungen mit ihm verabreden, Sie aber werden unter dem oder jenem Vorwande es vermeiden, irgend etwas zu unternehmen, was die Armee mehr als es klug erscheint, der Gefahr aussetzt." Zugleich ward ihm angekündigt, daß Herr von Crémille abgesandt würde, um mit ihm und Richelieu betreffs der Winterquartiere zu verhandeln.

Sein jetziges Verhalten billigte man in Versailles vollkommen. Man war außerordentlich mit dem Prinzen zufrieden. „Der König hat es sehr gebilligt, daß Sie sich der Lebhaftigkeit, mit welcher der Herzog sich auf die Verfolgung des Königs hat werfen wollen, nicht hingeben, und daß Sie dagegen alle Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß die Preußen wieder kämen, getroffen haben. Auch hat der König die Bemerkungen, die Sie über die Ungereimtheit des Vorschlags, an die Elbe zu marschiren und ohne im Besitze der nötigen Mittel zu sein, sich Dresdens und Torgaus bemächtigen zu wollen, dem Herzoge gemacht haben, sehr passend gefunden. Österreich schaut nach Schlesien. Sie können in die Winterquartiere gehen, sobald der Rückzug des Königs Sie in Besitz der Posten an der Saale gesetzt hat.“ So schrieb ihm am 30. Oktober, nachdem die Einzelheiten dieser Tage bekannt geworden waren, der Kriegsminister. Man sah überhaupt den Feldzug für „fruchtlos beendet“ an, und Bernis meinte, nach den militärischen Fehlern, die man gemacht hätte, wäre die Hauptsache, die Armeen für das Frühjahr zu erhalten, sonst würde der Besiegte dem Sieger Gesetze vorschreiben.

Anders in Wien. Hier hatte Stainville am 17. Oktober sofort, als die Nachricht vom Abmarsch des Königs aus Thüringen bekannt wurde, das Korps Marschall, mit 12 000 Mann verstärkt, zur Unterstützung verlangt. Da Kaunitz nicht antwortete, erbat der französische Gesandte eine Audienz bei der Kaiserin, die zwar die Forderung für unausführbar hielt, da sie an Soubises Versprechen, dann vorzumarschieren, nicht glaubte, trotzdem aber einige kleine Zugeständnisse, wie Bereitstellung eines Brückentrains bei Pirna, machte. Da auch der Herzog drängte und das Korps Marschall immer und immer wieder beantragte, erließ der Kaiser am 20. Oktober eine Verfügung, laut der Marschall unter sieben Bedingungen an den Herzog gewiesen werden sollte. Die hauptsächlichste besagt, daß Marschall nicht eher an oder über die Elbe rücken dürfe, als bis die kombinierte Armee so nahe wäre, daß sie ihn, wenn er angegriffen werden sollte, unterstützen könnte. Damit war der, offenbar vom Herzog Karl inspirierte Vorschlag gegenstandslos, was aber den ihn übersendenden Vizekanzler nicht verhinderte, Hildburghausen dazu, „daß er nun bald Sachsen befreien und unsterblichen Ruhm gewinnen würde,“ herzlichst zu gratulieren.

Indessen zürnte der Herzog und grämte sich in Erfurt, daß „die verdammten Franzosen die Zeit vertändelten“.

Am 19. erschien Soubise selbst, um den Schein zu wahren, in Erfurt. Er „führte eine ganz andere Sprache“ und sprach nur von Wintercampagne, ließ aber dabei Worte unterlaufen, wie „an die Elbe laufen, um nichts zu thun, und dann wieder hierher zurückmarschiren, das finde ich wahrhaftig

nicht vernünftig", so daß der Herzog herausfühlte, daß er zunächst nur bis zur Saale mitmarschieren wollte. Die andren Franzosen aber sprachen nur von Winterquartieren und von unnötigen Strapazen. Und Soubise, „der beste Mensch von der Welt", ließ sich von seiner Umgebung ziemlich beeinflussen. „Was soll ich nun, wenn die Franzosen nur bis zur Saale mitgehen, mit meiner allerliebsten Reichsarmee anfangen?" Er sähe es als eine besondere Gnade des Himmels an, daß er sie soweit überhaupt vorgebracht habe. Seine Leute, erbittert über die Frechheiten der Franzosen, sagten öffentlich, wenn sie nur gegen die fechten dürften, da wollten sie mit Freuden drauf losgehen. Er sei nur „ein tummer Kriegsmann", aber es fiele ihm auf, daß die Franzosen für König Friedrich sehr eingenommen wären und nur gegen ihre Partikularfeinde, gegen die Engländer in Hannover etwas tun wollten.

Interessant ist es, daß in diesen Tagen die beiden Kommandeure über einander an ihre Höfe berichteten. Der Herzog, der jetzt schon ankündigt, daß er „nicht vor eine Million" mit den Reichstruppen und Franzosen künftiges Frühjahr zu tun haben will, schreibt an Colloredo: „Hat einmal de Mailly oder St. Germain oder ein anderer handfester Kerl mit meinem allerliebsten Soubise gesprochen, so hängt der Himmel voller Geigen, wir wollen drauf losgehen und den König in Preußen ganz roh und ungekocht verzehren und die schönsten Sachen unternehmen; morgen fällt ungefähr ein Regenwetter ein und siehet man etliche Mousquetäres im Morast herumpantschen, es läuft ein Nicolai, Lorges oder dergleichen herbey, klagt und lamentirt über die Strapazen ihrer Leuthe, da wendet sich augenblicklich das Blatt wieder um und muß ich solche Discourse anhören, die mir nicht anders glauben machen, als daß mich meine Franzosen des anderen Tages verlassen werden . . . Ich muß in Meinen alten Tagen als kaiserlicher Feldmarschall Dinge leiden, die ich als Grenadierhauptmann sicherlich nicht gelitten hätte." Soubise aber schreibt: „Ich habe mir den Humor, den Ton, die fortwährenden Veränderungen des Herzogs gefallen lassen, aber ich bin der einzige in der Armee, — alle Tage giebt's dieselben Scenen, es ist wahr, ich habe mich daran gewöhnt, was Sie überraschen wird, ist, daß sie mich nicht ungeduldig machen."

Die Vortruppen hatten sich inzwischen Naumburg genähert. Laudon, der nun ein bisher in Freiberg stehendes Detachement an sich gezogen und 1079 Mann zur Verfügung hatte, schlug schon am 17. vor, nun rasch auf Keith loszumarschieren, um ihn abzuschneiden oder wenigstens die Magazine zu erobern. Die Vorhutkavallerie war am 17. über die Saale gegangen und hatte bei Tautenburg Stellung genommen. Ihre Patrouillen streiften weit vor der Front, sie nahmen am selben Tage bereits 3 Offiziere und 16 Dragoner bei Teuchern gefangen.

Am 20. stand St. Germain in Schkölen, Széchényi hielt die Linie Osterfeld-Droyßig, unmittelbar südlich der Straße Naumburg-Zeitz, und hatte rechts Fühlung mit Laudon bekommen.

Das Reichsarmeegros mit dem Detachement Mailly erreichte Dornburg.

Vorsichtig ging man gegen Naumburg vor. Keiths Kräfte, die man anfangs unterschätzt hatte, überschätzte man jetzt.

Unter diesen Umständen konnte sich Keith in der exponierten Naumburger Stellung nicht länger halten. Am Morgen des 21. Oktober leitete er seinen Rückzug auf Leipzig dadurch ein, daß er den General von Forcade mit zwei Bataillonen, zwei Schwadronen und dem Freibataillon von Mayr, das bisher bei Schulpforta gestanden hatte, nach Merseburg sandte; er selbst marschierte nach Weißenfels. Oberstwachtmeister von Petrowsky beobachtete, wie die Kolonnen durch das Jakobs- und Marienthor Naumburg verließen und sandte sofort Meldung an Széchényi. Als am 22. die Nachricht eintraf, daß Keith auch Weißenfels verlassen und nur den General von Retzow dort gelassen hätte, war das Hauptquartier voller Freude, zumal auch die Nachricht von Hadiks Zuge anlangte. Sogar Soubise bekam Lust, wenigstens bis zur Saale vorzurücken. Er schrieb deshalb an Paulmy, er sähe die Wichtigkeit der Besetzung von Weißenfels, Merseburg, ja selbst von Leipzig ein, besonders, wenn der König die Absicht hätte, zurückzukehren.

Am 22. und 23. überschritt das Reichsarmeegros mit Mailly die Saale bei Dornburg und Kamburg.

Das Korps Baden-Durlach ward als rechte Seitendeckung nach Gera dirigiert, dort stehe „sein aimabler Markgraf, auf den er sich nicht verlassen könnte sicher und könnte doch etwas nützen", meinte der Herzog. Mailly aber wurde mit seinen vier Bataillonen und acht Schwadronen bis Stößen vorgesandt, um bei einem gemeinsamen Operieren der Vortruppen gegen Weißenfels mitzuwirken.

Verhältnismäßig rasch zog sich das Netz um Leipzig zusammen.

Laudon war von Zeitz am 22., als das Korps St. Germain einrückte, nach Predel (zwischen Zeitz und Pegau), am 23. nach Hohenmilsen gerückt. Von hier aus wollte er gegen Weißenfels vorgehen. St. Germain faßte am 22. in Zeitz Brot und ging am 23. nach Pegau vor. Széchényi erreichte am selben Tage Rötha, 1 Rittmeister und 60 Mann beobachteten die Gegend von Eilenburg; starke Patrouillen streiften bei Leipzig. Unangefochten verließ Retzow am 23. abends 10 Uhr Weißenfels und brachte seine umfängliche Bagage nach Leipzig in Sicherheit. Auch Forcade zog nach Leipzig sich zurück, ohne daß er irgendwelche Verluste gehabt hätte. Daß der Rückzug so ungestört von statten ging, war der Uneinigkeit St. Germains, „der ganz andere Ideen hatte als Weißenfels zu attaquiren", mit Laudon zu

verdanken. Er hatte den rührigen Kroatenführer nicht unterstützt, und ärgerlich erklärte dieser dem Herzoge, „er möchte mit dem Grafen nicht gerne sich in weitere Korrespondenz einlassen.“

Laudon, der am 24. früh 8 Uhr nach Lützen abmarschierte, um sich der Saale zu nähern, erhielt unterwegs Befehl, dem Korps Mailly Platz zu machen. Deshalb wandte er sich nach Zwenkau. Mailly erreichte an diesem Tage Tauchau an der Rippach und besetzte nachts Weißenfels und Merseburg.

Die Reichsarmee war bis Teuchern vorgerückt. Alles schien Erfolg zu versprechen. Die Meldung Laudons, die am Abend des 23. eingetroffen war, der König käme zurück, hatte noch keine Bestätigung gefunden.

Der Herzog war voller Siegeszuversicht. Er sah Leipzig bereits in seinen Händen. „Der Feind wird uns in Leipzig nicht erwarten, höchstens wird er die Pleißenburg halten, dann lasse ich ihn einschließen und stoße gegen die Elbe vor,“ schrieb er an den Feldmarschall von Seckendorf. Dem König, dessen Heer er auf insgesammt 25 000 Mann schätzte, wollte er „zu Halse gehen“, denn er wäre „das Fort, das belagert werden müßte, ihm sollte man keine Ruhe lassen und die gesamten Kräfte von allen Seiten dahin anwenden, denselben mit der Armee klein zu machen, alsdann würden die Festungen von selbsten par un coup de plume ohne Blutvergießen fallen.“ In vier Tagen hoffte er in Leipzig zu sein.

Freilich, so rasch sollte das nicht gehen. Die Franzosen rückten sehr langsam an das linke Saaleufer vor, „hinter einander drein wie die Schneegänse“. Soubise persönlich war mit einigen Truppen vorausgeeilt, am 23., nachmittags 3 Uhr, kam er in Schulpforta an, das von einer Kürassierfeldwache besetzt war.

Am 24. nahm er in Weißenfels sein Hauptquartier, Graf Delorges mit 15 Grenadierkompagnien, 8 Schwadronen Kürassieren und einigen Dragonern besetzte Naumburg. Das Gros unter Nicolai sollte am 29. hier, Broglie einige Tage später bei Weißenfels eintreffen!

Am 25. standen die vorgeschobenen Truppen: Széchényi und St. Germain bei Markkleeberg-Gautsch, Vorposten von Sommerfeld bei Konnewitz, Laudon bei Zwenkau, Mailly bei Lützen, Baden-Durlach bei Zeitz, Delorges in Weißenfels.

Das Schicksal der Stadt schien beschlossen zu sein. Keith hatte zwar auf die Aufforderung Maillys geantwortet: „Der Prinz von Hildburghausen wisse, daß er von Geburt ein Schotte, durch Neigung und Pflicht ein Preuße sei, und daß er die Stadt so verteidigen werde, daß weder die Schotten noch die Preußen sich seiner schämen dürften. Der König, sein Herr, habe ihm befohlen, den Platz zu halten und er werde ihn halten; im Notfalle würde er sich hinter den brennenden Vorstädten verteidigen.“ Allein er fühlte sich

mit seinen wenigen Truppen in der großen Stadt doch sehr gefährdet. Der König hatte ihm sein Herbeieilen versprochen und ihm dazu geschrieben: „Diese Leute werden Sie in Leipzig nicht angreifen, weil sie den Ruin der Stadt fürchten." Keith antwortete darauf: „Auf Befehl Ew. Majestät werde ich hier bleiben, aber werde ich angegriffen, so ist der Verlust der Stadt unvermeidlich. Die Stadt ist kein Kriegsplatz, es fehlt an Munition. Graben und Burgmauern schützen sie wohl gegen einen Handstreich, aber nicht gegen Batterien. Ohne Wall, kann ich die Truppen nirgends in Linie aufstellen. Die vereinigte Armee soll 70 000 Mann stark sein; ich glaube aber, sie zählt wenig über 40 000." Der König, in bester Laune, daß es nun einmal zu einer Schlacht kommen müßte, tröstete den Marschall: „Ich bringe Pulver, Geschütze, alles was nötig ist, mit, so daß Sie sich nur in Geduld zu fassen haben und nicht unruhig zu werden brauchen. Da die feindliche Armee einmal aus den Bergen hervorgekommen ist, so hoffe ich, wir werden mit ihr zum Schlagen kommen, und das freut Mich, denn ohne dies würden die Chicanen der Märsche und Contremärsche kein Ende genommen haben." Eigenhändig setzte er hinzu: „Sein Sie ganz ruhig; der Hilpershausen wird Sie nicht verspeisen, Ich stehe dafür," worauf der alte Kriegsheld verstimmt antwortete: „Ew. Majestät bringen Pulver, Geschütze, Alles was nöthig ist? Wenn ich das haben werde, so wird derjenige, der mich verspeisen möchte, finden, daß ich ein sehr unverdaulicher Bissen bin." Als der König am 26. in Leipzig eintraf, rief er Keith zu: „Nun, hat der Herr von Hildburghausen Sie schon verzehrt?" — „Nein, Sire, aber es war nahe dran, wenn ich nicht das meine zu thun gewußt hätte," war die Antwort.

Am 25. Oktober war der Herzog voll stolzer Zuversicht. Seine Reiter standen an den Toren Leipzigs, das ihm nun zufallen müßte, wie eine reife Frucht. Hochfahrend war die Antwort, die er an diesem Tage den um Schonung bittenden Magistrate der Stadt gab. „Wenn Keith auch nur ein Haus abbrenne zu seiner Vertheidigung, so solle gewiß nicht eine Stadt oder Dorf im Preußischen territorio verschonet, sondern sogleich mit Halle der Anfang gemacht, auch Berlin nicht verschonet werden!"

Um 5 Uhr abends fand auf Soubises Wunsch im Hauptquartiere des Herzogs eine Besprechung über „die Art und Weise der Einschließung Leipzigs und des Abschneidens der hier befindlichen feindlichen Corps" statt. Die Vorschläge des Prinzen gingen alle auf ein Verschieben und Verzögern des Angriffs hinaus. Die Korps Turpin und Fischer von der Großen Armee sollten benachrichtigt und Mailly und Delorges bis zum 28. gegen Delitzsch geschoben werden, an diesem Tage sollte Nicolai in Weißenfels, am folgenden Broglie in Merseburg sein. Dann hätte man seine Kräfte beisammen.

Im stillen aber kam es ihm darauf an, zu erfahren, was der König tun würde. In einem Schreiben an Stainville vom selben Tage spricht er das offen aus: „Es wäre gar kein Grund zur Eile! Wenn die Preußen nur ein paar Bataillone von Torgau zurückschickten und Keith Miene machen würde, aus Leipzig gegen die Detachements vorzubrechen, dann würde auf der Stelle der Rückmarsch beschlossen sein. Es wäre also viel sicherer zu warten. In sechs Tagen wäre alles beisammen, dann könnte man gute und sichere Punkte an der Saale besetzen und würde Meister von Sachsen ohne jede Gefahr werden. Wenn aber der Feind sich entschlossen hätte, zurückzugehen, dann wäre es noch viel unnützer, das Heer durch forcirte Märsche zu ermüden. Er persönlich würde mit Festigkeit bei dieser Ansicht bleiben."

Daß man, wenn man auch noch so gute und sichere Punkte an der Saale besetzt, noch lange nicht Meister von Sachsen ist, störte ihn wenig. Er wollte über die Saale nicht hinaus, er durfte es nicht einmal, und so konnte es ihm bei der Verschleierung dieses Planes auf einen Widerspruch nicht weiter ankommen. Er befand sich mit seinem Handeln wieder im völligen Einverständnis mit seinem Hofe, denn wenige Tage später traf ein Schreiben Paulmys ein, das kurz und bündig den Befehl enthielt: „vollkommen den Gedanken, den König bis zur Elbe zu folgen und ihn zum Überschreiten des Stromes zu zwingen, fallen zu lassen, weil man weder Zeit noch Mittel hätte, ihm jetzt die von ihm besetzten Plätze wegzunehmen. Die Winterquartiere in Sachsen würden doch nicht sicher, und daher unnütz sein. Deshalb sollte der Prinz ihn nur bis zur Saale verfolgen. Der Herzog könnte ja mit dem Corps Marschall machen, was ihm gut dünke."

Mit Hoffen und Harren, Zögern und Zaudern war die Zeit verstrichen, da die Heere durch das offene Tor nach Kursachsen hätten hereinmarschieren können. Jetzt kamen Meldungen, die den hochfliegenden Plänen des Herzogs ein Ende machten und dem zaudernden Soubise recht zu geben schienen. Am 25. abends um 8 Uhr meldete Széchényi, 1/2 12 Uhr St. Germain, daß der König in Eilenburg eingetroffen wäre und 8000 Mann, Geschütze und viel Munition mit sich führe. Aus Halle trafen Nachrichten ein, daß Prinz Ferdinand im Anmarsche wäre.

3. Zurück über die Saale!

Noch um 11 Uhr in der Nacht vom 25. zum 26. Oktober sandte Soubise seinen Ordonnanzoffizier, den Grafen Wimpffen, aus Weißenfels an den Herzog mit der Anfrage, was er nun tun wollte. Er selbst wäre sehr niedergeschlagen über das Mißgeschick. Im Falle eines Angriffs von Halle her wollte er mit Mailly zusammen nach Naumburg abmarschieren, dort wäre er stark genug, sich zu halten. Auch St. Germain hatte seiner Meldung gleich beigefügt, daß er Sicherheit auf dem linken Saaleufer erhoffte.

Der Herzog war keineswegs gesonnen, ohne weiteres zurückzugehen. Das Zurückweichen war ihm sehr „gegen die Natur". Er wollte lieber die einzelnen Korps des Königs aufsuchen und schlagen. Die Stellung an der Elster schien ihm hinlänglich sicher zu sein, wenn er mit dem Korps Baden-Durlach, das von Zeitz vorrückte, vereinigt wäre, und wenn Soubise Merseburg besetzte, seine Truppen eiligst zusammenzöge, und den Prinzen Ferdinand, den er noch immer bei Halle vermutete, nicht über die Saale herüber ließe. Vor allem aber wollte er wenigstens Tatsachen abwarten, und nicht auf bloße Gerüchte hin zurückmarschieren.

Der Sicherheit wegen ließ er jedoch die große Bagage nach Zeitz zurückschaffen.

Soubise hatte sich bisher sehr unbestimmt geäußert, so daß der Herzog nicht einmal wissen konnte, ob seine linke Flanke noch durch das Korps Mailly gedeckt wäre oder nicht. Besorgnisse deswegen bestimmten ihn am späten Abend des 26. zu dem Entschlusse, zunächst nach Teuchern zurückzuweichen, im Notfalle aber Schutz hinter dem kleinen Flüßchen Wethau zu suchen. Mit der Mitteilung davon verband er die Bitte an Soubise, Merseburg und Weißenfels besetzt zu halten; die eben eingelaufene Nachricht, daß das Korps Marschall nun tatsächlich an die vereinigte Armee gewiesen wäre, hoffte er, würde dem französischen Kommandeur Mut einflößen. Dabei verschwieg er freilich, daß die Bedingungen die Anweisung völlig illusorisch machten.

Soubise, der an der ganzen Verzögerung und Zeitvertändelei vor Leipzig die Schuld trug, ließ sich dadurch nicht hindern, für alles den Herzog verantwortlich zu machen. Er schrieb an Fumeron: „Sobald er gehört hat, daß der König zurückgekehrt wäre, ließ er seine Armee marschieren, um sich zurückzuziehen und sich uns zu nähern. Seit acht Tagen hat er die empörendsten und beleidigendsten Reden gegen die Nation geführt. Aber das wahre Übel ist, daß er niemals einen bestimmten Plan hat und infolgedessen

eden Augenblick die verschiedenartigsten Befehle gibt. Der Prinz von Hessen und die andern Generäle sind darüber höchst erregt. Ich bürge Ihnen für meine Geduld bis zum Ende des Feldzugs. Ich wiederhole ihm unausgesetzt, daß ich zu seinen Befehlen stehe. Ich führe sie auch oft genug, zu oft aus, da ich ja einmal so gefällig war, mit meiner Kavallerie und den Grenadieren bis hierher vorzurücken. Aber zur selben Zeit bin ich bei wichtigen Angelegenheiten fest; und wenn die Anordnungen einmal beschlossen sind, so bleib ich darauf bestehen, was er auch für Laune deswegen bekommen mag." Dieses verlogene, aber im höchsten Grade bezeichnende Schriftstück schließt der „liebste Mann von der Welt" mit der Unwahrheit: „Ich weiß nicht, ob der König es wagen wird, die Elbe (!) zu überschreiten und Berlin ein zweites mal einem Einfalle auszusetzen!" Am selben Tage aber schrieb er an den Herzog: „Der König hat alle seine Kräfte in Leipzig versammelt! Dresden würde sich, zumal der König acht Bataillone herangezogen hätte," — eine völlig unbegründete Ansicht — „vor Marschall nicht halten können." Es klingt wie Hohn, wenn er, fast beglückwünschend, dem Herzog von einem bevorstehenden „sehr glänzenden Ende der Campagne" spricht und, während er alle Vorbereitungen zum Rückzuge trifft, bramarbasiert: „Man muß den König zwingen, Sachsen zu verlassen, Dresden, Torgau und Wittenberg nehmen. Das sind keine leeren Einbildungen! Wenn die Franzosen völlig vereint sind, bilden sie eine Armee von 30 000 Mann in gutem Effektivstande. Sie kennen die Stärke der Reichsarmee. Da der Wiener Hof Ihnen das Corps Marschall zugewiesen hat, muß er auch an die Mittel, Artillerie und Munition zu den Belagerungen herbeizuschaffen, denken." Nach solchen Worten mußte der Herzog annehmen, daß Soubise in Wirklichkeit voller Angriffspläne stecke und nur auf das Herankommen seines Gros warte. Schrieb der Prinz so mutvolle und tönende Worte nur, um später behaupten zu können, den Rückmarsch über die Saale habe der Herzog verschuldet? Daß er ganz und gar nicht Lust zum Angriff auf Leipzig, geschweige denn zu einem Vormarsch gegen Dresden und die Elbfestungen hatte, erklärt er am selben 27. Oktober in einem Schreiben an den Kriegsminister Paulmy. Es heißt da: „Von Morgen an werden wir stark genug sein, um den König von Preußen zu begegnen, wenn er uns angreifen sollte, aber auf die Reichsarmee, wie stark sie auch sein mag, kann ich nicht zählen. Ich werde mich vor der vollendeten Vereinigung mit Broglies Truppen, die am 29. bis 30. bewerkstelligt werden wird, auf nichts einlassen."

Am meisten zu leiden hatten unter der Unentschlossenheit der Führer die Truppen. Für den 26. war den Reichstruppen ein Rasttag angesetzt, „damit wir nun in Ruhe beratschlagen können, was wir mit den vielen Preußen

anfangen wollten, wenn wir sie in den Händen hätten", wie der ironische Mollinger schreibt. Die Meldungen über den Anmarsch des Königs, die in der Nacht eingelaufen waren, veränderten alles. Am Nachmittage des 26. mußten alle Grenadierkompagnien auf dem Marktplatze in Pegau antreten, dort standen sie, weil man nicht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte, „in größter Kälte, bei entsetzlichem Winde, die ganze Nacht", am 27. früh wurden sie Laudon zugeteilt und marschierten nach Löbschütz, südlich von Zwenkau, von da aber mit Laudon wieder zurück.

Laudon hatte nämlich nach kleinen Scharmützeln am 25. und 26. vor den Toren Leipzigs eine Stellung bei Eythra bezogen. Seine Vorposten standen hart an Lindenau, 3—400 Schritte von den Preußen, die am Nachmittage unter General Retzow, zwei Grenadierbataillone, elf Schwadronen, das Freibataillon Mayr und acht Geschütze stark, das Dorf besetzt hatten. Auf die Mitteilung, die der Herzog ihm am Abend zugehen lassen hatte, daß er sich Soubises Haltung wegen zurückziehen müsse, ließ Laudon sein Gros am Morgen des 27., zumal die Preußen Großzschocher besetzten, nach Pegau zurückgehen, ging aber dann, als St. Germain, der ebenfalls nach Pegau zurückmarschiert war, ihm sagte, „die Ordre wäre wieder geändert," wieder vor und besetzte Audigast und Kobschütz mit dem Gros, mit den Ottochanern und Husaren nahm er persönlich bei Zwenkau wieder Stellung.

Széchényi hatte ebenfalls seine vorgeschobene Stellung, bei Markkleeberg, verlassen und sich über die Elsterniederung nach Kleingörschen, halbwegs zwischen Lützen und Pegau, gezogen, um hier an Stelle des nach Weißenfels abmarschierten Mailly die Deckung der linken Flanke der Reichsarmee zu übernehmen. Das Gros des Reichsheeres stand bei Teuchern, Baden-Durlach bei Mutschau-Hohenmölsen. Die westfälischen Bataillone sollten am 1. November bei Gera eintreffen.

Soubise mit Mailly hielt Weißenfels. Seine Armee war im Begriffe, an der Saale zwischen Merseburg und Naumburg aufzuschließen.

Am 26. war der König mit „Garde du Corps", „Meinecke", „Itzenplitz" und zwei Grenadierbataillonen", etwas Artillerie und Armeetrain in Leipzig eingetroffen. Am 27. folgte das Gros und das Korps des Prinzen Moritz. Am 28. vormittags war Ferdinand zur Stelle; er war, um bei Halle nicht abgeschnitten zu werden, über Delitzsch marschiert, ganz gegen den Willen des Königs, der ihm ungehalten eigenhändig schrieb: „Sie fürchten alles. Sie hatten Befehl auf Halle zu marschiren und Sie sind nicht dahin marschirt. Wissen Sie, daß das gradewegs gegen die Kriegsgesetze handeln heißt?"

Nach anstrengenden Märschen war die Armee vereinigt. Moritz hatte in sechs Tagen 20 Meilen, Ferdinand in vier Tagen 15 Meilen zurück-

gelegt. Trotzdem waren, wie Mitchell in seinem Tagebuche vermerkte, Aussehen und Haltung der Truppen vorzüglich.

Das in sieben Tagen versammelte Heer bestand aus 31 Bataillonen, 45, nach Henkel 43, Schwadronen, zusammen 23 000—24 000 Mann. 2 Bataillone davon wurden nach Halle und Merseburg detachiert, 2 blieben in Leipzig, so daß die schlagfertige Armee 27 Bataillone, 45 Schwadronen = 21 600 Mann zählte.

Am 29. gönnte König Friedrich seinen Soldaten Ruhe. Es ist ihm daraus verschiedentlich ein Vorwurf gemacht worden. Mit Unrecht; Truppen, die derartige Marschleistungen hinter sich haben, müssen einen Tag rasten, wenn sie dann eine mehrtägige entschlossene und nachdrückliche Offensivbewegung durchführen sollen.

Die beiden Kommandeure mußten sich nun schlüssig werden.

Soubise war durch einen Vorschlag Richelieus in zuversichtlichere Stimmung versetzt worden. Herr von Bourcet, der aus dem Hauptquartiere der Großen Armee zurückkam, bot ihm weitere 10 Bataillone und 20 Schwadronen an, wenn er für alle Bewegungen des Königs an Elbe, Saale und Unstrut bürge und die Flanke Richelieus, der hinter die Ocker zurückwollte, decke. Dieses Anerbieten machte dem Prinzen Mut, freilich nur den, an der Saale zu bleiben; zur Ausführung gelangte diese geplante Verstärkung nicht.

Des Prinzen Wunsch war, daß die Reichsarmee eine Stellung hinter dem kleinen Flüßchen Wethau, das zwischen Naumburg und Weißenfels in die Saale mündet, bezöge. Dem widersetzte sich der Herzog aufs äußerste. Für die auf dem linken Saaleufer stehenden Franzosen wäre die Position der Reichstruppen zuvor ein schöner Flankenschutz gewesen, allein für den Fall eines Rückzuges war nur eine Brücke, die bei Kösen vorhanden; „es würde nicht ein Gebein von der gantzen Armee davon gekommen sein," meinte der Herzog.

Ärgerlich sah er den ganzen 28. Oktober verstreichen, ohne daß von französischer Seite etwas geschah, und als die Nachrichten von dem Zusammenziehen der Preußen in Leipzig zum Handeln trieben, sandte er abends um 6 Uhr den Oberst Kolleffel zum Prinzen.

Noch immer sah er die Lage im rosigen Lichte. Er glaubte, sonderbarer Weise, der König wollte sich in Leipzig bis aufs äußerste halten, er berechnete die preußischen Kräfte auf nur 15 000 Mann und die der vereinigten Armee ohne Marschall auf das dreifache davon. Freilich, jene 15 000 wären „eine gute Meute unter einem tüchtigen Piqueur" und diese 45 000 „des moutons dispercés und die nicht zusammenhalten", so daß er, wenn er wählen dürfte, wohl die 15 000 nehmen möchte. Der ganze

Brief, der plötzlich abbricht, zeigt, daß der Herzog der Kriegslage nicht mehr gewachsen war. Es geht ihm alles durch den Kopf. Noch immer spukt das Korps Marschall in seinen Ideen. Marschall soll wenigstens nach Torgau zu demonstrieren! Was der Herzog „für das wichtigste“ hielt, nämlich „mit aller Kraft an die Mulde zu marschiren und sich mit dem die Elbe bei Strehla überschreitenden Marschall zu vereinigen“, war ganz undurchführbar. Er will Leipzig belagern, setzt aber gleich hinzu, „nur wenn der König drin bleibt“, und „der wird nicht so dumm sein sich einschließen zu lassen“ schreibt er an einer andren Stelle. Dann hält er wieder das Einschließen der Stadt für „im allgemeinen undurchführbar“, denn bei den Generälen, die er hätte, würden die Korps vom König einzeln geschlagen. Er träumt sogar nach der Vereinigung mit Marschall von einem Marsche — nach Berlin.

Das bald Ja, bald Nein Sagen der Franzosen, die sich überstürzenden Meldungen von den Vorposten, das Versammeln der Preußen in Leipzig, das Ausbleiben der Nachrichten von Marschall, alles hotte ihn um die klare Überlegung gebracht. Und im selben Augenblicke fast, in dem er von einem Marsche nach Berlin träumt, schreibt er wie vor acht Wochen an Laudon: „Ich wollte, daß der Feind bei Weißenfels über die Saale ging, ich würde ihm eine goldene Brücke bauen.“

Kalt und besonnen blieb im Gegensatze dazu Prinz Soubise, oder besser gesagt, das französische Hauptquartier. Kolleffel gelang es nicht, den Wunsch des Herzogs, gemeinsam eine Stellung bei Zeitz zu beziehen, durchzudrücken. Der Prinz, der ja gar nicht die Absicht hatte, auf dem rechten Saaleufer zu operieren, machte Ausflüchte und hinhaltende Einwendungen. Seine Magazine in Naumburg mußten berücksichtigt werden, vor allem aber das Verhalten des Königs. Deshalb veranlaßte er den Oberst zum Warten. Kolleffel, ein einsichtsvoller und tüchtiger Offizier, billigte die Pläne seines Herzogs im Innern selbst nicht, er ließ sich scheinbar von Soubise, um ihn für zweckmäßige Operationen zu gewinnen, überreden, ritt mit den Franzosen am 29. früh auf Erkundung, und fand, daß die Stellung links der Saale die bessere war. Man beschloß, das Reichsheer deshalb auf die westlichen Uferhöhen zu ziehen, und Soubise gab dafür das nichtsbesagende Versprechen, wenn alles beisammen wäre, und die Tätigkeit der Preußen es gestatte, bis zur Elster, ja sogar darüber hinaus mit vorzurücken und den König zum Verlassen Leipzigs zu zwingen, außerdem aber Halle und Merseburg zu besetzen.

Während das in Weißenfels festgesetzt wurde, war der unruhige Herzog auf einen neuen Plan gekommen. Schon früh um 4 Uhr sandte er am 29. einen Ordonnanzoffizier mit dem Vorschlage: „Statt daß die Reichsarmee über die Saale zurückmarschiert, sollte, da der Feind in Leipzig ruhig stehen blieb, Broglie zu ihr stoßen und dann sollte gemeinsam eine Stellung hinter

dem Bach von Lützen bezogen werden. Dadurch wäre die Verpflegung gesichert und die Ehre gewahrt, und der König müsse zeigen, was er thun wollte. Unter allen Umständen aber müßte St. Germain bei Pegau, das absolut gehalten werden müßte, bleiben."

Er wollte zur Beratung selbst nach Weißenfels eilen, allein Soubise kam selbst, war äußerst liebenswürdig, lud den Baron von Widman, der Tags zuvor im Hauptquartier angekommen war, ein für allemal zur Tafel, ließ sich aber auf keine große Beratungen ein, sondern ritt alsbald wieder davon. Denn seine Absicht, die Saale nicht zu überschreiten, war durch einen Befehl aus Versailles aufs neue gekräftigt worden.

Hier nämlich hatte am 23. in Gegenwart des Königs, der Pompadour, Paulmys und Bernis' ein Kriegsrat stattgefunden, dessen Ergebnis der Befehl an den Prinzen war, nichts zu wagen, denn man wußte, „daß der König von Preußen größte Eile hatte nach Schlesien zurückzumarschieren, und daß somit kein Grund gegeben wäre, eine Schlacht zu wagen" — man wollte die Vernichtung des Königs ja den Österreichern überlassen. Die Pompadour war zwar im höchsten Grade ungehalten, „daß man dem Soubise hinderlich war, sich Ruhm zu erwerben", aber Bernis besaß den Mut, ihr die Notwendigkeit des Befehles zu erklären. Sie sah alles ein, trug es aber nach Frauen Art dem Minister nach.

Paulmy sandte noch am selben Tage im Namen des Königs an den Prinzen diesen Befehl in einem sehr gewundenen Briefstile ab, ohne ihm einen aussichtsvollen Kampf direkt zu verbieten. Dieser Befehl traf am 29. in Weißenfels ein. Soubise antwortete sofort ausführlich darauf: „Ich bin überzeugt, daß der Wiener Hof nicht leicht den Gedanken an eine vorteilhafte Beendigung des Feldzugs, die dem Könige von Preußen in jeder Weise die Hilfsquellen, die ihm Sachsen im Winter bieten würde, verstopfte, aufgeben wird. Die Königin von Polen und alle Sachsen kommen in Bestürzung. Wir haben verkündet, daß wir nach Aufnahme der Verstärkung nicht zögern würden, gegen den König vorzumarschieren. Jetzt stehen wir ihm gegenüber! Der Vorschlag, über die Saale zurückzugehen wird einen sonderbaren Eindruck auf den Herzog machen. Er wird nicht verfehlen, heftig darauf zu antworten, daß die Franzosen nie der gemeinsamen Sache dienen wollten, daß sie sich immer kühnen Bewegungen, die allein zum Ziele führen könnten, widersetzt hätten. Er wird hinzufügen, daß er keineswegs Willens wäre den Fluß zu überschreiten, daß das ein Akt der Furcht wäre, über den der König triumphiren wird; was wahr erscheint, wenn man eben nur den Anschein betrachtet. Am meisten fürchte ich, daß er so tut als wollte er bleiben und daß ich ihm die Trennung vorschlagen muß. — — — Ich vermute, daß er den König zum Verlassen Sachsens bringen will, aber er will seine Truppen

keiner Schlacht aussetzen. Was mir sein Quartiermeister (Kolleffel) sagt, bestärkt meine Ansicht. Wenn ich es nun fertig brächte, in ihm den Gedanken aufkommen zu lassen, daß er selbst den Vorschlag macht, den König durch Umgehung über Halle und die Untere Saale aus seiner Stellung zu bringen, so würde ich sofort darauf eingehen und ihn zur Ausführung anspornen. Ich erkenne zwar die geringe Bedeutung die dieses Unternehmen haben würde, aber für mich ist es die Hauptsache Gehorsam zu zeigen. Es tut mir sehr leid, daß wir soweit vorgerückt sind, und ich kann es mir nicht verhehlen, daß man, wenn wir wieder über die Saale zurück gehen, nachdem wir mit Kräften, die dem König überlegen sind, gegen Leipzig vorgerückt waren, diesen Rückmarsch als schwächlich und wenig ehrenvoll ansehen wird. Ich werde indessen mein möglichstes tun, um den Absichten Seiner Majestät genüge zu leisten . . ."

In diesem Sinne lehnte Soubise den neuen Vorschlag des Herzogs, eine Defensivstellung hinter den Engnissen der Rippach zu beziehen, rund ab. Es wäre auch zu spät dazu gewesen!

Während, wie der Herzog später schrieb, „der 29. unter Disputiren bei der vereinigten Armee verging", hatte der König seinen Vormarsch angetreten.

All die großen Pläne von der Befreiung Sachsens und der Eroberung Dresdens, alle Träume des Wiener Hofes, „daß, wenn die kombinirte Armee den Marsch ohnverlängt antretten würde, alsdann nicht zu zweyfeln wäre, man werde in Balden vernehmen, daß die Chursächsischen Lande [durch Ew. Durchlaucht] von den feindlichen Trouppen gänzlichen gereinigt werden, welches Ihro einen unverwelcklichen Nachruhm zuziehen werde", zerrannen. Und zur gleichen Zeit, da der Vizekanzler dem Herzoge mitteilte, man wisse zwar nicht in Wien, wo der König stände und was er beabsichtigte, man hoffe aber fest auf einen Vormarsch der vereinigten Armeen an die Elbe, „wodurch sothaner König gezwungen würde, sich auf die Vertheidigung zu beschränken", trieben die Reiter „sothanen Königs" die Vorposten des Herzogs zurück.

Seydlitz hatte am 29. mit der Vorhut, bestehend aus allen Husaren, den „Meinicke" und „Czettritz"=Dragonern, zwei Grenadierbataillonen, dem Freibataillon Mayr und mehreren Geschützen, Leipzig verlassen. Bei Markranstädt stießen mittags die Vortruppen auf einander, nach einem kurzen, hitzigen Gefechte zogen sich Széchényis Reiter hinter die Rippach nach Poserna-Großpörsten zurück. Seydlitz drang auf der großen Straße bis über Lützen, nach Röcken vor.

Die beiden Kommandeure einigten sich nun rasch, bei Weißenfels über die Saale zurückzugehen und eine Stellung bei Merseburg und Halle zu nehmen, etwa im Sinne des oben erwähnten Soubiseschen Briefes an Paulmy.

Broglie sollte dabei mithelfen. „Hildburghausen,“ so schreibt Soubise, „wäre nun ganz einverstanden. Sein Plan, sich an der Rippach zu halten, wäre gar nicht ernst gemeint gewesen, sondern entspräche nur der Art des Herzogs, immer viel Kühnheit in schriftlichen Befehlen zu zeigen und die Nichtausführung der großen Pläne seiner Einbildung auf die Franzosen zu schieben.“

Um Mitternacht brach die Reichsarmee auf und marschierte „gerade auf Weißenfels“, wo sie um 4 Uhr früh die Saale zu überschreiten anfing. Laudon und St. Germain erhielten Befehl, zum Gros zu stoßen.

Laudon aber hielt den Vorstoß des Gegners nur für eine Fouragierungsdeckung, noch am nächsten Tage um 10 Uhr vormittags hatte er diese Ansicht. Erst um 1/21 Uhr mittags glaubte er nach sicheren Meldungen daran. Befehlsgemäß wollte er sich an St. Germain anschließen, der hatte aber, nachdem er, den unklar gehaltenen Befehl mißverstehend, zwischen Pegau und Zwenkau hin- und hermarschiert war, um 3 Uhr Pegau bereits endgültig verlassen, ohne auch nur eine Meldung zu hinterlassen, wohin er sich zöge. Er wurde ebenso wie Laudon von den bereits bis Hohenmölsen streifenden preußischen Reitern vom Gros abgedrängt und mußte sich über Zeitz zurückziehen, wo er nach 21stündigem Marsche am 31. früh 1 Uhr ankam. Laudon, der erst um 1/23 Uhr den Befehl zum Rückmarsch erhalten hatte, kam um 5 Uhr nach Pegau, von da wandte er sich nach Zeitz. Auch das Regiment Splenyhusaren ward abgedrängt. Es ging deshalb bei Eulau über die Saale zurück und stieß zum Korps Baden-Durlach, das von Plotha zur Sicherung der Saaleübergänge und der nach Jena marschierenden Bagage des Reichsheeres nach Kamburg und Dornburg marschiert war und, da es die Ansbachdragoner zum Gros hatte senden müssen, außer einer Schwadron „Württemberg“-Dragoner keine Kavallerie hatte. Eine weitere Verstärkung erhielt das Korps Baden-Durlach dadurch, daß St. Germain, der am 31. nachmittags, da er die Pontonbrücke bei Altenburg-Naumburg schon zerstört fand, bei Kösen das Ufer wechselte, die deutschen Grenadierbataillone seines Korps an den Markgrafen abgab und dann über Freiburg den Anschluß an das Gros suchte.

Laudon, das sei gleich hier erwähnt, räumte, als er von der Besetzung Weißenfels' durch die Preußen Meldung bekam, in aller Ruhe das Zeitzer Magazin und ließ es über Gera abtransportieren, dann sandte er die neun deutschen Grenadierkompagnien seines Korps und die in Zeitz bisher das Magazin bewachenden 70 Kürassiere unter Oberstleutnant von Frohmann zur Armee. Sie erreichten über Jena (3.) — Dornburg-Naschhausen (4.) am 5. November nachmittags 5 Uhr Freiburg. Am 2. November zog sich Laudon selbst über Naumburg-Kösen-Freiburg zum Gros. Am 3. traf er bei Baumersroda ein.

3. Weißenfels.

Noch in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober, die unter fortgesetztem Plänkeln der Vortruppen verlief, meldete Seydlitz seinem Könige den Abmarsch der Reichstruppen, mit dem Vorschlage, sie zu überfallen.

Am Morgen um 6 Uhr versammelte der König seine Generäle und gab Marschbefehl.

In Leipzig blieben das Regiment „Hauß" und je ein Bataillon „Anhalt" und „Hülsen", zusammen vier Bataillone, drei Kompagnien „Kalckstein" deckten den Brottransport aus Torgau, das zweite Bataillon „Alt-Schwerin" marschierte am 31. nach Torgau zum Pulvertransport, am 2. November folgte ihm das erste Bataillon nach, so daß von der Armee vier Bataillone drei Kompagnien detachiert waren, das Regiment „Hauß" als Garnison Leipzigs gehörte nicht zur Armee.

Um 8 Uhr, „grad als man in die Kirche gehen wollte", — es war Sonntag — marschierte das Gros ab, eine Kolonne durchs Ranstädter Tor, die andre durchs Peterstor. Abends wurden um Lützen und Schkeitbar enge Quartiere bezogen, in Schweßwitz z. B. 70 Mann in einem Hause, oder bei Altranstädt biwakiert. Der König, der mit Seydlitz bis an das Rippachengnis vorgedrungen war, nahm in Lützen sein Hauptquartier.

Am Abend meldete der tatenlustige Seydlitz, daß der Feind über die Weißenfelser Brücke marschiere und vor dem nächsten Morgen damit kaum zu Ende kommen könnte. Zur Deckung des Abzugs ständen sechs Bataillone und Artillerie bei der Reitbahn auf der Höhe. Der König wollte einen Angriff auf sie nur mit Kavallerie gestatten, deshalb unterließ ihn Seydlitz. Nachts wurde aber noch Retzow zur Vorhut gezogen, damit möglicherweise die zerstreuten Quartiere bei Weißenfels überfallen werden könnten.

Schon um 3 Uhr früh marschierte der König, Prinz Heinrich und Seydlitz mit 14 Bataillonen, den Garde du Corps, Gensdarmes, Rochow-kürassieren, den Dragonern und Husaren bei strömenden Regen gegen Rippach vor. Feldmarschall Keith bekam Befehl, mit dem Rest, 17 Bataillone und 27 Schwadronen, sich marschfertig zu halten. Der König erwartete eine Schlacht, Major Ewald von Kleist, der Sänger des „Frühlings", mußte mit 200 Mann und 200 Wagen für Verwundete folgen.

Hildburghausen hatte am 30. in Burgwerben, Soubise in Corbetha Hauptquartier genommen. Broglie traf mit 12 Bataillonen von der Laucha her in Merseburg ein, die Nassauhusaren besetzten unter Oberst Wurmser am 31. Halle.

Der Übergang war ungestört vollzogen worden. In Weißenfels blieben zur Deckung der Saalebrücke 17 französische Grenadierkompagnien unter Crillon und die Reichsbrigade Rosenfeld, 2 Bataillone Pfalz-Zweibrücken und 2 Bataillone vom bayerischen Regiment „Holnstein“ unter Major von Pechmann. Crillon hatte nach einer Meldung Rosenfelds Befehl, nur bis zum 31. früh stehen zu bleiben, dann aber bei der Armee einzurücken.

Soubise war höchst erfreut, daß es ihm gelungen war, den Herzog „unter dem Vorwande auf Halle zu marschiren“, auf das linke Ufer zu bekommen, der Herzog höchst ärgerlich, daß er hatte nachgeben müssen, obwohl ihm in Wahrheit auch ohne die Flunkerei des Prinzen nichts als der Übergang übrig geblieben war. In seiner guten Stimmung lügt Soubise noch etwas hinzu: „Mit Bedauern verzichte ich auf die Hoffnungen auf ein gutes Ende des Feldzugs, die mir der gute Wille der Truppen und ihr Wunsch nach einem Zusammentreffen mit dem Feinde erweckte, aber ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, einen Augenblick mit der Vollziehung der Befehle des Königs zu zögern, denn das wird immerdar mein höchstes Ziel sein und die Opfer, die es fordert, bald vergessen lassen.“ Von einem Wunsch der Truppen nach Kampf hatte er bisher sowenig wie von ihrem guten Willen zu berichten gewußt! Im Gegenteil, den Mangel an diesen Stimmungen hatte er immer mit als Grund seines Zögerns angeführt. Des Königs Stärke schätzte er fast genau richtig auf 22 000 Mann, nur irrte er sich, wenn er meinte, sie wären in schlechtem Zustande.

Der Herzog in seinem überreizten Tatendrange aber baute immer neue Pläne. Am Abend des 30. noch sandte er an Soubise den Entwurf eines „Handstreichs“, der den König bei Rippach zwischen drei Feuer bringen mußte, — wenn er es abwartete.

Zudem ging es im Hauptquartiere Soubises in diesen Tagen drunter und drüber. Der Herzog gibt in seiner drastischen Weise eine anschauliche Schilderung der Beratungen jener Tage:

„Ein jeder ist Herr und Meister, Soubise aber nicht im Standt, jemanden nur mit Nachdruck zu reprimandiren, vielweniger denn zu bestraffen, mithin werden auch alle seine Befehle verlacht. Er getraut sich nicht, die allergeringste Kleinigkeit ohne Consultirung, ja ich darffe schier sagen, ohne Erlaubnis seiner unterhabenden Generalen und noch geringern Leuthen zu unternehmen; vor mich hat er in der That alle Déférence, und ich mercke offenbar, daß er auch einen ohngemeinen Credit auf meine wenige Kriegswissenschaft setzet, wie er dann mir oftermahlen das Compliment gemachet hat: Sie Sehen die Dinge in großen Zügen, ich vertraue mich viel mehr Ihrer klaren Einsicht und Ansicht als der aller meiner Generäle an. Aber er ist wanckelmütig, die Generäle nie einig, ein wahres Babylon. Ich

selbst mit Bretlack und dem Prinzen von Hessen bin letzthin von ohngefähr dazu gekommen, daß ein solcher seiner Kriegs=Rath oder besser zusagen Sinagoge gehalten wurde. Da waren nicht allein generalen, sondern der gantze kleine Generalstaab, ja Sekretarien und Gott weiß was vor Leuthe dabey. Einige hatten in présence ihres Cheffs die Hüthe auf dem Kopf, ein jeder decidirte en grand capitaine außer derjenige, so hätte decidiren sollen. Mit einem Worte es ware eine rechte Judenschule, und so gehet es alle Tage, mithin wird niemahlen das was ich an Hand gebe, exequirt".

Ja man änderte sogar die Befehle willkürlich ab und ließ den Herzog im Unklaren über die Stellung der Truppen. So hatte er bei Weißenfels, an einen Platz, wo die Preußen leicht eine Brücke schlagen konnten, zwei Bataillone Schweizer und vier französische Schwadronen gestellt, ein französischer General nahm sie ohne weiteres weg und ließ nicht einmal einen Posten zur Beobachtung dort stehen! Was wollte es da besagen, wenn Soubise ihm versicherte, er hätte allen Generalen befohlen, dem Herzoge wie ihm selbst zu gehorchen, „der liebe gute Mann hatte ja selbst keine Authorität".

Am späten Abend des 30. Oktober hatte Soubise dem Herzog gemeldet, daß die ganze preußische Armee mit Sack und Pack Leipzig verlassen hätte und in vollem Marsche gegen die Saale wäre. Entweder müßte Weißenfels mit aller Kraft gehalten werden, oder die Besatzung müßte frühzeitig fort und die Brücke verbrennen. Was an französischen Truppen aus Freiburg und von der Unstrut käme, das wollte er nach dem Brückenkopfe in Weißenfels dirigieren.

Die Meldungen der Husaren liefen spärlich ein. Die eingehendste schrieb Széchényi darüber, daß der Generaladjutant Oberstleutnant von Friese, der ebenso wie sein Kamerad von Conti seiner Grobheit wegen sehr unbeliebt war, sich in Poserna auf eine „sehr unbescheydene Art" benommen, geschimpft und den Hut im Zimmer aufbehalten hätte. Am Abend meldeten die Husaren, daß sich die Preußen völlig über die Rippach zurückgezogen hätten und zogen sich „nach ihrem löblichen Gebrauche" mit Hinterlassung einiger schwacher Vorposten — bis Weißenfels zurück.

Am 31. sollten die Reichstruppen rasten. In Weißenfels hatten die Bayern die Torwache (Oberleutnant Schulz, Leutnant Mendel von Steinfels), die Pfälzer die Hauptwache, die französischen Grenadiere das Schloß besetzt. Man ahnte unbegreiflicherweise nichts von der Nähe der Preußen, die schon seit 3 Uhr im Anmarsche waren.

Das Rippacher Defilé hatte den Marsch des Königs etwas aufgehalten. Ungeduldig wartete er nicht erst, bis Prinz Heinrich den Haupttrupp bei Pörsten=Poserna nach vollendetem Übergange geordnet hatte, sondern ging

mit Seydlitz, — 2 Grenadierbataillone, Freibataillon Mayr, Husaren und Dragonern — rasch gegen die Stadt vor.

Drüben, im Hauptquartiere zu Burgwerben, saß der Generalissimus des Reichsheeres und schrieb einen Klagebericht an den Kaiser. Da, gegen 8 Uhr, stürzte ein Offizier in sein Zimmer: „Von Baron Widmanns Zimmer aus sieht man Preußen marschieren!" Der Herzog „hatte grade Zeit seine Stiefel anzuziehen", rief nach seinem Pferd und eilte ins Zimmer des kaiserlichen Gesandten, das sich rasch mit den Herren des Hauptquartiers füllte. Deutlich sah man, wie gegen die Stadt Kanonen aufgefahren wurden. Man hatte sich noch nicht vom Staunen und der Überraschung erholt, da blitzte es auch schon auf, Schuß auf Schuß donnerte herüber.

Der Herzog und sein Stab sprengten nun im Galopp nach der Stadt, aus der keine Meldung kam. Kein Husar ließ sich sehen.

Die Vorposten Széchényis waren gleichzeitig mit den Preußen hier angelangt. Als die preußischen 24-Pfünder an zu spielen fingen, und ein Hagel von Infanteriegeschossen den von der Höhe aus völlig offenen Marktplatz überschüttete, räumten die Franzosen „ganz schnell", die Reichstruppen in guter Ordnung die engen winkligen Gassen der Stadt, verloren aber in dem Gewühle 4 Offiziere und 105 Mann, die größtenteils gefangen wurden. Rasch drängten die Preußen, vom Könige selbst geführt, nach, es galt vor allem die Brücke zu nehmen und zu sichern, über die die kombinierten Truppen zurückfluteten, „die Confusion war ohnaussprechlich, — — Husaren, Bagage und französische Grenadiere, alles war untereinandervermischt."

Da kommt der Herzog gesprengt. Er sucht die weichenden Grenadiere aufzuhalten und wieder mit vorzureißen. „Wir haben keinen Befehl dazu!" rufen die. Endlich ist er „so glücklich 4 oder 5 Kompagnien mittelst seines Zuredens und allerhand Possenmachen (!) dahin zu persuadiren, daß sie wieder mit herunter gerückt seynd." Einige Geschütze werden in Stellung gebracht, Generalquartiermeister Baron Mengen, die Ordonnanzen des Herzogs und was er nur auftreiben konnte, schleppen Stroh und allerlei brennbares Material auf die Brücke.

Derweilen ist Prinz Georg von Hessen hinüber geeilt und hält, „wahrhaft wie ein Caesar" mit den 4 deutschen Bataillonen der Brigade Rosenfeld und den Grenadieren „Beauvoisis" und „St. Chamont" den wütenden preußischen Angriffen stand. Crillon sammelt, was er zusammenbringt, und besetzt die Insel, ein heftiges Feuer auf die Preußen eröffnend. Langsam ziehen die vier Bataillone ab, Prinz Georg mit den Grenadieren folgt, dann flammt die Brücke auf. In hoher Feuersäule sinkt sie krachend zusammen, zischend fallen die glühenden Trümmer in die Saale. Ein Bogen von 80 Fuß war zerstört, der Übergang gesperrt.

Immer noch knatterte aus dem Gebüsch des linken Saaleufers und der Insel das französische Feuer. Der König ritt selbst, unbekümmert darum, bis an den Brückenkopf vor und beobachtete am Bäckerhause, an dem heute noch eine Inschrift davon Kunde gibt, den Feind. Zwei Offiziere eilten zu Crillon, der — ganz vergnügt frühstückte, meldeten ihm die Nähe des Königs und fragten, ob sie ihn totschießen dürften. Crillon antwortete ruhig, „er habe sie zur Beobachtung der Brücke aufgestellt, die geheiligte Person des Königs müßte stets verehrt werden!"

Bald erstarb das Infanteriefeuer. Die Reichsartillerie, die durch die Bemühungen des Herzogs eine Feuerstellung auf den Höhen an der Merseburger Straße eingenommen hatte, feuerte gegen die Reithaushöhe. Zum Teil hatten die Artilleristen anfangs in der Aufregung „blind" geschossen, nach und nach aber sich in einen förmlichen Geschützkampf eingelassen. Gegen 3 Uhr nachmittags mußten sie das Feuer einstellen, „weil alle kalibermäßige Munition verbraucht und in allen gefüllten Munitionskarren, die umherstanden, nicht eine Kugel mehr war, die in ein Geschütz paßte".

Der Kampf, in dem Friedrich durch des Herzogs Energie nicht das, was er erreichen wollte, nämlich die Rettung und Sicherung der Saalebrücke, erzwingen konnte, hatte dem Reichsheer und den französischen Grenadieren gegen 600 Mann gekostet. Die kurbayerische Infanterie verlor 4 Offiziere, den Regimentsfeldscher Derosa und 185 Mann, davon das zweite Bataillon allein 120 Mann, das Regiment „Zweibrücken" 3 Offiziere, 7 Sergeanten und 240 Mann. Die preußischen Verluste waren gering.

Durch das rasche Vordringen der preußischen Vorhut an die Saale waren die in Zwenkau und Pegau stehenden Korps St. Germain und Laudon, ebenso das Regiment „Spleny" von dem Hauptheer völlig abgedrängt worden, wie bereits geschildert wurde. Eine weitere, noch schlimmere Folge war es, daß Baron Grechtler, der in der Nacht vom 30./31. Oktober Befehl bekommen hatte, aus Zeitz Brot zu liefern, ebenfalls abgeschnitten wurde und auf dem Umwege über Gera, Jena, Weimar und Freiburg den Anschluß suchen mußte, ein Umstand, der das Reichsheer in bitterste Verpflegungsnot brachte, zumal die Truppen keine Brottornister und somit keinerlei Vorräte mit sich führten.

Der Herzog nahm in Markröhlitz sein Hauptquartier, froh, daß die Affäre noch so günstig abgelaufen war. „Es ist ein wahres Miracul gewesen, daß wir bei dieser Kleinigkeit nicht en déroute geschlagen worden seyn." Der kaiserliche Gesandte Baron Widmann war, als das Gefecht begann, schleunigst nach Freiburg abgereist, auch die Aufforderung des Herzogs am folgenden Tage, wieder zu ihm ins Hauptquartier zu kommen, konnte ihn nicht veranlassen, die noch sichere Stadt zu verlassen, obwohl es an allem dort mangelte.

---

4. Der Übergang des Königs über die Saale.

Von seinen Fenstern im Weißenfelser Schlosse sah der König die Reichstruppen am 1. November früh in Schlachtordnung stehen. An ein Erzwingen des Überganges war unter diesen Umständen nicht zu denken. Es kam denn auch nur zu einer kurzen Kanonade; von morgens 10 Uhr an trat Stille ein.

Für den König kam es nun darauf an, sich der Übergänge bei Merseburg und Halle zu versichern. Er hatte deshalb schon am 31. Oktober Keith, dem er dazu noch zwei Dragonerregimenter sandte, befohlen, sich in Besitz der Merseburger Brücke zu setzen und bis zum Abend darüber Meldung zu erstatten. Am 1. schon glaubte er auf diesem Wege dem Gegner „zu Leib gehen" zu können und ein für allemal die Sache zu Ende zu bringen. Keith mußte aber bereits in der Nacht melden, daß er die Brücke zerstört gefunden hätte, und daß der Gegner am linken Saaleufer standhielte. Auch er hatte sich in dieser Lage auf eine kurze Kanonade beschränken müssen. Um aber wenigstens die Brücke in Halle zu halten, sandte er den Prinzen Ferdinand dahin, dem Befehle des Königs zuvorkommend. Dem Prinzen glückte es aber ebensowenig wie ihm und dem Könige, rechtzeitig zur Erhaltung der Brücke einzutreffen. Er konnte nur die seit dem 28. Oktober hier plündernden und kontribuierenden französischen Husaren vertreiben; von einer schon am frühesten Morgen des 31. eingetroffenen preußischen Patrouille war bereits die Brücke zerstört vorgefunden worden, die Franzosen hatten sie am 30. abgebrannt. Ferdinand, der um 10 Uhr morgens eingetroffen war, baute sofort eine Schiffbrücke und sandte noch am 1. November Husaren und Dragoner zur Säuberung der Ufer und Sicherung des Brückenkopfes auf das linke Ufer. Keith eilte ebenfalls nach Halle.

Der König, der anfangs nur die Absicht hatte, bei Weißenfels „allerlei Demonstrationen" zu machen, befahl noch am 1. November dem Hauptmann Gaudi, bei der Herrenmühle, an einem vom linken Ufer schwer einzusehenden Platze, eine Brücke zu errichten. Vonseiten der Reichsarmee, die den ganzen 1. mit einer französischen Brigade bei Weißenfels stehen blieb, ward kein Versuch gemacht, den Brückenbau zu verhindern.

Durch die Zerstörung der Übergänge hatte die vereinigte Armee die Pläne des rasch vorwärts drängenden Königs erfolgreich aufgehalten. Der ganze 1. November verging in einer gewissen Verwirrung. Im Hauptquartiere verlor man völlig die Fühlung mit Keith. Der König war ärgerlich und verstimmt. An Moritz, der bei Trebnitz, s. ö. von Merseburg, Stellung genommen hatte, schrieb er: „Ich bin sehr embarrassiret. Schreiben

Sie mir doch, ob es möglich ist oder nicht, eine Brücke bei Merseburg zu machen, um allda herüber zu kommen, oder ob es nicht practicable ist, auf daß ich weiß, wornach ich mir zu richten habe. Hier campiret die Reichsarmee. Ich lasse 4 Bataillone hier und ziehe mir in die Gegend von Corbetha, um auf allen Seiten gleich nahe zu seind. Schreiben Sie mir geschwinde alle Umstände, daß ich gewiß weiß, wornach ich mir zu richten habe. Adieu." Diesem Befehle, den Moritz nach Mitternacht erhielt, folgte rasch ein zweiter. Der König hatte beschlossen, „ungefähr nach Kriegsdorf," also zu Moritz zu marschieren, da er es für sehr gefährlich hielt, Merseburg zu entblößen, denn die Franzosen könnten die Brücke leicht wieder herstellen, und gegen Leipzig vorbrechen. Er wollte zwischen Weißenfels und Merseburg über die Saale, „dann kommen wir dem Feind im Rücken und schneiden ihm von seine Magazine ab, das ist sicher."

Die Nacht vom 1. zum 2. verbrachte der König in Dölitz an der Rippachmündung. Er war unruhig und aufgeregt. Von Keiths Stellung war noch keine Meldung da. „Der Feldmarschall muß wieder hierher!" schrieb er an Moritz. Ein Übergang bei Halle würde dem Feinde den Weg von Naumburg nach Leipzig, wohl gar nach Torgau öffnen. Am Mittag des 2. wollte Friedrich bei Schladebach sein, Moritz sollte, wenn er könnte, persönlich zu ihm kommen.

Da kam die Nachricht, daß die Reichsarmee von den Weißenfelder Höhen aufbräche. Die Erregung des Königs steigerte sich. „Schaffen Sie mir, ich bitte Ihnen, Nachricht von Keith; ich weiß noch nichts von ihm," befahl er Moritz durch einen Kurier, „ich muß wissen was da passiret, sonsten mache ich lauter falsche Mouvements. Es scheint als wenn Hildburghausen nach Merseburg marschirt, könnte man über die Saale kommen, so wäre man sie im Rücken, das würde eine schöne Kurzweil geben." Da kam eine Meldung von Moritz: „Der Feind hat die Merseburger Gegend geräumt und zieht nach Südwesten ab." Patrouillen, die mit Kähnen über die Saale gefahren waren, hatten es erkundet.

Nun faßte der König den Entschluß, so rasch als möglich bei Weißenfels über die Saale zu gehen, hier sollte um 4 Uhr die Brücke fertig werden. Er wollte „à la pandoure" vorgehen und dem Gegner die Zufuhr von Freiburg abschneiden.

Keith sollte, da die Merseburger Brücke nicht so schnell, daß man sie zum Übergange benutzen könnte, fertig sein würde, Moritz an sich nach Halle ziehen, — der König hatte inzwischen seinen Aufenthalt erfahren; — könnten sie aber dort nichts ausrichten, so sollten sie schleunigst nach Weißenfels eilen.

Keith, der nachmittags um 5 Uhr diesen Befehl bekommen hatte, ant-

wortete sofort, daß er seine Dragoner und Husaren zur Beunruhigung des feindlichen Abmarsches vorgesandt und Moritz befohlen hätte, ebenfalls seine Kavallerie durch die Merseburger Furth vorgehen zu lassen. Der König, der inzwischen den Übergang über die Saale auf den nächsten Morgen festgesetzt hatte, zog dazu den Feldmarschall an sich, die ebenfalls beabsichtigte Vereinigung mit Moritz konnte aber erst auf dem linken Ufer erreicht werden. Er selbst ritt mit seinen Reitern noch abends nach Weißenfels und übernachtete im Schlosse. Seinen Gegner glaubte er auf der Flucht nach Querfurth; mißgestimmt, zweifelte er bereits daran, daß er ihn einholen würde.

Noch am Abend des Gefechtstages bei Weißenfels hatte der Herzog zwei Regimenter mit den Generälen Wildenstein, Kolb und Stolberg zur Bedeckung der Unstrutbrücke nach Freiburg entsandt. Es lag dazu eigentlich kein Grund vor, fast scheint es, als habe er sie auf gute Art los werden wollen, wie den Markgrafen von Durlach.

Während er im Hauptquartiere zu Storkau allerlei Pläne spann und schließlich, wenn ihm Soubise nur mit Brot und Heu aushelfen wollte, sich zum Angriff oder zum Zurückgehen bereit erklärte, hielt der französische Kommandeur in Großcorbetha mit fünf Generälen einen Kriegsrat ab.

Er hatte keine Lust zu weiterem Marschieren oder Kämpfen. Waffenstillstandsgerüchte durchliefen das Hauptquartier, man sprach von baldigem Frieden mit den Preußen, und aus Halberstadt wurde das Beziehen der Winterquartiere gemeldet. Warum sollte man da hier an der Saale die ermüdeten Truppen noch mehr strapazieren? Nordwestlich abzumarschieren und sich der großen Armee nähern, das schien das beste zu sein. Der König würde zwar sicherlich über die Saale vorstoßen, aber Kampfeswünsche traute ihm Soubise nicht mehr zu, nur die Sorge um ruhige Winterquartiere würde dem Könige noch einige Bewegungen abnötigen. Da es aber immerhin sicherer schiene, wollte der Prinz mit der Reichsarmee vereinigt eine Stellung bei Mücheln beziehen, vielleicht könnte man sogar den König schlagen, was die Truppen „glühend wünschten", wie er dem Kriegsminister ruhig vorlog, auf alle Fälle aber wäre es sein Hauptziel, „sich den Befehlen und Absichten seines Herrn und Königs vollkommen anpassen" und die Truppen nicht ohne zwingende Notwendigkeit in Gefahr bringen. So schrieb er an Paulmy; widerspruchsvoller und unklarer kann sich ein Kommandeur kaum über seine nächsten Pläne aussprechen.

Der Herzog war mit dem Plane, bei Mücheln gemeinsam eine Stellung zu suchen, einverstanden. Nachdem er am Vormittage des 2. November noch zwei Stunden lang mit sechs Geschützen gegen das Saaletor von Weißenfels kanoniert hatte, ohne wesentliche Beschädigungen anzurichten, folgte er nachmittags den Franzosen, die schon tags vorher von Kötschen die Gösel auf-

wärts marschiert waren, nach Mücheln. Das Hauptquartier, das erst in Frankleben sein sollte, kam in das Edelmannshaus zu St. Ulrich.

Die neue Stellung, rechter Flügel südlich Obercrumpa, linker südwestlich von Mücheln, war nicht vorteilhaft, das sah auch Soubise ein, der seine Ansicht ruhig in einem Mémoire, das er dem Herzog am 2., abends 8 Uhr, zusandte, niederlegte, während der fieberhaft erregte Hildburghausen „wie ein Adler gegen die Stellung geschrieen hatte". Der Prinz schlug in der richtigen Einsicht, daß die Stellung nur dann gut wäre, wenn der König von Halle oder Merseburg aus anrücke, daß sie aber, wenn er von Weißenfels her käme, geändert werden müßte, dem Herzoge vor, seinen linken Flügel an die Franzosen zu lehnen und den rechten zur Sicherung der Unstrut nach Freiburg zu auszudehnen und diese Änderung am nächsten Tage zu vollziehen. Daß sie erst am Abend des 3. November zur Ausführung gelangte, lag wohl an den persönlichen Differenzen der Kommandeure. Hildburghausen selber schildert das Lager am 2. als „so konfus, dergleichen ich die Tage meines Lebens nicht gesehen", er hoffte es ebenfalls „morgen verändern zu machen, wenn anders die kleinen apostel (die französischen Generäle) nicht dagegen seyn".

Der Übergang des Königs über die Saale und sein Vormarsch von Weißenfels her sollte auch die „kleinen apostel" zwingen, sich in die unbequeme Veränderung des Lagers zu fügen.

Am frühesten Morgen des 3. Novembers überschritt der König auf der bei der Herrenmühle erbauten Brücke die Saale; ihm folgte das um 4 Uhr früh am Brückenkopfe eintreffende Gros unter dem Prinzen Heinrich. Um 2 Uhr mittags war der Übergang vollendet, und der König befahl, um feindlichen Truppen, die etwa von Kösen her gegen seine rückwärtige Verbindung vordringen könnten, nicht selbst den Weg dazu geöffnet zu haben, den Abbruch der Brücke. Das Wort Henckels von Donnersmarck, der Friedrich deswegen „einen zweiten Ferdinand Cortez" nennt, ist nicht im bewundernden Sinne, wie es überall zitiert wird, gesagt worden; Henckel wollte damit als „Frondeur" vielmehr eine bissige Kritik zum Ausdruck bringen; nennt er doch den Übergang „eine militärische Unbesonnenheit"! und sagt er doch auch, „der Krieg wäre jetzt in einen förmlichen Wettlauf ausgeartet"!

Zum Versammlungsplatz bestimmte der König während des Überganges das Dorf Kayna. Nach dem Uferwechsel traf die Meldung ein, daß der Feind bei Mücheln lagere, und Friedrich wollte deshalb einen neuen Vereinigungsplatz bestimmen; neue Meldungen veranlaßten ihn aber zum Beibehalten des ersten.

Gegen Abend, etwa um $4^1/_2$ Uhr, bezogen die Truppen bei Braunsdorf-Neumark das Lager. Fast zur selben Zeit traf Moritz, der um 8 Uhr früh

Merseburg verlassen hatte, ein, die letzten Regimenter waren um 7 Uhr im Lager. Nur die Kolonne des Prinzen Ferdinand fehlte noch. Er traf gegen Mitternacht in der Nähe des Lagers ein, war aber etwas zu weit westlich abgekommen und stieß bei Crumpa unvermutet auf den Feind. Einige Kanonenschüsse, die er nun als Signal abgeben ließ, und die der König sofort beantwortete, wurden von der kombinierten Armee für ein Zeichen zum Angriff gehalten und brachten große Unordnung hervor. Ferdinand marschierte unterdessen in aller Stille durch Neumark ins Lager, das rechts sich an die Gösel, links an die Leiha lehnte.

Ungestört vom Feinde, obwohl Széchényi um 6 Uhr morgens schon genau das Vorbrechen in drei Kolonnen mit dem bitteren Nachsatze, „Husaren wären hier viel nötiger als in Naumburg“ gemeldet hatte, hatte die preußische Armee in einer Frontbreite von fast 35 Kilometern den Übergang über die Saale vollzogen!

König Friedrich hoffte zuversichtlich, daß es am folgenden Tage zur Entscheidungsschlacht, „die wohl der Kurzweil ein Ende machen würde“, kommen müßte. Eine Erkundung, die er sofort nach dem Eintreffen bei Braunsdorf mit Seydlitz und den „Garde du Corps“, den Gensdarmen und fünf Schwadronen Sekulihusaren über die Schortauer Höhen vornahm, ließ diese Hoffnung wachsen. Die Stellung war zu einem Angriffe wie geschaffen, was ja auch die Kommandeure des Gegners bereits eingesehen hatten. Nachdem die Husaren bis in das, trotz aller Meldungen vom Heranrücken der Preußen völlig ungesicherte Lager hineingeprescht waren, eine Anzahl Soldaten aus den Zelten geholt und verschiedene Pferde mitgenommen hatten, kehrte der König nach Braunsdorf zurück. Hier, im Pfarrhause, gab er die Befehle zum Angriffe für den nächsten Morgen. Die Mannschaft durfte sich nicht ausziehen, alles sollte marschbereit bleiben. Früh um 3 Uhr sollte die Kavallerie den Vormarsch eröffnen, ihr sollte die Artillerie, dann die in zwei Treffen formierte Infanterie folgen, eine Anordnung, die sowohl zu einer Erkundung im großen Stile wie zur Schlacht geeignet war und die am 5. zum Siege führen sollte.

Allein, die Nähe der preußischen Armee hatte das vereinigte Heer zu einer raschen Stellungsänderung gezwungen. Als es dunkel ward, ward eine Position genommen, die einen Angriff des Königs unmöglich machen mußte. Der linke Flügel hielt Mücheln und war außerdem durch einen Teich geschützt, der rechte Flügel, von der Reichsarmee gebildet, lehnte sich an Branderoda, die Wälder vor und südlich Branderoda, das Hakenholz und das Taubenholz wurden durch Schanzen und Verhaue geschützt und von den Regimentern „Würzburg“, „Kurtrier“, „Darmstadt“ und der fränkischen Infanterie besetzt. Die kaiserliche und Reichskavallerie hielt nördlich des Dorfes

Verbindung mit dem französischen rechten Flügel, der ebenfalls durch eine Schanze, die von zwei Schweizerbataillonen besetzt war, verstärkt wurde und vom französischen Reservekorps und zwei Reiterregimentern unterstützt werden konnte. In der Mitte des ersten französischen, halbmondförmig gestellten Treffens war eine Öffnung gelassen, die es 26 bereit stehenden Schwadronen gestattete, zum Angriff vorzubrechen.

Ruhig war der Stellungswechsel nicht vor sich gegangen. Schon der Husarenangriff am Abend hatte eine Panik im Lager hervorgerufen, Hildburghausens Equipage riß aus und war nicht mehr zu finden, so daß der Herzog abends weder einen Sekretär noch Feder und Papier hatte. Die Signalschüsse, die Ferdinand und der König um Mitternacht austauschten, brachten völlige Verwirrung auf einige Zeit. Doch gelang unter dem Schutze der Nacht noch, das neue Lager zu beziehen. Auf lange Zeit haltbar war es aber bei allen taktischen Vorteilen schon deshalb nicht, als das nächste frische Wasser für einzelne Truppenteile über eine Stunde entfernt war.

Nur kurze Zeit konnte sich der König Ruhe gönnen. Er schlief in der Oberstube des Pfarrhauses in seinem Feldbett bis um 2 Uhr, dann stand er auf und kam um 3 Uhr zur Vorhut. Die Nacht war gegen Morgen hell geworden, der an diesem Tage ins dritte Viertel tretende Mond beleuchtete sie. Es war warm, und die Wege waren trocken.

Um 4 Uhr stand die Armee marschbereit. Die Soldaten sangen: „Wach' auf mein Herz und singe" und „In dich hab' ich gehoffet, Herr", ein Feldprediger hielt eine kurze Ansprache über V. Mos. 7, dann ward der Marsch unter dem Gesange: „Es wolle Gott uns gnädig sein" angetreten. Der König, der mit der von Seydlitz geführten Vorhut vorging, fand zu seinem größten Ärger die veränderte Stellung und den „bis an die Zähne bewaffneten" Feind darin gefechtsbereit. Er mußte deshalb von einem Angriffe, der nunmehr aussichtslos erschien, absehen.

Am Fuße der Schortauer Höhen ließ er die Infanterie halten, bis die vortrabende Kavallerie auf den Höhen in drei Treffen formiert war, dann ging sie über die sumpfigen Leihaniederungen zurück in eine neue Stellung von Bedra bis Roßbach, die nur auf drei engen Straßen zugängig war. Hierauf ritt auch die Kavallerie von den Höhen zurück und formierte hinter den zwei Infanterietreffen das dritte Treffen. Die Vorhutskavallerie, etwas Artillerie und Mayr blieben dicht bei Leiha auf dem Hügel stehen, der dem Gegner die Einsicht in den rechten preußischen Flügel entzog.

Den Rückmarsch des Königs begleitete der Gegner mit wenig Patrouillen, heftigem, aber fast ganz wirkungslosem Artilleriefeuer und mit sehr viel Musik. Alle Musikbanden stimmten an, alle Trompeten bliesen, alle Tamboure und Pfeifer „machten rejouissance, als wäre eine große Schlacht gewonnen",

was den schon sehr ärgerlichen König arg verstimmte, wie es noch in seinen Werken bei der Beschreibung des Tages nachklingt: „Ärgerlich war es, aber man mußte die deutsche Ruhe der französischen Leichtfertigkeit und Prahlerei entgegenstellen.“

---

5. Vor dem Zusammenbruche.

In einer Flugschrift jener Tage heißt es: „Es hat entweder mit der gerühmten Höflichkeit und Leutseligkeit der Franzosen eben die Bewandnis, wie mit der Schönheit manches Frauenzimmers, welches vortrefflich fernet, in der Nähe aber die Häßlichkeit selbst ist, oder sie fangen an, welches mir glaublich ist, sich ungleich zu werden.“ Nein, sie wurden sich nicht ungleich, es waren die echten Nachkommen der Mordbrenner Turennes und Melacs, die als kaiserliche Hilfstruppen jetzt die schönen Thüringschen Lande verheerten. Sie plünderten und verwüsteten, schändeten und mordeten, sengten und brannten bei Freund und Feind, und machtlos standen die französischen Kommandeure, machtlos stand der deutsche Generalissimus dem schrecklichen Hausen und Wüten der französischen Soldateska gegenüber, ja nicht einmal den unerhörten Freveln, denen die lutherischen Kirchen zum Opfer fielen, dem schmachvollen Besudeln der Bibeln und Altäre, den fanatischen Exzessen, die von dem Greuel des dreißigjährigen Krieges nicht übertroffen werden, konnte man Einhalt tun. Aufgehetzt von ihren Kaplänen und durch das schlechte Beispiel ihrer Bundeskameraden verführt, beteiligten sich an den Kirchenschändungen leider auch deutsche Truppen. Verzweifelt schreibt der Herzog an den Kaiser über die „enormen Excesse, die dann nunmehro so weit gehen, daß einem die Hauth schaudert nur davon zu reden, und wahrhafftig Gott ohnmöglich zu denen Kriegsoperationen solch unchristlichen und ruchlosen Volks seinen Segen geben kann“, und noch drei Wochen nach der Schlacht klagt er, unter der Beteuerung, daß von religiösem Fanatismus unter den Reichstruppen nichts (!) zu spüren wäre, daß „die Franzosen durch ihr unmenschliches Verfahren in denen acatholischen Landen, besonders gegen die Geistlichen und die Kirche diesen Glaubensverwandten überflüssige Gelegenheit zu einer Verbitterung an Hand gegeben hätte“. Auch einsichtsvolle Franzosen beklagten die ihren Namen besudelnden Ausschreitungen der Truppen. So schreibt der Hospitalgeistliche Briaucourt: Ein Jahr der Besoldung der Soubiseschen Armee würde kaum hinreichen den in der Rückzugslinie allein durch Plünderung verursachten Schaden zu decken. „Sie haben ge-

plündert und gemordet, .. die Diener plünderten wie die Soldaten." Ebenso äußert sich Bourcet, und Bernis sagt: „Die Indisciplin unserer Truppen, die schmutzige Habsucht unserer Generäle, ihre unersättliche Gier erregen das ganze Reich gegen uns. . . . Wir entehren den französischen Namen und wir sterben vor Hunger infolge des Anwachsens unserer eigenen Diebe."

Mit Zorn und Scham und Angst um die Zukunft empfing am Tage vor der Schlacht der Herzog von Hildburghausen die Meldung, daß 4000 bis 5000 Plünderer und Marodeure durch die Dörfer und Wälder in der Nähe des Lagers zogen. Nur die Hälfte davon gehorchte dem Rufen des Generalmarsches!

Was würde das Ende sein? Schwerste Sorgen lasteten auf dem Herzoge. Die Rapporte seiner Generäle, die Meldungen Grechtlers, des Armeeintendanten, lauteten immer trostloser. Die Truppen hungerten seit dem Übergange über die Saale!

Grechtler hatte, wie erwähnt wurde, mit dem Magazine von Zeitz den Umweg über Jena, Weimar, Freiburg machen müssen. Die Soldaten hatten das wenige, was sie, mit Brottornistern nicht ausgerüstet, an Brot mit sich führen konnten, bald verzehrt, nirgends gab es dafür Ersatz. Grechtler eilte zu Soubise, der ihm ein Billet an den Intendanten Orlic in Merseburg mitgab, dieser sollte wenigstens auf einen Tag aushelfen. Orlic war gerade mit dem Aufladen seines Magazins beschäftigt, als Baron von Grechtler zu ihm kam; „Warum habt Ihr Euch abschneiden lassen?" fragte er höhnisch und fügte angesichts seiner beladenen Wagen hinzu, er hätte selbst nichts, die Deutschen sollten nur sehen, wo sie was bekämen! Auch Gayot lieferte den deutschen Kameraden nichts aus, „obwohl sie Getreide und Schlachtvieh im Überflusse zusammengestohlen hatten, so daß sie, nachdem der Herzog Geld an seine Truppen hatte verteilen lassen, Brot verkaufen konnten!" Als Grechtler voller Verzweiflung endlich etwas Mehl gefunden hatte, ließen ihn die Franzosen nicht an die Backöfen heran, und als er 100 Schafe mit Mühe und Not zusammengebracht hatte, kamen die französischen Hilfstruppen und nahmen sie trotz aller Wachtposten weg. So fehlte den Truppen alles. Oberst v. Coll mußte an seinen Kurfürsten nach Trier berichten: „In sieben Tagen haben wir kein Brodt gehabt, weilen uns keines zugebracht werden können; vom 28. vorigen monaths haben wir biß auf den Tag der battalie ohne Zelten campiren muesen, weilen alle pagage par ordres zurückgeschickhet wahre. Summa, wir haben eine entsetzliche kälte undt noth außgestanden." Ein andrer schreibt: „Es sind nun schon acht Tage, daß unsere Leute keinen Bissen Brot gehabt haben, sondern sich mit Rüben und Rettichen, die sie aus der Erde ziehen, ernähren müssen." Kein Holz, kein Stroh! Mit zerrissenen Kleidern und Schuhen lagen die hungernden und frierenden Reichs-

soldaten auf den Feldern bei Branderode. Keine Aussicht auf Besserung eröffnete sich ihnen. Der Oberst Hoffmann, der nach Eisenach zurückgesandt wurde, fand alles ausgeplündert und konnte für kein Geld ein Gebund Heu mehr bekommen.

Der Herzog war der Verzweiflung nahe. An den Kaiser schrieb er am 3. November aus Mücheln: „Grechtler hat gesagt, mehr als zehnmal, daß die Franzosen uns mit Fleiß zugrunde gehen und crepiren machen, wie denn eben de facto der Casus existiret, daß unsere Leuthe in vier Tagen kein Brodt gesehen." Es sei „fast nichts anderst vor zu sehen, als daß wir sobald uns der Feind in die Nähe kombt, wäre es auch der allerverächtlichste Trupp, geschlagen werden müssen." . . . „Es stehen mir die Haare zu Berge, wenn ich daran denke, wie es im Angesicht des Feindes ablauffen werde, denn wann nicht Gott ein besonderes Miracul in favor der allgemeinen Sache würcket, so ist es mathematice zu beweisen, daß wir ohnausbleiblich geschlagen werden müssen." Ein anschauliches Bild der Verwirrung im Hauptquartiere, der von allen Seiten hereinbrechenden Sorgen und der gefahrvollen Lage gibt der Herzog selbst in einem späteren, neun Foliobogen umfassenden Briefe an den Vizekanzler: „Bald kommt ein General oder ein Offizier vom Reichsheere und bittet mich um Brot; bald erscheint ein Husar, der hundert feindliche gesehen haben will und mir schwört, daß er so und so viele Kolonnen Infanterie und Kavallerie erblickt hat. Jetzt seh ich einen Adjutanten Soubises hereintreten, der, ganz außer Atem, mir meldet, daß die Herren Franzosen ohne meine Zustimmung den ganzen ausgemachten Plan umgestoßen haben, ein anderer berichtet, daß man Truppen von Plätzen entfernt hat, auf die sie nach meinen Befehlen hingestellt worden waren. Nun höre ich einen Krawall französischer Soldaten, die den unsern die für sie erst gekauften Hammel wegnehmen und die nun die Frechheit besitzen, mir zu sagen, sie hätten auf Befehl gehandelt. Einer kommt und beschwert sich, daß dieselben Franzosen alle Äste von unseren Verhauen wegnehmen und diese dadurch verteidigungsunfähig machen. Hier ein Bauer, der sich mit zerschlagenem Schädel, einen zerschmetterten Arm oder dem Flintenschuß eines Marodeurs quer durch den Bauch vorstellt, — da eine Mutter, trostlos über die Schändung ihrer Tochter, der Pastor kommt mit zum Himmel erhobenen Händen und schreit um Erbarmen, man hat seiner Frau in seiner Gegenwart Gewalt angethan bis sie ihren Geist aufgab. Er bat um Herausgabe der Kelche und der Kirchenschätze . . Ein Edelmann jammert über seine Spiegel, Wagen und Möbel, die man ihm zertrümmert hat, oder er beklagt seine Wechsel und Wertpapiere, die ihm zerrissen wurden. Kurz lassen Sie sich das übrige von O'Flanagan erzählen und sagen Sie mir dann, liebster Graf, ob man nicht hundertmal lieber auf der Galere als bei einer

solchen Armee wäre“ . . . „Eine solche Armee sieht nicht aus wie eine Armee, sondern wie ein Haufen von Räubern, zum Dienst nicht zu gebrauchen.“

Und doch zwang bitterste Not den Herzog zu seinem Verhängnis zum Kämpfen! Nur das konnte die Armee retten!

Denn von den zwei allein möglichen Auswegen, dem Kampfe oder dem Rückzuge, blieb nur der erste offen. Der König war zu nahe an die vereinigte Armee herangekommen. Bei einem Rückzuge würde er mit seinen „wie die Vögel flinken Regimentern“ die Armee, „die kaum von Platze zu bewegen war“, überfallen und zerschmettern.

Am 4. November hatte der Herzog ein längeres Gespräch mit dem „tapferen, bewunderungswürdigen Laudon“, der der Verpflegungsnot wegen auch zum Schlagen riet, und zwar schlug er vor, in der Nacht die gesamte Kavallerie, die am linken Flügel unverwendbar war, und einen Teil der Infanterie rechts herüber zu ziehen, die übrige Infanterie aber, während man den König in der Front alarmierte, auf die Höhen des linken Flügels zu nehmen und dann mit Tagesanbruch gleichzeitig den König von beiden Flügeln her anzugreifen, in der geschützten Front aber zu beschäftigen. Der Herzog lehnte mit Bedauern diesen Plan ab, „da die Franzosen in der Nacht nicht gerne marschirten.“ Daß Laudons Gedanke sehr viel Erfolgversprechendes hatte, liegt auf der Hand.

Das beste wäre sicherlich gewesen, wenn die vereinigte Armee den Kampf ganz hätte vermeiden und den König, dem erprobten Systeme Soubises folgend, weiterhin in Thüringen hätte festhalten können. Im Osten hätten Daun und Prinz Karl ihre Eroberungen inzwischen vollenden können, und bei der vorgerückten Jahreszeit wäre dem Könige eine Rückeroberung in diesem Jahre unmöglich geworden. Diese Ansicht spricht auch Friedrich der Große in seiner Geschichte des Krieges aus.

Allein, das schien jetzt unmöglich, man konnte den Kampf nicht mehr vermeiden, man hatte sich den König dazu viel zu nahe herankommen lassen. Der preußische Operationsbereich, der durch die Verpflegungsbasis Leipzig bedingt wurde, reichte, wie bereits früher erwähnt, bis Erfurt, im Notfalle bis Gotha. Die an rasche Bewegungen gewöhnten preußischen Truppen, beherrscht durch die geschlossene Leitung eines genialen Geistes, hatten also noch einen weiten Spielraum; der König, der eine Entscheidung durch eine Schlacht dringend nötig hatte, um „hier einmal fertig zu werden“ und unverzüglich dann zur Rettung Schlesiens zu eilen, war fest entschlossen, seine Gegner, die jetzt nicht mehr wie sonst Tagesmärsche weit, sondern nur wenige Kilometer entfernt standen, nicht mehr aus dem Garne zu lassen. Es mußte also geschlagen werden.

Dieser Einsicht verschloß sich Hildburghausen, im Hinblicke auf seine hungernde Armee freilich schweren Herzens, nicht mehr. Nun wollte er, mußte er auf einen raschen Entschluß drängen.

Mit ihm stimmten eine große Anzahl von Generälen überein, darunter St. Germain, der einen Rückzug für ebenso schimpflich als gefahrvoll, also unmöglich ansah. Soubise freilich wollte bei seinem alten System bleiben, er wollte sich auf irgend eine Weise „wegziehen“, „ihm juckte es durchaus nicht in den Händen“. Auch Bourcet riet ihm dazu.

So hatten sich, als man am 4. abends zu einem Kriegsrate zusammentrat, zwei Parteien gebildet, jede geführt von einem der Oberkommandeure. Der Herzog vertrat energisch die Offensive. Soubise wollte, falls die Preußen in ihrer Stellung blieben, sich rechts wegziehen und war überzeugt, „daß der König sie dabei in Ruhe lassen würde, denn er hätte sehen müssen, daß man ihn nicht fürchte“.

Der Herzog erklärte dagegen, man müßte auf den Feind losgehen, ihn, da er in der Front und der durch die Leihaniederungen vollkommen geschützten rechten Flanke unangreifbar wäre, durch Umgehung seines linken Flügels in den Rücken zu kommen suchen und angreifen. Stehen bleiben, und, wie man es sonst wohl gemacht hätte, den König abermals gegen die feste Stellung anrennen lassen, war durch den Lebensmittelmangel und die kühlen Nächte, die andauerndes Biwakieren verboten, unmöglich geworden.

Der Prinz machte noch allerlei Einwendungen. Er gedachte der Befehle seines Hofes, nichts zu wagen und das Arrangement der Winterquartiere nicht zu gefährden, konnte aber schließlich doch einen Beschluß im Sinne des Herzogs nicht verhindern.

Man einigte sich dahin: Am nächsten Morgen bricht die vereinigte Armee unter Zurücklassung des Korps St. Germain auf den Schortauer Hügeln in der Weise auf, daß nach dem rechten Flügel ab- und in großem Bogen um den preußischen linken herummarschiert wird. Auf den Höhen von Pettstädt-Obschütz-Reichertswerben wird ein Lager bezogen, das sofort befestigt wird. Dann wollte man abwarten, was der König infolge der Veränderung tun würde, wenn es aber möglich wäre, sollte alsbald auf Merseburg zu weiter marschiert werden, um den König von seiner Basis zu trennen oder zum mindesten eine starke Affäre mit seiner Nachhut zu bekommen, von der man sich in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Saaleüberganges sehr viel versprach. Dabei sollte die Reichsinfanterie dergestalt verwendet, man kann schon sagen unschädlich gemacht werden, daß sie zunächst bei Branderode stehen bliebe, das erste Treffen vor, das zweite hinter sich vorbeimarschieren ließe und sich als eine Nachhutskolonne anschlösse.

Soviel hatte also Soubise doch erreicht, daß man nicht in einem Zuge

zum Angriff auf den linken Flügel des Königs übergehen wollte, so sehr der Herzog dazu drängte. Große Aussichten konnte die Bewegung, in diesem Kompromisse durchgeführt, nicht versprechen; auf alle Fälle hätte sie dem Könige Zeit gelassen zu einer entsprechenden Gegenmaßregel. Insgeheim aber dachte der Prinz gar nicht ernstlich daran, die beschlossene Bewegung auch wirklich auszuführen; er wollte in seiner erprobt guten Stellung bleiben, wenn er es nur irgend durchsetzen könnte, oder überhaupt sich „rechts wegziehen".

Nach Versailles schrieb er nachts einen Brief, in dem er prahlerisch den „Erfolg" des 4. Novembers beschreibt: „Morgens schien es bestimmt, als wollte uns der König angreifen. Allein nach einer Erkundung ging er zurück. Wenn die Preußen morgen in ihren Stellungen bleiben, werden wir uns rechts wegziehen, und ich glaube, er wird uns in Ruhe lassen. Er hat gestern sehen müssen, daß man ihn nicht fürchtet. Ich kann Ihnen die Freude nicht ausdrücken, die sich auf allen Gesichtern ausprägt. Es ist ein Unglück, daß der König von Preußen nicht auf die Wette eingehen wollte. Ich glaube, daß es bei nächster Gelegenheit derselbe Fall sein wird; gestern indessen war alles trefflich vorbereitet und angeordnet. Die Truppen waren mit den Anordnungen zufrieden, die ich größtenteils dem Herzoge von Broglie, den Grafen Mailly und St. Germain sowie anderen Generalen und unserm ganzen Generalstabe verdanke, deren Einsicht in dem Augenblicke, in welchem man nicht daran zweifelte, daß eine Schlacht nahe bevorstünde, in seinem ganzen Glanze erschien.

Ich werde mich zu Hildburghausen begeben, und ich glaube, daß wir unsern Marsch um die linke Flanke des Königs von Preußen herum ausführen."

Dieser Schlußsatz ist sicherlich erst am Morgen des Schlachttages, kurz vor dem Aufbruche hinzugesetzt, denn das Verhalten des Prinzen beweist, daß er an die Umgehung des Flügels nicht mehr dachte, — er ließ am Morgen seine Truppen fouragieren.

Im Heere aber sprach man von der bevorstehenden Schlacht mit Zuversicht, das Umkehren des Königs vor den Stellungen hatte die eines solchen Ereignisses ungewohnten Soldaten mit Stolz erfüllt; und was ein katholischer Feldkaplan übermütig im Pfarrhause zu Möckerling aussprach, war aller Ansicht: „Morgen wollen wir die Preußen fangen, wie die Mäuse im Loche, die Ketzer!"

---

6. Die kampfbereiten Kräfte und das Schlachtfeld.

Seit dem Mittage des 4. November hatte der König im Herrenhause des im Tale liegenden, mit hohen Gebäuden umgebenen Roßbacher Gutshofes Quartier genommen. Prinz Heinrich befand sich bei ihm, Prinz Ferdinand wohnte im Bedraer Schlosse, General Itzenplitz beim Pastor Haßkerl in Bedra.

Verdrossen war der König von dem mißlungenen Angriffsversuche zurückgekehrt. Er dachte, da ihm bei der bisherigen Haltung der vereinigten Armee ein Angegriffenwerden ganz unmöglich erscheinen mußte, da andrerseits aber ein Angreifen, falls die Gegner nicht ihre Stellungen wechselten, was nicht vorauszusehen war, undurchführbar war, an einen Marsch nach Lauchstädt, offenbar um Richelieu dadurch näher zu kommen oder die feindlichen Kommandeure zu einem Stellungswechsel zu zwingen.

Seine Truppen lagerten in drei Treffen, der rechte Flügel des ersten hielt Bedra, der linke Roßbach. Die beiden andren lagen dahinter, das dritte bildete die Kavallerie. Die Höhe s. ö. von Schortau war mit 10 schweren Geschützen besetzt. Die Vortruppen standen an den Leihaniederungen von Dorf Leiha bis Bedra. Mayr hatte Schortau besetzt, die Grenadierbataillone „Lubath“ und „Finck“ schützten das Hauptquartier.

Insgesamt hatte der König 27 Bataillone, 45 Schwadronen, 54 Bataillonskanonen und 18 schwere Geschütze mit 400 Mann Bedienung, zusammen 16 200 Infanteristen und 5400 Reiter, also 21 600 Mann kampfbereit.

Die Angaben über die Stärke des Reichsheeres und der Franzosen waren in früheren Darstellungen übertrieben hoch. Erst den verdienstvollen Arbeiten des Hauptmanns Brodrück ist es zu danken, daß die größten Irrtümer beseitigt sind und das Zahlenverhältnis annähernd richtig gestellt ist.

Der Herzog hatte sich durch Detachierungen außerordentlich geschwächt. Nur ein Drittel der Reichsarmee hatte er am Tage der Schlacht zur Verfügung. In wie weit in den ziellosen Detachierungen große Fehler gemacht wurden, wäre Sache einer eingehenden fachmännischen Untersuchung. Einen Teil der fehlenden Truppen bildeten die bei Pegau abgeschnittenen Grenadierkompagnien, die im zügigen Anmarsch waren; unbegreiflich erscheint es, daß noch am morgen der Schlacht die guten bayerischen Bataillone und die Zweibrückener nach Freiburg gesandt wurden. Daß der Herzog den an der Saale verzettelten Bataillonen gar keinen Wert beimaß, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Ich habe die Brücken in Kösen, Kamburg, Dornburg und

Jena mit 17 Bataillonen besetzt . . . befürchte aber dennoch, daß Mayer hinreicht, sie einzeln zu verjagen." Detachiert waren am 5. November:

Truppe	Bat.	Grkp.	Schw.	Gesch.	Ort
Holstein	3	2	—	6	Freiburg. abgesandt am 5. XI. morgens.
Pfalz-Zweibrücken . .	2	—	—	2	
I. Grenadierkorps. . .	—	9	—	—	Freiburg, von der Saale kommend.
Pfalz-Effern	2	—	—	2	Kleinjena.
Nassau-Weilburg . . .	2	—	—	2	Roßbach a. d. Unstrut.
Kurmainz	4	2	—	8	In und bei Kösen und an der Saale.
Kurköln	2	—	—	4	
I. Württemberg	1	—	—	1	
Fürstenberg	2	—	—	2	
Baden-Durlach	1	—	—	2	
Baden-Baden	2	—	—	2	
Splenty	—	—	6	—	
II. Grenadierkorps . .	—	10	—	—	
Münster	2	2	—	4	Auf dem Marsche Dornburg-Kösen.
Paderborn.	1	1	—	2	
?	—	1	—	—	Magazintransport.
Salzburg	1	1	—	3	in Nürnberg.
II. Württemberg . . .	1	1	—	1	noch nicht bei der Armee eingetroffen.
Laudons Reserven . .	1	4	1	2	entlassen.
	27	33	7	43	

Von den 39 Bataillonen, 34 Grenadierkompagnien, 46 Schwadronen, 2 Karabinierkompagnien und 73 Geschützen des Reichsheeres waren also nur 12 Bataillone, 1 Grenadierkompagnie, 39 Schwadronen, 2 Karabinierkompagnien und 30 Geschütze auf dem Kampfplatze. Es waren das die Regimenter:

Regimenter		Bat.	Grkp.	Schw.	Karab.-Komp.	Gesch.	Stand: Soll	Ist
Kronegk		2	1	—	—	4	1572	1091
Ferntheil		2	—	—	—	4	1562	1066
Varel		2	—	—	—	4	1488	1019
Trier		2	—	—	—	2	1155	945
Würzburg		2	—	—	—	4	1900	1168
Darmstadt		1	—	—	—	2	723	565
Széchényihusaren		—	—	6	—	—	736	300
Pretlack	Kürassiere	—	—	6	1	—	953	780
Trautmannsdorf	Kürassiere	—	—	6	1	—	953	780
Kurpfalz	Kürassiere	—	—	3	—	—	413	304
Hohenzollern	Kürassiere	—	—	4	—	—	569	430
Bayreuth	Kürassiere	—	—	5	—	—	506	361
Ansbach	Drag.	—	—	5	—	—	546	380
Württemberg	Drag.	—	—	2	—	—	165	75
Laudon		1	—	2	—	—	?	2000 ca.
Reserveartillerie		—	—	—	—	10	200	200
		12	1	39	2	30		11464

Diese Kopfzahl von 11 464 Mann dürfte noch zu hoch gegriffen sein, da durch Desertionen und Verluste gerade in den letzten Tagen das Heer viel verloren hatte. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die am Kampfe beteiligten Reichstruppen auf 11 000 Mann schätzt, das ist ungefähr ein Drittel des Gesamtbestandes des Reichsheeres.

Die Franzosen hatten nach den vorhandenen Angaben 49 Bataillone, 40 Schwadronen mit einem Gesamttruppenstand von 33 860 Mann. Aber auch diese, mehr als 10 000 Mann unter dem Sollstande stehende Zahl ist noch zu hoch, da sicher einige Bataillone und Schwadronen für die rückwärtigen Verbindungen verwendet waren. Rechnet man 32 000 Köpfe rund, so wird man sich von der leider nicht mehr genau nachweisbaren Wahrheit nicht sehr entfernen.

Somit können wir rechnen, daß den 21 600 Mann des Königs, formiert in 27 Bataillonen 45 Schwadronen, die vereinigte Armee 43 000 Mann in 61 Bataillonen, 1 Grenadierkompagnie, 79 Schwadronen, 2 Karabinierskompagnien entgegenzustellen hatte.

Kriegseinteilung der kombinierten Armee am 5. November 1757.

Oberbefehl: Kaiserl. und Reichsgeneralfeldmarschall Herzog von S.-Hildburghausen.
Rohan Prinz von Soubise.

Vorhut.

6 Schwadronen Széchényihusaren,
2 " Nassau-Freiwillige,
4 " Dapechon.

Zusammen 12 Schwadronen.

Erstes Treffen (vom rechten zum linken Flügel).

K. K. Kürassierregiment Prettlack	6	Schwadr.	1 Karab.-Komp.
Reichskavallerie:	3	"	Kurpfalz,
	4	"	Hohenzollern,
	2	"	Württemberg.
Franz. Infanterie-Brigade Piemont	4	Bat.	Piemont,
" " " Chamont	2	"	St. Chamont,
	2	"	Brissac,
" " " Royal-Roussillon	2	"	Deux-Ponts,
	2	"	Royal-Roussilon,
" " " Reding	2	"	Reding,
	2	"	Planta.
Franz. Kavallerie-Brigade La Reine	2	Schwadr.	La Reine,
	2	"	Bourbon-Bousset.
	2	"	Fitz James,
" " " Bourbon	2	"	Beauvilliers,
	2	"	Rougrave,
	2	"	Bourbon.

Zusammen 16 Bat., 27 Schwad., 1 Karab.-Komp.

Zweites Treffen (vom rechten zum linken Flügel).

K. K. Kürassierregimentt Trautmansdorf	6	Schwadr.	1 Karab.-Komp.
Franz. Infanterie-Brigade Mailly	4	Bat.	Mailly,
" " " La Mark	2	"	La Mark,
	1	"	Royal Pologne,
	1	"	St. Germain,

Franz. Infanterie-Brigade Castella 2 „ Salis,
2 „ Castella,
„ „ „ Wittemer 2 „ Diesbach,
2 „ Wittemer.
Fränkische Kreisreiterei 5 Schwadr. Ansbach.
5 „ Bayreuth.

Zusammen 16 Bat., 16 Schwadr., 1 Karab.-Komp.

Reichstruppen (gesondert).

Infanterie-Brigade Ferntheil 2 Bat. Ferntheil,
2 „ 1 Grenadier-Komp. Kronegk,
„ „ Varel 2 „ Trier,
2 „ Varel,
„ „ Holnstein 2 „ Würzburg,
1 „ Darmstadt.

Zusammen 11 Bat., 1 Gr.-Komp.

Selbständiges Detachement Laudon.

1 Bataillon leichte Truppen,
2 Schwadronen Husaren.

Geschützbedeckung.

1 Bat. franz. Infanterie „Barrois“, 800 Artilleristen,
69 (20) leichte, 40 (10) schwere, zusammen 109 (30) Geschütze; die ( ) sind Geschütze der Reichsarmee.

Reserve unter Herzog von Broglie.

Nur französische Truppen:

Kavallerie-Brigade Penthièvre 2 Schwadronen Penthièvre,
2 „ Saluze,
2 „ Lameth.
Infanterie-Brigade Poiton 2 Bataillone Poiton,
2 „ Provence,
„ „ Rohan 2 „ Rohan,
2 „ Beauvoisis.
Kavallerie-Brigade Lusignan 2 Schwadronen Lusignan,
2 „ Descara.

Zusammen 8 Bataillone, 10 Schwadronen.

Korps St. Germain.

Kavallerie-Brigade Condé	2	Schwadronen	Condé,
	2	"	Bessous,
	2	"	St. Jal.
Infanterie-Brigade La Marine	4	Bataillone	La Marine,
" " Condé	2	"	Touraine,
	2	"	Condé.
Kavallerie-Brigade Poly	2	Schwadronen	Poly,
	2	"	Montcalm,
	2	"	Grammont.

Zusammen: 8 Bataillone, 12 Schwadronen.

Detachiert:

1 Bat. Royal-Lorraine in Freiburg a. U.

Auf dem Schlachtfelde mithin anwesend:

	Bat.	Gren.-Kp.	Schw.	Karab.-Kp.	Mann
Reichstruppen:	12 Bat.	1 Gren.-Kp.	39 Schw.	2 Karab.-Kp.	= 11 000 Mann,
Franzosen:	49 "	— " "	40 "	— " "	= 32 000 "
	61 Bat.	1 Gren.-Kp.	79 Schw.	2 Karab.-Kg.	= 43 000 Mann.

Ein Viertel der kombinierten Armee bestand somit aus Reichstruppen, drei Viertel aus Franzosen.

Kriegseinteilung der preußischen Armee am 5. November 1757.

Oberbefehl: König Friedrich.

Generalfeldmarschall Keith.
Kommandeur der gesamten Kavallerie: Generalmajor v. Seydlitz.

Erstes Treffen.

General der Infanterie Fürst Moritz von Anhalt-Dessau.

Linker Flügel: Generalleutnant Prinz Heinrich von Preußen.

Kavallerie-Brigade „Seydlitz“	5 Schwadr. Leibregiment	Kürassiere
	5 " Driesen	Kürassiere
Infanterie-Brigade „Oldenburg“	Grenad.-Bat. J. Billerbeck	
	2 Bat. Alt-Braunschweig	
	2 " Kleist	
" " „Geist“	2 " Itzenplitz	
	2 " Forcade.	

Dahinter: Grenadier-Bataillon Lubath.

Rechter Flügel: Generalleutnant Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Infanterie-Brigade Retzow	1 Bat. Retzow
	2 „ Garde
	2 „ Meyerinck
„ „ Itzenplitz	Grenad.-Bat. Kremzow
	„ „ Ramin
	2 Bat. Markgraf Karl
Kavallerie-Brigade Schönaich	5 Schwadr. Rochow
	5 „ Gendarmes
	3 „ Garde du Corps

Dahinter: Grenadier-Bataillon Wedell.

Zusammen: 20 Bataillone, 23 Schwadronen.

Zweites Treffen.

Generalleutnant von Forcade.
Generalleutnant von Meyerinck.

Linker Flügel:

1/2 Kavallerie-Brigade Meinicke	5 Schwadr. Czettritz-Dragoner
1/2 Infanterie-Brigade Grabow	1 Bat. Anhalt
	Grenad.-Bat. Finck

Rechter Flügel:

Infanterie-Brigade Asseburg	2 Bat. Goltz
	2 „ Winterfeld
1/2 Kavallerie-Brigade Meinecke	5 Schwadr. Meinecke-Dragoner.

Zusammen: 6 Bataillone, 10 Schwadronen.

Reserve.

2 Schwadronen Seydlitzhusaren
1 Freibataillon Mayr
10 Schwadronen Szekulyhusaren.

Mithin auf dem Schlachtfelde anwesend 27 Bataillone, 45 Schwadronen.

Am Tage der Schlacht waren detachiert:

2 Bat. „Hauß“ — in Leipzig
1/2 Inf.-Brigade Grabow } 1 Bat. Hülsen in Halle.
2 „ Anhalt in Merseburg
2 Bat. Schwerin — in Torgau
1/2 Bat. Kalckstein auf dem Marsche nach Torgau.

Das Gelände, auf dem der denkwürdige Kampf stattfinden sollte, ist leicht gewelltes Hügelland. Zwischen weiten Feldern steigen sanfte Hügel an, die sich ebenso wieder abdachen; von den Höhen hat man weite Fernblicke. Aber gerade dadurch wird man über die dem Auge entzogenen Rückabfälle der Erhebungen getäuscht. So sieht man von dem Pettstädt-Reichertswerbener Höhenzuge bis weit über Bedra, Kayna und Runstädt, bis zur alten Königspfalz Merseburg, ja bis Halle hinaus; der Lunstädter und der Janushügel aber verdecken, trotzdem sie ganz unbedeutend sind und noch viel unbedeutender aussehen, hinreichend Raum für eine in Kolonnenform marschierende oder sich in nordöstlicher Richtung auseinanderziehende Armee. Anderseits aber ist wieder von Norden, etwa von Roßbach aus, der Südabhang des Pettstädter Höhenzugs gegen Sicht gedeckt. Nur bei Zeuchfeld bietet sich einem vom Roßbacher Schlosse aus Beobachtenden ein Durchblick auf das Tal, durch das sich die Straße nach Freiburg zieht.

Besonders für größere Kavalleriemassen bietet sich Gelegenheit zu gedecktem Aufmarsch und überraschendem Angriff.

Bemerkt sei für einen, der heute das Schlachtfeld besucht, daß der sich vom Janushügel nach Reichertswerben herabziehende Hohlweg und die östlich daran gelegenen Pelzen- und Lohhügel verschwunden sind. Die kleinen Hügelchen sind 1851 planiert worden, mit ihrer Erde wurde der historische Hohlweg zugeschüttet. Jetzt führt von Reichertswerben eine gerade Straße mit leichter Steigerung nach dem Janushügel und über ihn hinweg nach Kayna.

---

7. Angriffspläne.

Ein trüber, mürrischer Novembertag brach an. Der Himmel war bedeckt, aber es fiel kein Regen.

Da in der Nacht in Roßbach die Meldung eingelaufen war, daß der Feind eine Bewegung nach seinem rechten Flügel machte, ging bei Tagesanbruch Seydlitz mit den Husaren und dem Freibataillon Mayr gegen Gröst vor, um aufzuklären. Hier zwang das Feuer St. Germains das Freibataillon zum Halten. St. Germain hatte gleichfalls am frühesten Morgen mit acht Bataillonen und 12 Schwadronen die Schortauer Höhen besetzt und begann Schortau und Dorfleiha zu beschießen. Seine Artilleristen schossen recht schlecht. Bis weit über das preußische Lager hinaus flogen die Geschosse, die den Dörfern an der Leiha gegolten hatten.

Der König erkannte sofort das Auftreten St. Germains als Abmarschdeckung. Nur war er der Überzeugung, daß die vereinigte Armee nach der Unstrut zu abmarschieren wollte. Als daher um 9 Uhr Meldungen von einem beginnenden treffenweisen Rechtsabmarsche des Gegners kamen, überraschte ihn das nicht weiter. Mit zehn Bataillonen seines rechten Flügels und allen Dragonern und Husaren wollte er St. Germain angreifen, um die vereinigte Armee nicht ganz unbelästigt abziehen zu lassen, folgen wollte er ihr nicht, sondern gedachte am 6. nach Schlesien abzumarschieren, wohin ihn die Not seiner Heere dringend rief.

Daß die Gegner, wie Bauern zu erzählen wußten, die Absicht haben könnten, Weißenfels zu nehmen, erschien ihm nicht glaubhaft, da dort die Brücken zerstört waren, daß sie aber gar Merseburg gewinnen wollten, um ihn von seiner Basis an der Saale abzuschneiden, hielt er für ganz unmöglich, „denn die preußische Armee stand dem Flusse viel näher. Dieses Manoeuvre schien um so weniger beängstigend, als es zu einer erfolgversprechenden Schlacht führen würde, da dabei keine Stellung zu nehmen sein würde."

Er beschloß zunächst zu warten, denn eine unzeitige oder überhastete Bewegung konnte die ganze Lage verderben. Der Flügeladjutant des Königs, Hauptmann von Gaudi, stieg auf den Dachboden des Roßbacher Herrenhauses, nahm dort einige Dachziegel heraus und beobachtete nach Süden und Westen hin. Die Kavallerie suchte mit vielen Patrouillen an den Feind heranzukommen und seinen Marsch aufzuklären. Die ganze übrige Armee blieb ruhig in ihrem Zeltlager und kochte ab, als wäre kein Feind in der Nähe.

Am Morgen des 5. stellte sich Soubise, als hätte er die Abmachungen vom Vorabend vollkommen vergessen. Er ließ seine Truppen zum Fouragieren und Tränken ausrücken, nach Bourcet, um dem Generalstab Zeit zum Erkunden des Geländes zu geben.

Der Herzog aber „brannte mit ungebändigter Hitze" auf einen Angriff. Er sucht später dieses sein Drängen abzuschwächen und auf die Befehle des Hofkriegsrats zurückzuführen. In seinem Berichte an den Kaiser behauptet er sogar: er hätte vor einer Schlacht gewarnt, aber er wäre so dazu von Wien aus „animirt" worden, daß es fast das Aussehen gehabt hätte, als ob man an seiner Herzhaftigkeit zweifele. „Man hat verlangt, daß ich avanciren und den Feind angreifen sollte, das ist geschehen, aber auch dasjenige erfolget, was ich prophezeyet habe . . Infolge der Aufforderungen von Wien riet ich nun, da wir die Überlegenheit hatten, zum Angriff, was nach vielen Hin- und Herreden endlich beangenehmigt ward, die Franzosen konnten aber, da die meisten Leute auf Marodirung waren, erst um 1 Uhr weg."

In Wirklichkeit hatte ihn glühender Kampfeseifer erfaßt. Da er Soubises Mitwirkung noch gar nicht so sicher war, schrieb er am Morgen noch einen Ermunterungsbrief an ihn, aus dem klar seine Kampfeslust hervorleuchtet. „Ich glaube, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, wir müssen sofort unsere Maßregeln ergreifen, auf den Feind loszumarschiren und ihn anzugreifen. Aus seinem gestrigen Manoeuvre geht klar und deutlich hervor, daß er nicht auf uns zukommen wird, dafür haben wir allen Grund zu fürchten, daß er uns die Verbindung mit Freiburg und dadurch mit unserer Verpflegung abschneidet. Das beweist der Eifer seiner Generäle, die Wege dahin zu erkunden; und eben erfahre ich, daß er Weißenfels sogar ohne Sicherung der Brücken verlassen hat, Beweis genug, daß er sie nicht zu benutzen gedenkt. Daher denke ich, daß wir zunächst dahin marschiren, die Höhen von Scherenroda (Schleberoda) besetzen und ihn von dorther angreifen müßten.

Daraus zögen wir doppelten Vorteil: Erstens nützen wir die günstige Gelegenheit aus, die uns die Höhe über dem Lager des Gegners bietet und wir vermeiden das Engnis, das uns gestern hinderte, ihn anzugreifen, zweitens decken wir gleichzeitig dadurch unsere rückwärtige Verbindung. Ich bitte Ew. Hoheit darüber nachzudenken und darauf die Antwort einzurichten.

Das nächste, was geschehen muß, ist, daß Ihre Regimenter Marschbefehle bekommen und daß niemand aus dem Lager gelassen wird, denn sie laufen zu Tausenden nach den Dörfern, die dem Feind günstig liegen, und dieser kann mit einem Detachement Husaren soviel Gefangene machen, als er will."

Der Prinz bekam den Zettel, als er eben zu Pferde gestiegen war, um die preußische Stellung zu besichtigen. Er ritt sofort zum Herzog und fand ihn zu Marsch und Kampf entschlossen. Er selbst hatte natürlich keine Lust, sich mit dem Könige zu messen und war darin mit einigen seiner Generäle, z. B. mit Bourcet, einig; ja er glaubte sogar, der Herzog dächte im Grunde seines Herzens auch nicht daran, sondern wollte nur die Ausrede sich sichern, daß er durch den Widerstand der Franzosen abgehalten worden wäre. Freilich hatte ihm Herr von Stainville bereits geschrieben, daß man in Wien über das Verhalten der Franzosen wütend war, daß man „Feuer und Flamme spie" wegen Soubises Zurückhaltung. Der Gedanke, daß es notwendig wäre, einmal nachzugeben, schon um den Wiener Hof zu beruhigen, stieg daher in ihm auf. Dazu kam das Drängen des Herzogs, der besonders von den sächsischen Generälen, die untröstlich waren, daß das Kurfürstentum nicht vor dem Winter befreit werden würde, aufgestachelt wurde. So widerstand der Prinz nicht länger. Er gab nach, freilich mit einer geheim gehaltenen Einschränkung: er wollte nicht kämpfen, nur marschieren. Daß der König nicht stark war an Truppenkräften, wußte er ja, ob er aber das viel zitierte Wort zu

seinen Offizieren gesagt hat: „Meine Herren, das ist ja nur ein kleines Frühstück!" erscheint zweifelhaft.

Um 9 Uhr gab der Prinz den Befehl zum Aufbruch, die Reichstruppen standen schon seit 8 Uhr unter Gewehr.

Der verhängnisvolle Flankenmarsch begann. An sich war er gut gedacht, er wurde aber ohne festen Plan und ohne alle Vorsichtsmaßregeln durchgeführt. Das preußische Generalstabswerk sagt darüber, „es wäre ein völlig aus der Kette der Begebenheiten herausgegriffener Entschluß gewesen, der um so verderblicher werden mußte, als man, sich mit dem Entschlusse schmeichelnd, alles vernachlässigte, was zur Sicherheit der Armee diente, indem man beinahe ganz ohne Avantgarde und ohne das vorliegende Terrain zu rekognoszieren gegen einen Feind wie den König von Preußen marschierte, dem man gewiß keine Blöße ungestraft geben durfte."

Die Aufbruchszeit wird verschieden angegeben. Das ist auch ganz natürlich. Die Kolonnen der Franzosen marschierten viel früher ab, als die Reichsinfanteristen. Laudon berichtet, daß er erst nach 12 Uhr den Marsch antrat, während Soubises Truppen bereits um 9 Uhr auf dem Wege waren.

Die Széchényihusaren trabten an und bildeten die Vorhut, die Nassauhusaren deckten die rechte Flanke. An eine Deckung der linken, dem Feinde zugekehrten Flanke dachte niemand, nur ließ man in Marschkolonne die österreichischen Kürassierregimenter „Pretlack" und „Trautmannsdorf" links der an die Spitze genommenen gesamten Reichskavallerie reiten, hinter der die vier Schwadronen „Dapechon" und die französische Kavallerie des ersten Treffens kamen.

Dieser Kavalleriemasse sollte in drei Kolonnen, von links nach rechts gerechnet, das erste, mit 70—80 Schritt Abstand das zweite, und mit demselben Abstand das Reserve-Treffen nebst der Artillerie folgen.

Den Schluß des Marsches sollte die Reichsinfanterie bilden, die erst gegen 2 Uhr aufzubrechen hatte.

Langsam waren die Truppen in Marsch gekommen, langsam kamen sie vorwärts. Einige Bataillone marschierten in Kolonnen, sie mußten an engen Stellen des Geländes abbrechen und dann wieder aufmarschieren. Von Anfang an herrschte Verwirrung und Unordnung, da ein Teil der Pferde beim Abmarsch noch nicht von der Fouragierung und Tränkung zurückgekommen war und nun eine Anzahl Geschütze von Soldaten gezogen werden mußten. Das Nachbringen der Pferde brachte neue Verwirrung, da die Knechte die Truppenteile nicht fanden. Um die Unordnung aufs höchste zu bringen, schob sich beim links Einschwenken bei Zeuchfeld die Reservekolonne, die Broglie führte, zwischen das erste und zweite Treffen hinein, während die Reichsinfanterie nun fast als links gestaffeltes viertes Treffen erschien.

Alles das hatte zu öfterem Halten Anlaß gegeben und die Infanterie in großem Abstand zu der ruhig weiter reitenden Kavallerie der Vorhut gebracht. Die Marschkolonne hatte bereits um 2 Uhr eine Längsausdehnung von über einer Stunde.

Gegen 1/2 2 Uhr hielt das Ganze. Die Generäle ritten auf den Galgenhügel, nord-östlich von Zeuchfeld, und berieten 1/2 Stunde. Da sie die königliche Armee noch ruhig in den Zelten liegen sahen, beschlossen sie weiter zu marschieren. Laudon wurde mit seinem kleinen Korps zur Verbindung mit St. Germain hier stehen gelassen und war nun hier, von der Windmühle aus, „werend der gantzen Affaire ein müßiger Zuschauer“.

Als die Spitze den östlichen Ausläufer des Höhenzugs Pettstädt, Obschütz-Reichertswerben erreicht hatte, es mag kurz nach 2 Uhr gewesen sein, wurde abermals gehalten. Der Prinz glaubte für heute genug getan zu haben, er wollte hier halten und beauftragte den General Custine mit der Erkundung eines geeigneten Lagerplatzes. In einen Kampf wollte er sich nicht gern einlassen. Vier Gründe machte er für das Halten und Lagern geltend: Erstens könnte der König die verlassene und verschanzte Stellung bei Mücheln-Branderoda beziehen, — dann wäre man in derselben Lage, wie der König am vorhergehenden Tage; zweitens käme das preußische Heer durch den Marsch der vereinigten Armee auf Merseburg ja gerade zwischen sie und ihre Basis zu stehen, es stände dann auf der Sehne, sie auf dem Bogen; drittens wäre eine neue Stellung weiter vorwärts sehr ungünstig, da man die Saale dann in der rechten Flanke, die Unstrut im Rücken hätte, ja man wäre geradezu zwischen beide Flüsse eingeklemmt (— das war man bereits); und schließlich wäre es jetzt schon nach 2 Uhr, vor 4 Uhr käme man nicht an den Gegner heran, und dann würde es dunkel. Es wäre daher besser, zu warten und den linken Flügel an den Freiburger Wald zu lehnen, den rechten aber gegenüber dem Eckpunkt des feindlichen Lagers zu halten, von wo aus man den Gegner kanonieren könnte.

Diese Gründe haben alle etwas sehr Richtiges, nur scheint es, als habe sie ihm Bourcet erst nach der Schlacht so präzis formuliert.

Dem Herzog war die Absicht Soubises, dem eine große Anzahl von Generälen — es hatten sich nach und nach fünfzig hohe Offiziere eingefunden — zustimmte, gar nicht willkommen. Trotzdem auch der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt ihn wiederholt darauf aufmerksam machte, daß man den König von Preußen vor sich hätte und auf hartnäckigste Gegenwehr rechnen müßte, brannte er auf den Kampf. Unglücklicherweise kam auch Broglies jüngerer Bruder, Graf Revel, der ein Opfer der Schlacht werden sollte, dazu und schürte das Feuer, so daß ihn der Taumel völlig übermannte. In beleidigendem Tone schrie der Herzog: „Da sieht man, wie Ihr Herren

Franzosen seid! Wenn der Feind vorrückt, so geht Ihr zurück, und wenn es sich darum handelt, ihn anzugreifen, so wollt Ihr stehen bleiben!" Er „betrug sich ein wenig fanatischer als es einem kommandirenden Generale geziemt, zog seinen Degen, streifte den Ermel auf und sagte mit lauter Stimme, er wollte ihnen zeigen, wie man die Preußen schlagen müsse."

Diese leidenschaftliche Erregung konnte den Prinzen nicht irre machen, er hatte sie schon öfter ruhig über sich ergehen lassen. Auch die Mahnungen in Stainvilles letztem Briefe konnten ihn nicht zum Angriff bewegen, es war ihm ziemlich gleichgültig, ob man in Wien „Feuer und Flamme spie" oder nicht. Doch da geschah drüben beim Gegner etwas, das auch ihm die kühle Ruhe raubte. Wie „eine Operndekoration" verschwanden plötzlich die Zelte und wenige Minuten später die preußische Armee hinter dem Höhenzuge, der sich von Roßbach aus nach Osten zieht!

Nun gab es kein Halten mehr! Alle vernünftigen Überlegungen verschwanden, es war klar, daß „der Marquis von Brandenburg" sich auf die Flucht gemacht hatte! Nun hieß es nur noch: „Vorwärts, daß er uns nicht entkommt!"

Rasch fertigte der Prinz einen Kurier nach Versailles ab: „Bald sende ich Ihnen den König von Preußen!" Alles war jetzt voller Siegeszuversicht. Soubise nicht weniger wie Hildburghausen. Noch nach der Schlacht schrieb der Prinz: „Unsere Disposition war sehr gut, wie ich glaube," muß aber den unglaublich naiven und bedauernden Schlußsatz hinzufügen: „Der König von Preußen hat uns aber nicht Zeit gelassen sie auszuführen!" —

Nach der Kanonade, mit der St. Germain am Morgen die preußischen Erkundungstruppen begrüßt hatte, erwarteten die Preußen keinen Angriff mehr. Daß die vereinigte Armee anfing, nach ihrem rechten Flügel abzumarschieren, hatte Seydlitz bald festgestellt. Da ein erfolgversprechender Angriff auf sie nicht möglich schien, beschloß der König, die Armee rasten zu lassen und nur mit Patrouillen am Feind zu bleiben. Einzelne Reiterregimenter, wie die Garde du Corps und die Gensdarmes zogen auf Fouragierung aus.

Zu dem vom Dache des Roßbacher Schlosses aus beobachtenden Herrn von Gaudi hatten sich nach und nach einige höhere Offiziere gesellt. Da sehen sie, wie mit einem Male die feindliche Kavallerie bei Pettstädt links einschwenkt und die Richtung auf Reichertswerben aufnimmt. Schwadron folgt auf Schwadron. Das bedeutet keinen Abzug! In größter Aufregung eilt Gaudi herab zum Könige, der mit den Prinzen Heinrich und Ferdinand und einigen höheren Offizieren bei der Mittagstafel saß. Es war 2 Uhr bereits vorüber.

„Ich selbst aß mit dem General Seydlitz des Mittags beim Könige, als hier die Nachricht ankam, daß die Franzosen anrückten," schreibt der Kommandeur der Gensdarmes, Graf Friedrich Albrecht von Schwerin, in seinen Erinnerungen. „Man kann sich denken, wie wir von der Tafel auffuhren, ich um sogleich meine beiden Abteilungen von Fourageurs zurück zu beordern."

Der König glaubte Gaudis Meldung zunächst nicht, er war vielmehr „so sehr von der Gewißheit des Rückzuges des Feindes nach Freiburg, und von der Notwendigkeit, daß solcher geschehen müsse, eingenommen, daß er diesen Rapport durchaus nicht Glauben beimessen wollte." Auf Gaudis Beteuerungen begab er sich selbst mit Keith, den Prinzen, den Generalmajoren Geist und Seydlitz und einigen Adjutanten auf den Boden des Schlosses, beobachtete mit einem Fernrohr den Marsch des Feindes und blieb dabei, daß Gaudi falsch gemeldet hätte. Er sah nur einige geschlossene Kavallerieabteilungen, die er für Erkundungstruppen hielt, die Infanterie war völlig hinter den Hügeln gegen Sicht gedeckt. „In höchst ungnädigen Ausdrücken deklarirte er den Rapport für falsch." Dann schaute er eine Zeit lang aufmerksam gegen Schortau hinüber, um endlich unwillig zu erklären, auch über St. Germain habe man ihm viel zu hochgegriffene Meldungen gemacht.

Da traf eine Meldung Mayrs ein: der Feind marschiert um unsern linken Flügel herum. Auch sie ward „übel beantwortet", und „der König ließ sich dahin aus, daß, nachdem man sich bisher aller Orten von ihm zurückgezogen und ihm sogar den Übergang über die Saale nicht streitig gemacht hätte, man gewiß nunmehr nicht wagen würde, ihn anzugreifen."

„Alle Anwesenden sahen indessen die Wahrheit und nahmen sich die Freiheit, sie zu sagen." Der König wurde dadurch veranlaßt, weiter zu beobachten; Seydlitz, dem die Lage doch nicht so ungefährlich vorkam, schickte insgeheim durch einen Adjutanten der Kavallerie Befehl zum Satteln.

Im Lager hatten inzwischen die Soldaten von ihren höher gelegenen Plätzen aus die verdächtigen Bewegungen des Feindes gesehen. Sie bereiteten von selbst alles zum Abbruche der Zelte vor, die Artilleristen setzten sich, als sie die Kavallerie satteln sahen, von selbst in Bereitschaft.

Noch beobachtete der König. Da wird plötzlich süd-östlich von Pettstädt, beim Gasthofe „Zum Luftschiff" der Anfang der Infanteriekolonnen sichtbar. Im Augenblicke ist dem König der Plan des Gegners klar, im Augenblicke ist auch sein Gegenplan fertig: nicht warten, bis der Feind mit seiner großen Macht gegen ihn von mehreren Seiten vorgeht, sondern ihn selbst, eh er entwickelt ist, angreifen.

Die Infanterieführung übernahm der König selbst, Seydlitz bekam, obwohl er der jüngste Generalmajor war, das Kommando über die gesamte Kavallerie mit dem Befehle, „durch die Thäler hinzugleiten um die fran-

zösische Kavallerie zu umgehen und sie auf ihre Kolonnen zu werfen, bevor sie Zeit sich zu formieren hätten."

In einem Augenblicke stand die Armee marschbereit. „In weniger als 2 Minuten lagen alle Zelte als wenn sie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen wären, auf der Erde."

Rasch war die Kavallerie zu Pferde, jubelnd begrüßten die Reiter ihren prächtigen Führer, der kurz seine Befehle gab. „Meine Herren, ich gehorche dem Könige, Sie mir!" Dann folgte Kommando auf Kommando, ebenso geschwind ausgeführt als abgegeben. Die Schwadronen schwenken links ein, beide Treffen werden nahe aneinander gehalten. Im Trab setzt sich die Kavallerie an die Spitze der treffenweise links abmarschierenden und sich nach links hinter die gegen Sicht deckenden Höhen ziehenden Infanterie.

Nur Mayr blieb mit seinem Freibataillon und sieben Schwadronen Husaren bei Schortau zur Beobachtung St. Germains stehen. Alles Übrige war in kürzester Zeit hinter den Lunstädter Höhen verschwunden. Kein Wunder, daß man bei der vereinigten Armee die Überzeugung gewann, der König fliehe, zumal seine Truppen, um in das Tal zu kommen, beim Beginne des Abmarsches die Richtung auf Merseburg für kurze Zeit einschlagen mußten.

Fünf Schwadronen Szekulyhusaren jagten voraus, dem Janushügel und dem Pelzenhügel zu, um als rechte Seitendeckung den feindlichen Patrouillen jeden Einblick in die Bewegungen der Armee zu nehmen. Sie arbeiteten prächtig.

Seydlitz ließ während des Marsches aus drei Gliedern zwei formieren und, um Platz zum Einschwenken für die nun länger gewordenen Schwadronen zu bekommen, die Zwischenräume vergrößern. Wie auf dem Exerzierplatze bei einer Vorstellung vor dem großen Könige klappten die Bewegungen. Hinter dem Janushügel wurde eingeschwenkt und die Front nach Südwesten genommen. Dann hielten die Schwadronen. Nur die Szekulyhusaren, die bis zum Pelzenhügel gekommen waren, scharmuzierten mit den „Széchényi" und „Nassau"-Husaren, jeden ihrer Versuche, gegen den Höhenkamm mit Patrouillen heranzukommen, vereitelnd.

Wie bei einer Paradestellung hielten die Regimenter, ruhig und zuversichtlich, ja lustig und voll guten Mutes, so daß ein Offizier der Reichsarmee später schreiben konnte: „Es hat mehr geschienen, daß die Preußen zum Danz als auf das Schlachtfeld gehen wollten." Im ersten Treffen standen 15 Schwadronen, Dragonerbrigade Meinecke und die Leibkürassiere, im zweiten mit 150 Schritt Zwischenraum die Garde du Corps, Gensdarmes und Kürassierbrigade Schönaich.

Seydlitz hält auf der Höhe, vergnügt seine holländische Pfeife rauchend.

Da wird das Pferd eines Rittmeisters vom Leibkürassierregiment unruhig und bringt die Schwadron in Unordnung. „Wie ein Stoßvogel“ stürzt Seydlitz auf ihn zu und schreit ihn wütend an: „Er soll sich zum Teufel scheeren!“ — Man soll den Fortgejagten nie wieder gesehen haben. — Rasch ist die Ordnung wieder hergestellt, der General hält wieder ruhig auf der Höhe und bläst die blauen Wölkchen in die Luft.

Hinter der Kavallerie drein war Oberst von Moller mit zwölf Zwölfpfündern, vier kurzen Vierundzwanzigpfündern und zwei Haubitzen gedeckt bis nahe an den Janushügel herangegangen, dort brachte er seine Geschütze in Position und wartete gefechtsbereit wie die Kavallerie des geeigneten Augenblickes. Die übrigen Geschütze standen in Reserve zwischen den linken Flügeln der Infanterietreffen.

Die Infanterie hatte der König in zwei Treffen, wie sie gelagert hatte, zugsweise links einschwenken und so weit gedeckt vorrücken lassen, bis ihr linker Flügel Anschluß an die Artillerie erreicht hatte, der rechte blieb bei Lunstädt stehen. Mit einer Viertelschwenkung rechts wurde die neue Front, die fast genau nach Süden zeigte, hergestellt.

Um ½4 Uhr war die gesamte preußische Armee schlachtbereit der siegeszuversichtlich und ungesicherten vereinigten Armee vorgelegt.

---

8. Die Schlacht.

Nach dem Beschlusse, den fliehenden König einzuholen und anzugreifen, hatten die Kommandeure die Richtung auf den Janushügel mit einer Linksschwenkung aufgenommen, das Dorf Reichertswerben rechts liegen lassend.

Vergebens suchten die Széchényihusaren auf den Hügelkamm heraufzukommen, um einen Einblick in den Marsch des Königs gewinnen zu können. Die flinken Szekulyhusaren des Königs vereitelten ihre Pläne.

Soubise und Graf Revel ritten selbst zu den scharmuzierenden Husaren vor; sie sahen nichts und kehrten zu Hildburghausen, der mit Broglie, dem jüngeren Pretlack und vielen hohen Offizieren sich an der Spitze der Kavallerie befanden, zurück.

Beim Herzoge war eben auf schäumendem Rosse der Husarenrittmeister Zarnasay eingetroffen. Er hatte gesehen, daß die Preußen sich hinter der Höhe formierten. In großer Aufregung will Hildburghausen sofort seine Kavallerie aufmarschieren lassen.

Aber Soubise und Revel „disputirten dem Rittmeister die Wahrheit seiner Meldung rotunde ab.“ „Glauben Sie nichts davon!“ ruft der Prinz,

„die Husaren haben Angst. Ich bin ganz vorn gewesen, Sie sehen ja, daß das Pferd meines Adjutanten blutet, einer der Schüsse, die da gewechselt wurden, hat es verwundet. Man kann da sehr weit sehen; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß außer 50—60 Husaren, die sich mit unsern auf Pistolen herumschießen, keine Katze von Feind zu sehen ist! Der Feind reißt aus und das können Sie mir glauben, der ich's doch nicht sagen würde, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte."

Der Herzog konnte seinem Verhängnis nicht mehr entrinnen. Er glaubte dem Prinzen und dem Grafen und fertigte den letzten Warner, „die Husaren sehr verächtlich schmählend", mit den Worten ab: „Solche fressen auch das Brodt umsonst!"

Die alte Marschformation ward beibehalten. Ungestüm drängte der Herzog vorwärts. Man dachte an keine Schlacht mehr, man freute sich nur noch auf das Vergnügen, den König zu verfolgen.

So war die Reiterei, die Infanterie bereits mehr denn 1000 Schritt hinter sich lassend, bis auf etwa 750 m an den Janushügel herangekommen.

Es mochte 4 Uhr sein.

Da blitzte es plötzlich hinter dem Janushügel auf. Dicke graue Wolken schossen in die Höhe, der Donner schwerer Geschütze krachte, „als müßte Himmel und Erde untergehen", und in die Reitermassen und in die Infanteriekolonnen, deren Anfang Reichertswerben fast erreicht hat, schlagen die Geschosse von Mollers schwerer Artillerie, eine Art mit Brandsatz überzogener Kartätschen, die der Oberst selbst erfunden hatte.

Nach der ersten Bestürzung sucht die französische Artillerie einzugreifen. Die Geschütze müssen erst durch die Infanteriekolonnen hindurch geschleppt werden, was die Verwirrung steigert, endlich können acht Kanonen zu feuern beginnen; sie haben, da sie aufwärts schießen mußten und außerdem schlecht gezielt wurde, wenig Wirkung. Ununterbrochen donnern die Geschütze Mollers, die Preußen schießen vorzüglich, der Marsch stockt, die Brigaden Bourbon, Beauvilliers, die Schwadronen des Raugrafen und Fitzjames leiden bereits schwer.

Nur kurze Zeit hat das gedauert, der Herzog ist noch nicht im klaren, ob das Artilleriefeuer den Rückzug des Königs decken soll oder ob es andre Zwecke hat. Auch die voranreitende Kavallerie stockte.

Diesen Augenblick hatte Seydlitz abgewartet. Jetzt war es Zeit, das verabredete Zeichen zum Angriff zu geben. Hoch wirft er seine Tonpfeife in die Luft! Die Trompeten schmettern! „Drauf Seydlitz!" rufen die Schwadronen,

„und er begann ein Reiten, bei Roßbach es begann,
kein Reiter sich beim Reiten je höhern Ruhm gewann."

Das Artilleriefeuer schweigt einen Augenblick, um dann von neuem, jetzt gegen das feindliche Zentrum, verheerend loszubrechen.

Als die preußischen Schwadronen, eine lebende Mauer von Reitern, über das Feld herab brausten, marschierten die beiden, vorzüglich geschulten österreichischen Kürassierregimenter von selbst auf, und gaben die vorschriftsmäßige Karabinersalve ab, dann erwarteten sie haltend den Anprall. Auch der französischen Brigade „La Reine“ gelingt es, sich rasch zu ordnen. Die Reichsreiterei aber, deren ungeübte Führer den Kopf verloren hatten, und die an rasche Exerzierbewegungen nicht gewöhnt war, kam bei dem Versuche, aufzumarschieren, bereits arg durcheinander.

Die Karabinersalve war, in der größten Aufregung abgegeben, fast wirkungslos geblieben. In voller Carrière kamen dicht geschlossen die preußischen „Centauren“ an. Da prallen die Schwadronen auf einander. Kopf an Kopf stehen die Rosse, Hieb auf Hieb blitzt durch die Luft, mancher Reiter sinkt aus dem Sattel.

Bewunderungswürdig halten sich die österreichischen Kürassiere. Hin und her wogt der Kampf. „So was hab ich mein Lebtag noch nicht gesehen!“ ruft der Herzog. Hätte er jetzt nur noch die so oft erbetenen beiden österreichischen Reiterregimenter gehabt! Rasend ringen die grünen Husaren mit den Panzerreitern. Langsam gewinnen „Pretlack“ und „Trautmannsdorf“ Raum, die leichte preußische Kavallerie wird zurückgedrängt. Da donnern die Schwadronen des zweiten Treffens heran. „Drauf Seydlitz.“ So festgeschlossen stürmen sie heran, daß ein Gensdarmes, dem eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen hatte, als Toter die Attacke mitreitet. Nun wird der Kampf allgemein. Soubise greift mit Broglies Schwadronen ein. Die Offiziere, ihre leichten Degen schwingend voran, stürzen sich die französischen Schwadronen mit dröhnendem „Vive le Roi!“ auf die Preußen, Rittmeister von Wackenitz reißt seine Garde du Corps vorwärts, die Driesenkürassiere, die weißen Panzerreiter des Regiments „Rochow“, die Gensdarmes hauen ein. Major von Schulenburg von den Czettritzdragonern fällt mit vier Offizieren. General de Castries blutet aus zwei Wunden, ein Säbelhieb verwundet den Herzog, der „ein kleins bisserl vor eine kurze Zeit ins Handgemenge gekommen“; im dichten Gewühle kämpft Graf Schwerin mit dem Brigadier de Saluze, der ihn mit seinem leichten Degen in die Backe sticht, während er gleichzeitig noch einen Stich in den Arm erhält, doch gelingt es ihm noch den Brigadier und seinen Sohn, wenn auch verwundet, gefangen zu nehmen. Die schweren Säbel der preußischen Kürassiere gewinnen die Herrschaft, die Dragoner und Husaren bleiben nicht zurück. Die Verwirrung steigt. Mühsam hält sich die noch 70 Mann starke Schwadron der „Württemberg“-Dragoner, da stürmt eine österreichische Husarenschwadron auf sie ein, durch den Schnitt der Uniformen

getäuscht sie für Preußen haltend. Die Rufe werden im Getümmel nicht gehört. Schon greifen die Husaren nach der flatternden Standarte, ein Hieb, der Träger sinkt vom Roß, die Fahne der Württemberger ist in den Händen der befreundeten Husaren, die Dragoner jagen zersprengt davon! Was hilft es, daß die Brigade „Bourbon", vom Raugrafen geführt, trotzdem sie schon große Verluste durch das Artilleriefeuer erlitten, mit Schneid und Tapferkeit noch herbei eilt? Das Schicksal des Reiterkampfes ist entschieden. Zuerst wenden die Reichsreiter in ärgstem Durcheinander die Pferde zur Flucht. Die Franzosen fluten zurück. Wie eine Insel im tobenden Meere halten die tapferen österreichischen Kürassiere, zu ihnen gesellt sich manch mutiger Reiter. Verzweifelt kämpft Soubise. Ein langer Pommer vom Czettritzregimente hat ihn fast überwältigt, er erkennt nur den hohen Offizier in ihm, den er gefangen nehmen will, aber sein Pferd hält nicht so aus wie das des Prinzen, den nur noch ein paar flache Pallaschhiebe erreichen.

Man ficht, so lange man die Säbel halten kann. Schwer verwundet sinkt General Meinicke aus dem Sattel. Aber vorwärts drängen die Preußen. Langsam drängen sie die tapferen Gegner nach dem Hohlwege bei Reichertswerben. Hier, im Gewühle der stürzenden Rosse und der von allen Seiten einhauenden Preußen ergreift die Panik auch die wackersten Männer. Unerschüttert wie ein Fels hält bis zuletzt Karl Ludwigs von der Pfalz und Maria Luises von Degenfels Enkel, der riesige Raugraf; er steht in den Steigbügeln, hochaufgerichtet, den Säbel erhoben: „Zu mir her! Zu mir! Zum Raugrafen!" ruft er mit Donnerstimme. Es gelingt ihm, sein lüttigcher Chevauxlegersregiment und zwei österreichische Schwadronen zusammenzuhalten, bis auch sie, endlich der Übermacht erliegend, eine herrliche Heldenschar, langsam das Feld räumen müssen.

Der erste Akt der Tragödie ist zu Ende. Keine halbe Stunde hat sie gedauert. Nach Südwesten, der Unstrut zu, fliehen die Reiter. Nur bis Reichertswerben verfolgt Seydlitz, dann läßt er „Sammeln" blasen und weist nach Tagewerben. Hier, hinter dem Dorfe ist eine lange flache Mulde, die die ermatteten, siegreichen Schwadronen aufnimmt und gegen Sicht und Geschoß deckt. Die gelösten Verbände werden hergestellt, der General, den mitten im Gewühle kein Hieb getroffen hat, reitet dankend und grüßend von Schwadron zu Schwadron.

Während des Reiterkampfes war auch die Infanterie ins Feuer gekommen.

Der König hatte bei Beginn des Geschützfeuers die lange Linie seines Fußvolkes mit Lunstädt als Drehpunkt $^1/_8$ rechts schwenken und die Front nach Pettstädt-Obschütz nehmen lassen. Der rechte Flügel blieb refüsiert, der linke ging vor. Das Regiment „Alt-Braunschweig" am äußersten linken Flügel, an seiner Spitze der König selbst, begann den Anmarsch, ihm folgten

die Bataillone, rechts überragend mit 50 Schritt Zwischenraum. Drei Grenadierbataillone, „Lubath“, „Finck“ und „Billerbeck“ überragten ihrerseits den linken Flügel „Alt-Braunschweigs“, sie schwenkten westlich von Reichertswerben rechts ein und flankierten nunmehr die französische Infanterie. Keith eilte mit dem zweiten Treffen, fünf Bataillonen, gerade auf Reichertswerben zu. Auch bei der Infanterie klappten die Bewegungen, als wäre kein Feind in der Nähe.

Umsomehr war der Gegner durcheinander geraten. Die vorderen französischen Bataillone hatten bei Beginn des Reiterkampfes Halt gemacht; da fast alle Generäle an der Spitze waren, gab den folgenden niemand den Befehl zum Halten, so daß sie dicht aufschlossen und schwer unter Mollers Feuer litten. Doch hielten sie standhaft aus. Ein Offizier des Regiments „Piemont“ eilte zum Herzog und schlug ihm vor, das Regiment zum Bajonettangriff auf die heranrückende preußische Infanterie vorgehen zu lassen. Hildburghausen sprengte selbst hin, und mit Elan drang das Regiment, von ihm persönlich geführt, bis auf 20 Schritt an die Preußen heran. Gleichmäßig und „mit entsetzlicher Ruhe“ gaben diese ihre Salven ab. „Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können!“ rufen sie dem Könige zu. Dicht vor ihrer Front bricht der französische Bajonettangriff zusammen.

Noch halten die andern Brigaden des ersten Treffens tapfer stand, obwohl sie sahen, daß ihre Kavallerie sie verlassen hatte, obwohl auch von der Flanke her jetzt Artilleriefeuer auf sie hereinbrach. Die Brigaden Chamont, Royal Roussillon, die Schweizerregimenter Reding und Planta, meist noch in Regimentskolonnen, nehmen, so gut es geht, die Front gegen die unter dem Befehle des Prinzen Heinrich, der bereits leicht an der rechten Brustseite verwundet ist, herankommenden Musketiere auf. Ihre Tamboure schlagen Charge, sobald sie aufhörten, mußte vorschriftsmäßig gefeuert werden. Planta, „den der Lärm der Tamboure betäubte“, befiehlt ihnen aufzuhören, sofort hören die andren Regimenter auch auf, und nun feuert alles, meist in die Luft, da man nicht überall Schußfeld hat. Das Durcheinander wächst.

Vergebens suchen die Generäle von Nicolai, Graf Delorges, Crillon, Créville, Lugeac, die Linien zu ordnen, vor allem die drohende Überflügelung ihrer rechten Flanke zu verhindern, vergebens eilen die Brigaden des zweiten Treffens und Broglies Infanterie herbei. Ein neuer Bajonettangriff wird angesetzt. „Vive le Roi!“ rufen die Offiziere und stürmen voran, — im Flankenfeuer der Grenadierbataillone bricht auch dieser Angriff. Alles weicht gegen Obschütz. Die noch unversehrte Kavallerie des linken Flügels Broglies, wenige Schwadronen nur noch, galoppieren heran und werfen sich auf das rasch vorgehende Regiment „Alt-Braunschweig“, das gerade durch ein Hindernis auseinander gerissen ist. Das Schließen der Lücke ist nicht mehr mög-

lich. „Pfeffert ihnen tüchtig unter die Nase!“ ruft der König seinen Musketieren zu.

Da brausen aufs neue die Seydlitzschen Reiter heran, das Regiment Gensdarmes voraus. Sie müssen dicht an einem noch kämpfenden französischen Bataillone vorbei und bekommen Feuer. „Halt auf! Reichskavallerie!“ schreien sie denen zu und stürzen sich, während das Feuer schweigt, auf die letzten Schwadronen, die rasch geworfen sind.

Neue Truppenmassen dringen vor. Soubise sucht zu retten, was zu retten ist, obwohl ihm Custine gleich beim Beginne der Infanterieschlacht ins Ohr gesagt hatte, der Tag sei verloren. Einen Augenblick scheint ein Hoffnungsstrahl aufzublitzen. Prinz Georg von Darmstadt mit seinem Regiment, „Blau-Würzburg“ und einige französische Bataillone gewinnen Halt und Raum. Seydlitz muß absteigen, er ist verwundet, Oberst von Priegnitz von „Alt-Braunschweig“ fällt.

Aber rasch ist der zerschossene Arm notdürftig verbunden, rasch ist Seydlitz wieder zu Pferde. Nun brechen aufs neue seine Reiter vor und dringen in Flanke und Reihen der Franzosen ein. „Ein terror panicus gewann universaliter die Oberhand.“ „Alles ging über und über.“ Der Herzog, nur noch von einem Reitknechte begleitet, da seine Adjutanten gefangen oder verwundet waren, gibt sich verzweifelt und vergebens Mühe, einige Ordnung herzustellen. Noch einmal sah er Soubise im Gewühl. „Wenn man meynete, eine Escadron oder ein Bataillon bei einander zu haben, durfte nur eine einzige Stückkugel darunter fahren, da liefe alles wie die Schafe davon.“

Und die Reichstruppen? Prinz Georg von Hessen hatte die elf Bataillone sofort aufmarschieren lassen. Dem Würzburger Regimente, das auf dem rechten Flügel stand, gelang das sehr gut, der linke Flügel kam durch das Dazwischenreiten französischer Kavallerie bereits anfangs in Unordnung. Zunächst waren die Bataillone noch nicht im Bereiche des feindlichen Feuers, trotzdem herrschte eine ziemliche Unruhe.

Im ersten Treffen stand „Würzburg“, „Kronegk“, „Ferntheil“ und „Trier“. Sie hatten gerade die Ordnung notdürftig hergestellt, da kamen bereits fliehende Reichsreiter, denn diese „Squadronen waren so forth schandlicher Dingen in die Flucht geschlagen“. Es entstand „ein entsetzliches Geschrey“. „Ihr Brüder, lauft, wer laufen kann, es ist alles verloren!“ schrien die Reiter in den ersten Zug des ersten Bataillons „Ferntheil“ hinein. Das ganze Bataillon macht sofort rechts kehrt, und beginnt, „ohne noch einen Feind vor sich zu haben oder zu sehen“ auszureißen, die übrigen folgen; es gelingt zwar noch einmal die Reihen herzustellen, da schlagen einige Kanonenkugeln darein, und nun läuft alles davon, bis auf „Würzburg“ und „Trier“.

„Trier“ schießt eine Salve in die Luft und läuft dann auch davon, „Varel“ läuft mit, nur 63 Rotten bleiben im ganzen „zur Bedeckung der Fahnen“. „Alles folgt pêle-mêle.“ Zurufe und alle Mühen sind vergebens. „Als wenn man sich etliche 1000 Schafe vorbildet, und man ließe 100 Windspill darein lauffen, so geschwind ware die Reichsarmee auseinander undt so vielfältig zertheilet“, schreibt der Major Regensues. Die Infanterie läuft mit der Kavallerie „mit allen Beinen“ um die Wette. Nur die beiden Regimenter „Blau-Würzburg“ und „Darmstadt“, an ihrer Spitze der tapfere Prinz Georg, wahrten die Waffenehre der deutschen Truppen. Sie eilten vorwärts und halfen den Franzosen bis zuletzt.

So „succumbirte, da die Preußen die vollkommene Disposition der Reichsarmee nicht abgewarthet hatten“, wie Oberst von Coll schreibt, „die Reichßarmee Gott erbarms“. „Die Confusion in der Retirade war unbeschreiblich, und hat die Reichsarmee abermahlen gezeiget, daß ihr alter Werth sich noch im geringsten nicht vermehret hat,“ berichtet Laudon. „O der Schande! Schlecht habe ich mir es alle Zeit voraus vermuthet, aber doch sogar schlecht nicht,“ erzählt Mollinger. Die Truppen warfen Gewehre, Ranzen, Taschen, Trommeln, Feldkessel, alles, was sie auf der Flucht hindern konnte, weg.

Früh brach die Novembernacht herein. „Ein Glück, daß es Nacht wurde, sonstens wäre bey Gott nichts davongekommen!“ heißt es im Berichte des Herzogs an den Kaiser, in dem er berichtet, daß er „totaliter geschlagen“ ist.

Was nun Füße hatte, lief, Deutsche und Franzosen durcheinander. Und „ungerufen kamen die grünen Husaren herangebraust, mengten sich in die Confusion und haben ganz erschrecklich gewütet“. Eine Reihe von Einzelgefechten spielte sich ab. Ein blauer Dragoner entreißt hier einem Franzosen die Waffe, ein Kreisreiter eilt dem Kameraden zu Hilfe. „Laß ihn mir, Bruder Deutscher!“ schreit ihm der Dragoner zu, und mit einem „Nimm ihn!“ wendet der andre sein Pferd. Da wehrt sich heldenmütig ein einzelner Grenadier von „Piemont“ gegen die grünen Husaren, durch einen Baum gedeckt. Der König läßt den Tapferen zu seinem Regiment zurückkehren.

„Ich habe mich mehr als einmahl bei unglücklich ausgeschlagenen actionen befunden,“ berichtet der Herzog. „Die Bataille von Parma, so 9 Stunden gedauert, jene von Guastalla, ja sogar die Schlacht gegen die Türken zu Krotzka habe ich verliehren sehen, aber eine solche deroute, eine solche Zerrüttung und einen solchen terrorum panicum habe ich die Zeit meines Lebens nicht erlebt.“

Den Franzosen gelang es, nur einen Teil ihrer Geschütze zu retten, viele mußten stehen bleiben, ebenso viele Geschütze der Reichsarmee, die von den müden ausgehungerten Pferden nicht mehr erschleppt werden konnten. Der

Train wurde größtenteils verloren, da die Bauern mit ihren Vorspannpferden sich auf und davon machten.

Finsternis breitete sich über das Schlachtfeld, die Geschütze Mollers verstummten, die Verfolgungskavallerie, die Seydlitz trotz seiner Verwundung selbst geführt hatte, kehrte todmüde zurück. —

St. Germain hatte, ohne sich zu rühren, bis zum Ende der Schlacht auf den Schortauer Höhen gestanden. Nun sandte er seine zwei Kavalleriebrigaden „Condé“ und „Poly“, denen es im geringen Maße gelang, die Flucht etwas zu decken. Er zog dann Laudon an sich und marschierte nach Freiburg ab. Hätte er rechtzeitig eingegriffen, so wäre er den Preußen gefährlich geworden, denn er war nicht nur dem kleinen Detachement Mayr, sondern auch den Bataillonen des rechten Flügels überlegen.

Von Freiburg aus, wo er sich von Laudon, der nach Gera zu marschierte, trennte, schlug er den Weg nach Nordhausen ein.

Todmüde lagerte sich die siegreiche Armee auf den Höhen von Obschütz, die Kavallerie belegte die benachbarten Dörfer. Da es sehr kalt war, suchten sich die Soldaten die weggeworfenen Gewehre zusammen und schichteten sich aus den Schäften notdürftige Lagerfeuer. Erst von einzelnen Stimmen gesungen, dann immer voller klangen feierliche Choräle aus den Regimentern, „der hätte ein Unmensch sein müssen, der da nicht hätte einstimmen wollen.“ Auch an heiteren Szenen fehlte es nicht. Die Kattdragoner hatten die Bagage des Prinzen Soubise erbeutet. Darunter fand sich eine Kiste voll Ludwigskreuze, die zur Belohnung der tapferen Franzosen hatten dienen sollen. Nun schmückten sich die Sieger damit.

Der König übernachtete im Schlosse des Herrn von Funke zu Burgwerben, wo er um 6 Uhr eintraf. Da alle Zimmer mit gefangenen oder verwundeten französischen Offizieren, an die er freundliche Worte richtete, belegt waren, ließ er sich im Bedientenzimmer sein Feldbett aufschlagen. Von hier aus sandte er die Siegesnachricht ab. An Podewils schrieb er: „Wir haben soeben die Franzosen und Kreiser vollkommen geschlagen. . . Der Himmel hat die gerechte Sache gesegnet. Es soll Tedeum mit Kanonen und Infanteriesalven in Berlin, Stettin und Magdeburg gefeiert werden. Jetzt ist's tiefe Nacht. Morgen verfolgen wir den Feind nach der Unstrut.“ Auch der geliebten Schwester in Bayreuth, der treuen Gefährtin der vergangenen schweren Tage sandte er noch am Abend Botschaft: „Das war eine bataille en douceur, wir haben alles Geschütz des Feindes, seine Zersprengung ist vollkommen, ich bin im vollen Marsche, sie über die Unstrut zu werfen. Nach so viel Unruhen, wohlan, Dank sei dem Himmel, soll man sagen können, daß 20000 Preußen 50000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem

Ruf und Ehre meines Volks gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht ehrlos sein. Sie, meine teure Schwester, meine gute, göttliche, zärtliche Schwester, die Sie an dem Schicksal eines Sie anbetenden Bruders teilzunehmen geruhen, teilen Sie jetzt auch meine Freude!"

Dem General von Seydlitz hatte er schon auf dem Schlachtfelde herzlichst gedankt. Er hatte ihn umarmt und begeisterten Dank ausgesprochen, den der Held bescheiden ablehnte, denn „seinen tapferen Reitern gebühre der Ruhm". Von Bergwerben aus sandte ihm jetzt der König den schwarzen Adlerorden, den noch kein Generalmajor bisher bekommen hatte. Wenige Wochen später ernannte er ihn zum Generalleutnant und verlieh ihm das Regiment „Rochowkürassiere".

Auch sonst spendete der König reichlich Zeichen seines Dankes; um nur einige anzuführen: Die Offiziere des Regiments „Alt-Braunschweig" bekamen sämtlich den Orden „Pour le Mérite", ebenso der Kommandeur und alle Kompagniechefs der „Gensdarmes".

Die Verluste der Preußen waren im Verhältnisse gering. 3 Offiziere, 162 Mann waren gefallen, 20 Offiziere, 376 Mann verwundet.

Die blutigen Verluste des Reichsheeres waren, da die Truppen fast nirgends Stich gehalten, ja sich die meisten nicht einmal Zeit zum Schießen genommen hatten, sondern gleich davongelaufen waren, ebenfalls nicht groß. Der Herzog berichtet, daß die Kavallerie keinen Toten hatte. Oberst von Coll konnte ebenfalls melden, daß von seinem tapferen Regiment in der „fadalen Badallie" kein Mann geblieben war, von den 1160 Mann waren nur 7 verwundet, bei der großen Geschwindigkeit, die sie im Laufen entwickelt hatten, waren nur 25 gefangen, darunter der älteste Hauptmann, ein Greis von 70 Jahren, der nicht mehr so recht laufen konnte, und den deshalb die preußischen Husaren „umbzingelt und fortgeschleppet hatten". Die fränkischen Regimenter hatten allein 1526, die fast alle in Gefangenschaft geraten waren, verloren.

Am schwersten hatten die braven österreichischen Kürassiere gelitten. Die stärkste Kompagnie soll von 60 Mann nur 13 aus der Schlacht zurückgebracht haben. Die Verluste der Reichsarmee werden auf 2535 Mann berechnet.

Die französischen Verluste waren höher. Nach Lugeacs Berichte hatten die Franzosen allein 8 Generäle, davon 5 tot oder an den Wunden gestorben waren, und 647 Offiziere, 489 darunter von der Infanterie, an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Die Gesamtverluste betrugen 500 bis 600 Tote, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene. Genau werden sich die Verluste nicht mehr feststellen lassen. So konnte schon kurz nach der Schlacht die Anzahl der Toten nicht mehr bestimmt werden, „weil man sich nicht viel

Mühe mit dem Zählen gegeben und die sächsischen Bauern mit deren Beerdigung geeilet haben".

72 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten, 2 Paar Pauken und fast der ganze Armeetrain fielen dem Sieger in die Hände.

---

9. Auf der Flucht.

Am Schlachttage, nachmittags um 3 Uhr, trafen in Freiburg die Bayern, die Mainzer, die Pfälzer und die Nassauer ein. Da auch noch von Kösen her das I. Grenadierkorps anlangte, glich das Städtchen einem Feldlager. Auch Herr von Widmann war im Orte.

Gleich nach dem Einrücken war Befehl für die Grenadiere eingetroffen, zur Armee zu marschieren. Als sie eben abmarschieren wollten, kam auf schäumendem Rosse General von Pretlack von Pödelist her angejagt. Hinter ihm drein die ersten Flüchtlinge. „Wohin? Meine Herren," ruft Pretlack den Offizieren zu. „Zur Armee!" ist die Antwort, auf die er „voller Zorn" erwiderte: „Bleibt nur hier und rückt ein, man wird euch nicht mehr nötig haben, es gehet ohnehin schlecht genug zu!"

Die Grenadiere hören wohl den Kanonendonner, wissen aber noch nicht recht, was geschehen ist und geschehen soll. Da kommt, „eine halbe Stunde nach dem Gebetlauten," Prinz Georg von Darmstadt. „Wo sind die Grenadiere?" ruft er, „sofort die Thore besetzen!" Ein Cornet kommt gejagt, er sucht Widmann, dem er in des Herzogs Auftrage meldet: „Die Schlacht ist verloren! Der Herr Gesandte soll sich retten!" was dieser sich nicht zweimal sagen ließ.

Schon um 6 Uhr langt die flüchtige Kavallerie an. Ihr folgt die Infanterie die Nacht hindurch in wirrem durcheinander. Hohe Flammenstöße weisen den Flüchtlingen den Weg. Auch Soubise und der Herzog treffen ein. Sie verabreden sich kurz, daß die Franzosen die Unstrut, die Deutschen die Saale halten wollen. Der Prinz ließ sich seinen Rücken, „so gantz blau gewesen ist," mit heißem Wein waschen und sein Ohr verbinden. Im Posthaus nahm er Quartier. An ein Halten der Truppen war nicht zu denken. Die ganze Nacht durch dauerte die Flucht, zu deren Erleichterung die Bürger Lichter an die Fenster stellen mußten.

Erst am nächsten Morgen ließen sich die Folgen der Schlacht einigermaßen übersehen. Berenhorst konnte am 6. schreiben: „Gestern war Execution über die Executionsarmee. Die Franzosen, die Österreicher, die Kreisvölker,

all dieser große Zusammenlauf unserer Feinde haben so erstaunliche Schläge bekommen, daß es die Einbildung und die Wahrscheinlichkeit übersteigt."

Nachdem um 6 Uhr früh der Rest der deutschen Bagage über die Unstrut gegangen war, überschritt der Herzog, der im Amtshause die Nacht verbracht hatte, als einer der letzten die Brücke, dann ging sie in Flammen auf.

Mit Tagesanbruch hatten die Preußen die Verfolgung aufgenommen, nur das Regiment „Goltz" blieb auf dem Schlachtfelde zurück. Schon nach 7 Uhr trafen die ersten Husaren und Dragoner vor der Stadt ein, einige französische Batterien versuchten zu feuern, schossen einigemale in der Aufregung „blind" und gingen dann vor den vordringenden Reitern, die zum Teil auch abgestiegen waren und die zerstreuten Franzosen aus den Gärten jagten, schleunigst zurück.

Gegen 10 Uhr kam der König 1/4 Stunde unterhalb der Stadt bei Nismitz an, wo er innerhalb einer knappen Stunde eine von den Franzosen angefangene Brücke fertigstellen ließ. Während dem begrüßte ihn der Rat der Stadt, dessen Ansprache er mit den Worten, „es wäre ihm lieber, wenn sie etwas zu essen hätten, er hätte noch keinen Bissen gegessen" ablehnte. Nur eine Schüssel mit Butterbroten und kaltem Braten nebst etwas Wein war zu haben. Wacker sprachen der König und auf seine Aufforderung auch die Generäle dem Frühstücke zu.

Dann gingen 11 Bataillone, 35 Schwadronen unter des Königs Führung zur Verfolgung über die Unstrut. Die Vorhut führte an Stelle des verwundeten Seydlitz, der, wie Prinz Heinrich nach Leipzig in Behandlung des Leibarztes Kothenius gebracht worden war, Oberst von Lentulus. Keith blieb mit dem Rest auf dem linken Ufer zurück, überall machte er Gefangene, darunter auch in Markrölitz einen mehrfach verwundeten Adjutanten des Herzogs.

Zunächst wußte man nicht genau, wohin sich die Flüchtigen gewandt hatten. Sie hatten sich geteilt, die Franzosen flohen nach Nordhausen, die Deutschen nach Weimar zu. Soubise schrieb schon am 6., „er glaube, man könne den König nicht mehr aufhalten, die Truppen hätten Ruhe und Sammlung nötig, er könne gar nichts bestimmen, jetzt wäre jedenfalls eine Wiedervereinigung unmöglich."

Die Panik griff immer mehr um sich. Selbst der Herzog wurde davon erfaßt. Denn, als er das bei Kösen stehende Korps des Markgrafen, 15 Bataillone, 15 Grenadierkompagnien, 6 Schwadronen, 25 Geschütze, alles frische an der Schlacht unbeteiligte Truppen, kaum bei Eckartsberga an sich gezogen hatte, ertönte, nachmittags um 4 Uhr, der Ruf: „Die Preußen kommen!" und „beflügelte ihre Füße mit neuer Courage, so daß das Laufen noch viel schneller wurde und lustiger anzusehen war, als das nach der Haupt- und Staatsaktion selbst", wie Mollinger erzählt. 400 Mann

und 10 Geschütze verloren sie bei diesem Überfall, an dem nur das Freibataillon Mayr und die Husaren beteiligt waren. Weiter ging die Flucht. Der Herzog hatte den Kopf völlig verloren, er glaubte nicht einmal mehr die Passagen des Thüringerwaldes halten zu können gegen — Mayr. „Es ist keine Möglichkeit, daß ein ehrlicher Mann dabei bestehen könnte."

Ungestüm drängten die Preußen nach. Am 7. früh waren die Sekulyhusaren bereits über Buttstädt hinaus auf dem Wege nach Erfurt, die Czettritzdragoner fanden Collöda bereits geräumt.

Wilder und wilder ward die Flucht. Oberst Graf Hohenlohe-Ingelfingen vom Regiment Ferntheil kam am 7. bereits in Erfurt an, sein Jäger, sein Läufer und er selbst trugen die Fahnen des Regiments, kein einziger Soldat war bei ihnen. Das Hauptquartier erreichte an diesem Tage Teichel, nördlich von Rudolstadt.

Oberst von Lentulus verfolgte bis Erfurt, einzelne Abteilungen drangen sogar bis Gotha vor. Am 8. kehrte er mit 800 Gefangenen zum Könige zurück, der während dieser Tage im Pfarrhause zu Spielberg geblieben war.

Am selben Tage trafen bereits Flüchtlinge in Eisenach, 30 Meilen vom Schlachtfelde ein. Ziellos lief man, Oberst von Coll wußte bereits nach zwei Tagen „nicht mehr, wohin". Todmüde waren die geschlagenen Truppen, aber ein einziger Ton scheuchte sie auf. Rittmeister von Redwitz von den „Bayreuth"-Kürassieren schreibt in seinem Bericht über den „Verlust einer kompletten Viktorie", „seine Pferde fielen vor Hunger und Mattigkeit bald um."

Dabei kamen „so erstaunliche Plünderungen und Mördereyen vor, daß die Menge Ortschaften nichts anders als öde Wüsteneyen aussehen muß." Wo die Preußen nicht verfolgten, dort jagten die Bauern die Fliehenden mit der falschen Nachricht: „Der Mayr kommt!" auf; Plünderer schlugen sie tot oder fingen sie und brachten sie den Preußen, so daß Keith dem Könige berichten konnte: „Während Ew. Majestät Gefangene macht, kaufe ich sie den Bauern ab, die mir alle Augenblicke welche zuführen." Die sächsischen Bauern, die wie unter den Greueltaten des dreißigjährigen Krieges durch die vereinigte Armee, die das kursächsische Land „erretten" sollte, gelitten hatten, denen diese Soldaten nicht nur alles, was nicht mitzuschleppen ging, verdorben hatten, denen sie Tür und Fenster eingeschlagen, die Wohnungen verdorben, oder durch allerlei gemeine Taten unwohnlich gemacht hatten, denen sie das Vieh, nur um es ihnen nicht zu lassen, totgestochen oder weggejagt hatten, ja denen sie ihre Kirchen verwüstet und ihre Altargeräte aufs schimpflichste besudelt hatten, diese Bauern taten sich nun zusammen und schlugen mit Knütteln die „Erretter" tot, oder fingen sie und brachten sie den Preußen. Mollinger sieht daher in dem Ausgange der

Schlacht den Finger Gottes, der straft, „denn die Grausamkeiten, die sie, vornehmlich die Franzosen allenthalben, wo sie hin gekommen, ausgeübet, waren allzu unmenschlich und kommen fast denjenigen bei, welche die russischen Kosaken im Königreich Preußen begangen haben. Was in dem Eisenachschen, Weimarschen und Gothaischen Landen vorgegangen, war nur ein Kinderspiel gegen die Wirtschaft, die wir in den Kursächsischen Landen getrieben haben! Viele, ja die meisten Dörfer, wo wir hingekommen, sind rein ausgeplündert und in einigen auch die Kirchen beraubt worden".

Die Flucht durch Gotha beschreibt Beck in seiner Geschichte der Stadt nach einem Tagebuche jener Zeit: „Die Flüchtigen liefen einzeln und in kleinen Trupps von 5, 8, 10 höchstens 20 Mann, nie von einem Korps, alle Regimenter durcheinander, und wo man 10 Mann zusammen sah, da sah man gewiß auch fünferlei verschiedene Uniformen. Noch immer saß auf ihrem Angesichte der Schreck, mit dem sie vom Schlachtfelde geflohen waren ... Viele waren verwundet und noch nicht einmal verbunden und schleppten sich mit kümmerlicher Not und unter den heftigsten Schmerzen so lange fort, bis sie vor Müdigkeit liegen blieben. Die meisten hatten kein Gewehr, viele waren ohne Hut, . . . einige Offiziere, die allem Aussehen nach schon unter den Händen der feindlichen Husaren gewesen, ausgezogen und nachher entlaufen waren, hatten Einer einen Mantel, der Andere eine Pferdedecke um sich geschlagen und befanden sich darunter im bloßen Hemde. . . Mit den fliehenden Soldaten vermischt kamen in größter Unordnung, Eile und Bestürzung zahlreiche Bagage und Wagen an, auf denen viele Verwundete saßen; was nur fortkommen konnte, ging ohne Aufenthalt weiter nach Eisenach zu. Einige, besonders Offiziere, suchten ihre alten Quartiere auf, beschworen aber ihre Wirte, bei entstehendem Lärm sie bei Zeiten aufzuwecken. Dieser Zug durch die Stadt dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht bis an den Morgen". In Goldbach bei Gotha nahm ein preußischer Deserteur ohne Gewehr 14 Mann gefangen und entwaffnete sie, im „Gasthofe zum Schützen plünderte er mit Hilfe einiger Juden 40 Franzosen! Dabei ward er von den preußischen Reitern ergriffen."

Die Berichte beider Kommandeure an ihre Souveräne kennzeichneten ihre Charaktere. Offen und ehrlich, wenn auch mit vieler Bitterkeit, bekannte der Herzog in seinem Schlachtberichte aus Weimar, den der Oberstleutnant O'Flanagan persönlich dem Kaiser brachte, die Wahrheit: „Wir sind totaliter geschlagen", und fügte am Schlusse des langen Schreibens hinzu, indem er die Bitte um Enthebung vom Kommando aussprach: „Ich vor meine Persohn erkenne mich einmahl viel zu schwach, um mit diesen Leuthen dasjenige auszurichten, was ein Prinz Louis und Eugenius zu bewerkstelligen nicht im stande gewesen seye. Bei den k. kgl. Truppen will ich

mit Freuden mein Leben aufopfern, aber dahier ist nichts als Ehre und Reputation einzubüßen und kan dem Staat doch kein mindester Dienst geleistet werden".

Und bei dieser Offenheit blieb er. Nichts beschönigte er mehr, im Gegenteile, er verstärkte durch einen weiteren Bericht über die Flucht, den er am 15. November von Lichtenfels absandte, den Eindruck, den die Schlacht und das wilde Ausreißen gemacht hatte. Er schreibt: „Die Franzosen seynd auf viele Meilen Wegs zerstreut, und habe ich selbst von der Unstruth bis auf Weymar einige Tausend Debandierter gefunden, welche die feindlichen Husaren immer nach und nach aufklauben und niederhauen. . . Wo nicht die Hälfte, so ist doch ein Drittel von der Armée debandiert. Von der Reichsarmee seynd die Leute ebenmäßig tausendweise bis Eisenach und Meiningen geloffen und habe ich auf Erfurt, Arnstadt und überall herum schicken müssen, um sie zusammen zu bringen, ja, gantze Bataillone, Paucken und Estandarten habe ich von Erfurth wieder beyhohlen müssen; viele seynd schon über Nürnberg hinaus. Eine Menge haben Offizieren, die sie begegnet und zur Rückkehr zu bewegen getrachtet haben, trucken herausgesagt, daß sie nach Hause gehen und nicht mehr dienen wollten. In Summa, allergnädigster Kaiser und Herr, Ihro Majestät werden sich die Sache vielleicht arg genug vorstellen, aber so toll als es in der Tat beschaffen ist, das kan sich warlich niemand einbilden, als der es mit Augen siehet".

Anders Soubise. Unter dem ersten Eindrucke der fürchterlichen Niederlage bekannte er wohl in seinem in der Nacht vom 5. zum 6. in Freiburg verfaßten Berichte auch offen Farbe. Am nächsten Tage bereits meldete er aus Wiehe: „Die Armee setzt ihren Rückzug in ein wenig beschleunigten Märschen fort, um sich von der ungeheueren Niedergeschlagenheit und dem Schmerze, in den sie versunken ist, zu erholen". Der ehrliche und aufrichtige Waddington bemerkt dazu: „In Wahrheit war die Bewegung der Franzosen bis zum 9. vielmehr eine überstürzte Flucht ohne Ordnung und Ueberlegung, als ein militärischer Marsch. Die Disziplin, seit langer Zeit bedeutend erschüttert, war in dem Unglücke vollkommen untergegangen". Freilich nennt er Soubises Beschönigung oder auf deutsch Lüge „Optimismus".

Je weiter Soubise aus dem Bereiche der preußischen Säbel kam, desto „optimistischer" sieht er die Lage an. Er gesteht zwar ein: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß während des Rückzuges die Unordnung sehr groß war. Die Truppen schliefen in den Wäldern und entfernten sich nachts; es war nicht möglich, das abzustellen. Die Offiziere gaben viel Obacht darauf, aber man starb fast vor Hunger und Müdigkeit. Uebrigens waren Sie nicht in Unkenntnis darüber, daß während des ganzen Feldzugs die Armee viel marodiert hat. Was dazu recht lästig ist, ist daß die Bauern sich bewaffnet

haben und wir viel Leute verlieren, die von ihnen totgeschlagen werden. Das sind unvermeidliche Folgen des Unglücks, das uns betroffen hat", er hat sich aber bereits soweit erholt, um hinzufügen zu können: „das noch viel schlimmer wäre, wenn der König von Preußen uns lebhaft verfolgt hätte". In einem zweiten Briefe an Paulmy vom selben Tage aber stellt er als nächstes Ziel auf: „Vor allen Dingen, die Ehre der Nation muß gerettet werden, alles Unglück muß man auf die Kaiserlichen schieben". Und dazu behauptet er, er könne dafür bürgen, daß bei gleicher Zahl die französischen Reiter die Preußen besiegen würden, ebenso würde ein andres Mal es die Infanterie tun, „wenn die Anlage der Schlacht gut und glücklicher wäre, als das letzte Mal".

Obwohl er alle Zelte, alles Gepäck verloren hatte und seine Armee zertrümmert war, vergaß er scheinbar sehr schnell die Schläge. Am 13. November schon meldete er dem Kriegsminister, die Armee käme nach und nach wieder in Ordnung; und da Richelieu Halberstadt nicht habe halten können, wodurch die Winterquartiere an der Saale auch nicht zu halten gewesen wären, so wäre der Nachteil, der aus der Niederlage erwüchse, eigentlich gar nicht sehr groß! Und wenige Tage später, am 14. und 17. November hat sich wieder das volle lebenslustige Behagen des Rokokogenerals eingestellt. Die ganze Geschichte, meint er da, wäre eigentlich gar nicht so schlimm gewesen, wie es anfangs ausgesehen hätte; die Zahl der Toten wäre eigentlich „sehr wenig beträchtlich", auch schiene der König nicht vorrücken zu wollen, — er war bereits auf dem Marsche nach Schlesien —, und es gäbe viele Beispiele, daß die französischen Truppen, kurze Zeit nach den unglücklichsten Schlachten Wunder und Ungeheuerliches an Tapferkeit geleistet hätten".

Er ließ überall Plakate anschlagen, die Nordhausen und Heiligenstadt als Sammelplätze seiner Armee bezeichneten. Da er nicht mehr daran denken konnte, vor dem Frühjahre sich der Saale wieder zu nähern, so ließ er, nachdem er sichere Nachrichten von Friedrichs Abmarsche nach Schlesien hatte, die Magazine in Erfurt und Gotha räumen und ging in die Winterquartiere. Die Verbindung mit dem Reichsheere war für immer gelöst. Wenn auch später noch der Plan auftauchte, aufs neue die beiden Heere zu „kombinieren", zur Wirklichkeit ward er nie mehr, beide Teile hatten sich hinreichend kennen gelernt. So hatte, nach einem Worte Rankes die Schlacht völlig genügt, „die widerwärtige, dem langen Laufe der Historie widersprechende Vereinigung zwischen französischen und Reichstruppen" aufzulösen.

Das Reichsheer, dessen Trümmer bei Eckartsberga nach der Vereinigung mit den frischen Truppen des Markgrafen von Baden-Durlach von Mayr aufgescheucht und zur Fortsetzung der wilden Flucht genötigt worden waren, nach

Holsteins Berichte „mit solcher Inquiétance, daß die hohe Generalität sich gezwungen sah, sich ebenfalls nach der Retirade umzusehen", lagerte am 7. bereits bei Teichel, eine Meile nördlich von Rudolstadt, 4000 Mann, die hauptsächlich durch die gute Haltung der, allerdings am Kampfe unbeteiligt gebliebenen Bayern, zusammen gehalten wurden. Die Nachhut, die Baden-Durlach gebildet hatte, traf hier am folgenden Tage ein. Auf freiem Felde lagerten die Truppen, ohne Nahrung, ohne Holz, ohne Stroh. Trotzdem die Fühlung mit den Preußen bereits jetzt verloren ging, lag die Furcht und der Schrecken den Leuten noch in allen Gliedern. Der König wollte Winterquartiere in Franken nehmen, hieß es; so unsinnig das Gerücht auch war, „die Reichsarmee wäre wahrlich nicht im stande gewesen, kaum den elenden Mayr aufzuhalten, geschweige denn des Königs ganzes Korps".

Am 9. erreichte man Saalfeld. Zur bittersten Not gesellte sich bittere Kälte. Zwei Mann erfroren des Nachts. Noch am 10. hatte man nichts zu leben, und vor dem Sturm und Schneegestöber konnte man sich weder durch Zelte noch durch Feuer schützen. Alle Bande des Gehorsams lösten sich, in Saalfeld quartierten sich die Soldaten eigenmächtig ein, wobei mancher Exzeß vorkam. Am 11. bereits ging die Flucht weiter, man sehnte sich nach Sicherheit und Ruhe, die man, trotzdem weit und breit kein Feind mehr zu sehen war, erst hinter den Pässen des Thüringer Waldes zu finden hoffen konnte. „Seit 20. Oktober hat unsere Kompagnie von Landauer, dem Lieferanten, nichts gesehen und weder Gelt noch Brot bekommen," die ausgehungerten, todmüden Soldaten, die am 13. in Judenbach eintrafen, „mißten sich hier fast zu todt Erdbirn essen, welches unser bestes Bradl ware", schreibt Regenfues. Am 14. ging die Flucht durch Fürth am Berge, am 15. endlich langte man in Lichtenfels an, wo einige Sicherheit Rast gestattete. Zwei Tage später konnte der eichstädtische Major Regenfues in sein Tagebuch mit einem tiefen Seufzer der Erlösung schreiben: „Heute das erste Brot erhalten seit dem 20. Oktober!", — das nächste bekamen sie erst am 26. in Schwarzenbach. Der Satiriker Mollinger aber vermerkt: „Wenn der König uns nach Franken nachfolgt, so haben wir unsern Zweck, ihn aus Sachsen zu vertreiben, erreicht."

Ein einziges Regiment war von der Flucht und der Panik nicht ergriffen worden, sein Oberst von Eötvös hielt es fest zusammen: die Splenyhusaren, die am Schlachttage bei Kösen gewesen waren. Sie patrouillierten, ganz langsam zwischen Saale und Ilm zurückgehend, das Gelände ab und trugen durch ihre Meldungen wesentlich zur Beruhigung des Hauptquartiers und der Armee bei. Am 9. beobachtete Eötvös die weite Linie Erfurt-Jena, am 10. meldete er, daß nichts mehr vom Feinde zu sehen war. Es wirkt wahrhaft wohltuend, in dem allgemeinen Schrecken wenigstens einen Kommandeur

und ein Regiment zu finden, das nicht kopflos davonläuft, sondern mit großer Energie seine Pflicht tut. Der Zorn und Kummer des Herzogs ist daher begreiflich, als er Befehl bekam, das Regiment, das sich gegen Ende des Monats nach Schleiz gezogen hatte, gleich wie das Széchényische, das sich bei der Flucht den Franzosen angeschlossen hatte, an Soubise abzugeben, war es doch zunächst das einzige Regiment, das ihn sicherte! Auf den Befehl, die Husaren nach der Werra zu senden, wandte sich der Herzog an den Kaiser mit der Bitte, ihm die zu seiner Sicherung so nötigen Reiter zu belassen, woraufhin sie auch vorläufig verbleiben durften.

Zu langem Verfolgen hatte der König keine Zeit gehabt. Schon am 7. schrieb er an Keith: „Morgen ziehe ich alle Truppen zusammen. Ich muß eiligst nach Schlesien. Sie bleiben mit einem Corps, das ich nach möglichkeit stark mache, hier, und ich trete sofort den Marsch nach Schlesien an. Das ist fürwahr ein arbeitsreiches Jahr für mich!" Bei Eckartsberga übergab er am Morgen des 8. dem Prinzen Ferdinand das Kommando, befahl ihm nach Naumburg zurückzumarschieren, wohin auch Keith, der bis Querfurt gestreift war, rücken sollte, und eilte nach Leipzig zurück. Um 10 Uhr früh traf er in Freiburg ein, speiste daselbst im Amtshause, am Abend bezog er im Rinck-Abenschen Hause zu Merseburg Quartier, besichtigte am andern Morgen die Trophäen und die Gefangenen auf dem Domplatze, die dann unter Oberaufsicht des Majors Ewald von Kleist nach Leipzig gebracht wurden, und richtete freundliche Worte an die gefangenen Generäle.

In Leipzig besuchte er seinen verwundeten Bruder und Seydlitz, versammelte am 11. die für Schlesien bestimmten Truppen, 19 Bataillone, und übertrug den Oberbefehl über die Zurückbleibenden dem Prinzen Heinrich, an dessen Stelle zunächst Marschall Kleist kommandierte.

Nach einem feierlichen Tedeum in allen Kirchen der Stadt marschierte der König am 13. November nach Schlesien ab, neuem strahlenden Ruhme entgegen.

---

10. Die Folgen.

Im höchsten Grade peinlich berührt hatte es den französischen Gesandten in Wien, Herrn von Stainville, daß hauptsächlich durch die Weigerung der Franzosen der schöne Plan, gegen die Elbe vorzustoßen, zunichte geworden war. Am 3. November hatte er deshalb an Soubise geschrieben, er sollte nur mit Vorsicht Paulmys Befehle gehorchen und dafür Sorge tragen, daß

der Glanz der französischen Politik nicht getrübt würde; deshalb sollte er es zum wenigsten so einrichten, daß alle Schuld auf Hildburghausen und die Reichsarmee fiele.

Auch Kaunitz war arg verstimmt. Vergeblich hatte man die umständlichen Mehltransporte und das Belagerungsmaterial bereit gehalten, nutzlos war die schöne Zeit verstrichen. Er ließ dem Gesandten deutlich durchblicken, daß er die Weigerung Soubises mit der Nachricht vom Waffenstillstande zwischen Richelieu und Ferdinand in Verbindung brächte, und daß er der französischen Politik nicht mehr recht trauen könnte, so daß Stainville offen erklärte, er würde an des Prinzen Stelle dem Kriegsminister den Gehorsam verweigert haben.

Voller Spannung wartete man in Wien auf neue Berichte. Daß die vereinigte Armee über die Saale zurückgegangen wäre, darüber war man sich schon jetzt im klaren; durch neue Pläne suchte man daher das Versäumte einzuholen. Am 7. November, zwei Tage nach der Schlacht, sandte der Gesandte zwei Vorschläge an den Prinzen, die sich auf dem Papiere recht gut ausnahmen. Soubise sollte nämlich entweder eine Schlacht wagen, den König natürlich, darüber konnte ja kein Zweifel bestehen, besiegen und ihn an die Elbe zurückjagen, oder es sollten alle Heere, die Schlesischen sowohl als die Thüringischen, die Marschrichtung nach Sachsen nehmen und durch eine solche Massierung die Befreiung des Landes noch vor dem Winter erzwingen. Man hatte wieder einmal vergessen, den König in die Rechnung einzusetzen.

Auch in Paris machte sich eine größere Neigung zur Offensive, jedenfalls auf Drängen des Gesandten, geltend, so daß man sich, bliebe das Wetter nur noch einige Wochen gut, die schönsten Erfolge versprechen konnte.

Da traf in Wien die Nachricht von der Niederlage ein. Sie wirkte wie ein Donnerschlag. Der Hof war in größter Bestürzung und hielt die traurige Kunde ängstlich geheim, so daß nicht einmal im Kreise der Diplomaten allgemeine Kenntnis von dem Umfange des Unglücks herrschte. Graf Pergen konnte noch am 20. an Cobenzl schreiben, es wäre niemand über die Schlacht, die er als ein ganz unbedeutendes Treffen hinstellte, unterrichtet, man wüßte nur so viel, daß die Reichsarmee zerstreut wäre und würde die größte Not haben, „die Kontingente unter dem Kaiserlichen Adler wieder zusammen zu bringen". Dem Publikum gegenüber stellte man die Sache als ganz harmlos hin. Das „Wiener Journal" vom 16. November berichtete: „Der Plan der Reichsarmee, den Preußen in den Rücken zu kommen, wäre mißlungen; ohne großen Verlust hätte man das Treffen abgebrochen und wäre ohne beunruhigt zu werden über Freiburg abgezogen." Milder konnte man die Niederlage nicht darstellen. Auch nach Wochen stellte

man sich, sogar in einem Schreiben an die kreisausschreibenden Fürsten des Reiches, die doch schon längst den ganzen Umfang des Zusammenbruches kennen mußten, als lege man der Schlacht keine große Bedeutung bei, man nannte sie einen „mißlichen Vorfall“. Fast scheint es, als habe man vor dem ausführlichen Berichte des Herzogs über die Zerrüttung des Heeres, vom 15. November, das ganze Unheil noch nicht übersehen. Colloredo schreibt nämlich am 17. einen Brief, den man sonst gar nicht verstehen könnte, an den Herzog: „Man mache ihm keine Vorwürfe und habe den Mut nicht verloren. Man hätte bereits einen neuen Plan geschmiedet und ihn durch einen Kurier nach Versailles geschickt. Stainville befürworte den Gedanken ebenfalls durch Absendung einer Depesche. Alle Kräfte sollten nun nach Sachsen geworfen werden, Soubise dürfe freilich nicht zu weit zurückgehen und Richelieu müsse 10000 Mann zur Verstärkung der Schweden schicken.“ Daß man den Plan, Schlesien zu erobern, vorläufig ganz aufgegeben hatte, läßt freilich auf tiefe Erregung schließen. Aber höchst sonderbar klingt es doch, wenn Colloredo wörtlich fortfährt: „Es wird sich demnach nur darum handeln, daß Sie in guter Haltung mit der Reichsarmee abwarten und den König vor allem hindern in Franken einzudringen. Ich kann mir nur mit dem Gedanken schmeicheln, daß Ew. Hoheit durch all das in die Lage kommt, noch ruhmvoll und mit Genugthuung den gegenwärtigen Feldzug zu beenden und daß Sie den Ruhm davontragen durch Ihr Warten den König, selbst als er siegreich war, aufgehalten und seine Pläne zerstört zu haben!“ Der kurze Zeit nach dem Absenden dieses Briefes eintreffende Bericht des Herzogs aus Lichtenfels zerstörte freilich in grausamer Weise alle diese Illusionen. Und da auch der Plan, mit großen Massen von allen Seiten her den König jetzt noch zu vernichten und Sachsen zu befreien, mit der Begründung, die Verfassung der Soubiseschen Armee erlaube das jetzt nicht, in Versailles abgelehnt wurde, verschwanden die großen oder nur großsprecherischen Ideen, man begnügte sich tiefbekümmert damit, Breslau genommen und sichere Winterquartiere in Schlesien zu haben, bis der Tag von Leuthen auch diesen Trost zu nichte machte.

Bernis, der seit dem Tage von Kolin immer der Bringer guter Nachrichten war, so daß das Volk von ihm sagte: „Schaut, da ist er! Er sieht aus, als hätten wir eine Schlacht gewonnen“, brachte am 11. November dem Könige die Kunde, daß Soubise bald den König von Preußen als Gefangenen nach Paris schicken würde, und entfesselte stürmischen Jubel.

Unmittelbar darauf zerstörte die Botschaft von der unglücklichen Schlacht alle Freude. Allein, so groß auch der Schrecken war, man wußte sich zu trösten. Daß, wie Friedrichs Urteil lautet, „Herr von Soubise durch seine Unentschlossenheit und durch seine Disposition es möglich machte, daß eine

Handvoll Leute den Sieg errang", wollte man nicht wissen. Allein der Deutsche war Schuld daran, Bourcet hätte recht, „zu viel Hitze bei Hildburghausen, zu viel Vertrauen bei uns!" Die Führung des Herzogs wäre ganz verfehlt gewesen, Soubise hätte gehorchen müssen, die Linien wären viel zu weit gestellt und vor allem, der König weit überlegen gewesen. Das war zwar nicht wahr, aber es beruhigte und tröstete.

Vor allem bedauerte der König und nicht minder die „Madame" den armen Liebling Soubise. „Man dachte bei der Niederlage nur an Herrn von Soubise und gar nicht an den Staat. Unsere Freundin hat ihm die stärksten Beweise von Freundschaft gegeben und der König ebenfalls." Wie man ein verzogenes Kind über eine Unart oder Dummheit damit tröstet, daß man ihm etwas schenkt und die Schuld auf andre schiebt, so behandelte man den Prinzen mit der größten Liebenswürdigkeit und, wie Bernis bissig schreibt, es „schien die Art, mit der der französische Hof die Verdienste seiner Generäle auszeichnet, erstaunlicher, als das übrige: Herr von Estrées wurde für den Sieg bei Hastenbeck — abberufen, Soubise für die Roßbacher Niederlage kurz darauf zum Marschall von Frankreich ernannt."

Als Bernis und mit ihm der gesamte Kriegsrat den Vorschlag zu machen wagte, nunmehr des Prinzen Truppen mit denen Richelieus zu vereinigen, war die Madame so empört, daß die Minister schleunigst ihren Antrag zurückzogen; nur Bernis erklärte der erzürnten ungnädigen Freundin des Prinzen, „er wäre zwar völlig Soubises Diener, doch wären ihm dessen Interessen doch nicht so teuer, wie die des Staates", und erreichte dadurch weiter nichts als eine große Abkühlung seiner freundschaftlichen Beziehungen zur Pompadour, wodurch seiner Ansicht nach in der Folgezeit sein Sturz herbeigeführt wurde.

Auch als er seine Gedanken in eine mildere und äußerst verbindliche Form kleidete, erreichte er nichts. So schrieb er vergebens an Stainville, von dem er kräftige Unterstützung gehofft haben mochte, am 14. November: „Ich glaube, daß Herr von Soubise, der sich vor dem Unglück wie der weiseste aller Menschen, in der Schlacht wie ein Heros benommen hat, allen seinen Tugenden die Krone aufsetzen würde, wenn er sich auf seine Art mit dem Kommando eines besonderen, ausgezeichneten Reservecorps der großen Armee begnügte. So denke ich als Minister und Freund." Er war überzeugt, daß der Prinz das Kommando über eine selbständige Armee nicht behalten könnte, drang aber nicht durch.

Die Friedenspartei, die immer ein wichtiger Faktor der französischen Politik blieb, zog aus der Niederlage neue Kraft. Bernis, der für solche Wandlungen ein feines Gefühl hatte, schloß sich ihr an und verdarb es dadurch völlig mit der Pompadour. Der Gedanke an einen Frieden mit

Preußen kam auf französische Anregungen auch in Wien zur Sprache, allerdings hatte er keine Aussichten auf Verwirklichung; Frankreich könnte wohl die Vorteile einer Allianz mit Österreich aus den Augen verlieren, meinte der Minister, aber bezweifelte sehr, ob das Österreich, das nur ein einziges Ziel verfolge, mit derselben Leichtigkeit könnte. Trotzdem verstummte der Ton der Friedensschalmei erst nach der Hochkircher Schlacht.

Trotz aller heftigen Angriffe der Gegner des Prinzen, die in den Berichten, die nach und nach eingehendere Nachrichten vom Schlachtfelde brachten und in denen z. B. Gisors die Gefallenen geradezu als Opfer des unfähigen Prinzen bezeichnete, neuen Stoff fanden, konnte der Kriegsminister ihm unter dem 21. November bereits mitteilen, daß der König offen erklärt hätte, der Tag von Roßbach habe ihm nicht Vertrauen, Achtung und Liebe zu seinem teueren Soubise rauben können. Vielleicht dachte der König wie der Franzose in einer Karikatur jener Tage, dem „jetzigen politischen L'hombrespiel": „Es gehe wie es geh, so büß ich doch nichts ein."

Und doch hatte er gerade durch die Roßbacher Schlacht viel verloren. Der Tag zeigte den Niedergang des französischen Heeres aller Welt, noch nie hatte man Soldaten des allerchristlichsten Königs so laufen gesehen. Das Prestige des Sonnenkönigs war im Sinken.

Anders als die Partei der Pompadour dachte das Volk, das Spottlieder auf die Besiegten sang und sich ganz preußisch gebärdete. Von vornherein war Soubises Kommando unpopulär gewesen, nur ein Sieg hätte das Volk umstimmen können. Jetzt schrieben unbekannte Hände nachts an seinen Palast: „Wohnung zu vermieten, er geht jetzt auf Kriegsschule!" und auf ihn, den der Volksmund jetzt „Prince Sottise" nannte, sang man:

Mardi, mercredi, jeudi
Sont trois jours de la semaine,
Je m'assemblai le mardi
Mercredi je fus en plaine
Je suis battu le jeudi
Mardi, mercredi, jeudi
Sont trois jours de la semaine

oder:

Soubise dit, la lanterne à la main:
J'ai beau chercher, où diable est mon armée?
Elle était là pourtant hier matin:
Me l'a-t-on prise? on l'aurais j'égaré?
Ah! je perds tout! je suis un étourdi.

Mais attendons au grand jour, à midi
Que vois-je, ô ciel! que mon armée est ravie!
Prodige heureux, la voilà! la voilà!
Ah, ventrebleu, qu'est-ce donc que cela?
Je me trompais, c'est l'armée de l'ennemi.

Am tiefsten und nachhaltigsten war der Eindruck im Reiche. Daß die Armee des Reiches selbst schmachvoll davongelaufen war, störte den Jubel, in dem der König der volkstümlichste Mann seiner Zeit wurde, wenig. Man sang mit den preußischen Grenadieren:

„Triumph! Viktoria! Die Feinde sind geschlagen
Ein Preuße muß allezeit drei kaiserliche jagen",

war doch das Reichsheer, die „Reißausarmee" schon lange zum Spott geworden, ein Bild des verkommenen und machtlosen Reichswesens. In zahlreichen Varianten klang es durch die deutschen Lande:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Pandouren und Franzosen."

Und noch in späteren Jahren klingt der Spott nach. So heißt es in Kortums Jobsiade:

„Er verstand gar herrlich das Manövrieren,
Hatte die Schlacht bei Roßbach helfen verlieren
Denn er war ein ganzes Jahr damal
Beim Reichskontingent Korporal."

Volkstümliche Weisen besangen den großen König, den „alten Fritzen", und wenn man die Akten jener Jahre durchblickt, so findet man manches „Lied zum Preise Friderici Magni sambt Melodei", das in Begeisterung geschrieben wurde und bescheidentlich ausklingt, wie

„Alle Dichter sind zu wenig,
Und ihr Witz reicht nicht so weit,
Den so tapfern Held und König
Zu erhöh'n nach Würdigkeit."

---

11. Kommandomüde.

In Saalfeld hatte der Herzog am 10. November ein Patent erlassen, das alle hohen und niederen Obrigkeiten bevollmächtigte, alle „flüchtigen Leuthe und Marodeurs“, die sich ohne Offiziere und ohne Legitimation zeigten, aufzuhalten und als Arrestanten der „versammelten“ Reichsarmee auszuliefern. Ebenso bekam Oberst von Orbea in Nürnberg Befehl, die Straßen in Franken zu beobachten und auf Ausreißer zu fahnden. Orbea konnte denn auch schon unterm 14. melden, daß er Flüchtlinge gefangen hatte und daß ihre Zahl von Stund zu Stund anwachse. Truppweise sandte er sie den Regimentern zu.

Allein viele entgingen der Wachsamkeit Orbeas, viele hatten den Weg nach Franken gar nicht eingeschlagen, so daß schließlich nur die Truppen, die an der Schlacht nicht beteiligt waren, die Reste der Armee bildeten. Die andern, wie viele Schwaben waren „ohne sich umzusehen, heimgelaufen, nicht aus Religion, sondern aus Furcht“.

In der zweiten Hälfte des Novembers langten die „Heimkehrer“ bei ihren Kontingentsherren in Trüpplein von 3, 4, 10 Mann an. Das Aalener Kontingent kam geschlossen heim, 3 Dragoner vom „Württemberg-Regiment“. Sie wurden verhört; als sie aber erklärt hatten, sie hätten seit dem 10. Oktober kein Geld, seit dem 20. kein Brot bekommen, hätten das Regiment nicht mehr gefunden und gehörten überdies zu der Schwadron, die zu Hause in Ludwigsburg geblieben wäre, ließ man sie laufen. In Memmingen sperrte man die Dragoner ein, ließ sie aber auch wieder frei, da alle Memminger Krieger ausgerissen waren. Und mit derselben Gleichgültigkeit ging man überall vor. Nahm man einmal ein ernsteres Gesicht und einen strengeren Ton an, so geschah das nur, um irgend einem mächtigen Nachbar zu imponieren, im Innern war man genau so gleichgültig.

Kaiserliche Befehle blieben machtlos.

Die Berichte des Herzogs über das Heer klangen nach der Niederlage noch viel ernster als früher, obwohl er sich bei den Schilderungen seiner Truppen und der Zustände bei der Armee nie ein Blatt vor den Mund genommen hatte und selbst dem Kaiser gegenüber häufig so ungeschminkt die Wahrheit ausgesprochen hatte, wie man es in Wien nicht gewöhnt war. Aber was half es? Dem alterschwachen, blutleeren und energielosen Reichskörper, dessen letzte Kräfte unter den Händen unfähiger Ärzte dahinschwanden, war nicht mehr aufzuhelfen. Was half es, wenn jetzt mit tiefer sittlicher Entrüstung, an deren Ehrlichkeit nicht zu zweifeln ist, der Kaiser dringend

Mais attendons au grand jour, à midi
Que vois-je, ô ciel! que mon armée est ravie!
Prodige heureux, la voilà! la voilà!
Ah, ventrebleu, qu'est-ce donc que cela?
Je me trompais, c'est l'armée de l'ennemi.

Am tiefsten und nachhaltigsten war der Eindruck im Reiche. Daß die Armee des Reiches selbst schmachvoll davongelaufen war, störte den Jubel, in dem der König der volkstümlichste Mann seiner Zeit wurde, wenig. Man sang mit den preußischen Grenadieren:

„Triumph! Viktoria! Die Feinde sind geschlagen
Ein Preuße muß allezeit drei kaiserliche jagen",

war doch das Reichsheer, die „Reißausarmee" schon lange zum Spott geworden, ein Bild des verkommenen und machtlosen Reichswesens. In zahlreichen Varianten klang es durch die deutschen Lande:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Pandouren und Franzosen."

Und noch in späteren Jahren klingt der Spott nach. So heißt es in Kortums Jobsiade:

„Er verstand gar herrlich das Manövrieren,
Hatte die Schlacht bei Roßbach helfen verlieren
Denn er war ein ganzes Jahr damal
Beim Reichskontingent Korporal."

Volkstümliche Weisen besangen den großen König, den „alten Fritzen", und wenn man die Akten jener Jahre durchblickt, so findet man manches „Lied zum Preise Friderici Magni sambt Melodei", das in Begeisterung geschrieben wurde und bescheidentlich ausklingt, wie

„Alle Dichter sind zu wenig,
Und ihr Witz reicht nicht so weit,
Den so tapfern Held und König
Zu erhöh'n nach Würdigkeit."

---

11. Kommandomüde.

In Saalfeld hatte der Herzog am 10. November ein Patent erlassen, das alle hohen und niederen Obrigkeiten bevollmächtigte, alle „flüchtigen Leuthe und Marodeurs“, die sich ohne Offiziere und ohne Legitimation zeigten, aufzuhalten und als Arrestanten der „versammelten“ Reichsarmee auszuliefern. Ebenso bekam Oberst von Orbea in Nürnberg Befehl, die Straßen in Franken zu beobachten und auf Ausreißer zu fahnden. Orbea konnte denn auch schon unterm 14. melden, daß er Flüchtlinge gefangen hatte und daß ihre Zahl von Stund zu Stund anwachse. Truppweise sandte er sie den Regimentern zu.

Allein viele entgingen der Wachsamkeit Orbeas, viele hatten den Weg nach Franken gar nicht eingeschlagen, so daß schließlich nur die Truppen, die an der Schlacht nicht beteiligt waren, die Reste der Armee bildeten. Die andern, wie viele Schwaben waren „ohne sich umzusehen, heimgelaufen, nicht aus Religion, sondern aus Furcht“.

In der zweiten Hälfte des Novembers langten die „Heimkehrer“ bei ihren Kontingentsherren in Trüpplein von 3, 4, 10 Mann an. Das Aalener Kontingent kam geschlossen heim, 3 Dragoner vom „Württemberg-Regiment“. Sie wurden verhört; als sie aber erklärt hatten, sie hätten seit dem 10. Oktober kein Geld, seit dem 20. kein Brot bekommen, hätten das Regiment nicht mehr gefunden und gehörten überdies zu der Schwadron, die zu Hause in Ludwigsburg geblieben wäre, ließ man sie laufen. In Memmingen sperrte man die Dragoner ein, ließ sie aber auch wieder frei, da alle Memminger Krieger ausgerissen waren. Und mit derselben Gleichgültigkeit ging man überall vor. Nahm man einmal ein ernsteres Gesicht und einen strengeren Ton an, so geschah das nur, um irgend einem mächtigen Nachbar zu imponieren, im Innern war man genau so gleichgültig.

Kaiserliche Befehle blieben machtlos.

Die Berichte des Herzogs über das Heer klangen nach der Niederlage noch viel ernster als früher, obwohl er sich bei den Schilderungen seiner Truppen und der Zustände bei der Armee nie ein Blatt vor den Mund genommen hatte und selbst dem Kaiser gegenüber häufig so ungeschminkt die Wahrheit ausgesprochen hatte, wie man es in Wien nicht gewöhnt war. Aber was half es? Dem alterschwachen, blutleeren und energielosen Reichskörper, dessen letzte Kräfte unter den Händen unfähiger Ärzte dahinschwanden, war nicht mehr aufzuhelfen. Was half es, wenn jetzt mit tiefer sittlicher Entrüstung, an deren Ehrlichkeit nicht zu zweifeln ist, der Kaiser dringend

gegen die schlechte Manneszucht der Truppen und die furchtbaren Plündereien und Schändungen, die sie sich in Gemeinschaft mit den Franzosen hatten zu schulden kommen lassen, seine Stimme erhob und zu größter Strenge mit den Worten mahnte: „Es will hierauf um so ernstlicher zu halten seyn, als im und außer Reichs ein großes Aufsehen erwecken muß, daß Reichsständische Truppen ihrer Mitstände Länder, welchen sie zur Bedeckung und Beschützung dienen sollten, im Gegenteil mit derlei außerordentlichen Gewaltsamkeiten erpressen, enervieren und gleichsam zugrunde richten". Was halfen nun die Untersuchungen? Der Herzog, der es sicherlich an Strenge nicht hatte fehlen lassen, hatte alle seine Besserungsversuche an dem Widerstand der Stände, die in jeder Exekution einen Eingriff in ihre eigene Gewalt erblickten, scheitern sehen. Und was bei dem ungeschlagenen Heere nicht zu erreichen gewesen war, das konnte man bei dem demoralisierten nicht erzwingen. Mit Bangen sah man den Winterquartieren entgegen, nicht nur in den Gegenden, die davon betroffen werden sollten, sondern vor allem in Wien, wo man von der steigenden Unzufriedenheit im Reiche, das man in das Elend des Krieges hineingehetzt hatte, das schlimmste befürchten mußte.

Sah jetzt der Herzog seine Truppen an, so mußte ihn der ganze Jammer des Reichs erfassen. Hohlwangig, „totaliter abgerissen", verhungert und körperlich und moralisch heruntergekommen standen die Reste seiner Regimenter vor ihm. „Den meisten Gemeinen stehen die bloßen Füße aus den total zerfetzten Schuhen heraus und es ist sozusagen ein Jammer, solche Bovertäten nur anzusehen", berichtet der kurbayrische Oberst von Montgelas. Die sämtlichen Artilleristen Bayerns bitten den Kurfürsten dringend um Hilfe, sie haben kein Geld, kein Brot, und die Kleider sind ihnen „teils völlig vom Leibe gerissen, teils verloren". Dazu ist es bitterkalt. „Kurtrier" hat noch 104 Taler in der Regimentskasse, „jedermann ist der Campagne so überdrüssig, daß fast nicht zu beschreiben ist, und sollen nach außsagen alter Offiziers, so mehrere Campagnen gemacht, keine solchen difficiles erlebt worden sein".

Die Regimenter sollten auf kaiserlichen Befehl aufs neue organisiert und geübt werden. Aber wie war das jetzt möglich? Alles brauchte dringend Ruhe und Erholung. Wo man diese suchen und wie man die Winterquartiere einrichten sollte, darüber konnte sich das Generalkommando mit den Herren am grünen Tische nicht einigen. Außerdem hatte jeder einzelne Kontingentsherr seine Sonderwünsche, jeder General andre, manchmal die lächerlichsten Einwendungen. So wollte Oberst Montgelas nicht in den seinen drei Bataillonen zugewiesenen Winterquartieren zu Rodach, Schalkau und Sonneberg bleiben, „da diese zu weit auseinander liegen und Sonntags mit einem Pater kein Gottesdienst möglich und es nicht ratsam ist die

Leuthe im tiefsten Lutherthum ohne christlichen Hirten zu lassen". Kurbayern wollte überhaupt seine Truppen in die Oberpfalz haben und gab nicht nach, bis der Einteilungsplan der Quartiere seinen Wünschen entsprechend geändert wurde. Oder der schwäbische Kreis beschwerte sich am 24. November, daß die Reste seines Heeres zu eng verquartiert wären, so daß weder Mann noch Roß geschont werden könnten, und wollte die Truppen nach Hause haben. Den Westfälern wieder war die Bürgerschaft in Schleusingen und Umgebung nicht freundlich genug, es wurde dort zuviel „Devotion vor dem Feinde in unerlaubten Ausdrückungen bezeiget." Dann mußte wieder Rücksicht auf die Lande befreundeter Fürsten genommen werden, wie auf Bamberg und Koburg, während andre, die sich wie Bayreuth und Meiningen „über die maßen unanständig benommen hatten", gedrückt werden sollten.

Nachdem der Herzog endlich die Armee untergebracht hatte, wurde die Verteilung von Wien aus „keineswegs guthgeheißen". Der Feldmarschall Keith hatte nämlich inzwischen einen Vorstoß nach Böhmen gemacht und war dann nach Chemnitz zurückgegangen, wo er am 6. Dezember eintraf. Deshalb wollte der Hofkriegsrat Böhmen mehr geschützt haben. Die zusammengeschmolzene Kürassierbrigade „Pretlack" und das Regiment „Blau-Würzburg", das gegen 1350 Mann wieder zusammengebracht hatte, sollte in die Gegend von Eger kommen. Nach längerem Hin- und Herverhandeln blieb im allgemeinen die Verteilung schließlich so, wie sie der Herzog ausgeführt hatte, nur im Januar wurden einige Änderungen vorgenommen. Der linke Flügel war schwach besetzt; er reichte im Nordwesten bis Salzungen. Von da geht die Postierungslinie im Werratale aufwärts bis Eisfeld, überall mit kleinen vorgeschobenen Posten in den Seitentälchen bis in die Linie Schmalkalden—Zelle—Suhl—Schleusingen, von Eisfeld über Schalkau—Judenbach—Rodach—Schauenstein—Stadtsteinach—Bayreuther Land — bis gegen die böhmische Grenze. Der rechte Flügel, durch eine vorgeschobene Postierung bei Hof gedeckt, war kräftiger und widerstandsfähiger als der schwache linke, der durch Freiwillige, etwa 1000 Mann, die der Herzog aufbringen sollte und durch die Jäger der Fürstentümer verstärkt werden sollte. In der Gegend von Schleiz lagen die Splenyhusaren, die bei Greiz am 19. Dezember, 400 Mann stark gegen 100 Preußen ein Gefecht lieferten und ihnen im Rückzugskampfe bei Reuth—Schönfeld 28 Reiter und 32 Pferde abnahmen.

Das Hauptquartier siedelte Mitte November nach Bamberg, später nach Nürnberg über.

Die Postierung bot nirgends einen Halt gegen einen energischen Angriff. Sie glich mehr einem Cordon gegen Landstreicher und Pascher oder gegen die Einschleppung von Seuchen. Die Armee war dabei sehr schwach,

so daß die Markgräfin von Bayreuth meinte, Mayr mit einigen Linienbataillonen genüge, „die ganze Gesellschaft davonzujagen“. Ende Dezember hatte nach Armeelisten das Heer einen Stand von 15 337 Mann, die auf die lange Linie verzettelt standen. Der Herzog wußte recht wohl, daß die Unmöglichkeit, das Land zu beschützen bestünde, aber wie sollte er es anders machen? Er sollte die Länder decken, aber mit Einquartierung verschonen! Dabei waren die, „so am meisten schrien“, die egoistischsten. Die Bamberger wollten nicht einmal in ihrer Festung Kronach ihre bambergische Kompagnie aufnehmen, geschweige denn einen Gefangenen. So mußte man denn hoffen, daß der König von Preußen die Reichsarmee „in Ruhe lassen wollte, nicht aus Respekt vor ihr, sondern um es mit dem Reiche nicht ganz zu verderben.“ Wie widerstandsunfähig die Postierungen waren, zeigte sich im Frühjahr des nächsten Jahres.

Der Ärger über die Kleinlichkeiten der Stände beim Beziehen der Winterquartiere war es nicht allein, der den Herzog kommandomüde machen mußte. Auch der Zustand der Armee, an deren Verbesserung trotz seiner energischen Bitten nichts getan, sondern nur herumdebattiert wurde, ließ ihn das Scheiden von dem Kommando wünschenswert erscheinen.

Die Armee war, wie erwähnt, in einem trostlosen Zustande. Sie hatte keine Wagen, keine Bespannung, fast keine Kavallerie, keine Zelte! „Donnez moi 6000 Prussiens, on parbleu je n'en demande que la moitié, hatte er am 27. November an Colloredo geschrieben, et si je ne la pousse pas jusqu'au delà du Danube, ou si je ne la dissipe pas, nicht anderst als wann man mit einem Prügel unter die Spatzen wirfft, faites-moi couper ce qui effectivement ne vaut pas grandechose, mais que cependant je voudrais garder encore un peu.“ Nach einer vorberatenden Konferenz über die Verbesserungen des Reichsheers, die in Werneck stattfand, schrieb er dem Kaiser, zugleich als Antwort auf dessen Aufforderung fleißig zu exerzieren: „Trotz aller Verbesserungen würden die Truppen zunächst noch nicht allein fechten können, sondern müßten k. k. Truppen als Stützen haben. Die Verbesserungen würden eben viel Zeit in Anspruch nehmen. Die Soldaten müßten in allem unterrichtet werden, sie wären noch viel zu roh und undisciplinirt, „daß man sich nur mit der geringsten Hoffnung schmeicheln dürffte, dieselben mittelst dem bissel Exerciren, die einige wenige Monathe hindurch, dergestallten geschickt zu machen und in die Subordination bringen zu können, als es allerdings, um dieselben einem so geschwinden und resoluten Feind entgegenzustellen erforderlich ist“, zumal viele Offiziere noch so inexpert wären, daß man sich sogar von den Instruktoren nichts versprechen könnte. Die Regimenter würden daher „ebenso ungeschickt, ebenso indisciplinirt und ebenso nachlässig ins Feld rücken wie dies Jahr“. Die

Generäle wären alle „von einer gewissen Douceur und Langmütigkeit, daß man keinen einzigen dazu bringen kann, die Offiziere und Gemeinen durch Riqueur zu demjenigen anzuhalten, was befohlen ist“. Die Disziplinlosigkeit und der Mangel an Schneidigkeit wären ein sehr schlimmer Fehler, „das allerschlimmste von allem aber ist der grausame terror panicus und die Furcht vor die Preußen, so da universaliter bey diesen Leuthen eingewurzelt ist, und diese herauszubringen und denen Trouppen aber einigen Mut zu inspiriren, da hilft, so wahr Gott lebt, alles Exerciren und was man sonsten veranstalten könnte, nicht das mindeste dazu, und ist wahrhaftig kein anderes Mittel, als sie mit denen jenigen Trouppen zu vergesellschaften, von denen sie selbst wissen, daß sie den Feind einmahl nach dem anderen überwunden haben“. Diesen Gedanken der Verstärkung durch österreichische Truppen, den er schon 14 Tage früher einmal deutlich ausgesprochen, wiederholte er auch Colloredo gegenüber; er bemerkte dazu, daß er in diesem Falle — der Wiener Hof sollte 40 000 Mann hergeben, dazu sollten 12 000 Mann ausgesuchte Reichstruppen kommen, die übrigen aber in Garnisonen verwendet werden — das Kommando behalten wollte, „ohne ein solches ansehnliches Corps k. k. Truppen aber, bey der Reichsarmee allein, bleibe Ich niemahl nicht, es möge kosten, was es wolle, und wann es das Leben selbsten wäre. Dixi!“

Daß eine solche Forderung nie die Genehmigung des Hofkriegsrates und des Hofes selbst finden würde, mußte der Herzog wissen. Und so scheint es, als wollte er damit sein offizielles Rücktrittsgesuch einleiten. Was er schon früher dem General von Marschall geschrieben hatte, „nicht für monatlich eine Million möchte er mehr Kommandeur der Reichsarmee oder der Franzosen sein“, das sprach er dem Vizekanzler gegenüber jetzt auch vertraulich aus. Er hatte von allerlei Intrigen, die gegen ihn in Wien, vom „Misanthropen“, dem Reichshofrate v. Borié, von anfang an inszeniert, jetzt im verstärkten Maße angezettelt wurden, erfahren. In bitteren Worten beklagt er sich nun am 8. Dezember darüber. „Er wisse, daß er seine Schuldigkeit getan hätte, es könne ihm gleich sein, was ein infamer heimlicher Zeitungsschreiber in Wien, ein unbesonnener Gesandter auf dem Reichstage, oder ein anderer derley Fantasten von ihm sagten“, aber „nicht um eine Million wolle er auf eine solche Art wie bishero das Kommando behalten, lieber wolle er sich arquebusiren lassen“. „Ew. Excellenz will ich gantz aufrichtig und ohne mindeste Verhehlung mein Hertz öffnen: Ich bleibe darbey, daß mir keine grössere Gnade widerfahren kann, als wann Ihre kaiserliche Majestät mir mit Beybehaltung meines Gehalts erlaube, mich gantz und gar zu retiriren, und möge es Ew. Excellenz nun vor eine

affectation oder wovor sie immer wollen, annehmen, so ist es gleichwohl wahr, daß ich mich in der Tat nicht fähig genug zu Führung des Commando finde, bei aller Anerkennung der Unmöglichkeit die Armee aufzulösen und der Schwierigkeit einen neuen Commandeur zu finden". Der Vizekanzler beruhigte ihn, es würde ihm Gerechtigkeit gezollt werden, und fügte hinzu, der Kaiser habe über den Rücktritt noch nichts entschieden. Des Herzogs Stellung war aber erschüttert. Sein grader, ehrlicher Ton, der selbst dem Reichsoberhaupte gegenüber rücksichtslos die Schäden der Armee aufgedeckt hatte, hatte ihn in Hofkreisen sehr unbeliebt gemacht, nur die von ihm so hochverehrte Kaiserin-Königin erhielt ihm ihre Geneigtheit. Seine ununterbrochenen Forderungen, so gerechtfertigt sie waren, ließen ihn höchst unbequem erscheinen. Sein rauhes, hochfahrendes, bisweilen leidenschaftliches Wesen und seine Strenge hatten ihn im Heere unbeliebt gemacht, vor allen unter den Offizieren, die, wie das Memoire des französischen Obersten Ryhiner treffend sagt: „nur in den Dienst gegangen waren, um in ihren Häusern und auf ihren Schlössern, nicht aber auf dem Schlachtfelde den Titel eines Obersten, Hauptmanns oder Leutnants zu führen". Um ihn nun sicher „loszuwerden", fädelte Colloredo selbst ein Intrigenspiel ein. Er ließ unter der Hand verschiedene Reichsstände durch Reichsbeamte, vor allen durch den Reichshofrat von Borié, auffordern, an das Vizekanzleriat Briefe des Inhalts zu schreiben, daß ihnen, da der Herzog von Hildburghausen ebensowenig das Vertrauen zur Armee habe wie die Armee zu ihm, unbedingt ein Wechsel im Oberkommando geboten schiene. Damit wollte der Vizekanzler dann eine Krisis heraufbeschwören.

Allein, das artige Spiel war gar nicht nötig. Der Herzog begab sich, nachdem der Landgraf von Fürstenberg Mitte Dezember auf Befehl vom 20. November wieder bei der Armee eingetroffen war, um die Weihnachtszeit in seine Heimat Hildburghausen und bat von da den Kaiser um Urlaub. Kurze Zeit nur verweilte er noch nach Neujahr bei der Armee. Am 11. Januar verabschiedete er sich mit einer eindringlichen Mahnung, die scharf an das Ehrgefühl der Generale und Offiziere appellierte, von dem Heere, übergab dann dem Landgrafen Ludwig Egon von Fürstenberg den einstweiligen Oberbefehl und reiste, am 19. Januar, „um sein Kommando abzubitten", nach Wien. Am 26. traf er dort ein und legte seine Würde in die Hände des Kaisers zurück.

Ein verbitterter und vergrämter Mann zog er sich in die Stille seiner Thüringischen Besitzungen zurück und starb am 14. Januar 1787.

Ungehört verhallten seine Mahnungen, die in den Worten, die er am 24. November 1757 aus Bamberg an den Kaiser geschrieben hatte, gipfelten: „Die ganze Verfassung bei denen Reichstruppen sollte in ein anderes Modell

gegossen werden, dann wo auch der Feind diese Armee nicht schlägt, so muß sie die eigene Verfassung schlagen".

---

12. Erich Christoph von Plotho und die Reichsacht.

Die Folgen der Koliner Schlacht hatten sich auch bald im Reiche geltend gemacht.

Zunächst mußte die beabsichtigte Entsendung eines Heeres, dessen Vorläufer Mayr sein sollte, gegen Franken unterbleiben. „Dieser Unglücksfall setzt mich außer Stande, jetzt gegen das Reich zu detachiren, Sie fühlen selbst, liebste Schwester, wie sehr mich das bekümmert," hatte der König aus dem Nienburger Lager an die Markgräfin von Bayreuth geschrieben.

Die Sorgen um den Kampf mit dem Reiche auf diplomatischem Gebiete mußte ihm jetzt zum größten Teile sein treuer und gewandter Erich Christoph von Plotho abnehmen. Ihm hatte er sechs Wochen früher in der Freude über den erfolgreichen Vormarsch gegen Prag aufgefordert, nun „hoch zu sprechen", und nach dem Prager Ruhmestage hatte er ihm geschrieben, wie sehr er voller Hoffnung und Zuversicht der Entwicklung der Reichsangelegenheiten entgegensehe. Der Gesandte arbeitete mit großem Geschicke und freudigem Eifer. Auf Grund der Reichsgesetze hatte er bald die Hilfe des Reiches gegen die Franzosen für Preußen-Brandenburg in Anspruch genommen, durch diesen überraschenden Schachzug die Herren Gesandten in Erstaunen setzend, bald hatte er gewandt Obstruktionspolitik getrieben, um unbequeme oder gefährliche Reichsschlüsse hinauszuschieben. Mit derselben unerschütterlichen Zuversicht und Arbeitsfreudigkeit stand er auch nach der Niederlage auf seinem Posten. Während die andren Gesandten mit allerlei Zeremonienkrämereien wegen Besuchemachens sich befaßten, geistreiche Chronostika, wie das auf die Koliner Schlacht bezügliche

„post induteM CLaDes VICtorIa",

kolportierten, sich darüber stritten, ob der, zufolge des am 2. Februar n. St. zwischen Österreich und Rußland in Petersburg geschlossenen Allianz- und Teilungsvertrages neuangekommene russische Gesandte, Hofrat von Büttner, seinen Aufträgen entsprechend, als Resident angesehen werden könnte oder nicht, oder sich bemühten, einen einheitlichen Wechselkurs festzusetzen, verfaßte Plotho Memoiren, schrieb scharfe Erwiderungen, unterhielt Verbindungen, — er hatte mehr als 20 Geschäftsträger im Reich —, stellte Deserteuren Pässe

aus und fand immer noch Zeit, Beschwerden wegen aufgehobener Stafetten, unterschlagener Briefe und Zeitungen an die Reichsversammlung zu richten, oder Angriffspläne auszudenken. Mit vollem Einsatz seiner Kräfte stand er seinem Könige zur Seite, er wußte, daß „Deutschland jetzt in einer furchtbaren Krisis war".

Waren die ersten Sommermonde verhältnismäßig ruhig verlaufen, so stieg in Regensburg mit dem Vorrücken der Armeen die Erregung. Bald hagelte es Beschwerden von beiden Parteien. Kurköln beschwerte sich über das Einrücken kurbrandenburgischer Truppen in Paderborn und Münster, Preußen wegen Besetzung der unterrheinischen Lande durch die Franzosen und nannte das „einen völkerrechtswidrigen Einfall". Johann Georg von Ponikau klagte in einem Promemoria Preußen an „wegen der der Königin von Polen zugemuteten Abreise von Dresden", worauf Plotho scharfe Antwort fand. Kaiserliche Kommissionsdekrete erschienen, neue Aufforderungen des Kaisers zu kräftigster Mitwirkung im Kampfe gegen den „Empörer", neue Klagen Kurkölns wurden in einer 46 Druckfolioseiten starken Beschwerdeschrift veröffentlicht, Plotho wies sie zurück. Apraxin erließ eine Proklamation an das Reich, prompt folgte darauf eine Antwort des rührigen preußischen Gesandten, der außerdem Zeit zum Erwidern auf private Drucksachen fand. Ponikau verausgabte eine Zusammenstellung aller „preußischen Bedrückungen seit Anfang des Jahres" und legte sie am 23. Juli dem Reichstage vor, sieben Tage später erschien bereits Plothos Antwort, die sich zugleich gegen das letzte kaiserliche Kommissionsdekret vom 8. Juli wandte und in der er klar ausspricht, die Kriegssachen seines Herrn und Königs gingen dem Reiche gar nichts an, da er gegen Kaiser und Reich nicht kämpfe. Er protestierte, reprotestierte und fand für jeden Hieb nicht nur die rechte Parade, sondern auch den scharfen Nachhieb.

In dieser Zeit trat auch Schweden offiziell in den Reichskrieg gegen Preußen ein. Nachdem schon am 19. Juli der schwedisch-vorpommersche Gesandte, Baron von Ungern-Sternberg auf Befehl des schwedischen Reichsrates erklärt hatte, daß nunmehr 20000 Mann marschbereit gemacht würden, gelangte am 28. September eine vom 23. datierte, in lateinischer Sprache abgefaßte Erklärung zum Diktat, mit der Schweden sein Einrücken in die preußischen Lande auf Grund der Garantien des westfälischen Friedens, hauptsächlich in Hinweis auf die Einfälle Mayrs und Oldenburgs ankündigte. Schon am nächsten Tage erfolgte Plothos Antwort. Auf Grund der mit Schweden 1746 abgeschlossenen Friedensverhandlungen erklärte er das Verhalten für rechtswidrig und forderte des Reiches Hilfe.

Die kaiserliche Partei in Regensburg sah Ende September die Zukunft in rosigem Lichte. „Wie sehr hat sich doch das Spiel seit kurzem verändert!

O tempora! O Mores! Ein vor Eifer (für Preußen) brennender Molck, ein Rath gebender Rothkirch, ein aufmerksamer Schwarzenau, ein dienstfertiger Wülckenitz, ein schmeichelnder Bünau, ein gefolgiger Pistorius? Sind sie ja noch, so sind sie es nicht mehr vor dem Herrn von Plotho und haben ihre Natur verändert. Molck ist verwundert und verlegen, Rothkirch schüchtern und ängstlich, Schwarzenau ganz still, Wülckenitz läßt keine Gastereien mehr abhalten, wo so oft auf des Königs von Preußen Wohl getrunken wurde, Bünau hat Sorge um sein Geld."

Das war die rechte Zeit für den Reichshofrat, einen seit langem vorbereiteten Streich, den Vernichtungsstreich, wie man glaubte, gegen den König zu führen. War man auch des Einverständnisses des Bundesgenossen, Frankreichs, nicht sicher, — ja man wußte sogar, daß der Hof von Versailles jetzt gegen das Verfahren war, — jetzt mußte man damit hervortreten: Der König von Preußen sollte in die Reichsacht erklärt werden.

Lange hatte man sorglich alle Vorbereitungen getroffen. Bereits am 31. März hatte der kaiserliche Reichshoffiscal Emilian Gottfried Hoff den Antrag auf Verhängung der Reichsacht gestellt, am 1. April beantragte daraufhin der Reichshoffiscal Emilian Helm, die Reichsversammlung wolle die Citatio oder Vorladung des Königs von Preußen qua Kurfürsten von Brandenburg beschließen. Die Reichsversammlung verhielt sich ziemlich kühl. Sie warnte vor Übereilung. Allein die kaiserliche Partei trieb, und so erfolgte die Citatio am 18. Juli zum zweiten, am 22. August zum dritten Male.

Das war völlig gegen Ordnung und Wahlkapitulation. Artikel XX, Nr. 4 dieser letzteren setzt den Modus procedendi folgendermaßen fest: Wird eine Ächtungsangelegenheit vom Kaiser an die Reichsversammlung gebracht, so müssen aus allen drei Kollegien Deputierte beider Konfessionen zur Voruntersuchung gewählt werden. Erst nach ihrem Entscheide kann im Plenum verhandelt werden. Nun war aber im Kurfürstenkolleg kein zur Deputation geeigneter protestantischer Vertreter vorhanden. Deshalb suchte man die Voruntersuchung mit der Vertröstung, es sollten daraus keine Folgerungen für später erwachsen, für diesen einen Fall zu umgehen.

Am 22. August hatte also der Kaiser die dritte Zitation unterzeichnet. Sie ist in vorbildlichem Juristenstile überschrieben: „Citatio ad videndum et audiendum se declarari in poenam Banni Imperii et privari omnibus foedis, iuribus, gratiis, privilegiis et expectativis in Sachen den gewaltsamen Königlich-Preußischen-, Churbrandenburgischen Einfall in die Königlich Pohlnischen-Chursächsischen Lande, auch weiteren Anzug in die Reichslande betreffend, in specie Fiscalis Imperialis Aulicus contra den König in Preußen als Kurfürsten zu Brandenburg."

Darin wird ausgeführt: „Der Reichsfiscal habe am 31. März allerunterthänigst an- und fürgebracht, daß trotzdem in der im Heiligen Römischen Reichs-Land-Friedens zu Worms 1521 aufgerichteten Ordnung und in den zu dessen Bestätigung nachhero folgenden Satzungen, insonderheit in der Cammer-Gerichts-Ordnung, p. 2, tit. 9, jedem Friedensbrecher die Kaiserliche und Reichs-Acht angedrohet würde, der Kurfürst von Brandenburg gewalttätig in Kursachsen eingefallen wäre, daß er die Abmahnungen des Kaisers nicht beachtet, sondern die Vergewaltigungen fortgesetzt, die Kursächsische Armee gefangen genommen und mit unerlaubten Mitteln seine Dienste anzunehmen gezwungen hätte, daß er dann in die Kurböhmischen Lande eingefallen wäre, in voller Verachtung der Dehortatorien. Ferner habe der Reichshoffiscal am 15. Juli weiter angezeigt, daß der ‚mehrgedachte Kurfürst seine unternommene Landfriedensbrüchige Empörung in mehrere andere Reichslande ausgebreitet hätte, wozu die Bedrückungen Kursachsens nicht vermindert, sondern sogar auf die Königliche Kurfürstliche Familie ausgedehnt worden wären'. Auf Grund der Reichsgesetze hätte der Reichshoffiscal den Kaiser nun allerunterthänigst angerufen und gebeten, daß er den Kurfürsten zur Achtserklärung zitiren sollte, welche Zitation am 22. August zu Recht erkannt worden wäre." Und nun heißt es zum Schlusse in dröhnenden Worten: „Also heischen und laden Wir Ihn, Churfürsten von Brandenburg, von Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gerichts- und Rechtswegen hiermit ernstlich, und wollen, daß derselbe innerhalb zwey Monaten dem nächsten nach Insinuir- oder Verkündigung dieser Unserer Kaiserlichen Ladung, so Wir Ihm für den Ersten, Andersten, Dritten, Letzten und endlichen Gerichtstag setzen und benennen, peremtorie, oder ob derselbe kein Gerichts-Tag seyn wird, dem nächsten Gerichts-Tag hernach selbst oder durch einen gevollmächtigten Anwald an Unserm Kaiserlichen Hof, welcher Orten derselbe alsdann seyn wird, erscheine, um zu sehen und zu hören, daß er, Churfürst zu Brandenburg, ob erzehlter Ursachen wegen, nach Vorschrift des Land-Friedens, der Cammer-Gerichts-Ordnung und nach Maaßgab Unserer Kaiserlichen Wahl-Capitulation, in Unsere und des Reiches-Acht, mit Verlustigung aller von Uns und dem Reich habender Lehen, Gnaden, Privilegien, Expectativen und Freyheiten mit Urthel und Recht gesprochen und erkläret werde, oder aber erheblich beständige Ursachen, ob er einige hätte, warum sothane Erklärung nicht geschehen solle, dagegen zu Recht fürzubringen und darauf der Sachen und allen derer Gerichts-Tägen und Terminen bis zum Beschluß und endlichen Entscheid abzuwarten.

Wann Er, Churfürst, nun komme und erscheine, alsdann also oder nicht, so wird nichts destoweniger auf Unseres Kaiserlichen Reichshof-Fiscalis ferner allerunterthänigstes Anrufen, mit obbemeldeter Erkänntniß und Erklärung,

auch anderen hierinnen ferner in Rechten verfahren, gehandelt und procediret werden, wie sich das nach rechtlicher und in Unserer Kaiserlichen Wahl-Capitulation, Art. XX, § 4 und 5 enthaltenen Ordnung eignet und gebühret. Darnach weiß Er, Churfürst, sich zu richten. Geben zu Wien, den 22. Augusti. Anno 1757, Unsers Reichs im zwölften. Franz."

Des kaiserlichen Reichshofrates Türhüter verpackte nun (Münchener Berichten nach) kunstgerecht das Schriftstück, versah es mit der Adresse von „Ihm, Churfürst" und schaffte es auf die Post. „Postwendend" kam es zurück. Es war in Berlin die Annahme verweigert worden.

Nun mußte man versuchen, dem Herrn von Plotho die Zitation zu insinuiren, damit der Reichshoffiscal de facta insinuatione sich legitimieren und solche dozieren könnte.

Mit diesem heiklen Auftrage ward unter dem 8. Oktober der Advokat bei der Straubinger Kurbayerischen Regierung, der Notarius Caesareus Dr. Georgius Matthias Josephus Aprill betraut.

Dr. Aprill befand sich am Mittwoch, den 12. Oktober, vormittags um 11 Uhr, beim Frühschoppen im „Rothen Stern" zu Regensburg, als ihm das Schreiben des Reichshoffiscals eingehändigt wurde. Sehr angenehm berührte ihn der ehrenvolle Auftrag nicht, er kannte Erich Christoph von Plothos feuriges Temperament. Aber was blieb ihm übrig? Wohl oder übel mußte er sich auf den Weg ins Gladbachsche Haus machen. Zwei Zeugen brauchte er. Als vorsichtiger Mann wählte er dazu „zwei robuste Leuthe und famose Rauffers, die keine Gefahr scheuten", den lateinischen Schulmeister (!) Johann Sebastian Gerbel und den Schreiber Johann Jakob Rackinger.

Donnerstag, den 13., nachmittags um 1/2 3 Uhr, faßten sich die drei ein Herz und sprachen im Hause des Gesandten vor. „Sie kämen in Angelegenheiten eines Dieners, der sich mit einem Frauenzimmer eingelassen hätte," ließen sie melden. Herr von Plotho hatte Katarrh, er lehnte den Empfang ab und verwies sie auf seinen Sekretär. Aprill aber behauptete, er müßte persönlich mit ihm reden, und so wurden sie denn auf den nächsten Tag, mittags um 12 Uhr bestellt.

„Auf den Glockenstreich" 12 Uhr erschienen sie, der Vorsicht halber „jeder der Zeugen und der Notar selbst mit zween scharf geladenen Terzerolen und gutten Haudegen versehen, um fahls Sye attaquiret und mißhandelt würden, sich wehren und retten zu können." Die Zeugen waren aber instruiert, „soviel wie möglich Respekt und Glimpf zu beobachten und nichts außer in casu extremae necessitatis thätliches zu thun, so an ihnen reprochiret werden könnte."

Der Diener hieß sie in das erste Stockwerk hinauf steigen. Kaum hatten

Darin wird ausgeführt: „Der Reichsfiscal habe am 31. März allerunterthänigst an- und fürgebracht, daß trotzdem in der im Heiligen Römischen Reichs-Land-Friedens zu Worms 1521 aufgerichteten Ordnung und in den zu dessen Bestätigung nachhero folgenden Satzungen, insonderheit in der Cammer-Gerichts-Ordnung, p. 2, tit. 9, jedem Friedensbrecher die Kaiserliche und Reichs-Acht angedrohet würde, der Kurfürst von Brandenburg gewalttätig in Kursachsen eingefallen wäre, daß er die Abmahnungen des Kaisers nicht beachtet, sondern die Vergewaltigungen fortgesetzt, die Kursächsische Armee gefangen genommen und mit unerlaubten Mitteln seine Dienste anzunehmen gezwungen hätte, daß er dann in die Kurböhmischen Lande eingefallen wäre, in voller Verachtung der Dehortatorien. Ferner habe der Reichshoffiscal am 15. Juli weiter angezeigt, daß der ‚mehrgedachte Kurfürst seine unternommene Landfriedensbrüchige Empörung in mehrere andere Reichslande ausgebreitet hätte, wozu die Bedrückungen Kursachsens nicht vermindert, sondern sogar auf die Königliche Kurfürstliche Familie ausgedehnt worden wären'. Auf Grund der Reichsgesetze hätte der Reichshoffiscal den Kaiser nun allerunterthänigst angerufen und gebeten, daß er den Kurfürsten zur Achtserklärung zitiren sollte, welche Zitation am 22. August zu Recht erkannt worden wäre." Und nun heißt es zum Schlusse in dröhnenden Worten: „Also heischen und laden Wir Ihn, Churfürsten von Brandenburg, von Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gerichts- und Rechtswegen hiermit ernstlich, und wollen, daß derselbe innerhalb zwey Monaten dem nächsten nach Insinuir- oder Verkündigung dieser Unserer Kaiserlichen Ladung, so Wir Ihm für den Ersten, Andersten, Dritten, Letzten und endlichen Gerichtstag setzen und benennen, peremtorie, oder ob derselbe kein Gerichts-Tag seyn wird, dem nächsten Gerichts-Tag hernach selbst oder durch einen gevollmächtigten Anwald an Unserm Kaiserlichen Hof, welcher Orten derselbe alsdann seyn wird, erscheine, um zu sehen und zu hören, daß er, Churfürst zu Brandenburg, ob erzehlter Ursachen wegen, nach Vorschrift des Land-Friedens, der Cammer-Gerichts-Ordnung und nach Maaßgab Unserer Kaiserlichen Wahl-Capitulation, in Unsere und des Reiches-Acht, mit Verlustigung aller von Uns und dem Reich habender Lehen, Gnaden, Privilegien, Expectativen und Freyheiten mit Urthel und Recht gesprochen und erkläret werde, oder aber erheblich beständige Ursachen, ob er einige hätte, warum sothane Erklärung nicht geschehen solle, dagegen zu Recht fürzubringen und darauf der Sachen und allen derer Gerichts-Tägen und Terminen bis zum Beschluß und endlichen Entscheid abzuwarten.

Wann Er, Churfürst, nun komme und erscheine, alsdann also oder nicht, so wird nichts destoweniger auf Unseres Kaiserlichen Reichshof-Fiscalis ferner allerunterthänigstes Anrufen, mit obbemeldeter Erkänntniß und Erklärung,

auch anderen hierinnen ferner in Rechten verfahren, gehandelt und procediret werden, wie sich das nach rechtlicher und in Unserer Kaiserlichen Wahl-Capitulation, Art. XX, § 4 und 5 enthaltenen Ordnung eignet und gebühret. Darnach weiß Er, Churfürst, sich zu richten. Geben zu Wien, den 22. Augusti. Anno 1757, Unsers Reichs im zwölften. Franz."

Des kaiserlichen Reichshofrates Türhüter verpackte nun (Münchener Berichten nach) kunstgerecht das Schriftstück, versah es mit der Adresse von „Ihm, Churfürst" und schaffte es auf die Post. „Postwendend" kam es zurück. Es war in Berlin die Annahme verweigert worden.

Nun mußte man versuchen, dem Herrn von Plotho die Zitation zu insinuiren, damit der Reichshoffiscal de facta insinuatione sich legitimieren und solche dozieren könnte.

Mit diesem heiklen Auftrage ward unter dem 8. Oktober der Advokat bei der Straubinger Kurbayerischen Regierung, der Notarius Caesareus Dr. Georgius Matthias Josephus Aprill betraut.

Dr. Aprill befand sich am Mittwoch, den 12. Oktober, vormittags um 11 Uhr, beim Frühschoppen im „Rothen Stern" zu Regensburg, als ihm das Schreiben des Reichshoffiscals eingehändigt wurde. Sehr angenehm berührte ihn der ehrenvolle Auftrag nicht, er kannte Erich Christoph von Plothos feuriges Temperament. Aber was blieb ihm übrig? Wohl oder übel mußte er sich auf den Weg ins Gladbachsche Haus machen. Zwei Zeugen brauchte er. Als vorsichtiger Mann wählte er dazu „zwei robuste Leuthe und famose Rauffers, die keine Gefahr scheuten", den lateinischen Schulmeister (!) Johann Sebastian Gerbel und den Schreiber Johann Jakob Rackinger.

Donnerstag, den 13., nachmittags um $1/2$3 Uhr, faßten sich die drei ein Herz und sprachen im Hause des Gesandten vor. „Sie kämen in Angelegenheiten eines Dieners, der sich mit einem Frauenzimmer eingelassen hätte," ließen sie melden. Herr von Plotho hatte Katarrh, er lehnte den Empfang ab und verwies sie auf seinen Sekretär. Aprill aber behauptete, er müßte persönlich mit ihm reden, und so wurden sie denn auf den nächsten Tag, mittags um 12 Uhr bestellt.

„Auf den Glockenstreich" 12 Uhr erschienen sie, der Vorsicht halber „jeder der Zeugen und der Notar selbst mit zween scharf geladenen Terzerolen und gutten Haudegen versehen, um fahls Sye attaquiret und mißhandelt würden, sich wehren und retten zu können." Die Zeugen waren aber instruiert, „soviel wie möglich Respekt und Glimpf zu beobachten und nichts außer in casu extremae necessitatis thätliches zu thun, so an ihnen reprochiret werden könnte."

Der Diener hieß sie in das erste Stockwerk hinauf steigen. Kaum hatten

sie die Treppe erklommen und das Vorzimmer betreten, da kam auch schon Erich Christoph von Plotho aus dem Nebenzimmer, — im Schlafrocke.

„Was das Begehren?“ frug er kurz und streng. Der Herr Notarius Caesareus, schon durch das Äußere des Empfanges benommen, nahm allen Mut zusammen, zog aus dem Busen „ein in Folio zusammengebogenes Paquet“, die Zitation, heraus und überreichte es zunächst stillschweigend, „mit einer dergleichen Art Leute hier nicht ungewöhnlichen Timidität“.

Plotho nahm arglos und ohne Bedenken das Schriftstück an. Als er zu lesen begann, hielt Aprill folgende Ansprache, jedenfalls zitternd und leise, so daß der Gesandte die ersten Worte überhörte: „Ich habe Ew. Excellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben, aus welcher dieselben citationem fiscalem zu ersehen haben, daß Ihro königliche Majestät zu Preußen als kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg erheblich Ursachen beizubringen hätten, warum auf die fiscalischen Anklagen die anbegehrte königliche Erklärung nicht geschehen . . . .“

Weiter kam er nicht. Plotho hatte inzwischen das Schriftstück überflogen, und ohne auf ihn recht zu hören, überlesen, „wurde erst nit rot, kurz hiernach etwas mehreres entzündet,“ dann aber machte sich sein Grimm Luft, „und also zwar, daß er sich nicht mehr stille zu halten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht, beyde Arme in die Höhe haltend, gegen Aprill aufgefahren und ihn interrumpirte“.

Er ergriff die Zitation, schob sie dem Notario zwischen die Weste hinein und schrie: „Du Canaille! Du Flegl! Was tendirest Du! Heydukken, Lageyen, Leuth im Haus, kommt alle! Werft mir diese Flegl zum Hauß hinaus!“ Der Notarius rief dazwischen: „Ew. Excellenz haben dieses Kaiserliche Mandat nun gelesen, meine Herren Zeugen, seid mir dessen eingedenk, ihr habt es selbst gesehen!“ Und die beiden, bis an die Zähne bewaffneten „robusten Leuthe und famosen Rauffers“ schrien: „Ja! ja! Wir haben es wohl gesehen und beobachtet!“

Und damit wollten sich alle drei, da sie von allen Seiten die „Heydukhen und Lageyen, welche ihnen das Geleit zu geben herbey geruffen worden, anrückhen höreten, eillends aus dem Zümmer retiriren.“ Erich Christoph, in flammendem Zorne, erwischte aber den Kaiserlichen Notarium „bey der Brust und schüttelte ihn jämmerlich“. Der wagte „aus Forcht der ankommenden gehörten Leuthe“, nicht, sich zu wehren, es gelang ihm aber noch, „so zeitlich sich loszureißen, daß er und die Gezeugen über die Stüge hinab entkommen konnten“. Da die Lakaien sahen, daß der Notar und seine Begleiter in die Taschen hinein nach ihren Arsenalen langten, waren sie „nicht unbillig besorget, sye möchten auf sye losfeyern und backten nicht an.“ Nur der Portier, unten am Tore, gab dem Herrn Doktor Aprill zum Ab-

schiede noch „einen gewaltigen Renner zum Hauße hinaus“ und verschloß dann sofort das Tor.

Der Vorgang erregte in Regensburg ungeheures Aufsehen; in der Hauptsache fühlten die Gesandten die groteske Komik, die darin lag, daß eine kaiserliche Vorladung zur Achtserklärung, nachdem die Zustellung durch die Post unmöglich gewesen war, unter erlogenem Vorwande und mit einem derartigen Ausgange dem Beklagten zu übermitteln versucht werden mußte. Wer dachte da nicht an die Zeiten der Staufer zurück!

So haben denn auch die Berichte, die die Herren Gesandten ihren Souveränen heimschickten, fast sämtlich etwas Ironisches und Schadenfrohes im Tone.

Sofort begann der Sturm im Tintenfasse zu toben, und am grünen Tische entspannen sich die lebhaftesten Debatten, vor allem, ob der Notarius nunmehr imstande wäre, „instrumentum validum praestitae insinuationis zu errichten und vor sich zu stellen“ oder nicht. Plotho aber ließ sich am folgenden Tage nach dem Notar eingehend erkundigen.

In Wien war man außer sich. Einer derartigen Geringschätzung war die kaiserliche Macht noch nie begegnet, freilich so tief war ihr Ansehen auch noch nicht gesunken gewesen. Bereits am 27. beschloß der Reichshofrat, die Insinuation als vollzogen zu betrachten, und befahl sie am Rathause zu Regensburg, allen leserlich, anzuschlagen. Der Reichshoffiscal wurde aufgefordert, nunmehr auch gegen Plotho einzuschreiten.

So ward denn am 14. November das Pergament mit der Zitation am Regensburger Rathause angebracht, zu einer Zeit, da die Exekutivmacht des Reiches, das Reichsheer, in wilder Flucht, nicht mehr vor den Schwadronen des großen Königs, sondern vor der Furcht und Angst „in grausamen terrore panico“ über die waldigen Höhen des Rennsteiges herüberlief, wovon man freilich in Regensburg noch keine genaue Nachricht hatte.

Nun standen die Bürger der freien und Reichsstadt vor dem Hause der Reichsversammlung, erzählten sich aufs neue die Historie von der Insinuation, lasen wohl auch die im Druck verbreitete Zitation und raunten sich allerlei Gerüchte in die Ohren. Denn seit dem 11. November sprach man von einer Schlacht in Thüringen. „Ganz Regensburg vergißt sich über dasjenige, was die noch ungewissen Nachrichten aus Sachsen melden,“ heißt es im Münchener Berichte, „die der eine so, der andere so nimmt. Die Adhaerenten Preußens betrachten alles dasjenige, was am 3. 4. und besonders am 5. dieses vorgefallen durch ein Vergrößerungsglas. Sie können es thun, da wir noch nichts en détail davon haben. Ihrem Vorgeben nach ist die ganze Reichsarmee zerstreut, Soubise lieget darnieder und Laudon ist gänzlich ruiniret.“ Dem Oberst v. Mayr, den man vom Frühjahr her noch in ängstlicher Er-

innerung hatte, schrieb man das Hauptverdienst an der Schlacht zu, der König sollte ihn sogar nach der Schlacht umarmt haben mit den Worten: „Mayr, ich will Dirs gedenken!“; Prinz Georg sollte getötet sein, später hieß es, er hätte nur einen Arm verloren, Hildburghausen sollte allein fünf ausreißende Reichsoffiziere erstochen haben, und was derlei Erfindungen erregter Geister noch waren.

Die Reichstagsgeschäfte gingen ihren alten Gang. Am 15. ward das Gutachten gegen Hessen-Kassel mit einem Befehl an den ausschreibenden Fürsten des oberrheinischen Kreises und ein Konklusum gegen die Stadt Ulm, die sofortige Ausweisung des preußischen Agenten Müller und seiner Familie betreffend, diktiert.

Am 16. eilte ein Adjutant der Reichsarmee ohne Aufenthalt durch die Stadt nach Wien zu, und nun fing man an zu meinen, „daß der Streich des Königs vielleicht doch etwas wichtiger gewesen als man denke“; „der König rücke nach Franken,“ hieß es bald darauf, und ernsthafte Leute äußerten: „Bei solchen Umständen ist es in Wahrheit etwas unbegreifliches, daß so viele Mächte mit dem Könige von Preußen nicht fertig werden können, sondern gezwungen sind, ihm so öfters die fatale Zeit zum Atemholen zu lassen.“

Am 18. November wußte noch nicht einmal Plotho etwas Genaues. Aber es erschienen kaiserliche Befehle, zur Aufmunterung der Reichsstände, die am 24. diktiert wurden. Darin wurde mitgeteilt, daß bei Roßbach eine Schlacht stattgefunden und daß die Reichsarmee, „dermahlen nicht vermögend, dieses an der Empörung Theilnehmende Kriegsvolk zu bezwingen“, sich an den Thüringer Wald zurückgezogen hätte, „da inmittelst auch die königliche französische Armee sich zurückzuziehen für gut befunden, um die rückliegenden Reichslande vor weiteren Vergewaltigungen zu bewahren. Der Verlust an der Mannschaft seye hierbey von keinem Betracht gewesen, wohl aber lege sich aus dieser des Königs in Preußen Majestät, Churfürsten zu Brandenburg, beharrlichen fortführenden Widersetzlichkeit offenbar zu Tage, wie des besagten Königs ꝛc. Empörung auf alleräußerste gewagt werden wolle, somit auch es nöthig seye, einer so gefährlichen Empörung all immer möglichen Gegenstand zu setzen und zu dessen Erwirkung alle innersten Kräfte aufzubieten. Deshalb solle man seinen Eifer verdoppeln.“ Geradeweg zum Lachen mußte es reizen, daß das Kommissionsdekret erklärte, der König habe sich der Reichsarmee zu einer Zeit entgegengestellt, als die Ladung zur Achtserklärung gegen ihn erkannt gewesen sei, er unternehme also öffentlich, die kaiserlichen und des Reiches Entschließungen zu verachten. Deshalb solle das Reich die kräftigsten Anstrengungen machen, ihn zu strafen.“ Es fehlte nur noch, daß erklärt wurde, die Schlacht, die der König als Reichsachtskandidat gewonnen hatte, — gelte nicht.

In kräftigen Worten erfolgte am folgenden Tage, am 25., endlich die preußische Relation, am 28. enthüllte ein unanfechtbarer Brief den ganzen Jammer des Heerwesens und der schmachvollen Niederlage.

Gegen die Reichsachtsinsinuation und das ganze Verfahren erhob Plotho jetzt noch einmal seine Stimme. In treffenden Worten protestierte er gegen das ungesetzliche Verfahren und schilderte dann in aller Ruhe, daß er einen „sich angebenden hiesigen Hochstiftsadvokaten und Doctor Rahmens Aprill", der sich unter falschem Vorwande zu ihm Zutritt verschafft hätte, gebührendermaßen zum kurbrandenburgischen Gesandtschaftsquartier habe hinauswerfen lassen. Legal wäre also die Insinuation nicht erfolgt, übrigens werde sich kein Komitialgesandter Schriften oder reichsgerichtliche Prozeßsachen aufdrängen lassen, denn dazu wäre er gar nicht bevollmächtigt. Er verwahrte sich daher gegen alle ungesetzlichen und konstitutionswidrigen Zudringlichkeiten und erklärte den ganzen Akt für null und nichtig."

Am Rathause zu Regensburg hing bis zum Ablaufe der gesetzlichen Frist die Zitation. Dann wurde sie still entfernt. Zur selben Zeit, am 16. Januar, sandte der König seinem getreuen und standfesten Gesandten v. Plotho eine Instruktion für den Fall, daß der kaiserliche Hof das Verfahren fortsetzen würde. Sie bekundet seine unerschütterliche Entschlossenheit und lautet:

„Mein lieber États=Minister Freyherr von Plothow.

Ich mache Euch hierdurch Meine expresse und positive Willensmeynung wegen der von dem Wienerischen Hofe Mir bisher angedrohten Achtserklärung und deren Publizirung in Regensburg dahin bekannt, daß auf den Fall, daß gedachter Hof gröblich darunter zufahren und es so hoch treiben sollte, daß er solche Achtserklärung wirklich öffentlich dort publiciren und Mich wider alles Recht der Völker, auch wider alle Reichsgesetze und Verfassung in die Reichsacht erklären sollte, Ihr alsdenn, und auf diesen Fall allein, nicht weiter menagiren und nicht nur solemniter dagegen protestiren, sondern auch zugleich grade heraus deklariren solltet, daß, da der jetzige Kaiser nicht allein dadurch wider alle Reichsgesetze und Reichsverfassung procedire und gegen die von ihm beschworene Wahlkapitulation so ganz offenbar handele, also Ihr auch von Meinetwegen den Kaiserlichen Thron nunmehro als vacant und den Kaiser solcher Würde unfähig declariren und verlangen und fordern müßtet, daß die Kurfürsten des Reiches zu fester Beibehaltung der Reichsverfassungen, Praerogativen und Freiheit derer [Stände des Reichs] zu einer anderweiten Kaiserwahl zu schreiten haben, der bisherige Reichstag zu Regensburg aber bis dorthin zu suspendiren sein würde. Welche Protestation und respective Declaration Ihr dann in sehr nachdrücklichen Terminis aufsetzen und Meinem Befehle gemäß, jedoch nicht anders als auf obgedachten Fall, verrichten und in das Werk setzen sollet."

innerung hatte, schrieb man das Hauptverdienst an der Schlacht zu, der König sollte ihn sogar nach der Schlacht umarmt haben mit den Worten: „Mayr, ich will Dirs gedenken!“; Prinz Georg sollte getötet sein, später hieß es, er hätte nur einen Arm verloren, Hildburghausen sollte allein fünf ausreißende Reichsoffiziere erstochen haben, und was derlei Erfindungen erregter Geister noch waren.

Die Reichstagsgeschäfte gingen ihren alten Gang. Am 15. ward das Gutachten gegen Hessen-Kassel mit einem Befehl an den ausschreibenden Fürsten des oberrheinischen Kreises und ein Konklusum gegen die Stadt Ulm, die sofortige Ausweisung des preußischen Agenten Müller und seiner Familie betreffend, diktiert.

Am 16. eilte ein Adjutant der Reichsarmee ohne Aufenthalt durch die Stadt nach Wien zu, und nun fing man an zu meinen, „daß der Streich des Königs vielleicht doch etwas wichtiger gewesen als man denke“; „der König rücke nach Franken,“ hieß es bald darauf, und ernsthafte Leute äußerten: „Bei solchen Umständen ist es in Wahrheit etwas unbegreifliches, daß so viele Mächte mit dem Könige von Preußen nicht fertig werden können, sondern gezwungen sind, ihm so öfters die fatale Zeit zum Atemholen zu lassen.“

Am 18. November wußte noch nicht einmal Plotho etwas Genaues. Aber es erschienen kaiserliche Befehle, zur Aufmunterung der Reichsstände, die am 24. diktiert wurden. Darin wurde mitgeteilt, daß bei Roßbach eine Schlacht stattgefunden und daß die Reichsarmee, „dermahlen nicht vermögend, dieses an der Empörung Theilnehmende Kriegsvolk zu bezwingen“, sich an den Thüringer Wald zurückgezogen hätte, „da inmittelst auch die königliche französische Armee sich zurückzuziehen für gut befunden, um die rückliegenden Reichslande vor weiteren Vergewaltigungen zu bewahren. Der Verlust an der Mannschaft seye hierbey von keinem Betracht gewesen, wohl aber lege sich aus dieser des Königs in Preußen Majestät, Churfürsten zu Brandenburg, beharrlichen fortführenden Widersetzlichkeit offenbar zu Tage, wie des besagten Königs ꝛc. Empörung auf alleräußerste gewagt werden wolle, somit auch es nöthig seye, einer so gefährlichen Empörung all immer möglichen Gegenstand zu setzen und zu dessen Erwirkung alle innersten Kräfte aufzubieten. Deshalb solle man seinen Eifer verdoppeln.“ Geradeweg zum Lachen mußte es reizen, daß das Kommissionsdekret erklärte, der König habe sich der Reichsarmee zu einer Zeit entgegengestellt, als die Ladung zur Achtserklärung gegen ihn erkannt gewesen sei, er unternehme also öffentlich, die kaiserlichen und des Reiches Entschließungen zu verachten. Deshalb solle das Reich die kräftigsten Anstrengungen machen, ihn zu strafen.“ Es fehlte nur noch, daß erklärt wurde, die Schlacht, die der König als Reichsachtskandidat gewonnen hatte, — gelte nicht.

In kräftigen Worten erfolgte am folgenden Tage, am 25., endlich die preußische Relation, am 28. enthüllte ein unanfechtbarer Brief den ganzen Jammer des Heerwesens und der schmachvollen Niederlage.

Gegen die Reichsachtsinsinuation und das ganze Verfahren erhob Plotho jetzt noch einmal seine Stimme. In treffenden Worten protestierte er gegen das ungesetzliche Verfahren und schilderte dann in aller Ruhe, daß er einen „sich angebenden hiesigen Hochstiftsadvokaten und Doctor Rahmens Aprill", der sich unter falschem Vorwande zu ihm Zutritt verschafft hätte, gebührendermaßen zum kurbrandenburgischen Gesandtschaftsquartier habe hinauswerfen lassen. Legal wäre also die Insinuation nicht erfolgt, übrigens werde sich kein Komitialgesandter Schriften oder reichsgerichtliche Prozeßsachen aufdrängen lassen, denn dazu wäre er gar nicht bevollmächtigt. Er verwahrte sich daher gegen alle ungesetzlichen und konstitutionswidrigen Zudringlichkeiten und erklärte den ganzen Akt für null und nichtig."

Am Rathause zu Regensburg hing bis zum Ablaufe der gesetzlichen Frist die Zitation. Dann wurde sie still entfernt. Zur selben Zeit, am 16. Januar, sandte der König seinem getreuen und standfesten Gesandten v. Plotho eine Instruktion für den Fall, daß der kaiserliche Hof das Verfahren fortsetzen würde. Sie bekundet seine unerschütterliche Entschlossenheit und lautet:

„Mein lieber États-Minister Freyherr von Plothow.

Ich mache Euch hierdurch Meine expresse und positive Willensmeynung wegen der von dem Wienerischen Hofe Mir bisher angedrohten Achtserklärung und deren Publizirung in Regensburg dahin bekannt, daß auf den Fall, daß gedachter Hof gröblich darunter zufahren und es so hoch treiben sollte, daß er solche Achtserklärung wirklich öffentlich dort publiciren und Mich wider alles Recht der Völker, auch wider alle Reichsgesetze und Verfassung in die Reichsacht erklären sollte, Ihr alsdenn, und auf diesen Fall allein, nicht weiter menagiren und nicht nur solemniter dagegen protestiren, sondern auch zugleich grade heraus deklariren solltet, daß, da der jetzige Kaiser nicht allein dadurch wider alle Reichsgesetze und Reichsverfassung procedire und gegen die von ihm beschworene Wahlkapitulation so ganz offenbar handele, also Ihr auch von Meinetwegen den Kaiserlichen Thron nunmehro als vacant und den Kaiser solcher Würde unfähig declariren und verlangen und fordern müßtet, daß die Kurfürsten des Reiches zu fester Beibehaltung der Reichsverfassungen, Praerogativen und Freiheit derer [Stände des Reichs] zu einer anderweiten Kaiserwahl zu schreiten haben, der bisherige Reichstag zu Regensburg aber bis dorthin zu suspendiren sein würde. Welche Protestation und respective Declaration Ihr dann in sehr nachdrücklichen Terminis aufsetzen und Meinem Befehle gemäß, jedoch nicht anders als auf obgedachten Fall, verrichten und in das Werk setzen sollet."

Allein, obwohl ein kaiserliches Reichshofratskonklusum vom 27. Januar 1758 drohend erklärte, „es würde nun ferner, was Rechtens ist, ergehen", blieb alles still; man erwartete dazu in Wien den Anbruch günstigerer Zeiten, — und die kamen nicht mehr.

So endete die Reihe der großen Reichsachtstragödien mit einem Satirspiele.

Zwei große Niederlagen hatten Kaiser und Reich erlitten: das Reichsheer war zertrümmert und in schmachvoller Flucht davongelaufen, und auf diplomatischem Gebiete hatte der Achtprozeß gezeigt, wie ohnmächtig das Heilige Römische Reich teutscher Nation war.

Unter diesen gewaltigen Eindrücken ging das Jahr 1757 zu Ende.

Anmerkungen.

Abkürzungen.

AKr.	= Ansbacher Kriegsakten im K. Kreisarchive Nürnberg.
AP.	= Archiv in Schulpforta.
Arch. ö. G.	= Archiv für österreichische Geschichtsquellen.
Bhft. MW.	= Beihefte zum Militär-Wochenblatt.
BKM.	= K. Hof- und Staatsbibliothek München.
CG.	= Cod. Germ. 1414 und 1415 in der BKM. Die Seiten numerieren durch alle Bände.
GAMei.	= Geh. Archiv Meiningen.
Gst.	= Preußisches Generalstabswerk.
Hist. Z.	= Historische Zeitschrift.
KAD.	= Kriegsarchiv Dresden.
KAM.	= Kriegsarchiv München.
KAW.	= Kriegsarchiv Wien. Reichsarmee-Feldakten 1757.
KN.	= K. B. Kreisarchiv Nürnberg.
KNeu.	= K. B. Kreisarchiv Neuburg a. D.
KSp.	= K. B. Kreisarchiv Speyer.
KKz.	= „Kriegskanzley“, Sammelwerk.
MJOeG.	= Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.
PC.	= Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen.
Pr. St. Schr.	= Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs des Großen.
RAM.	= K. B. Allgemeines Reichsarchiv München.

(Links vom Komma die Seite, rechts die Zeile.)

Einleitung.

Kap. 1. (3, 23) I. Bd. Seite 212. — (3, 26) Blücher und seine Zeit, I., S. 24. — (3, 39) Papiere des Großkanzlers Frh. Carl Jos. Max. von Fürst und Kupferberg, 1755, abgedruckt bei Ranke XXX., 12—15. — Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresias. Nach den Memoiren des Fürsten Josef Khevenhüller, Wien 1858. — Waddington, La guerre de 7 ans. Les débuts. Paris. — Huschberg-Wuttke, Die drei Kriegsjahre 1756—58. Einleitung. — Arneth, Maria Theresia u. d. siebenj. Krieg. — Arnheim, Graf Nil Bark über den Wiener Hof 1756 MJOeG. X. 287—340. — Wertheimer, 2 Schilderungen Arch. ö. G. 63. 199—238. — Förster, Dr. Fr., Die Höfe und Kabinette

Europas im XVIII. Jahrh. II. 1—85. — (4, 21) Waddington, 290. Anm. 2. Ein Beispiel dafür findet sich in einer Randbemerkung zu einem Erlaß von 1757: „voyla tout les opinion que vous lire et les an vere ansuit dobore au comte Colloredo Vischanselie pour les lire et me les raporte ensuit sesouar. Francois.“ — (5, 27) Die Stände unterhielten am Wiener Hofe bis zu 481 Gesandte, Geschäftsträger, Bevollmächtigte zc. — (6, 27) Einzelnes: Schröder, Lehrb. d. deutsch. Rechtsgeschichte, § 70 ff. — (9, 5) Liebe, der Soldat i. d. deutschen Vergangenheit. Leipz. 1899. — Jähns, Gesch. d. Kriegswissensch. 1890. — (9, 17) Kapp, Fr., Soldatenhandel deutsch. Fürsten nach Amerika, Berlin 1874. — Boguslawski, A. v., Soldatenhandel und Subsidienwesen. Bhft. MW. 1885. — Festschrift zur 500jähr. Stiftungsf. d. Univers. Heidelberg, veröff. v. hist.-phil. Vereine: Georg Weber, deutsche Fürsten u. Kleinstaaten vor 100 Jahren, S. 21—48. — (10, 1) Huschberg I., 9. — (12, 3) Brodrück, Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee 1757. Leipz. 1858.

Kap. 2. A. (16, 24) Näheres bei Schultz, W. v.: Die preuß. Werbungen unter Fr. Wilh. I. und Fr. d. Gr. bis zum Beginn des siebenj. Krieges mit bes. Berücks. Meckl.-Schw. Nach den Akten des Großherzogl. Geh. und Hauptarchivs Schwerin; eb. 1887. 96 ff. — Faber, Europ. Staatskanzlei Band 109 und 110. — Politische Corresp. Friedrichs d. Gr. XII. 7193. 7228. 7256. 7294. 7436. 7453. 7458. 7556. 7557. 7622. 7630. XIII. 7635. 7672. 7702. 7713. 7734. 7754. 7765. 7824. 7844. 7892. 7944. 7986. — Kriegskanzlei 1757. II. No. 51. D und E. — RAM. Auswärtige Staaten. Mecklenb. No. 3½. — Pr. St. Schr. III. 1—85. — (16, 35) 30. XII. 1755 und 26. II. 1756. — (18, 26) Er hatte noch am 26. Juli eine Audienz beim Könige. — (19, 23) Am 1. VIII. — KKz. 1758. III. No. 70. Beilage 1. — (19, 33) Bericht vom 25. VIII.

Kap. 2. B. (20, 17) Cogniazo, Geständ. I. 220—225. — (21, 4) Stuhr, Forschungen und Erläuterungen einiger Hauptpunkte der Gesch. des siebenj. Kr. Hamburg 1842, I. 317. — Meyer, Plan eines evang. Fürstenbundes, Celle 1893. — Schäfer, A., Zur Gesch. der kathol. Propaganda in der Zeit des s. Kr. Hist. Z. XXV. 108—118. — Brunner, Dr. Hugo, Die Umtriebe Frankreichs und anderer Mächte zum Umsturze der Religionsverschreibung des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel. Nach arch. Quellen. ZVHGL. Neue Folge XII. 1—81. — Hartwig, Th., Der Uebertritt des Erbprinzen Fr. v. H.-C. zum Katholizismus. Nach den Akten des hessisch. Staatsarch. Kassel 1870. — BRM; CG. 4012. — PC. 7347. 7348. 7413. 7417. 7424 f. 7431. 7437. 7441 ff. 7450 ff. 7464 ff. 7468 ff. 7472. 7474 f. 7486. 7492. 7503. 7512. 7518. 7521. 7529. 7531. 7533 f. 7539. 7566. 7604. 7608. 7616. 7693. 7929. 8089. 8093. 9594. 9753. 9813. Dazu X. Bd. S. 532. XII. Bd. 471. Anm. 4. — (24, 21) vom 20. II. — (25, 9) Kall gab vor, nach Wien zu reiten, schlug aber unterwegs die Straße nach Berlin ein. — (25, 13) Der Fürstbischof von Würzburg wurde später andrer Meinung. Er meinte, die Reise des Prinzen nach Berlin beweise, daß er nie ein guter Katholik gewesen wäre. Wer aber klug wäre, der ließe ihn nun ganz gehen, denn mit einem preußischen Diener anzubinden, wäre allemal mißlich. Schäfer, S. 115. — (27, 40) vergl. auch Cogniazo, Geständnisse I. 220 ff.

Kap. 3. Koser, Friedrich d. Große II. 1. Hälfte. — Raumer, Beiträge zur neueren Gesch. II. 393. — Schäfer, Gesch. des siebenj. Kr. I. Huschberg-Wuttke, a. a. O. — Stuhr, a. a. O. — Ranke, XXX. Bd. — Hist. Z. XII. 22—69. XIV. 119–138. XV. 116—164. XVI. 114—125. — MIOeG. XVIII. 109—160. — PC. 7115. 7172. 7175. 7205. 7224. 7232. 7234. 7241—43. 7247. 7249. 7288. 7290. 7345. 7347. 7492. 7528. 7545. 7548. 7550 f. 7578 ff. 7592. 7599. 7602. 7681. 7704 f. 7722. 7735. 7739. 7781. 7795. 7842. 7893. 7896. 7907. 7914 f. 7934. 7938. 7955. 7981 f. 8010. 8013. 8017. 8019. 8024. 8034. 8161 f. 8175. 8211. — KA. Ansbach. Kriegsakten 107. No. 90.

Kap. 4. (39, 20) 16. VI. PC. 7623. — (39, 26) KKz. 1756. No. 2. — KN.: AKr. 107. Blatt 17 f. u. a. — (40, 7) Dat. Wien, 24. VII. KN.: AKr. 107. Postscr. z. Bericht vom 2. VIII. Faber, 110, 672. — (40, 21) PC. 7865. Faber 110, 677. PC. 7867. — (40, 39) Faber 110, 681. — (41, 6) jedenfalls von Baron von Schneid. BRM. Cod. Germ. 1414. Sie geben vorzügliche Stimmungsbilder. Hier Fol. 836—844. — (41, 18.) Vom 17. August. AKr. 107, Bl. 27 f. — (41, 26) CS. 1414, 881—884. — KKz. 1756. No. 5. — AKr. 107, 37 ff. — (42, 1.) KKz. 56, No. 8. — Faber 110, 691—694. — AKr. 107, 38 f. — auch gedruckt Berlin 1756. — (42, 25) PC. 7931. Potsdam 27. VIII. — (43, 1—7) PC. 7944. 7950. — Faber 110, 687. Ähnliche Erlasse ergehen am 31. VIII. u. folg. Tage an die Gesandten 2c. und an die Minister wichtiger Reichsstaaten. — (43, 18) AKr. 107, 43; 17. IX. — (43, 26) PC. 7865. — (43, 28) Am 9. September kam er nach Regensburg, am 16. reiste er, gichtgeplagt, zu Wasser nach Wien ab. AKr. 107, 35. — (43, 30—38) PC. 7818. — CS. 1414, 889 — Bitterauf, Kurbayerische Politik im siebenj. Kriege, Seite 56. — (44, 6—15.) AKr. 107, 20. 25. — KKz. 56, No. 16. — Paris 10. IX. PC. 8082 — Plothos Bericht vom 13. IX. — (46, 35) Schäfer I, 251. — (47, 6—16) AKr. 107, 95 f. — KKz. 56, No. 7. — Berlin 1756. 19 Seiten. — AKr. 107. Bericht vom 28. IX. — (47, 17—22) 16. IX. dikt. 19. IX. — AKr. 107, 30. Bl. 92—94. 97 f. — (47, 23—40) CS. 1414, 932. 935 ff. — AKr. 107, 135. — (48, 38) eb. 374—376. — CS. a. a. O. 950. 955. — (50) Promem. Plothos vom 4. Oktober: KKz. 56. No. 30, 5 Seiten, 2 Beilagen. — (51) Gegenerklärungen; AKr. 107, No. 36. — PC. 8243. — (52) Zirkularnote KKz. 56. No. 28. — Lobositz PC. 8151. — AKr. 107, 152. 154. — CS. 1414, 999 f. 1007. — (53) Sitzung: AKr. 107, rel. v. 11. Okt. — CS. 955. — (54) Reichshofrat: KKz. 56. No. 32. 33; PC. 8222 f. — (55) kaiserliche Mandate: KKz. 56, Seite 183—214. CS. 971—80. auch AKr. 107, 56 f. PC. 8293. — Gegründete Anzeige AKr. 107, 29. X. CS. 987 ff. — PC. 8284 — (57) Plotho: Regensburg 1756. 17 Fol. Seiten. — KKz. 56. 395 ff. 533—41; CS. 1005 ff. 1057. — AKr. 107. 24. und 26. Oktober. — (58) PC. 7923. — (59) CS. 1057 ff. — (61) Schäfer I. 252. — Hofmann, Dr. W., Politik Würzburgs. München 1903. — KWz. versch. Akten. — (62) Bayern: Bitterauf, a. a. O. — AKr. 107, 26. Oktob.; CS. 997. — (63) England. PC. 7713. 7758. 7990. 7880. 8165. 8216. 8276. 8302. 8448 — 7676 7678. 7816. 7891. 7927. 7943. 7992. 8021 ff. 8283. 8345. 8483. — (65) KNeu. Die Kemptener Reichstagsberichte des Herrn von Jodoci, 1756 ff. — PC. 8163 f. 6195. — (66) Mainz 2c. PC 8448. 8455. — (67) AKr. 107, 15. XII. — Huschberg I. 101 f. PC. 8423. KKz. 56, 585 ff.; 57. I. 217 ff. — (68, 11) CS. 1071. — Dänemark: PC. 8419, 8490. 8831. 8852. — Franken: CS. 1002 ff., 1109 ff. KKz. 57; II. 56; AKr. 107, 27. XII. — Plotho PC. 8283 (70 f.). — Regensburg: KKz. 56. No. 45. 79. 80. KKz. 57. No. 56. — AKr. 107, 15. XII. — CS. 987. — Friedrich PC. 8274 f. 8367. 8386.

Erster Teil.

Kapitel 1. (77) CS. 1415, 1141. — Versammlungsprotokoll vom 10. Januar AKr. 108; 37 Bogen. — Plotho PC. 8544 f. 8519. — (79, 21) KKz. 57. I. 27. 28. — CS. 1415, 1157. — Gründlicher Beweis 2c. KKz. 57. I. No. 37. — (80) Wittelsbachischer Vermittlungsantrag AKr. 108, 198. — (81, 16 ff.) KKz. 57. I. No. 31. 52. 62 — AKr. 108, 224. — CS. 1415, 1271. — Ratifikation KKz. 57. I. 1—9. — (82, 6 ff.) CS. 1415, 1292. 1301—6. — Friedrich: PC. 8569. 8580. 8598. — 8597. — 8564—66. 8619 f. — 8446. 8475. 8623. — (85) Sitzung vom 11. Febr.: KKz. 57. II. No. 56. No. 76 I. No. 33. 34. 53. — AKr. 108, 14. Febr. — CS. 1415, 1315—35. — Plotho: AKr. 108, No. 232. 235. 261. PC. 8705. — (87) Sitzung vom 1. März CS. 1415, 1357 ff. AKr. 108, 258. — (89)

Schweden: KKz. 57. II. No. 2. 3. — CG. a. a. O. 1447. — AKr. 108, 297 f. — pr. Antwort KKz. 57. II. 35 f. AKr. 108, 324 ff. — (91) französ. Erklärung: KKz. 57. II. No. 38. 59. 60. Antwort CG. 1415, 1445. — (92) Dänemark: CG. 1415, 1433. — Sitzung vom 2. Mai, eb. 1466. 1500. 1545. AKr. 108, 343. 109. 366. KKz. 57. II. 58. 61. 62. — (93) Stimmung CG. 1415, 1491 ff. — AKr. 108, 354. 361. —

Kapitel 2. Hannover PC. 8620. 8623. 8634. 8639. 8672. 8710 ff. 8734. 8742. 8755. 8770. 8793. 8855. 8883. 8937. 8952. 8963. 8993. 9001. 9039. KKz. 58. III. 108. — (96) Kassel PC. 8606. 8819. 8847. — Schäfer I. 639. — KKz. 57. II. 78. 79. AKr. 109, 512. 537. — (98) Union PC. 8957. 8975. 9031. — Mecklenburg PC. 8962. Schäfer I. 595 ff. — (99) Obersächs. Kreis. PC. 8483. 8548 f. 8685. 8802. 8884. 9231. KKz. 57. II. 28. 31. — AKr. 109, 317. CG. 1415, 1450. 1457. 1337—1342. — (100, 8) PC. 8627. — Schwäbisch. Kreis CG. 1415, 1378. PC. 7973 f. 8286. — AKr. 109, 220. 247. — (101) Fränkisch. Kreis. CG. 1414, 1105. 1415, 1499. AKr. 109, 369. — KKz. 56. No. 53. — (102) Ansbach PC. 7331. 7435. 7696. 7853. 8529. 8656. 9066. 9361 f. — AKr. 109, 540. 543. 108, 274. — Lang, Mem. I. 84 f. CG. 1415, 1271 f. 1286. 1516. — (103) Bayerischer Kreis: CG. 1415, 1149. 1343. 1353. 1356. PC. 8705. — (104) Rh. Kreise. PC. 8660 f. 7790. 7792. — Huschberg. I. 266. KKz. 56, No. 84. —

Kapitel 3. (106) Mayr. fränk. Kreistagsakten 1757 KN. — KWz. Militärsachen 1334. 3064. 3065. — hist. Saal VII. fasz. 4. No. 84. 85. 86. fasz. 12 No. 180. 181. — KAM. fasz. 201; KAW. 1757. fasz. 6; RAM. Brandenburg. XLV. No. 6. Baader, die Preußen in Nürnberg; — Regensus, Tagebuch; Kilian. Die Einfälle der Preußen in Bamberg. Hist. Ver. Bamberg. 40. 41. PC. 8438. 8498. 8519 f. 8754. 8899. 9929. 9061. — 8929. 8945. 8956. 8973. 8996. 9013. 9066. — AKr. 109, 360. — (110) Bayern. PC. 8966. 8985. 8987. 8992. 8993. 9012. 9118. 9037. (112) Sulzbach PC. 9067 — (113) Nürnberg. PC. 9052. 9054. 9055. — CG. 1415, 1517. 1529, 32. — KKz. 57 III. 92 IV. 15. — AKr. 109, 393. 398. — (117) Regensburg. CG. 1415, 1491—1500. 1515 ff. — KKz. 57. II. 82. AKr. 109, 388. — (119) Würzburg: Vergl. Thüna und Hofmann. — (120) Bach. Kolbs Bericht: KKz. 57. IV. 15. Fürth, 17. Juni. Regensus, Tagebuch. — (122) Bamberg. AKr. 109, 388. 402. — (125) Schadensanzeige: KKz. 57. II. 80. 81. 83. IV. 15. AKr. 109, 519. — (126) Regensburg KKz. 57. III. 157. — (127) Detachement Oldenburg: Gersdorf: Ereignisse im Herzogtum Altenburg 1757. 38. KKz. 57. III. No. 50. PC. 9203. KAW. 1757 fasz. 6 und 7.

Kapitel 4. PC. 7790. 7792. Brodrück 23 ff. KAW. 1757 fasz. 7. — (134) Kurrh. Kreis KKz. 57. II. 85. — (137) Würtemberg, CG. 1415, 1378. — (138) Brodrück, a. a. O. — (941) Kaisersheim KNeu. Jodocis Berichte, Kemptener Reichstagsserie. — (142) Bayern. Stuhr I. 319; Bitterauf a. a. O.; KAM. 199. 200. — (145, 23) lies: Markgraf Friedrich von Bayreuth. KAW. XIII. 21, IX. 206. — (145, 28 ff.) KAW. VIII. 40, 58½. IX. 109. — PC. 8635. — (146, 5—21) KAW. IX. 114. Wien 16. IX. ad 114. — (146, 22—31) KAW. IX. 114, X. 3 ad 3. 10. 60. 62. XI. 82. — Hahn, Gesch. v. Gera, Gera 1885, 817—845. — (147, 6) Dazu noch 36 Mann „Stabspartheі“. —

Zweiter Teil.

Kapitel 1. (151, 21.) Am 24. Juni. Er hatte am 19. seine Ernennung, Vereidigung und Abreise von Wien angezeigt. Dikt. 1. VII. KKz. 57. III. No. 8. — (eb., 23.) KAW. VI. No. 7. Regensburg, 14. VI. — (eb., 30) früh um 5 Uhr, „da ich just aus der Kirche gekommen und in procinctu ware, den Wagen zu besteigen“; an Colloredo, 22. VI. KAW. VI. 13. — (153, 16) Daß er „très interessé“ gewesen sei, konnte ihm nur der Haß nachsagen. Ebenso ist das Urteil Tocquevilles, der ihm „général incapable

s'il n'était pas traitre" nennt, im ersten Teile zu hart, im zweiten echt französisch. Ein Verräter war er ganz und gar nicht. — (153, 19—22) KN.; AKr. 111, No. 643. — (eb., 25) Fronmüller, Chron. v. Fürth. 1887. Seite 153. — (eb., 29) KAW. VI. 26. dat. 27. VI. In der Nähe von Würzburg sollte ursprünglich der Sammelplatz sein. Am 9. VII. erging Befehl, auf dem kürzesten Wege nach Fürth zu marschieren. KAW. VII. 34. KAM. 242; 1, 15. — (154, 5) An den Kaiser 10. VII. KAW. VII. 35. — (155, 17) Fürth, 3. Jul. Brodrück, 79 — (eb., 38) eb. 80 f. — (156, 17) eb. 78. 80. Brief vom 11. Juli. — (156, 27 — f., 9) Mollinger, Brodrück 78. 86. — Gst. I. 376. — KAW. 12, 6 Werneck 8. Dez. — (157, 29) a. a. O. 3, 238. — (eb., 33) Stuhr, Forschungen I. 327 am 6. Juli. — (158, 12) Gst. I. 376 — (eb., 16) KAW. 7, 37 f.; — 7,18 an Bischof von Würzburg, 5. Juli — 7, 21 an Kurfürsten von Mainz 6. Juli. — (159, 1) An Colloredo 25. Juli, KAW. 7, 82. — An dens. 10. Juli eb., 7, 37. — (160, 3) Auf diese Skrupel, die sich der Herzog als eifernder Konvertit machte, kam Befehl aus Wien, die protestantische Wache sollte nur unter Trommelschlag antreten und Gewehr bei Fuß behalten. KAW. 7, 103, 30. Juli. — (160, 4—35) KAW. 7, ad 42. 18. Juli — eb., 7 ad 98 franz. eigenh. P. S. — eb. 7, 29. Regensburg, 8. Juli — eb., 7, 81 an den Kaiser, 25. Juli. — (161, 2—15) Der Hauptmann, namens Wildenhain, wurde nach Linz geschafft. — Birkenfeld, gemeint ist Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken-B., der Nachfolger des Herzogs. — KAW. 7, 103 Wien 30. Juli. — (161, 16—162, 30.) Brodrück, 200. — KAW. 7, 33 — eb. 7, 34 — eb. 7, 18. 3; ad 42; 17; 17a; 26a. — eb. 8, 4 Wien 3. Aug. Colloredo an H. — eb. 6, 4. 10; 7, 17. 39. 55. 93. 99; 8, 44. — (162, 34—164, 37) eb. 7, 37. 10. Juli — eb. 7, 35; 7, 76 an Colloredo, 24. Juli, 7, ad 76. 81. Eysel forderte den Hauptmannsrang, 60 fl. Monatsgage, 4 Rationen, 4 Portionen und 2 fl. tägl. Reisevergütung. — eb. 8, 31. 13. August. — 7, 103. — 8, 48; 18. August, am 17. war deswegen Konferenz beim Kaiser. — 8, 53; — 9, 71; 10, 77; vergl. auch 8, 91 — (164, 38—165, 10) KAW. 8, 68. 78; 9, 4; — Thüna, Würzburger Hilfstruppen, Seite 25 f. — KN. — AKr. 111, 643. — (165, 11—166, 11) PC. 8039. — BRM.; CG. 1415, 1948 ff. — KAM. 202. 289. 295. — (166, 12—23) KN.; AKr. 111, 643 ff. — KAW. 10, 69 Erfurt, 11. Oktober. — (166, 25—168, 2) Scherr, Blücher, I. 2. S. 27 — KAW. 7, 92. KAM. Manuskr. 242 Bl. 1 No. 1 und 26. — KAW. 7, 3. — Das Urteil des Kardinal-Bischofs von Konstanz über den Schwäbischen Kreis: KAW. 6. 8 Mörsburg 18. Juni: Die Württemberger und die protest. Reichsstädte wären „recht passionirt preußisch", die protest. Schweizer „ein gleich gelichters." — KAW. 7, 3. — — (168, 10) Brodrück, 82. — (168, 17) Abgedruckt KKz. 57. III. No. 51. — (169, 24) KAW. 13, 1. — (169, 40) Eicken, Reichsarmee im siebenj. Kriege, dargestellt am Kurtrierischen Regim. Preuß. Jahrbücher 41, 2 ff. — (170, 1—10) KAW. 7, 91½; Mainz, 28. Juli. — 9, 49; 9, 168; 9, 168 b—d. — KAM. 199, Blatt 273. 3. Oktober. — (170, 18 ff.) an den Kaiser, 10. Juli, KAW. 7, 35. — eb. 8, 6 an Colloredo 3. August; 8, 17. An den Herzog, 6. August; 7, 82 an Colloredo, 25. Juli — vergl. auch Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. VII., 209—216. — Kerler, Markgraf Karl Alexander und sein Hof. — (171, 15) PC. 15131. Potsdam, 23. Juni 63. — (171, 38) An Colloredo, 20. (wohl aber richtiger 30.) Juli. KAW. 7, 105 und 8, 110. — Die Bayreuther Angelegenheiten (172, 17) KAW. 9. fasz. No. 6. 8. 50. 70. 147. — 10. fasz. No. 66. 225. — 11. fasz. 70. 111. — 12. fasz. 8. 13. 13a. ad 13a. 16. 16b. 20. 22. 40. ad 40. 61.

Kap. 2. (172, 36) Brodrück 84. — (173, 29) Denkschrift des württembergischen Gesandten von Thun an seinen Herzog. Stuhr, Forsch. I. 325. — (174, 3) Bitterauf, kurbayerische Politik 100. — (174, 5) BRM.; CG. 1415, 1644 ff. — (174, 38) Colloredo an H., Wien 3. Juli. KAW. 7, 11. 11c u. 11d. — KAW. 7, 80. s. l. 24. Juli. —

(175, 3 ff.) KAW. 7, 36. an den Kaiser, 2. Ber. v. 10. Juli. — eb. 7, 38 und 8, 23. 28. 53. — Waddington, la guerre de 7 ans I. 528. Er rechnet 31 Bat. 22 Sch. 24 schwere Gesch. 21 000 Mann. — (175, 31—176, 18) KAW. 7, 66, 83. 86. 91. Korresp. aus Compiègne vom 20.—27. Juli. — (176, 19—38) KAW. 8, 4. 5. 14. 16. 18. — 8, 3. 53c. und ad c. — (176, 40) eb. 8, 22. Er schreibt das in großem Verkennen seiner Beliebtheit. — (177, 36) eb. 8, 23. durch Kurier am 11. August. — (178, 25) eb. 8, 11. Meldung Széchényis aus Hollfeld. 4. August. — (179, 27) vergl. auch KAW. 8, 25, 27b. 23b und c. Dieser Anspruch rührte noch von 1734 her. Damals bildeten die Reichstruppen keine besondere Armee, sondern wurden nur kreisweise dem österr. Heere angegliedert; im Range gingen ihnen die preußischen, dänischen ꝛc. Truppen vor. Hildburghausen stellte vergeblich St. Germain „ad nauseam“ vor, daß diesmal das Reichsheer selbständig unter des Kaisers Befehle und nur als „kaiserliche und Reichsarmee“ zu betrachten wäre. Allein St. Germain blieb dabei, Frankreich könne nicht nachgeben. KAW. 8, 27. H. an den Kaiser, 13. August. — (180, 5) eb. 8, 24 und 27. — (180, 22 und 25) eb. 8, 23 und 8, 17.

Kap. 3. (181, 6) KAW. 7, 59. 90. 97. — (181, 7—33) eb. 7, PS. zu 43, auch 57. — 7, 84 und 8, 41 ad 41—7, 14. 14b.—8, 41. Graf Pergen übersandte, Mainz, 15. August, Kopie eines Schreibens des mainz. Hofkanzlers v. Forsten. 8, ad 41. — (182, 4) a. a. O., S. 29. — (182, 14) KAW. 8, 27c. — (182, 23) Schrötter, Phil. v. Kriegsgesch. d. Preußen, hgg. v. Seyfart, 1764. S. 216, Anm. h. — (183, 35) KAW. 8, 39. 39a. 39b. 16. August. — 55a s. d. 55b. 21. August. — (183, 38) eb. 8, 73. Schleusingen, 25. August. — (184, 1) eb. 70. 25. August. — (184, 5) Bericht an Paulmy, Arnstadt, 28. August, bei Waddington I. 530 f. — Mollinger bei Brodrück, 89. — (184, 35) KN. Kreistagsakt. 1757. — (185, 11—39) KAW. 8, 6 an Colloredo 3. August. — 8, 28. 28a. ad 28. Colloredo an H. 13. August. — 8, 30, ad 30 Memoire der Kaiserin an Stahremberg vom 8. August. — 8, 53 an Colloredo, Fürth 19. August. (186, 6) eb. 8, 63, Beilage ad 63, Mosers Ber., Erfurt 19. August. — 8, 57. — (186, 30 f.) eb. 8, 6. 30. 33. 51. — (187, 1—24) eb. 8, 48. — 8, 65. — 8, 75. — 9, 10. — 9, 31. — (187, 25) eb. 8, 28. 29. 48. — (188, 14) eb. 8, 15. 15a—g. — 9, 148. — 10, 61. — 11, 61. 106. Die obengenannten vier zahlten zusammen 326 666 fl. — (188, 21) eb. 8, 27c und KN. D. 4600. — (189, 13) nicht am 23. August. Vergl. KAW. 8, 63. Bericht vom 23. Aug.: „morgen Abmarsch.“ — (189, 28) eb. 8, 76. — (189, 38) eb. 8, 77. Zwei Schreiben an Colloredo, Hildburghausen, 27. August, wo der Herzog am 26. abends 5 Uhr angelangt war. — (190, 38) Thüna, a. a. O. S. 33. — (191, 1) KAW. 8, No. 25. ad 25. 43. 43a—c. 54. 54a—d. Széchényi unterschreibt „Szeczeny“, amtlich wird auch vielfach Sczeczeny geschrieben.

Dritter Teil.

Kap. 1. (195, 3) Bernis, Mémoires et Lettres, p. par Mason. Paris 1878. — Waddington, an zahlreichen Stellen des 1. Bandes. — Zahlreiche Briefe im KAW. — Bourcet, Mémoires historiques, Paris 1792. — (197, 23) Beck, Gesch. d. St. Gotha. 1870. — (197, 24) Lieferungen. KAW. 8, 66. 66a. 66b. 71. 71a. — 8, 61. 61a. 61b. 82. 88. — 9, 70. ad 70. — Turpin verlangte 120 000 Taler. — Wegen der Reluition vergl. KAW. 9, 13. 14. 14b. — (198, 22) KAW. 8, 65. — 8, ad 77. — 8, 85. 86. 87. — (198, 37) Waddington I. 531 ff. 30. August. — (199, 19) KAW. 9, 6. An Colloredo, vertraulich, 2. September. — (199, 32) eb. 8, 89. 9, ad 115. — (200, 23) Soubise an Paulmy, 13. und 18. August, bei Waddington I. 529. — KAW. 9, 52. 52a. — eb. 9, 6. 2. September. — (201, 1—26) eb. 8, 85. — 8, 79 Kleinschönau, 27. August. —

8, 86. 30. August. — (201, 32) eb. 9, 2. — (202, 5) eb. 9, 5. exp. 3. September 9 Uhr früh, — (203, 11) eb. 9, 2. Auszug aus Soubises Bericht an Paulmy vom 4. September.

Kap. 2. (204, 20) Henckel v. Donnersmarck, militärischer Nachlaß, hgg. v. Zabeler. I. 2. 282 ff. — Forsch. f. deutsch. Gesch. XVII. 579—613. Schäfer, Die Süßenbachsche Handschrift. — PC. 9290. 9296. — (204 ff.) Vormarsch des Königs. Die Zahlenangaben schwanken unwesentlich. — PC. 9293. 9294. 9296. 9299. 9300. („Ich marschire nach Erfurt, um die ganze Canaille, die ich da finden werde, zu schlagen.") — PC. 9297 f. — Heinze, Dresden im siebenj. Kriege, S. 66. — PC. 9299. 9300. 9304 ff. 9309. — Brand der Meißener Brücke. PC. XV., S. 309 Anm. KKz. 57. III. 103. PC. 9312 f. — Marschdaten nach der Vorhut, das Gros folgt mit 1 Tag Abstand. — (207, 16) Turpins Zug: Brodrück, S. 223. Janko, Laudons Leben, S. 42. KAD. Kap. 2. Loc. 1025. Schäfer I. 428 f. KAW. 8, 57½. — Laudons Anschlag: Bericht KAW. 9, 11. 11a. 11b. — 9, 3. — (208, 8—209, 24) PC. 9314. 9317. 9319—22. — (209, 30) KAW. 9, 11. 12. — (210, 1) eb. 18. 20. — (210, 13) Sie zerstörten die Kamburger Brücke und streiften links der Saale von Kahla bis Kösen. — (210, 25) Schlammersdorfs Bericht bei Thüna 41. — (210, 39) Pegau. Von einem „Zusehen der Franzosen", worüber Friedrich II. an Keith, PC. XV. 337 Anm. 4, schreibt, kann nicht die Rede sein. — Die Zahlenangaben über die Gefangenen schwanken zwischen 90 und 350. Es können aber nur etwa 100 gewesen sein, da nur 216 im ganzen in und um Pegau waren. Vergl. Steuereinnehmer Füssels Bericht bei Brodrück, 235. H. berichtet an den Kaiser nur von 30, was sicher zu niedrig gegriffen ist. KAW. 9, 51. — (211, 8) Rückzug der Vortruppen. KAW. 9, No. 36. 38. 43. 45. 46. 47. — AP. Manusc. B. 9b. — (211, 29) „Es kombt mir vor als wane zwischen euch beyden Herren Generalen die Einverständniß nicht die beste wäre, und die ist doch bey gegenwärtigen Umständen nöthig", schrieb am 9. Sept. H. an Laudon. — (212, 1) Laudon. KAW. 9, No. 33; vom KAW. nachträglich „7. od. 8. Sept." datiert, muß heißen 10. Sept. — No. 36. 43. 64. — (212, 13) eb. 68. Großmölsen ½6 Uhr abends. — 96. — Spione. eb. 9. 36. — Rückzug. 9, 67 Sz. an H. — Stimmung in Erfurt: eb. 9, 139. — 9, 2. — 9, 27. 41 (9. Sept. mitternachts). — 9, 51. — Auch Waddington, I. 538 f. — (213, 21) Zittau, 27. August, bei Wadd. a. a. O. — (213, 38) Stainville an Bernis, 12. u. 14. Sept. ebenda. — (214, 13) An den Kaiser, KAW. 9, 51., Erfurt 9. Sept. — eb. ad 51. — (215, 5) Bourcet bestätigt das, a. a. O. 23—25. — (215, 7) KAW. 9, 139. — (216, 1) Rückzug nach Eisenach: eb. 9, 40. 42. 59. 62. 63. 74. 76. 77. 131. — Wiltsch, „Schlacht von nicht bei Roßbach, sondern bei Reichertswerben," S. 12. — Beck, Gotha 432. — Soubise an Paulmy, 11. Sept., bei Waddington I. 532 f. — (217, 26) KAW. 9, 52a — vergl. Thüna, a. a. O. 44—46. — (217, 36) vergl. auch KAW. 8, 71 und 80. — KAW. 9, 55 und 88. — (218, 4) KAM. Akten. 199. Bl. 218. Bericht Montgelas an den Kurfürsten v. B., 14. September. — Baden-Durlach: KAW. 9, 54. 89. — (218, 39) Am 1. 12. 14. September. — (219 f.) Gotha KAW. 8, 84. — 9, 13 f. 41. 131. 146. — 10, 57. 76. 96. 225. — 11, 38. ad 38. 77. — Kaisertag 10, 58. — KKz. 57. III. No. 37. 187. — Meiningen ꝛc. KAW. 8, 47. — 9, 13. 19. 30, 81. ad 81. 87. 101—103. 155. 181. 200. — 10, 2. 7. — Intervention Dänemarks 9, 112. — Widmann KAW. 128—130.

Kap. 3. (221, 16) Der König an der Saale: PC. 9327 f. 9333. — AP. Man. B. 9b. — Borkowsky, Gesch. d. St. Naumburg, 1887, 139—157. — (223, 33) Erfurt: KAW. 9, 84. Oberst von Hagen, Petersberg, 13. Sept. 3 Uhr nm. — Széchényis Bericht Gotha 13. Sept. 4½ Uhr nm. — Aufgefangener Brief 9, 92c. — Henckel v. Don-

nersmark I. — (224, 24) Truppenstärke des Königs; „Oeuvres“, 8 B. 27 Sch. = 12 000 Mann. — Mebes, Beiträge I. und Schäfer, I., 430: 15 B. 25 Sch. — PC. 9341. — (225, 24) Laudon: KAW. 9, ad 82 und 83. — Gerlichich ist am 5. Sept. in Rochlitz, 9. Reichstadt, 10. Gera, 12. Roda, 13. Kahla-Gumperda, 14. Kranichfeld, 15. Stadtilm, 16. Plaue. — (225, 32) Széchényi: KAW. 9, No. 84. 90. 91. 92. 92a. 96—98. — (226, 38) Wiltsch, a. a. O. 15. Anm. 36. — Hendel, a. a. O. — KAW. 9, No. 97. 98. 99. 105. 110. 111. — PC. 9341. — (227, 6) PC. 9337. 9338. — (227, 22) Eisenach, 22. Sept. Konzept mit eigenh. Verbesserungen. KAW. 9, 139. — (227, 30) Gotha: KAW. 9, 98. — Soubise an Paulmy, 15. Sept., bei Waddington I. 534, vergl. Brodrück 247 und Regensuß, Tagebuch. Milit. Mitt. hgg. v. Xylander und Kretschmar IV. 3. München 1831. — Laudons Meldungen: KAW. 9, No. 99. 105 ff. 117—119. 123. 124. — 116. — Erkundung eb. 169. — 131. 139. Thüna, Anlage II, 245. — Truppen: KAW. 9, 122. I. Bat. je 2 Gr. Kp. Würzburg und Ferntheil, je 1 Varel und Kronegk (die Ansbachsche) II. Bat.: je 2 Effern und Nassau-Weilburg, je 1 Köln und Darmstadt, vergl. auch: H. an Seckendorf, 20. Sept., KAW. 9, 125. — (229, 26) Fleischmanns Bericht. KAM. siebenj. Krieg, faszs. 1. No. 6. — (230, 20) Im Berichte Soubises werden daraus 2 Meilen, ebenso in H.'s Brief an Seckendorf, KAW. 9, 125. — (230, 23) Es hatte gar keine gegeben, denn der Abzug der Preußen war exerzierplatzmäßig von statten gegangen. — (230, 37) Hormayr, Plutarch XII, 176. — (231, 16) Wiltsch, 26. Brodrück 262. — (232, 8) Bericht des Fourieramtes bei Brodrück 247 f. — vergl. dazu Waddington I, 535; Varels Bericht an den fränkischen Kreistag, Eisenach, 20. September, KAW. 9, 206. — KN. Kreistagsakt. 1757. — Schrötter, a. a. O. 219. — Mil. Wochenbl. 1884, No. 73. — Thüna 49 f. — PC. 9347 f. — (232, 36) Nach Janko, Laudon, 43, soll Laudon 137 Mann gefangen haben. — Diese Zahl findet sich sonst nirgends. Auch seine Angabe, Laudon wäre „durch eigentümliche Reden der Herzogin auf die Gefahr aufmerksam geworden“, ist haltlos; die Herzogin wußte selbst nichts von Seydlitzens Vorhaben, sie hätte als Freundin König Friedrichs auch kaum etwas verraten. Es erscheint überhaupt fraglich, ob Laudon mit in Friedenstein war; — vergl. auch KAW. 9, 126 f.

Kap. 4. (234 f.) Die Franzosen: Marsch- und Verteilungstabelle KAW. 8, 53c ad 53c von Soubise aus Hanau am 16. August durch den die Franzosen begleitenden österreichischen Kommissar Baron Christiani von Rall an H. übersandt. — vergl. dazu Bourcet, Mém. I. 20 f. — Organisation: Waddington, a. a. O. S. 280 „le soldat français dans la guerre de 7 ans“, und S. 386. — (236, 17) KAW. 9, 131. H. an den Kaiser, Eisenach, 21. Sept. — (236, 28) KAW. 9, 29. — Mém. Belle-Isles vom 5. Sept. eb. 9, ad 29. — 9, 112 Colloredo an H. 17. Sept. — 9, 112 a Kopie des Stahrembergschen Berichts, Paris 6. Sept. — 9, 112b und ad 112a. — (238, 18) KAW. 9, 113. — Stahrembergs Bericht, Fontainebleau, 10. Sept. 9, 113a. 113b. — (239, 7—11) eb. 9, 113c, 17. Sept. — 9, 115. 120. 120a. — (239, 18) eb. 9, 120b. 120c. auch 10, 16. — (239, 36) eb. 9, 41. H. an Colloredo. Erfurt 9. Sept. — 9, 51. — 9, 41b. — (239, 37) eb. 9, 71a. Extr. eines Stahrembergschen Berichts, Paris 31. August. — 71b — ad 70. — (240, 16) Korresp. Stainvilles mit Bernis. 7. Sept. abgedruckt bei Schäfer I. 649. — (240, 29) KAW. 9, 58. 153 ad 153. — (240, 40) Bernis, Mém. II. 115. 118. — (241, 7—14) an Paulmy, Waddington I. 534. — KAW. 9, 52. 52a. 71. ad 153. 190 ad 190. — (241, 33) Der König hatte es auf den Rat Seydlitzens getan, der mit Recht glaubte, daß Hildburgh. dadurch mißtrauisch würde. — (240, 40) KAW. 9, 71. — 9, 112a. — (242, 19—24) KAW. 9, 168. An Colloredo, Eisenach, 26. Sept. — 9, 112 Colloredo an den Herzog. Wien 17. Sept. — 9, 115 ebenso. Vertraulich 17. Sept.

Kap. 5. (243, 6—13) KAW. 9, 51a. Eisenach, 21. Sept. — 9, 169, an Colloredo, 26. September. — (243, 32) Thüna, 41 f. — KAW. 9, 94. Kolleffels Promemoria und H.'s Bericht an Colloredo, 29. Sept. KAW. 9, 94 und 190. — (244, 36) vergl. auch KAW. 9, 92 Wegnahme von 30 Wagen in Mechterstädt und 9, 168. — (245, 6) eb. 12, 6 H. an den Kaiser, Werneck 8. Dez. — eb. 9, 169. — 3 Kölnische Grenadiere mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett ergaben sich, ohne einen Schuß zu tun, einem preußischen Husaren. — (245,38) KAW. 9, 131. 201. 168. 169. — (248, 23) Die Worte: „Denn auf solche Art — gefressen hätte“ sind mit Bleistift durchstrichen.

Kap. 6. Stimmung des Königs: PC. 9338. 40. 42 f. 47 ff. 50. 54. 66. 68 ff. 72. 74 f. 83 ff. 87 ff. 98. 9403. 06. — (249, 3) vergl. Waddington I. 535 ff. — (249, 30) ähnlich auch an Duverney, 3. Oktober. Wadd. I. 542. — Truppenstärke nach dem Stande von Mitte Oktober. — (250, 15) KKz. 57. III. No. 93. — (250, 22) Auf die Verhandlungen mit Richelieu kann des Raumes wegen nicht näher eingegangen werden. Sie endeten ergebnislos. Vergl. PC. Koser u. a. — (250, 40) Auch Meldung des Obersten von Hagen aus Petersberg-Erfurt. 21. Sept. KAW. 9, 137. — (251, 26—39) Szech. Bericht aus Gotha, 22. Sept. KAW. 9, 142. 143. ferner 9, 144 ad 144. 151. 151a und b. — H. an Laudon eb. 9, 136. ad 136. — (251, 40) Laudon. Das Patent war den Seydlitzschen Reitern in die Hände gefallen. S. sandte es am 20. Sept. aus Gotha an Laudon mit folgendem liebenswürdigen Schreiben: „Hochgeborener Herr! Insbesonders hochzuverehrender Herr Generalmajor! Die nahe Nachbarschaft von E. H. giebt mir die angenehme Gelegenheit, demselben einliegendes Patent ergebenst zu übermachen. Meine Gratulation hiezu ist ebenso aufrichtig als E. H. Verdienste in der preußischen Armee bekannt. Ich weiß, daß dieselben mein Zeugnis hiervon nicht nöthig haben, da Ihnen solches durch Einlage von der größten Prinzessin unserer Zeit gegeben wird. Ich habe solches auch mit keiner andern Absicht hieher gesetzt, als um Ihnen die Hochachtuug zu bezeigen, mit welcher ich in allen Fällen seyn werde E. H. gehorsamer Diener Seydlitz.“ KAW. 9, 135a. — Laudons Berichte, eb. 9, 160, ad 160. 164 f. — (253, 40) vergl. die schöne Schilderung bei Koser, II. 119 ff. — Oeuvres, 23, 9. 12. 14. — (255, 35) Bernis, Mém. I. XLI.

Kap. 7. (256, 15—26) KAW. 9, 131. — Trotzdem Oberst Graf Truchseß 561 Mann, 544 Pferde effekt. Standes hatte und sehr weit vom Schusse stand, fürchtete er, „die Feinde könnten durch die anwachsenden Magazine angelockt werden“. Der Herzog tröstete ihn in einer sehr energischen Form. KAW. 9, 178. 198. — 10, 72a. — (257, 1 ff.) Soubise: Mailly an Paulmy, 26. Sept. Stuhr I. 190. — ebenda 184. 185. 192. — Urteil über Reichstruppen: Dépôt génér. de la guerre. Paris. Cart. 3433, 17, Wadd. I. 550 — auch I. 535. — KAW. 9, 182. — Paulmy an Stainville und an Richelieu. Stuhr I. 187. — KAW. 9, 169 H. an Colloredo, 26. Sept. — Wadd. I. 393. — (258, 19) Holnsteins Bericht KAM. Akt. 199, 268. — Camilles Bericht KAW. 9, 182. — Hildburgh. Vorschlag: eb. 9, 131. — Eisenach, 21. Sept. an den Kaiser. — (259, 5) Kriegsrat in Eisenach: KAW. 9, 168, 168a und b. 169 — vergl. die Vorpostenmeldungen; eb. 170. 171. 174—177. — (260, 2) 27. Sept. Stuhr I. 184. — Waddington I. 550. — (260, 12) KAW. 9, 189. — Vorpostenmeld. eb. 183—186. 193 f. 196 f. — (260, 38) eb. 9, 189. — Wadd. I. 551. — (261, 19) KAW. 10, 28. 28a. Kriegsrat am 2. Oktober. — (262, 16) KAW. 9. Kloster Therres, an Holnstein: „Mir kommt aber vor, daß die Herren Offiziers schon alle miteinander sich einbilden, im Winterquartier zu seyn, welchen falschen Wahn ihnen aber der Herr General zu benehmen hat“. — Kaisertag bei Brodrück, 101; KAM. 199, 280. — KAW. 10, 58 an Colloredo. — (263, 14) Vorp.-Meld.: KAW. 10, 4—9, ad 9. 11 f. 12a. — Laudon: KAW. 9, 138. 143. ad 143. 172. 187. 195. — 10, ad 55.

— KAD. loc. 1027. I. — Brodrück, 164. 274. — (264) Meldungen: KAW. 10, 11. 18 bis 12. 25. — Marsch nach Erfurt: nicht am 4. Oktober vergl. H. Befehl, Gotha, 4. Okt. KAW. 10, 12b und 28. — Mollinger: a. a. O. 101. Soubise und Richelieu: Stuhr I. 203. — Waddington I. 353. Selbst der österr. Milit.-Bevollm. Baron Kettler und sämtl. Generäle waren Richelieus Ansicht. — (265, 14) Marschall; KAW. 10, 28. 56. 58. — Gutachten eb. 28 f—m. — (266, 8) Mollinger, a. a. O. 102. — H. an Colloredo, Langensalza 12. Okt. KAW. 10, 77. — Pläne: Bernis, Mém. I. 306, II. 124. — Stuhr I. 201. — KAW. 9, 180 — 10, ad 29. 29. — Waddington I. 545 f. — KAW. 10, 58. — (269, 3) nach Langensalza: KAW. 10, 56a. Kopie. — Abgedr. bei Wadd. I. 555 und Stuhr I. 204. — KAW. 10, 56. 58. 77. — Cornillons: Wadd. I. 556. — (270, 1) Lebensmittelmangel: KAW. 10, 74. 152. — Kolleffels Prom. 9, 94 — bei Langensalza waren nur 16 B. 21 Schw. Reichstruppen, KAW. 10, 33. 77. 77a.

Kap. 8. Zum ganzen K. PC. 9391. 9400. 9405. 9408 ff. 9413 f. 9415 f. 9418—23. 9432. 9435. 9442 f. 9446. 9451. 9454 f. 9462 f. 9465 ff. — XVI. 31. Anm. 1. — (272, 26) Moritz kam am 11. noch bis Markranstädt, 12. mittags nach Leipzig, 13. nach Eilenburg. — (273, 9) Über die Unterredung: „Fr. d. Gr.“ Leipzig, Grunow 1886. I. 446. — Hadicks Bericht aus Beskoff (Beskow) i. d. Mark, 19. Oktober KKz. 57. III. No. 160. — (274, 3) Franzosen. Der Waffenstillstand wird in Versailles nicht genehmigt. Zirkularnote Bernis, Versailles 15. November KKz. 57. III. 192.

Vierter Teil.

Kap. 1. (277, 3) KAW. 10, 28e. 31. 33—47. 56b. c. — Marschall: KAW. 10, 79. 20. Pläne: eb. 10, 16. 17. — (278) Vorp.-Meld. 12—15. Oktober. KAW. 10, 81 f. 86. 88. 91. 97. 104a und b. 105. — Laudon, eb. 84. — (278, 35) an den Kaiser, Erfurt 20. Oktob., eb. 10, 145; an Marschall Dornburg 23. Oktob. eb. 10, 165. — (279, 3) Soubise bei Waddington I. 609. — Theresientag: KAW. 10, 152. — 11, 6. — Marsch nach Erfurt: eb. 10, 145. 145a. 110. — 10, 116. — 10, 77. 109. ad 116. — Waddington I. 610. — KAM. Akt. 199, 300. — (280) Broglie: KAW. 10, 119. 132. 156. Das Korps war am 19. in Ollendorf. — Soubise: eb. 10, 123. 123c. Duverney an S. 19. Oktober. — Stuhr I. 216. — Bernis, Mém. II. 131. — (281) Marschall: Stuhr I. 213. — KAW. 10, 146. 146a. 108. — Soubise: eb. 10, 145. 152. H. an den Kaiser und an Colloredo. — (282) Berichte an die Höfe: an Colloredo KAW. 10, 152 — an Stainville 25. X. — Vorp.-Meldungen: 16.—19. Oktober: KAW. 10, 118. 123b. 124. 126. 129. 141 ad 141. 144. — AP. Bertuchs Chron. 19. Oktob. ff. — KAM. Akt. 199, 312 ff. — 20.—24. Oktob. KAW. 10, 150. 154. 155. 157—159. 161 f. 167—171. 175—178. 180. — (283, 18) 22. Oktober, bei Stuhr I. 214. — Baden Durlach. KAW. 10, 123. 145. 186. 212. — Laudons Bericht: eb. 10, 150. 161. 180. 197., der Herzog an ihn: eb. 178 f. (284, 11 f.) KAW. 10, 181. Zwenkau 24. Oktober. — An Marschall, Dornburg, 23. Okt., eb. 10, 165. — eb. 10, 152. 164. 174. — AP. a. a. O. — Leipzig, Wiltsch, a. a. O., 56, 57. Anm. 131. KAW. 10, 195. 183. 196. Pegau 25. Oktober. — PC. 9464. 9468. — Retzow, I. 201. — Waddington I. 610. — (286, 18) KAW. 10, 172. Kopie, vom 23. Oktob. abgedr. bei Stuhr I. 357. 358 u. a. — Meldungen: KAW. 10, ad 184. 187. 187a.

Kap. 2. (287) Hildburghausen KAW. 10, 200—206. 209. Die Berichte liegen im Faszikel nicht richtig der Zeit nach geordnet, 202 und 203 gehören vor 206. Soubise KAW. 10, 146a ad 146. 210. — Waddington I. 612. — Stuhr I. 221. — (289) die Grenadiere formierten 2 Bataillone unter Oberst von Stutzer. — KAW. 10, 209, 213 bis 215. — Westfalen: 10, 216. — Der König: PC. 9469. PC. XV. Bd. 468. Anm. 1. — (290) Soubise: Waddington I, an Paulmy 28. Oktober. — Der Herzog: KAW. 10, 218. 219

bis 224. — Kolleffels Mission: eb. 10, 232. 232a und b. — eb. 11, 6. — (291, 15) Widmann suchte ihm vergeblich den Gedanken an Marschalls Hilfe auszureden. Vergl. Widm. an Daun, Freiburg, 3. November. KAW. 11, 10. ad 10. — Pläne: eb. 10, 227. Teuchern, 29. Oktober nachts. — (292, 1) gemeint ist die Stellung hinter der Rippach. — Soubise: Stuhr 1. 357 f. 223. 362 f. — (293) Der Herzog: an Colloredo, KAW. 11, 55, Lichtenfels 15. Nov. — Coll. an den Herzog, Wien, 25. Oktober, eb. 10, 182. 225 f. — Meldungen: eb. 10, 228. 229 und 229a, b. — Soubise an Stainville 29. Oktober, bei Stuhr I, 255. — Rückmarsch: KAW. 10, 230, Zwenkau 29. Okt. 800. 231. 241. 243. — An St. Germains 239. — Laudon an Prinz Karl, Gera 7. Nov. 11, 21. — Meldungen 10, 246. 250.

Kap. 3. (295) Torgau: Bürger, Vorgänge in und um T. während des 7 jähr. Kriegs. T. 1866, S. 36. — Kleist, Werke I. 103 f. — (296) Rückzug: KAW. 10, 244. 11, 55. — Soubise an Paulmy, Weißenfels 30. Okt. 2. Bericht. Stuhr I. 363 f. Stellung am 30., 31. Oktober: KAW. 10, ad 236. — Pläne: eb. 10, 238. — Zustände im Hauptqu. eb. 11, 6. an den Kaiser, Mücheln, 3. November. — (297) Meldungen: Soubise aus Großcorbetha, 30. Okt., KAW. 10, 235. — Széch. Poserna 30. Okt. 600, eb. 10, 240. — Zum Tage von Weißenfels: KAW. 11, 6. an den Kaiser. Mücheln, 3. Novemb. — eb. 11, 55 an Colloredo, Lichtenfels 15. Nov. — ad 10. Widm. an Daun, Freiburg 1. u. 3. Nov. — KAM. 200. Bl. 26 ff. 1757. — Artillerie. Hildburgh. Zirkular vom 11. Jan. 1758. KAW. 1758. 1. — Brodrück, 317. — Fleischmanns Bericht, Weimar, RAM. siebenj. Kr. fasz. 1, No. 2. — KAM. 200, 14. — Verpflegung: KAW. 13, 52.

Kap. 4. PC. 9474—9485. — (300, 17) Kerler, Tagebuch des Dominicus, S. 30. — Über die Vorgänge in Halle, 27. Oktob.—3. Nov. ein anonymes Schreiben. KAW. 11, 11. — (302, 1) Preuß, Urkundenb. II. 6. — (302, 12) Widmann an Daun. KAW. 11, ad 10. — Kriegsrat in Großcorbetha: KAW. 11, 1. Storkau, 1. Nov. — Bourcet, Mém. I, 41. — Dombasles Meldung, Halberstadt, 31. Oktob. KAW. 10, 248. — bei Stuhr I. 229. — (303) Stellung bei Mücheln: KAW. 11, 3 Mém. Soubises — 11, 4 H. an Soub. 2. Novemb. 2 Uhr früh. — KAM. 200, 26. — (304) Széch. Meldung KAW. 11, 7. Oberwünsch. 3. Nov. — Stellungswechsel: Operationsjournal. KAW. 13. — KAM. Akt. 200. — (305) Vormarsch: Wiltsch, 101. 102. — Bernis erzählt in seinen Mém., der König habe trotzdem, u. Z. die Reichsarmee, angreifen wollen, „von der er nicht viel hielt und in der er viel Partheigänger hätte.“ Aber Keith habe ihm abgeraten mit Erinnerung an Kollin. Diese Anekdote habe ich sonst nirgends gefunden.

Kap. 5. (306) Flugschrift: KKz. 57, IV. No. 21. — Kirchenschändungen: Wiltsch, 133—141, Anmerkungen 308—311. — H. an den Kaiser, Mücheln, 3. Nov. KAW. 11, 6 und Bamberg, 24. Nov., eb. 85. — Briaucourt, Kassel 28. Nov., an Paulmy, bei Waddington I. 632 — Bernis, Mém. II. 134. — (307) Grechtler: KAW. 13, 52. — 9, 94. — Verpflegung: Colls Bericht, Erfurt, 7. Nov. bei Eicken, Pr. Jahrb. 41. Bd., S. 7 ff., auch Schäfer a. a. O. Forsch. z. deutsch. Gesch. 17, 609. — Feldzüge der Preußen II. 205. — (308) Bericht Hs. an Colloredo KAW. 11, 55. — (309) Laudon. Bericht an Karl, Gera, 7. Nov., eb. 11, 21. — (310, 9) Soubise: Bernis, Mém, I. XCV. — Soub. an Paulmy, bei Waddington I. 617 und Stuhr I. 231. In dem Bericht wechseln für den 4. Nov. die Ausdrücke „gestern“ und „heute“, er ist also in der Nacht geschrieben.

Kap. 6. (312) Die Stärkeangaben: König: Tempelhof: 28 B. 43 S. = 22360; Scharnhorst, Denkwürdigkeiten der Berliner milit. Gesellschaft, Berlin 1803 rechnet 28—29000: Henckel, der es als dem Prinzen Heinrich nahestehender Offizier ziemlich genau wissen konnte, 23000. Meine Angaben nach dem Gst. ält. Ord. — Reichsarmee und Franzosen,

Grundlegend sind die Angaben Brodrücks, 335 ff., die ich durch Tabellen im KAW. bestätigt fand, z. B. 7, 81b. — 8, 27c. 43a. — 9, ad 182. — 10, 56. ad a und a. — KAM. 242 fasz. 1, 28 — Detachierungen vergl. vorhergeh. Kapitel und Bericht des Markgrafen KAW. 11, 5; Kösen, 2. Nov. — Waddington I. 629 — Allgem. Milit. Ztg. 1856, No. 19 f. — KAM. 200, 26. und 254. Der Bericht Morawitzkis und ein dabeiliegender anonymer Auszug rechnen 18 B. 4 Grkp. 34 Schw. — zusammen 30 000 Franz. 10 000 Deutsche. — (314) Laudon, eigene Angaben Ls, aber erst aus dem Jahre 1787: 3 Bat. Kroaten, 3—400 Husaren, KAW. 11, 35½.

Kap. 7. (320, 32) Weimar, 7. Novemb. KAW. 11, 19. — (321, 3) bei Waddington I. 618, bei Stuhr I. 232. 379. — Soubise: Brief an Paulmy 10. Nov., Stuhr I. 366/369. — (322, 7) Berlin 1824, I. 379. Die neue Ausgabe von 1903 ist mir bekannt. Das Buch war bei ihrem Erscheinen bereits abgeschlossen. — (323, 16) Bourcet, Mém. 52 f. — Précis etc. joint à la lettre de B. 10. Nov. Stuhr I. 373—375. — (324, 18—23) Diese Nachricht traf in Versailles ein, als der Hof gerade bei der Tafel saß. Die Herzogin von Orléans bemerkte bissig dazu, es wäre ihr lieb, daß sie in ihrem Leben einmal einen König zu sehen bekäme. — Nordhausen, 10. Nov. an Paulmy. — (324, 31) Schöning, Natzmer. Berlin 1838., 439. — (326, 3) Mollingers Bericht aus Arnstadt 7. Nov. — (326, 34) RAM. siebenj. Kr. fasz. 1. No. 11. Langensalza, 8. Nov.

Kap. 8. (327.) Zarnasay. Über diese Meldung und die darauffolgende Debatte Bericht Széchényis aus Kölleda, 7. Nov., KAW. 11, 22. — Der Herzog an den Kaiser, Weimar 7. Nov., eb. 19. — Ders. an Colloredo, Lichtenfels, 15. Nov., eb. 55. — ders. an die Kaiserin, Wien, 20. Oktob. 1758, eb. 58. — (328, 14) Corrésp. partic. du Comte de St. Germain, I. 226 — (eb., 23) Lange, Soldaten Friedrichs d. Gr. 388. — (330, 3) Fahne der Württemberger: Niethammer, Reichsarmee 1757, S. 195. Nach der Schlacht brachte sie ein Husarenoffizier „mit höflichen Entschuldigungen“ zurück. — (332) Reichstruppen: Neben bereits genannten offiziellen Berichten: KAM. 200, 14. — KAW. 11, 28 Bericht des Prinzen Georg von Darmstadt, Lichtenfels 17. Nov. — eb., 29. Bericht Drachsdorfs — 30, Bericht Varels, Heiligendorf 17. Nov. — 31, Bericht Ferntheils, Neussig, 17. Nov. — 61. Bericht des Stückhauptmanns Schmid, Staffelstein, 16. Nov. — Bericht des Obersten v. Coll bei Eicken, a. a. O. 6. — (334) Laudon marschierte über Gera nach Freiberg, von da „nur noch eine Feldwache stark“ nach Böhmen. — König: PC. 9488. 9498. — (335) Verluste: KAW. 11, 76. Lichtenfels 21. Nov. Die Verlustliste liegt nicht mehr beim Akt. — eb., 26. ad 26. 34 f. — Franzosen: eb. 11, 95. Soubise an den Herzog, Eisenach 26. Nov. — Waddington I. 624. Gefallen waren die Generäle Custine, Revel, Beauvilliers, Durfort, d'Ayat. — Eichels Berichte PC. 9509. 9510. 12. Nov. —

Kap. 9. (336) Soubise: v. Barsewisch, meine Kriegserlebnisse, 23. — Berenhorst: Aus dem Nachlasse, II. 145. — (337) Der König bei Freiburg: KAW. 11, 23¼. — Größler, Führer d. d. Unstruttal. — Soubise: KAW. 11, ad 19. — Eckartsberga KAM. 200, 26. — (338) Flucht und Panik: Thüna 61. — Szécheńyis Bericht KAW. 11, 22. Kölleda, 7. Nov. — eb. 40½. — Berlinische Nachrichten, Sonnabend, 19. November 1757 Bekanntgabe der Greuel. — Mollingers Bericht, Gräfental 11. Nov. — Plothos Promemoria vom 14. Dezember. KKz. 1757. III. No. 204. — PC. 9494. 9509 f. — (340) Soubise: Waddington I. 629 f., W. sagt: „Bei aller Berücksichtigung der schlechten Haltung der Reichssoldaten muß man ehrlicherweise zugeben, daß die Franzosen ihren reichlichen Anteil an der Schande der Niederlage haben.“ — Stuhr I. 378. 234 f. — KAW. 11, 78 an Hildburgh. Duderstadt. 21. Nov. — (342) KAW. 11, 54 Hildburgh. a. d. Kaiser. Lichtenfels, 15. Nov. Zustand des Reichsheeres. — Eötvös: KAW. 11, 42. 45. Meldungen aus Blankenhayn und Lengefeld, 5 km s. davon. 91. Meldung aus Schleiz,

25. Nov. — 94. Herzog a. d. Hofkriegsrat 26. Nov. — vergl. auch eb. 12, 3. 10. 30. 39. 55. — (343, 11) PC. 9495.

Kap. 10. (344, 3) bei Stuhr I. 227 — Stimmung in Wien: KAW. 11, 36 Colloredo an den Herzog, 6. Nov. — eb. 11, 64 und ad 99. — Arneth, Maria Theresia u. d. siebenj. Krieg I. 281. — Huschberg-Wuttke, a. a. O. 207. — (345) Stimmung in Paris: Bernis, Mém. I. 389. u. Anh. XI. — Bourcet an Paulmy, Wiehe, 7. Nov., bei Waddington I. 634. — GAMei. siebenj. Krieg, Verschiedenes 6 ff. —

Kap. 11. (349) Sammelversuche: KAW. 11, 46. 46a. 46d. 55. 57. 79. ad 99. 101. — Kaiserl. Dekret eb. 93. — Baumann, Gesch. d. Allgäus III. 215. — „Die Hohenloher in der Schlacht bei Roßbach," Verhörsprotokolle. Württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. III. 175. — Der schwäbische Kreis erließ ohne Genehmigung des Kaisers u. des Generalissimus Pardonpatente. — (350) Montgelas: KAM. 200, 37. 76. 77. — Kurtrier: Colls Bericht bei Eicken, a. a. O. 8. — Winterquartiere: KAM. 200, 76. Robach, 25. Nov. — eb. 15. 18. — KAW. 11, 76. Hildbg. an den Kaiser, Lichtenfels 21. Nov., exp. 24. Nov. — eb. No. 69½. 80. 88. 100. — AKr. 109, 558. — (351) Jägerkorps: KAW. 11, 63. 63a. b und d. — 12, 26 f. 30. 32 f. — Postierung: PC. 9551. die Markgräfin an den König, 20. Nov. Sie schätzte die Truppen richtig auf 13—14 000. vergl. KAW. 12, 46. — 13, 22 f. — (352) Bamberg: KAW. 12, 50. Der Herzog an den Bischof. 26. Dez. — Zustand: KAW. 12, 39. — 11, 101. Die Reorganisation ausführlich in der Einleitung zu Band II. — KAW. 12, 6 — Hildburgh. KAW. 11, 85. — 11, 82. — 11, 60. — 12, 20. — Die Kaiserin schrieb noch Ende Oktober 1758 eigenhändig auf den Rand eines Briefes, in dem der Herzog seine Unschuld wiederholt beteuert: „nichts auders habe wider sie gehört, als das sie sich zu vill exponirt, welches der Streich, den sie empfangen, confirmirt und ihnen gleich sieht. Mein Arm, der ein entsetzliches aas (Geschwür) hat, will nicht langer continuiren, bin gewis erkenntlich ihrer gedenkens art." — (354) Oberst Ryhiner bei Stuhr, I. 333. Nürnberg, 4. Dez. — Rücktritt Hs. KAW. 11, 74. — 12, 16. — 12, 39. — 11, 85.

Kap. 12. PC. 8903. 8911. 8917. 9110. 9149. 9181. 9701. — Plotho im Sommer: KKz. 1757. II. No. 58. 61. 62. — BRM.; CG. 1415, 1572. — AKr. 109, 378. 380. — (356) über diese Schriften: AKr. 109, 426—87. und KKz. 1757. II. Die schwedischen Angelegenheiten: KKz. 57. III. 106. 156. 191. — (356, 40) CG. 1415, 1763. — (357) Achtsantrag KKz. 57. II. 20. III. 1. — CG. 1415, 1621. 1644. 1719 f. — Zitation KKz. 57. III. 92. AKr. 109, 577. — (359, 6) CG. 1415, S. 1823 f. — Dr. Aprill: Zugrunde liegen der amtliche Bericht Aprills an den Kurfürsten von Bayern, Regensburg, 20. Oktob. im RAM. — Aprills Bericht an die Reichsversammlung AKr. 110, 524. — CG. in der BRM. 1415, 1818. 1821. 1865 bis 72. — KKz. 1757. III. 168. — Wie Thudichum in der Festgabe zu Jherings Doktorjubiläum 1892, S. 160 ff. „der Achtprozeß gegen Friedrich d. Gr. und seine Verbündeten", den Vorgang mit einem Ausfall auf die deutsche Geschichtswissenschaft („es muß darauf bestanden werden, daß in den deutschen Geschichtswerken in Zukunft über geschichtliche Vorgänge von großer Bedeutung etwas mehr Genauigkeit (sic!) zur Anwendung komme") überhaupt anzweifeln kann, ist mir nicht verständlich. — (361, 21) KKz. 1757. III. 136. — BRM.; CG. 1415, 1885. — (362, 7) KKz. 1757. III. 185. — Plothos Antwort, eb. 204. — (363, 4) eb. 186, 29. Nov. — (364, 1) KKz. 1758. I. No. 2. Auf den Versuch, das Verfahren im Sommer 1758 wieder aufzunehmen, werde ich im II. Band zurückkommen.

Es ist zu lesen:

25, 11 boulversirung	183, 19 bei (statt bis)
66, 38 . (? zu streichen)	206, 2 vordringen
94, 6 Fridericus	232, 37 nicht
110, 6 Rotenberg	235, 19 sou
119, 30 Roßstall	236, 3 Parkbedeckung
122, 32 fränkischen Kreises	274, 8 Groschwitz
144, 35 zur (statt für)	278, 1 dem
145, 23 Markgraf Friedrich von Bayreuth	287, Kap. 2
153, 4 schroffem	289, 31 (" zu streichen)
160, 9 Colloredo	302, 24 zu nähern
164, 34 ihn	338, 8 Kölleda
168, 6 Durlach	345, 4 vor

Register.

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

Inhaltsübersicht.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

